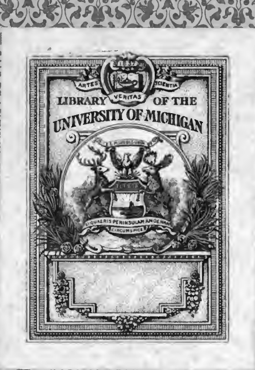
Zeitschrift für vergleichende litteraturgesc...


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Zeitschrift

für

Vergleichende Litteraturgeschichte und Renaissance-Litteratur.

Herausgegeben von

Dr. Max Koch, Professor an der Universität Breslau,

und

Dr. Ludwig Geiger, Professor an der Universität Berlin.

Neue Folge. — Dritter Band.



BERLIN 1890.
DRUCK UND VERLAG VON A. HAACK
NW., Dorotheenstrasse Nr. 55.

INHALT.

Abhandlungen.

Neue Mitteilungen.

Vermischtes.

Besprechungen.

Die Vorläufer der anakreontischen Dichtung in Deutschland.

Von

Georg Witkowski.

Im Jahre 1554 gab Henri Estienne, der grofse Philologe und Buchdrucker, zum erstenmal die Gedichte heraus, welche er für Schöpfungen Anakreons hielt.*) Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob irgend eines dieser zierlichen kleinen Kunstwerke mit Recht den Namen des Dichters von Teos führet; genug, dafs sie Jahrhunderte lang als Schöpfungen des Meisters galten, dessen einzige Feinheit und Grazie schon das gesamte Altertum anerkannt hatte. Das Stilgefühl war noch nicht ausgebildet genug, um zu erkennen, dafs man es hier ausschliefslich mit Werken einer späten und übertreibenden Nachahmung zu tun hatte. Egger (l'Hellénisme en France, Paris 1869. I, 358) hat bereits darauf hingewiesen, wie gerade der Umstand, dafs diese Dichtung nicht dem schönen, freien Altertum angehört, dazu beigetragen hat, sie dem überfeinerten Geschmack der Renaissance-Dichter um so zusagender zu machen. Mit ihrer Naivität, ihrer ungebundenen Freude am Genufs, ihren zierlichen Zeichnungen von Bildern aus der lebenden Natur und der Kunst entsprachen diese Gedichte so recht dem französischen Geiste und führten ihn von der Nachahmung Pindars in angemessenere Bahnen zurück. Zwei Jahre nach Estiennes erster Ausgabe erschien eine Anakreon-Übersetzung von Remi Belleau, der eine Anzahl von Nachahmungen beigefügt waren, die zeigen, wie lebhaft und wie schnell jene Gedichte auf die französische Lyrik ein-

---

*) Ἀνακρέοντος Τηΐου μέλη. Ab Henrico Stephano luce et Latinitate nunc primum donatae. Lutetiae, apud Henricum Stephanum MDLIIII.

gewirkt hatten. Auch Ronsard, der strahlendste Stern in der Plejade von Dichtern, die damals in Frankreich leuchtete, begleitete Belleaus Anakreon mit einer Elegie, in der er feierlichst der schweren pindarischen Dichtung absagte:

„Anacréon me plaît, le doux Anacréon!"

In seiner Dichtung herrscht seitdem die anakreontische Manier vor, die zwei Jahrhunderte in Frankreichs Lyrik lebendig bleibt und sich, von dort ausgehend, die benachbarten Kulturländer erobert. In unzähligen Variationen werden diese Lieder in Frankreich, England, Italien und Deutschland nachgesungen, überall erscheint, wie schon Goedeke (Grundrifs II[1], 586) bemerkt hat, die Anakreontik als „eine fast notwendige Entwickelungsstufe der Lyrik, im Individuum, wie in den Volksindividuen".

In Deutschland zeigt sich ihr Einflufs seit dem Zeitpunkt, wo unsere lyrische Dichtung anfängt, sich an fremden Mustern zur Kunstdichtung umzubilden. Der erste, der dieses Ziel zu erreichen strebt, ist Weckherlin. Seine Wege sind von denen der Späteren sehr verschieden. Denn während diese darauf ausgehen, unsere Poesie nach gelehrten Grundsätzen und zu gelehrten Zwecken umzugestalten, fehlt Weckherlins Bestrebungen jede theoretische Grundlage: er nimmt die fremden Formen herüber, wie er sie findet, und wenn er auch den Inhalt durch einzelne mythologische Figuren ausschmückt, so ist er doch noch weit entfernt von dem Bilderschwall der späteren Dichter. Bei ihm hören wir noch nichts von allen den Amarillen, Flavien, Silvien, die bald zum Hausstande jedes „Poeten" gehören, ihm genügt seine Myrta, und er verschmäht die angenommene Liederlichkeit, in der die gelehrten Dichter ihre Vorbilder aus dem Altertum zu übertreffen suchten. Er ist ein Hofmann, der dem gemäfsigten Lebensgenufs huldigt und dem die Tätigkeit des Dichtens nicht notgedrungenes Beiwerk der gelehrten Arbeit, sondern eine Würze ist, die den Genufs erhöht und veredelt. Er verherrlicht Liebe und Wein, und Anakreon gibt ihm zu manchem Liede die Anregung. Aber nicht mehr. Denn in der Ausführung ist Weckherlin ganz deutsch, da ist nichts von künstlichem Griechentum zu bemerken, höchstens hier und da eine kleine äufsere Zutat, die in den Ton des Ganzen nicht recht einstimmt. Er hat An. 2, 15, 19, 23, 26 und 46 nachgedichtet, aufserdem in verschiedenen Gedichten anakreontische Motive verwertet. So beklagt er in „Schönheit nicht wehrhaft" die schnelle Vergänglichkeit der Jugend und fordert auf, zu lieben, so lange es Zeit ist. In „Amor

betrogen" trifft Kupido statt der Myrta seine Mutter, die Venus, und entschuldigt sich damit, dafs er beide verwechselt habe. „Amors Wohnung" sind Myrtas Augen; in einem anderen Gedichte wird er als Allbesieger gefeiert. Diese spielende Verwendung der Gestalt des Liebesgottes zeigt sich (im Zusammenhang mit der leichtfertigen Auffassung der Liebe selbst) überall als erstes Zeichen des Eindringens der Anakreontik.

Für die Art, wie Weckherlin Anakreon nachahmt, diene die Nachdichtung von An. 26*) als Beispiel:

Fröhlich zu leben.**)

Wan ich in guter geselschaft
frisch zechend an dem tisch gesessen,
macht mich der süfse rebensaft
des leids und unmuts bald vergessen!
ich will stets springen an den danz,
gekrönet mit dem ebhaukranz.

Mein hirn, erhitzet durch ein glas,
vermeinet mehr reichtum zu haben,
dan Midas und Crösus besafs;
ja grofser fürsten gunst und gaben,
dienst, ämpter, glück und herrlichkeit
trit ich zu grund, als eitelkeit.

Wolan, bring her ein volle flasch,
die sorg aus meinem kopf zu jagen,
und dafs ich lung und leber wasch;
was hilft es, sich selbs vil zu plagen?
ist es nicht bafs, zu bet voll wein,
dan auf der erden tod zu sein?

*) Ὅταν ὁ Βάκχος εἰσέλθῃ
εὕδουσιν αἱ μέριμναι·
δοκῶ δ'ἔχειν τὰ Κροίσου.
θέλω καλῶς ἀείδειν,
κισσοστεφὴς δὲ κεῖμαι,
πατῶ δ'ἅπαντα θυμῷ.
. . . .
ὅπλις ἐγὼ δὲ πίνω.
φέρε μοι κύπελλον, ὦ παῖ.
μεθύοντα γάρ με κεῖσθαι
πολὺ κρεῖσσον ἢ θανόντα.

**) Weckherlins Gedichte, hrsg. von Gödeke, Leipzig 1873. S. 71 ff.

Diese Art der Benutzung fremder Stoffe, die noch völlig dem Verhältnis eines Hans Sachs und Fischart zu ihren Vorbildern entspricht, hörte auf, als die Gelehrsamkeit in der Dichtung die Oberhand gewann. Zu derselben Zeit, wo Weckherlins „Oden und Gesänge“ erschienen (1618—19), begann die Tätigkeit des Mannes, der die dichterische Freiheit zu gunsten der Regel beschnitt und in der genauesten Nachahmung der klassischen, durch das Ausland vermittelten Muster das Heil für unsere Poesie erblickte. Martin Opitz ging als Dichter und Theoretiker nicht wie Weckherlin von der französischen und englischen Dichtung aus, die beide das Altertum nur soweit als Vorbild gelten liefsen, als es ihrer nationalen Eigenart nicht widersprach, — er lehnte sich an die stammverwandten Niederländer an, deren grofser Philologe Daniel Heinsius die Dichtkunst als einen Teil seiner gelehrten Beschäftigung betrieb und aus Mangel an schöpferischer Kraft in der genauesten Nachahmung vor allem Ronsards das Ziel seines Strebens sah. Wein und Liebe werden von Opitz und seinen Nachfolgern nur als Requisite, als Gegenstände der formalen Übung bezeichnet und erlangen bei den höheren Schichten der Gesellschaft nur unter diesem Deckmantel Duldung. In den Jahrzehnten des endlosen Krieges, in den Zeiten der Erschöpfung, die ihm folgten, war für eine heitere Dichtung, die unbekümmert um den folgenden Tag froh die Gegenwart geniefst, kein Raum.

In dem Gedicht „An die Teutsche Nation“, welches die erste Ausgabe seiner „Teutschen Poemata“ (Strafsburg 1624) eröffnet, gesteht Opitz zuerst (mit Anlehnung an An. 1 und Ronsard), dafs er sich durch das Kind der Venus habe verlocken lassen, statt der Taten der alten Helden, die sich einst den Römern wiedersetzt, bei den Hirten im Walde die schöne Nymphe, welche ihm Gemüt und Sinn erfüllt, zu besingen; aber am Schlufs sagt er der Liebe ab und verweist auf ein anderes höheres Werk, zu dem er sich jetzt wende:

„Das soll vor diesem Buch so vielmal besser sein,
Je besser Weisheit ist als Venus süfse Pein“.

Opitz hat die anakreontischen Gedichte genau gekannt, das beweist schon seine Erwähnung derselben im „Lobgesang Bacchi“,*)

*) Vers 585 ff. (Ausgabe 1624. S. 158 f.):
Schaw doch Anakreon, was der hat fürgegeben?
Nicht Cadmi reise lob, nicht Agamemnons Leben,
Gleichwie er selber sagt; es ist sein gantz gesang
Nur Venus vnd jhr Sohn, vnd Bacchi milter tranck.

er hat auch zwei von ihnen übersetzt (15 und 19); doch zeigt nichts so deutlich, wie diese Übertragungen, dafs ihm die darin ausgedrückte Lebensanschauung ganz fern lag. Das zweite verdeutschte er für sein „Florilegium variorum Epigrammatum" (Danzig 1639) sehr geschickt; aber, wie schon aus der Stelle, die er ihm in einem wesentlich gelehrten Werke anwies, hervorgeht, ohne den Inhalt sich als Dichter aneignen zu wollen:

DEn Gyges lafs ich bleiben,
Sich Sarder-König schreiben:
Gold kann ich wohl verbannen:
Ich neyde nicht Tyrannen.
Mein Sinn ist mich zu ziehren
Den Bart zu balsamiren:
Mein Haupt mufs Rosen tragen:
Difs, difs ist mein behagen.
Ich will für heute sorgen,
Denn welcher weifs von Morgen?*)

Der Mann, welcher die Lehre aufgestellt hatte: „Die Lyrika wollen mit schönen sprüchen vnd lehren häuffig geziehret sein" war durch Welten von dem Griechentum geschieden, so oft er auch, meist auf Ronsards Spuren, den Versuch erneuerte, seine Verse mit dem Geiste des Altertums zu erfüllen. Lieder wie „Newlich als ich aufsgegangen" (1624, S. 25 nach Bion Id. IX ed. Ahrens) oder das „Sonet an die Bienen" (1624, S. 24) sind Beispiele solcher nach niederländischer Art versteiften Nachahmungen der von Ronsard im französischen Geiste umgeformten griechischen Lyrik.**) Weit geschickter hat den Stoff

---

Der Krug der ist sein Schild, auff welchem er will tragen
Nicht Orionis schwerdt, auch nicht der Sonnen wagen,
Nicht Sternen aufs der Lufft. Er will allein für sich
Euch drey; der Venus Sohn, sein Lieb vnd Bacche dich.

*) Οὔ μοι μέλει τὰ Γύγεω,
τοῦ Σαρδίων ἄνακτος·
οὐδ᾽ εἷλέ πώ με ζῆλος,
οὐδὲ φθονῶ τυράννοις.
ἐμοὶ μέλει μύροισιν
καταβρέχειν ὑπήνην·
ἐμοὶ μέλει ῥόδοισιν
καταστέφειν κάρηνα.
τὸ σήμερον μέλει μοι·
τὸ δ᾽αὔριον τίς οἶδεν;

**) Ebenso wie Opitz hat auch Wencel Scherffer eine Anzahl anakreontischer Gedichte (An. 15, 19, 25, 46) ohne Benutzung der griechischen Originale und zwar aus dem Polnischen des Jan Kochanowski übertragen. (Geist- und Weltlicher Gedichte Erster Teil, Brieg 1652 S. 312, 291, 312, 289.)

des zuletzt genannten Gedichtes Fleming*) behandelt; aber sonst zeigt er keine Einflüsse der Anakreontik, die über gelegentliche leichte Anklänge hinausgingen.

Unter Opitzens Nachfolgern herrschte die ernste Stimmung vor, die in der Liebe keinen Gegenstand des Scherzes und im Leben nur eine Prüfung für ein besseres Jenseits sah. Mochte auch zuweilen jugendlicher Übermut die Nebel des Trübsinns durchbrechen, das Licht, welches von ihm ausging, hatte nichts mit dem schönen Sonnenschein des griechischen Daseins gemein; in der Dichtung eines Finkelthaus, eines Brehme waltet die Rohheit und die Zote, wenn sie lieben, die dicke, tabakgeschwängerte Kneipenluft, wenn sie trinken. Es ist in der Tat wahr, was Johann Friedrich Löwen, der selbst zu den Anakreontikern gehört, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von den Dichtern dieser Art urteilt:**) „Ihre Weinlieder waren keine begeisterten Lieder des Bacchus, es waren deutsche Bierchansons. Man sahe es den Liedern gar nicht an, dafs den Dichter der flüchtige Geist des Weins erhitzt hatte. Seine Verse taumelten und stolperten ebenso schwer, wie ein guter Bauerlimmel, der sich mit zu vielem Merseburger überladen hat“.

Moscherosch übersetzte z. B. in seinem Gesicht von den „Venus-Narren“ An. 40***) in einem Liede von 17 Strophen ganz roh und grobianisch. Nachdem Amor von der Biene gestochen ist, jammert er:

RAach! ô liebste Mutter, Raach!
Ich werd noch verzweyffeln müssen!
Helfft! ich spring sonst in die Bach,
Oder will mich selbst erschiefsen.

Die Göttin der Liebe fühlt aber kein Erbarmen:

---

*) Gedichte, herausgegeben von Lappenberg, Stuttgart 1865 I, 498.

**) In den „Anmerkungen über die Odenpoesie“ (Sammlung musikalischer Schriften, übersetzt von Joh. Wilh. Hertel. Erstes Stück, Leipzig 1757 S. 8.)

***) *Ἔρως ποτ᾽ ἐν ῥόδοισιν*
κοιμωμένην μέλλιτταν
οὐκ εἶδεν, ἀλλ᾽ ἐτρώθη
τὸν δάκτυλον· παταχθείς
τὰς χεῖρας ὠλόλυξεν·
δραμὼν δὲ καὶ πετασθείς
πρὸς τὴν καλὴν Κυθήρην
ὄλωλα, μᾶτερ, εἶπεν,
ὄλωλα κἀποθνήσκω.
ὄφις μ᾽ἔτυψε μικρός
πτερωτός, ὃν καλοῦσιν
μέλιττα οἱ γεωργοί.
ἁ δ᾽εἶπεν· εἰ τὸ κέντρον
πονεῖ τὸ τᾶς μελίττας,
πόσον δοκεῖς πονοῦσιν
Ἔρως, ὅσους σὺ βάλλεις;

VEnus vor zorn nicht ein wort.
Endlich nahm ein hand voll ruhten:
Wart ich will dich bringen fort,
Dafs dir soll der Hinder bluhten.

Und dann wird ganz eingehend die Vollziehung der angedrohten Strafe beschrieben.*)

Übersetzt werden die anakreontischen Gedichte in dieser Zeit nicht. (Der Vollständigkeit halber sei die ungeschickte Übertragung von An. 17 in Hanmanns Anmerkungen zu Opitzens „Poeterey" (1658 S. 250) erwähnt, welche nur das vierfüfsige jambische Versmafs veranschaulichen soll.) Einzelne Motive begegnen, die an anakreontische Vorbilder erinnern. So in Homburgs „Schimpff- vnd Ernsthaffte Klio" (Jehna 1642 S. F1b) „Der verlohrne Kupido". Wie ungeschickt die Gestalt Amors verwendet wird, zeigt ein anderes Gedicht Homburgs (ebda. S. N1b): Kupido will in die Kirche gehen, der gute Korydon verwehrt es ihm. Um sich zu rächen, nimmt der kleine Gott die Gestalt der Geliebten Amarillis an, und als Korydon darauf mit ihm geht, kommt die wahre Amarillis und gibt dem scheinbar ungetreuen Liebhaber den Laufpafs. Der Mifsbrauch, der mit den Verkleidungen des Kupido getrieben wird, steigt besonders um die Wende des Jahrhunderts immer höher. Christoph Fürer von Haimendorf (Christliche Vesta und Irdische Flora, 1732 S. 396) läfst ihn als Savoyard und Schlotfeger auftreten, andere verwandeln ihn in einen Brillen-, Drehbuden- und Stechbuchmann, in einen Juden, einen Brautdiener, Richter, Küchenmeister, eine Trödelfrau, einen Tagelöhner, Jäger, Passagier, Bierbrauer, Pelzkrämer, Goldmacher, Lerchenfänger, Austernschlucker, Sekretarius, Handelsmann, Buchhändler, Vogelsteller, Liebesgeneral, Auktionator u. a. m.**)

Bei den meisten Dichtern fehlt es an jedem Verständnis für die lebensvolle Dichtung des Altertums. Man zieht eine moralische Lehre daraus und fafst sie in eine Art von Epigramm. So macht Justus Sieber in seiner „Poetisirenden Jugend" (Dresden 1658 S. 753) aus An. 46***) die folgenden zwei Zeilen:

*) Dieser Zug kann möglicherweise auf ein antikes Vorbild zurückgehen, da ja die Züchtigung Amors wiederholt in der bildenden Kunst dargestellt wurde.

**) Siehe Trillers Anmerkung zu der Zueignungsschrift seiner „Poetischen Betrachtungen" Erster Teil, Hamburg 1732.

***) Anmerkung siehe nächste Seite.

WAs Weisheit anbetrifft, und sonsten gute Sitten,
Die werden ohne Geld fast nirgend mehr gelitten.

Und Georg Greflinger (Poetische Rosen und Dörner, Hamburg 1655 S. h 1a) fafst Theokrits „Κηριοκλέπτης“*) in ein lehrreiches Epigramm:

Auff den Honig-Dieb Kupido.

Indem der Venus Knab der Immen Honig stihlt,
Wird derer Stachel Gifft von ihm zugleich gefühlt.
So süfs ist keine Lust, die nicht mit bittrer Pein vermischt wird sein.

Eine ganz hübsche Nachdichtung desselben Idylls gibt Johann Franke (Poetischer Werke Erster Teil, Frankfurt a. O. 1648 S. 345).

Eine freiere Lebensanschauung herrscht stellenweise bei Rudolf Wasserhun (Kauff-Fenster, das ist Newe Poetische Inventiones, Hamburg 1644) z. B. in dem Gedichte „Viventes vivamus amori“ (S. 48), dessen Inhalt schon aus dem Titel hervorgeht. Ebenso verrät Henning Groskurts „Poetischer Myrten-Wald“ (Helmstädt 1662) einige Bekanntschaft mit der anakreontischen Dichtung.

Ein wesentliches Element bildet sie aber nur in den Werken dreier Dichter dieser Zeit, des August Augspurger, David Schirmer und Jakob Schwiger. In dem einzigen der weltlichen Lyrik gewidmeten Buche Augspurgers, der „Reisenden Klio“ (Drefsden 1642) ist der Inhalt von An. 3, 14, 19, 20, 30, 34 und 40 (I, 53, 50, 45, 51, 55, 32, 52) deutsch wiedergegeben. Doch erscheint es unzweifelhaft, dafs er die anakreontischen Gedichte in der Ursprache nicht gekannt hat. Denn während er sonst überall seine antiken Quellen gewissen-

---

Idyll XIX: *χαλεπὸν τὸ μὴ φιλῆσαι,*
χαλεπὸν δὲ καὶ φιλῆσαι,
χαλεπώτερον δὲ πάντων
ἀποτυγχάνειν φιλοῦντα.
γένος οὐδὲν εἰς Ἔρωτα·
σοφίη, τρόπος πατεῖται·
μόνον ἄργυρον βλέπουσιν.
ἀπόλοιτο πρῶτος αὐτός
ὁ τὸν ἄργυρον φιλήσας·
διὰ τοῦτον οὐκ ἀδελφός,
διὰ τοῦτον οὐ τοκῆες·
πόλεμοι, φόνοι δι' αὐτὸν.
τὸ δε χεῖρον, ὀλλύμεσθα
διὰ τοῦτον οἱ φιλοῦντες.

*) *Τὸν κλέπταν ποτ' Ἔρωτα κακὰ κέντασε μέλισσα*
κηρίον ἐκ σίμβλων συλεύμενον, ἄκρα δὲ χειρῶν
δάκτυλα πανθ' ὑπένυξεν· ὁ δ' ἄλγεε καὶ χέρ' ἐφύση
καὶ τὰν γᾶν ἐπάταξε καὶ ἅλατο, τᾷ Ἀφροδίτᾳ
δεῖξέ τε τὰν ὀδύναν καὶ μέμφετο, ὅττι γε τυτθὸν
θηρίον ἐστὶ μέλισσα καὶ ἁλίκα τραύματα ποιεῖ.
χά μάτηρ γελάσασα· τί δ'; οὐκ ἴσος ἐσσὶ μελίσσαις,
ὡς τυτθὸν μὲν ἔης, τὰ δὲ τραύματα ἁλίκα ποιεῖς;

haft nennt, fehlt allen diesen Gedichten die Quellenangabe, nur über zweien steht „Aufs dem Lateinischen",*) wodurch Augspurgers Unkenntnis der Originale noch weiter bestätigt wird. Augspurgers Können erhebt sich nirgends über das niedrige Durchschnittsmafs der zeitgenössischen Lyrik, die nicht einmal im stande ist, für die fremden Gedanken, die sie verarbeitet, eine passende Form zu finden.

In einem weit näheren Verhältnis zur Anakreontik steht der kurfürstlich sächsische Bibliothekar David Schirmer. Es war sein Amt, die wichtigen und unwichtigen Ereignisse am Hofe zu besingen, und die sieben Bücher seiner „Poetischen Rauten-Gepüsche" (Drefsden 1663) zeugen davon, mit wie vielem Eifer er seiner Pflicht obgelegen hat. Daneben fand er aber noch Zeit, einen ebenso starken Band „Poetische Rosen-Gepüsche" (am vollständigsten Drefsden 1657) zu dichten, in denen ein ganz anderer Geist wie in jenen bestellten Lobgedichten waltet. Mit bescheidenem Talent, das nicht über die Grenzen seiner Kraft hinausstrebt, besingt er hier die Freuden und Schmerzen der eigenen Brust und weifs für beide anmutige Töne zu finden. „Rosen-Gepüsche" nennt er seine Gedichte, dieweil die Rosen der Liebe geheiligt sind, „wie Anakreon in der 53. Ode bezeuget". (An den überklugen Leser S. B 4b.) Und in der Zueignungsschrift des anderen Buches S. (AA4a) preist er die Rose nach An. 5**)

Die Ros' ist aller Blumen Pracht,
Defs Lentzens Zier, der Liebe Macht,
Die Ros' ist Himmels-Wollust voll,
Kupido, den sie krönen soll,
Pflegt ihren Schmuck um sich zu pflantzen,
Wenn er mit Gratien wil tantzen.

An einer anderen Stelle der Vorrede (S. B2bfg) rät er, die Jugend zu geniefsen, ihre Rosenblätter nicht verwelken zu lassen. Denselben Gedanken führt er in einem frischen Liede (S. 4) aus. Auch das folgende Gedicht, in welchem er in den bekannten Gleichnissen Catulls die Zahl der Küsse seiner Cynthia mit dem Sand am Meer und den Sternen am Himmel vergleicht, zeigt dieselbe Anmut und Gewandtheit der äufseren Form.

---

*) Welche der zahlreichen lateinischen Anakreon-Übersetzungen Augspurger benutzt hat, läfst sich nicht feststellen.

**) *ῥόδον, ὦ φέριστον ἄνθος,*
ῥόδον εἴαρος μέλημα,
ῥόδα, καὶ θεοῖς τερπνά·
ῥόδον, ᾧ ὁ παῖς ὁ Κυθήρης
στέφεται καλοὺς ἰούλους
χαρίτεσσι συγχορεύων.

Dafs Schirmer die anakreontischen Gedichte gekannt und mit Bewufstsein nachzuahmen gesucht hat, beweisen neben einem ziemlich mifsratenen' Sonett (S. 164 nach An. 15 und 17) seine eigenen Worte. In „Di Sanders An der fliefsenden Meisse Lieb-, Leid- und Lobs-Gedichte, Als der hoch-belobte Schäfer THYRSIS In den Dobreborischen Feldern sein Namens-Fest begieng. 1643", einer ganz unbedeutenden Nachahmung der „Hercynie" Opitzens, findet sich ein Gedicht von 408 Versen, in welchem mit unzähligen Wiederholungen zuerst das Lob des Thyrsis gesungen ist, dann die Reize der Geliebten Cynthia der Reihe nach abgeschildert werden. Als Beispiel diene die teilweise ganz sinnlose Beschreibung der Lippen und Augen:

„Wie wenn ich liefs gefallen,
mir ietzund von Korallen
zu bauen rothe Klippen:
So sind die Purpur-Lippen
nach schöner Lust erbauet.
Als Venus sie geschauet
hat drauf sie Lust bekommen,
den Sitz darein genommen.
Kupido liefs ihm taugen
zu seinem Platz die Augen,
daraus er pflegt zu schiessen,
mit Gold belegten Spiessen,
die heifsen Venus-Pfeile,
was Pfeile? Venus-Seile,
nicht Seile, Venus-Brände,
nicht Brände, Venus-Hände,
nicht Hände, Venus-Kletten,
nicht Kletten, Venus-Ketten,
nicht Ketten, Venus-Stricke,
nicht Stricke, Venus-Blicke
nicht Blicke, Venus-Rencke,
was Rencke? Venus-Schwencke,
nicht Schwencke, Venus-Feuer,
was Feuer? Ungeheuer,
nicht solches, Venus-Wunder,
was Wunder? Venus-Zunder,
nicht Zunder, Stahl und Eisen,
was Eisen? Venus-Speisen,
ja Speissen, süfse Sachen,
die einen lustig machen.
Die Lippen seyn Rubinen,
die nur zu küssen dienen,
ein Sitz, wo Venus sitzet,
wo Amor Pfeile spitzet".

Daphnis gibt diese „Namens-Feyer-Ode" dem Amyntas, der ihn, nachdem er sie gelesen hat, bittet, „ihm doch die Art solches Gedichtes zu entwerffen, denn er bekente, er hätte Zeit seines Lebens keine dergleichen geschauet, viel weniger gelesen". Daphnis antwortet: „Es ist eine Anacreontische Ode, nach Art der Griechen und Lateiner, unter welchen der weit gepriesene Poeten-Vater Taubmann ein Meister ist.*) Mein Opitz klaget selbst, es hätte nie kein Anacreon, weder

*) Der bekannte lateinische Poet Friedrich Taubmann (1565—1613) bediente sich mit Vorliebe anakreontischer Versmafse, in denen er ganz ebenso wie hier Schirmer durch Häufung zusammengesetzter Worte, durch zahlreiche Wiederholungen der Frage-

in dem Lateinischen noch in dem goldnen Deutschen ihm wohl abgehen wollen". (Das ist ein Irrtum, entsprungen aus ungenauer Kenntnis der Stelle in Opitzens „Poeterey", wo er sagt, dafs er zu den lateinischen Anakreonten weder Lust noch Glück habe.) „So ists", sagt Amyntas, „eine ungewöhnliche Art bey den Deutschen? „Ja, gemein ist sie nicht", sprach Daphnis wieder, „weil keiner zur Zeit solche aufzusetzen sich unternommen und erkühnet, ohne einer, dessen Namen ich mir vorbehalten will". (Wer mit dieser Anspielung gemeint ist, kann nicht entschieden werden; doch wäre es im Sinne der Zeit möglich und sogar wahrscheinlich, dafs Schirmer hier sich selbst durch Daphnis als dritte Person bezeichnen läfst.) Schliefslich behauptete Daphnis von dem Liede ganz bestimmt, „dafs dieses der erste deutsche Anakreon sei".

Dieser Ansicht traten auch andere bei. Siegmund von Birken sagt in seiner „Teutschen Rede-, Bind- und Dicht-Kunst (Nürnberg 1679 S. 21) von den anakreontischen Versen, gestützt auf das Beispiel Schirmers, dafs „sie gar schön klingen, wenn die Wörter mit Nachdruck oft wiederholt werden", und Andreas Köhler rühmt in seiner „deutlichen und gründlichen Einleitung zu der reinen deutschen Poesie" (Halle 1734) Schirmer, weil er sich vor anderen in diesen Versen hervorgetan (S. 99), und erklärt das Wesen derselben (S. 179) dahin, dafs man darinnen mit Worten und Versen spielen könne. Besonders sei auf die Figuren der Anaphora, Anadiplosis und Korrektio zu achten, wie auch auf die Reime, welche öfters wiederholt würden. Als Beispiel wird eine Stelle aus Schirmers Ode (aus der offenbar die Regeln gezogen sind) angeführt.

Taubmann und Schirmer glaubten anakreontisch zu dichten, wenn sie einen beliebigen Stoff in kurzen Versen mit häufiger Anwendung bestimmter Redefiguren behandelten. Nichts ist bezeichnender für das Verhältnis der deutschen Dichtung des 17. Jahrhunderts zum Altertum, als diese Auffassung eines nicht ganz unbegabten und verständnislosen Mannes. Und nichts beweist treffender, welchen Fortschritt es bedeutete, als endlich die ersten auftraten, die eine innerliche Beziehung zum Altertum gewannen. Auf dem Standpunkte Schirmers stehen im Grunde genommen alle Dichter seiner Zeit, nur spricht sich selten so deutlich die Äufserlichkeit ihrer Anschauung aus.

form zu wirken suchte. Sein Hochzeitsgedicht für Paulus Melissus und Emilie Jordan (Del. Poet. Germ. Francof. 1612, VI, 650) scheint das Vorbild für Schirmers „Namens-Feyer-Ode" gewesen zu sein.

So scheint der letzte Dichter dieses Zeitraumes, der hier noch zu erwähnen ist, Jakob Schwiger aus Altona, wirklich etwas von der sorglosen, liebes- und weinseligen anakreontischen Begeisterung in sich zu haben. In seiner „Geharnischten Venus" (Hamburg 1660)*) meint man das Wehen eines freieren Geistes zu verspüren; aber es ist nicht die schöne Freiheit, die in sich selbst, unbekümmert um das starre Sittengesetz, Maſs und Ziel findet, sondern der freche, wilde Sinn des Studenten und Soldaten, der absichtlich über die engen Schranken der bürgerlichen Moral hinwegsetzt, um sie zu verhöhnen. Immerhin ist diese selbstbewuſste Keckheit in jener Zeit, wo dem dichterischen Ausdruck des Gefühls und der Leidenschaft so enge Schranken gesetzt waren, nicht ohne Reiz: der Übermut wird da leichter verziehen, wo es im allgemeinen so sehr an Mut fehlt. Ich kenne wenigstens keinen Zeitgenossen Schwigers, der es gewagt hätte, vor ein Dichtungswerk das Motto zu setzen:

„Wer Ernst und Eyffer liebt und nie bei lust gewesen:
hat meine Venus noch zu singen noch zu lesen".

Besonders die letzten zehn Lieder der „Geharnischten Venus" haben Schwiger viele Angreifer zugezogen. Der Umstand, daſs sie dem Priapus gewidmet sind, die Warnung des Verfassers selbst vor dem Lesen sind daran schuld, daſs man in ihnen etwas ganz unerhört Unsittliches zu sehen glaubte. Aber die Schilderung des nächtlichen Liebesglückes, die den Gegenstand dieser Lieder bildet, ward auch von anderen, freilich verhüllt, aber darum nicht weniger sinnlich zum Gegenstand der Dichtung gemacht, und wenn man sieht, was die höchsten Kreise der Gesellschaft sich an unflätigen Possen bieten lieſsen, (es sei an Christian Reuters auf einer adelichen Hochzeit vorgetragene „Gedächtnis-Sermon der Ehrlichen Frau Schlampampe"

*) Ich kenne von Schwiger auſserdem „Flüchtige Feld-Rosen" (Hambg. 1655), „Wandlungs-Lust" (ebda. 1656), „Liebes-Grillen" (ebda. 1656) und „Adeliche Rose" (Glückstadt 1659). Alle diese Sammlungen stehen, was die Frische und Unmittelbarkeit der Empfindung anbetrifft, unter der „Geharnischten Venus", und es ist nicht zu erkennen, weshalb Gödeke (Grundriſs ²II, 105) diese trockener und herber als die „Liebes-Grillen" nennt. Aus der Bemerkung Schwigers vor den „Liebes-Grillen", seine Gedichte bezögen sich nicht auf einen bestimmten Gegenstand, folgert Gödeke, dass auch unser Dichter darauf verzichte, Wahres und Unmittelbares zu geben. Aber ein solches Ableugnen der wirklichen Empfindung ist seit Opitz allgemein und besagt tatsächlich gar nichts. In der „Geharnischten Venus" ist übrigens, trotzdem sie doch bei weitem das sittlich Freieste enthält, nicht einmal der Versuch einer Rechtfertigung gemacht.



erinnert), so erkennt man, dafs hier die Anlegung eines strengeren moralischen Mafsstabes nicht angebracht ist.

Anakreontische Motive verwendet Schwiger oft; aber ganz äufserlich, ohne irgendwie den tejischen Sänger nachahmen zu wollen. Gleich in dem ersten Liede der „Geharnischten Venus“ begegnen solche Anklänge:

1. Wer will, kan ein gekröntes Buch
 von schwarzen Krieges-zeiten schreiben:
Ich will auf Venus Angesuch
 ihr süsses Liebes-handwerk treiben:
Ich brenne. Wer nicht brennen kan
 fang ein berühmter Wesen an.

5. Ich spür' auch hier Ulyssens Wizz,
 mich reizen Hektors tapfre Tahten:
Was hilffts? mich läfst die Liebes-hizz
 auff andre Künste nicht gerahten.
Ich brenne u. s. w.

9. Ich weifs, wenn ich verweset bin,
 wird mich das junge Volk betrauren,
und sagen: Ach, dafs der ist hin
 den Venus ewig hiefse dauren!
Wer aber nimmer brennen kan,
 wird keine Venus fangen an.

In ähnlichem Sinne heifst es im folgenden Liede:

6. Der mag die Tugend melden
 und der die alten Helden
aufs Teutschland tragen zu Papier,
 der hohe Sachen schreiben:
 Ich will die Liebe treiben
und wie Rosille mir komt für.

Auf die Frage „Wer küfst die weifsen Haare?“ antwortet der Dichter mit der Aufforderung zum Lebensgenufs:

Lafs uns, Kind, der Jugend brauchen,
 weil uns noch die Schönheit blüht:
Wenn die Geister einst verrauchen
 und die Todten-farb' umzieht

unser runzlichtes Gesichte:
Wer begehrt dann unsern Kufs?
Nimm sie an der Rosen Früchte,
eh ihr Blat verwelken mufs.

Hier ist keine bewufste Nachahmung, doch mahnen Stimmung und Ton einigermafsen an antike, unbekümmerte Lebenslust und antike Formenschönheit. Der freie Geist und die Leichtigkeit des poetischen Ausdrucks machen Schwiger zu einer ganz allein stehenden Erscheinung innerhalb seiner Zeit, als deren Sohn er sich nur zuweilen durch die „Korallen-Lippen“ und „Marmor-Ballen“ und ähnliche, geschmacklos dick aufgetragene Farben in seinen Bildern ausweist. Aber wenn man diese Flecken nicht beachtet, gewinnt man den Eindruck, dafs in unserer weltlichen Kunstlyrik Schwiger allen Dichtern seit Fleming und Dach und bis auf Günther an ursprünglicher Begabung und an Geschicklichkeit in der Handhabung der Technik des Liedes überlegen ist.

Wie wenig es den deutschen Dichtern des 17. Jahrhunderts gelang, die fremden Gedanken und Formen, deren Nachbildung sie nun einmal als ihre Aufgabe betrachteten, wiederzugeben, haben schon die angeführten Beispiele zur Genüge gezeigt. Bedürfte es eines weiteren Beweises dafür, so würde denselben vollgültig die erste Gesamtübersetzung der Anacreontea liefern, die noch vor Ablauf des Jahrhunderts, im Jahre 1698, erschien. Der Verfasser, welcher sie „zum Nutzen der studierenden Jugend“ herausgab, war der Rektor zu Ilfeld, Kaspar Ernst Triller.*) Einzelne Oden hat Triller sogar in mehrfacher Gestalt mit verschiedenen Versmafsen verdeutscht; aber stets so, dafs man nicht weifs, welche die schlechtere ist. Die eine Übersetzung von An. 7**) beginnt:

---

*) Anacreontis Teii carmina quondam eodem versuum genere partim ab Henrico Stephano, partim ab Elia Andrea, partim ab Eilhardo Lubino nunc genere Sapphico et versibus Teutonicis expressa et in usum studiosae juventutis edita a Casparo Ernesto Trillero, Rectore Ilfeld. Anno 1698. Nordhusae.

**) Ὑακινθίνῃ με ῥάβδῳ
χαλεπῶς Ἔρως ῥαπίζων
ἐκέλευε συντροχάζειν
διὰ δ' ὀξέων μ' ἀναύρων
ξυλόχων τε καὶ φαράγγων
τροχάοντα τεῖρεν ἱδρώς·
κραδίη δὲ ῥινὸς ἄχρις
ἀνέβαινε, κἂν ἀπέσβην.
ὁ δ' Ἔρως μέτωπα σείων
ἁπαλοῖς πτεροῖσιν εἶπεν·
σὺ γὰρ οὐ δύνῃ φιλῆσαι.

Cupido winkte mir, ich sollte mit spatzieren,
wohin er seinen Lauf in Eile wollte führen.
Als ich nun noch verzog, als ein gar fauler Tropf,
nahm er ein Hyacinth und schlug mich auf den Kopf.
Davon ich so erschrak, dafs mir das Herze bebte,
und sich von seiner Stell, bis an die Nafs erhebte.
Cupido sieht mich an, sehr schüttelnd seinen Kopf,
und sprach, was kömmt dich an, du feiger Hafs und Tropf?

Diese selbst für ihre Zeit ganz erbärmliche Übersetzung, die von den Reizen ihres Urbildes keine Spur aufwies, konnte natürlich Anakreon den deutschen Dichtern nicht näher bringen. Trotzdem mehren sich seit dem Beginne des 18. Jahrhunderts schnell die Anzeichen, die eine gröfsere Teilnahme für diese Dichtungen und eine gröfsere Gewandtheit in ihrer Nachbildung ankündigen.

Den Anstofs dazu gab die veränderte Richtung, welche die Entwickelung der französischen Litteratur in jener Zeit nahm. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts waren die Wege der deutschen und der französischen Dichtung auseinander gegangen. Denn während Opitz und seine unmittelbaren Nachfolger dem Muster der durch die Niederländer vermittelten Schule Ronsards gefolgt waren, liefsen sich die späteren deutschen Dichter von italienischen Vorbildern leiten und verirrten sich durch äufseren Glanz, durch spielende Versformen, durch das Schwelgen in gesuchten und übertriebenen Bildern zum widerwärtigsten Schwulst, der aller Vernunft und allem echten Gefühl Hohn sprach; wo dieser fehlte, herrschte Rohheit und Nüchternheit des Ausdrucks.

Indessen durchlebte Frankreich die Zeit seines höchsten Glanzes. Ludwig XIV. umgab sich mit einem Hofe, an dem die Dichtkunst eine wichtige und grofse Rolle spielte. Das ernste und heitere Drama erreichte in Corneille, Racine und Molière seine Vollendung, Boileau vereinigte in Satire und Lehrgedicht den höchsten künstlerischen Verstand mit dem feinsten Formgefühl, die Prosa fand zahlreiche und glänzende Vertreter. Nur eine Gattung vermochte unter den glänzenden, aber kalten Strahlen der Sonne Ludwigs nicht zu gedeihen, die Lyrik. Die dem französischen Geiste eingeborene Heiterkeit verstummte unter dem Zwange des höfischen Zeremoniells, und nur schüchtern erklangen die einfachen Töne, die leichten Gesänge voll Scherz und Liebe, in denen sich Anmut und Geist paarten. Als aber der alternde Ludwig den Bau seines Ruhmes verfallen sah, als nicht

mehr seine grofse Gestalt mit eiserner Strenge die Würde der Gesellschaft, die ihn umgab, aufrecht erhielt, da erwachten in ihr die Geister des Übermuts, des freien, unbekümmerten Genusses zu vollem Leben. Nun galt es nicht mehr, die Siege des grofsen Königs zu besingen, die Pracht seiner Feste zu feiern; nicht mehr die Gröfse, der Genufs war das Ziel, dem jeder zustrebte. Frei von den Fesseln der Regel und der Sitte, flüchtig wie die Stunde, die sie geboren und der sie geweiht war, leicht an Wort und Gehalt, nur dem Spiele der sinnlichen Liebe geweiht, so spiegelt die französische Poesie seit dem Beginne des 18. Jahrhunderts die Gesellschaft wieder, welche für die Revolution heranreift, so flattert sie auf leichten Flügeln gaukelnd um die Blüten der aufs höchste verfeinerten Lust, bis die heranbrausenden Stürme die verwelkenden entblättern und die leichten Schmetterlinge vertreiben.

Das erste Erzeugnis der „poësie fugitive", das den späteren um lange Zeit vorausging, war die „Voyage en Provence et Languedoc" von Chapelle (Lhuillier) und Bachaumont, zuerst gedruckt 1663. In halb poetischer Prosa und kurzen achtsilbigen Versen, jener Mischung, die später auch bei den deutschen Anakreontikern so beliebt ward, ist die Geschichte der Reise erzählt. Trotzdem Callieres (Oeuvres de Chapelle et Bachaumont. A la Haye 1755. Pref. S. 1.) von Chapelle rühmt:

Chapelle fit admirer son génie,
Sans imiter auteur Grec ni Latin,

ist doch die Nachahmung der anakreontischen Gedichte im Tone des Ganzen wie in einzelnen Zügen, so besonders in der spielenden Verwendung der Mythologie, deutlich wahrnehmbar. Noch stärker ist die Einwirkung Anakreons auf die zahlreichen Schüler Chapelle's, unter denen Jean Baptiste Rousseau die erste Stelle einnimmt. Es wimmelt in seinen Gedichten von kleinen, zierlichen Eroten, die bald aus den Augen der Geliebten in sein Herz fliegen (Oeuvres diverses, London 1723 II,6), bald miteinander um die Ruheplätze auf dem Körper der schönen Doris streiten (ebd. II,34), bald aus ihren Augen Wunden schiefsen, die nur der Tod heilt (II,39). In ähnlicher Weise werden von allen gleichzeitigen französischen Lyrikern die anakreontischen Motive verwendet. Chaulieu, La Capelle, Voiture, Pavillon, La Fare, Grécourt, Gresset, sie alle werden gekennzeichnet durch die Leichtigkeit der inneren und äufseren Form, durch die spielende Vermischung antiker Mythologie und moderner Galanterie. Bei jedem

dieser Dichter finden wir „Odes anacréontiques“, in denen zärtliche Gefühle unter anmutigen Bildern dargestellt werden. Dabei ist immer der Ton der guten Gesellschaft festgehalten, und es ist für diese Poesie sehr bezeichnend, dafs sie, trotzdem sie sich als Tochter der Anakreontik ausgiebt, doch sehr selten des Weines und seiner Freuden gedenkt.

So war die Dichtung beschaffen, die, über den Rhein dringend der deutschen zum Vorbild ward. Aber die Nachbildung blieb lange eine äufserliche, denn während in Frankreich die leichten Verse von Weltleuten in Spitzenjabot und Soutane ohne Mühe hingeworfen wurden, weil sie durch Inhalt und Sprache den Ton der Kreise, in denen sie entstanden, wiedergaben, war in Deutschland der mittlere, in streng ehrbarer Sitte gefestigte Bürgerstand seit langem der Träger der Poesie, ihre Förderer waren Gelehrte und einzelne Adelige, die sich zu einer flüchtigen Liebschaft mit der deutschen Muse herabliefsen, Der leichte, gefällige Witz war ihnen versagt, die Gesellschaft, deren Ton die französischen Dichter nur wiederzugeben brauchten, fehlte bei uns, und nüchterne Derbheit (die nach dem früheren lohensteinischen Schwulst freilich als eine notwendige Übergangsstufe zu wirklich poetischem Stil erschien), herrschte da, wo man scherzhaft sein wollte. Gerade in der gebundenen Rede zeigte sich dies am deutlichsten:

Ich bin ein schlechter Prahler,
Denn meine hundert Thaler,
Sind gleich in einer Messen
Versoffen und verfressen.
Wie wirds die Mutter treiben,
Wenn ich ihr werde schreiben,
Ich brauche Holtz und Feuer
Und hätte keinen Dreyer u. s. w.

Dies Gedicht wird von seinem Verfasser, Johann Burkhard Mencke, ausdrücklich als ein anakreontisches bezeichnet. Derselbe ist nicht etwa ein übermütiger Student, sondern er war, als er es mit mehreren der Art in seinen „Scherzhaften Gedichten“ (Leipzig 1706 S. 180) drucken liefs, längst Professor der Geschichte und Vorsteher der „Deutschübenden poetischen Gesellschaft“ zu Leipzig. Dabei bewegte er sich, was die Wahl der Stoffe anbetraf, durchaus in dem Kreise der galanten französischen Dichtung und übersetzte z. B. aus dem Griechischen Gedichte der Anthologie, Anakreon, Aristaenet,

Moschus, Sappho und Theokrit, daneben Neulateiner, Franzosen, Engländer und Italiener.*)

Aber trotz seiner zahlreichen Übertragungen antiker Lyriker hat Mencke kein näheres Verhältnis zum Altertum gewonnen. Es sind die französischen verflachten Umschreibungen, die er, nur weit roher und im Ausdruck ungefüger, überträgt und nachahmt.

Man braucht nur seine Wiedergabe von Longuepierre's feinem Madrigal über den „Ἔρως δραπέτης“ (Moschus Id. II ed. Ahrens)**) neben das Vorbild zu stellen, um die bezeichnenden Merkmale seiner Dichtungsweise zu erkennen.

Longuepierre:***)

Venus, je sçais qu' Amour fugitif & rebelle,
S'est sauvé de ton sein, & se cache à tes yeux;
Et que si l'on t'apprend l'endroit qui le recelle,
Tu promets de donner un baiser precieux.
Pour prix de cet avis fidelle:
Donne-moi le baiser promis,
O Déesse! ou plutôt ordonne
Que ma Maîtresse me le donne,
C'est dans ses beaux yeux qu'est ton fils.

Mencke:†)

Ich weiſs, o Venus wol,
Daſs dein Cupido sich
Aus deinem Schoſse hat verlohren.
Das kränket Dich,
Vnd darum hast du auch geschworen,
Daſs, wer ihn dir entdecken wird,
Soll einen Kuſs von dir zu Lohn empfangen.
Wolan ich weiſs, wohin der kleine Gast
Sich hat vergangen.
Drum mache dir nur keine Sorgen,
Und halte mir, was du versprochen hast:
In meinem Hertzen hat er sich verborgen.

*) Unter seinen „Galanten Gedichten“ stammen 11 aus dem Griechischen, 16 aus dem Lateinischen, 10 aus dem Englischen, 2 aus dem Italienischen und 26 aus dem Französischen. (Waldberg, die galante Lyrik. Straſsburg 1885. S. 69).

**) Schon vorher war derselbe Stoff von Gabriel Voigtländer (Allerhand Oden und Lieder (Lübeck 1664, S. 41) in einem sangbaren Liede behandelt worden.

***) Bibliothèque poëtique, Paris 1745, III 492.

†) Galante Gedichte, Leipzig 1710, S. 45 f.

Es fehlte der deutschen Dichtung, selbst da, wo Talent und Formgefühl vorhanden war, noch an den nötigen Kunstmitteln, um das Gefühlte und Gedachte zu dichterischem Ausdruck zu bringen. Das sieht man auch an Menckes Anakreon-Übersetzungen, die, wie es scheint, ebenfalls nach Longuepierre's französischen Vorbildern gefertigt sind. Fast überall bemerkt man den Zwang des Reimes, die Dürftigkeit der Sprache, und keines der anakreontischen Gedichte Menkes (An. 15, 19 Scherzh. Ged. S. 179, 182. An. 1, 2, 9, 14, 20 Gal. Ged. S. 47, 63, 65, 64, 123) steht über dem angeführten.

Mencke konnte schon deshalb, trotz eines gewissen Formtalents, in der Kunst zu keinem hohen Ziele gelangen, weil ihm jedes Gefühl für ihre Würde und ihren Wert fehlte. Sagt er doch selbst in der Vorrede zu seinen „Galanten Gedichten" (S. *6b): „Hiernechst prätendire ich keines weges den Nahmen eines Poeten, welcher ohne dem zu ietziger Zeit so wenig Ehre als Geld einbringet, und es reuet mich nicht, dafs ich meine beste Zeit auff etwas nützlichers angewendet, und die Warheit leeren Gedichten, wie die Früchte dem eitlen Blumen-Wercke, fürgezogen."

Der Zufall machte Burkhard Mencke zum Lehrer und Beschützer Johann Christian Günthers, eines echten Dichters, der alle seine Vorgänger und Zeitgenossen an Talent und Wirkung weit überragte, dem es Ernst um sein Dichten war, und der wahre Empfindung innig auszusprechen wufste. Er liefs sich wenig von der französischen Dichtung beeinflussen. Nur aus der Zeit, wo er unter Menckes Einwirkung stand, besitzen wir Lieder von ihm, die jene heitere Laune, jenes unbekümmerte Sichgehenlassen zeigen, das wir oben als Merkmal der französischen Lyrik bezeichneten. Gedichte wie „Das Haupt bekränzt, das Glas gefüllt" (mit dem sinnlich-witzigen Schlufs: „Was fehlt mir mehr? Wo bleibt Brunette? Geht, holt sie, weil der Tag schon sinkt!") oder „Scherzhafte Gedanken über die Rosen" berühren sich ihrer Stimmung nach mit der französischen anakreontischen Dichtung; sonst schwankt aber Günther meist zwischen studentischem Übermut und schwermütiger Betrachtung, wofür ja seine Lebensführung genügende Erklärung bietet. Gar schnell „zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten", sein Talent konnte nicht so weit ausreifen, dafs er auf die Entwickelung unserer Dichtung einen weitgehenden Einflufs gewonnen hätte. Zwar wurde seine Bedeutung schon bei seinen Lebzeiten und noch mehr nach seinem Tode geschätzt; aber bei den Zeitgenossen fand er nur langsam die verdiente Anerkennung.

Unterlag er doch sogar im poetischen Wettstreit mit einem Dichter wie Johann Valentin Pietsch, dessen „Gesamlete Poetische Schriften" (1725 von seinem Schüler Gottsched herausgegeben) in einzelnen Gedichten deutlich den Einflufs der französischen Anakreontik zeigen. Sein Lied „An Phyllis" (S. 217 fg.) ist aus anakreontischen Bildern zusammengesetzt. Er fühlt die Wunde, die der Pfeil und Brand Amors verursacht, und will ihn verfolgen, doch der Liebesgott hat sich in das schwarze Auge der Phyllis geflüchtet, um von dort aus zu blitzen u. s. w. — offenbar eine ganz verstandesmäfsige Aneinanderreihung vorhandener Motive, die aber doch bei einigermafsen geschickter Ausführung einen gefälligen Eindruck hervorbringt. Pietsch hat auch (ebda S. 218) den „Honigdieb" übersetzt, aber in sehr langweiligen Alexandrinern.

Eine ernstere, von der beschreibenden Dichtung der Engländer ausgehende Richtung verfolgte der Hamburger Brockes. Sein Ziel war es, nachdem er sich von der anfänglichen Nachahmung Marinis losgesagt hatte, die Güte Gottes in den Erscheinungen seiner Allmacht zu preisen, und nichts war ihm zu klein, um daran die liebende Hand des Weltenmeisters nachzuweisen. Er ist unter die Vorläufer der Anakreontik zu zählen, weil er die malende Manier in der Dichtung, die von Gleim und seinen Genossen so eifrig gepflegt wurde, ausgebildet hat. Er ist auch der einzige Dichter, den Gleim im ersten Theile seines „Versuchs in scherzhaften Liedern", dem Muster der ganzen Anakreontik, rühmend erwähnt.*)

Brockes getreuer Schüler, Daniel Wilhelm Triller, sah in den anakreontischen Gedichten, die ja auch viele anmutige Naturbilder enthalten, Vorwürfe, an denen er seine malende Feder üben konnte. In seinen „Poetischen Betrachtungen über verschiedene, aus der Natur- und Sittenlehre hergenommene Materien zur Bewährung der Wahrheit Christlicher Religion, denen Atheisten und Naturalisten entgegen gesetzet, nebst einigen Übersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen (Hamburg 1725—47)", lieferte er auch eine Anzahl von Verdeutschungen anakreontischer Oden (An. 4, 12, 23, 24, 33, 37, 43, 44, 53, 55, 66 I, 463, 465,

*) Auf den Tod einer Nachtigall. S. 71.

Macht Catull den Sperling ewig?
O! Es mufs ein befs'rer Dichter
Diesen Vogel ewig machen . . .
Broks, der Herold seiner Brüder,
Broks soll ihm ein Grablied singen

467, 468, 466, 461, 471, 469, 229, 470, 462 und Theokr. Id. 19 I, 472). Es war ihm dabei nicht um die Verherrlichung der heiteren Lebensfreude an sich zu thun, er wollte nur zum Lobe des Schöpfers das Schöne und Gute, was er dem Auge und Herzen des Menschen bietet, besingen. Deshalb sagt ihm vor allem eine Schilderung wie An. 37*) zu, und man erkennt aus seiner gefälligen Wiedergabe, mit welcher Freude er das Bild der neuerwachten Natur nachgezeichnet hat:

Siehe! wie in Frühlings-Tagen
Sich die Gratien vergnügt
Mit den frischen Rosen tragen;
Wie das Meer so stille liegt:
Siehe! wie die Ente schwimmet,
Und der muntre Kranich eilt;
Wie so hell die Sonne glimmet,
Und der Wolken Schatten theilt.
Alles strahlt im heitren Lichte,
Was der Menschen Hand versucht:
Tellus bringet ihre Früchte,
Und der Oelbaum seine Frucht,
Bacchus Trank wird starck becräntzet
Durch der Reben grüne Zier;
Und die edle Wein-Frucht gläntzet
Durch der Blätter Nacht herfür.

Auch Triller „hat den schwülstigen Titul eines Poeten nie begehret", und es ist ihm daher „gleichviel, ob man ihn unter die grofsen, mittelmäfsigen, oder gar kleinen Dichter rechne, oder gänzlich von der Zahl der Poeten ausschliefsen wolle" (Vorrede zum zweiten Theil der „Betrachtungen" 1737). Noch im Jahre 1742 steckt er so tief in der alten Geschmacklosigkeit, dafs er in seinem „Lob des Tabacks" (Betrachtungen III, 117) An. 53, das schöne Lied auf die Rose, folgendermafsen parodiert:

---

*) *Ἴδε πῶς ἔαρος φανέντος
Χάριτες ῥόδα βρύουσι·
ἴδε πῶς κῦμα θαλάσσης
ἀπαλύνεται γαλήνῃ·
ἴδε πῶς νῆσσα κολυμβᾷ·
ἴδε πῶς γέρανος ὁδεύει.
ζαφελῶς δ' ἔλαμψε Τίταν
νεφελῶν σκιαὶ κλονοῦνται·
τὰ βροτῶν δ' ἔλαμψεν ἔργα·
καρποῖσι γαῖα προκύπτει.
καρπὸς ἐλαίας προκύπτει.
Βρομίου στέφεται νᾶμα
κατὰ φύλλον κατὰ κλῶνα
καθελὼν ἤνθησε καρπός.*

. . . . . Denn als die Cythere
Aus dem blauen Meere
Auf die Erde trat;
Schmückte Tellus ihren Pfad,
Dieser schönen Frau zum Ruhme,
Mit der Tabaksblume.

Dazu die feinsinnige Anmerkung: „Hoc de rosae natalibus lepide finxit quondam Anacreon Od LIII. nos autem ad tabaci florem traximus, non inconvenienter plane, ut putamus, est enim et ille colore roseus, licet odore rosam non spiret, ut notum".

Auch einige der ungeschickten Umdichtungen, welche Joshua Barnes (1654—1712) in seinem „Christlichen Anakreon" versucht hatte, übersetzte Triller (I, 232):

Ich will mein Fleisch besingen,
Der Welt ein Lob-Lied bringen;
Allein mein Säiten-Spiel
Will nur auf seinen Säiten
Dem HErrn ein Lied bereiten,
Und Christus ist sein Ziel, —

ein weiterer Beweis dafür, dafs es damals noch völlig an Verständnis für das Verhältnis von Form und Inhalt zu einander mangelte.

Mit höherer theoretischer Einsicht und gröfserem Geschick ahmte ein anderer Hamburger, Ludwig Friedrich Hudemann, die anakreontischen Gedichte nach.*) (Proben einiger Gedichte und poetischer Übersetzungen, Hamburg 1732). Man bemerkt bei ihm schon den Einflufs der Erörterungen über das Wesen der Kunst, die kurz zuvor begonnen hatten. So stellt er (Vorrede S. 15 Anm.) eine sehr bemerkenswerte Untersuchung des Begriffes „naiv" an. Er übersetzt das Wort „naiv" durch „einfältig" und rechtfertigt dies folgendermafsen: „Nach meinem Begriff zeiget das französische Wort: naïf, eine Eigenschaft des Ausdrucks an, die dem Ansehen nach blofs von der innerlichen Empfindung des Geistes herrührt, ohne dafs die Vernunft dabey beschäftiget gewesen zu seyn scheint. Denn da unser Verstand keine Dinge in solcher simplicité fasset, dafs ihm nicht beym Anblick derselben eine Menge fremder Ideen vorkommen sollten; . . . . . so giebt ein naïver Gedanke die vorzustellende Sache so deutlich und einfach

*) Hundert Jahre früher hatte ein anderer Hudemann, Heinrich, in seinen „Divitiae poeticae" (Hamburg 1625) einen Anacreon latinus veröffentlicht, keine Übersetzung, sondern selbständige Dichtungen in anakreontischem Versmafse.

zu erkennen, dafs er nicht aus mancherley Ideen herausgesucht zu seyn, sondern von sich selbst dem Verstande in seiner völligen Klarheit sich dargebohten zu haben scheint." Hudemann führt dann die Bestimmungen, welche Bouhours und de la Motte von dem Begriffe gegeben haben, an, entscheidet sich aber für keinen von beiden, sondern stellt selbst die Definition auf, „dafs zwar ein Gedanke an und für sich hoch, und dabey einfältig seyn kan; im Ausdruck aber nothwendig klein und schlecht erscheinen müsse, wo er das praedicatum: naïf verdienen soll." Als Meister der naiven Schreibart werden von den Alten Anacreon, Catull und Ovid, von den Neuen Marot, Scarron, Voiture, La Fontaine und de Cailly genannt. Diese Erörterung ist nach zwei Seiten interessant. Einmal ist hier zum erstenmal in Deutschland der Begriff erörtert, den später Schiller zu einer Grundlage der ganzen Ästhetik macht, — dann aber erhalten wir dadurch einen deutlichen Fingerzeig, von welchem Standpunkte ausgehend die deutsche Anakreontik sich entwickelte. Man glaubte in den Versen Anakreons das Muster des einfachen Sinnes der Alten gefunden zu haben, und — da der Grundsatz „den Alten folgen heifst der Natur folgen" unbestritten feststand — glaubte man hier die echte Natur in Händen zu haben.

Hudemanns Untersuchung zeigt, dafs das Verhältnis zum Altertum und zur Dichtkunst ein anderes geworden ist. Man sucht jetzt den Geist, das Innerliche zu erfassen, während man sich bis dahin damit begnügt hatte, die Form, welche man als seinen Träger empfand, nachzuahmen. Blicken wir zurück auf die lange Reihe von Dichtern, die sich bemüht haben, die anakreontische Poesie in deutschen Versen nachzubilden. Kein einziger von ihnen hat — das geht aus der gegebenen Darstellung ihrer Bestrebungen hervor — das Lebenselement der Anakreontik erfafst, und die Bezeichnung „Vorläufer der anakreontischen Dichtung" gebührt ihnen nicht etwa, weil sie denselben Zielen wie die späteren, echten Anakreontiker zustrebten, sondern nur, weil sie äufserlich dieselben Vorbilder nachzuahmen suchten, ohne sie aber innerlich erfassen zu können.

Leipzig.

Die Insassen des vierten Dante'schen Sünderkreises.

Von

Rochus Freiherr von Liliencron.

Otto Gildemeister, der uns schon mit manchem herrlichen Übersetzungswerk beschenkte, hat seinem Verdienst die Krone aufgesetzt durch die im vorigen Jahre erschienene Übersetzung Dantes eine der schwersten, aber auch der verdienstlichsten Aufgaben der Übersetzungskunst.

Unter den älteren deutschen Übersetzungen stehen drei, jede durch eigene Vorzüge im Vordergrund, die von Streckfufs, Philalethes und Witte. Streckfufs läfst es vielfach an genauer Wiedergabe des Originals, an Schärfe und Bestimmtheit des Ausdrucks fehlen, dafür sind seine im ganzen geschickt gereimten Verse fliefsend und wohllesbar. Philalethes leistet an Genauigkeit der Wiedergabe in betreff des Gedankengehaltes das Höchste. Dafür sind aber seine reimlosen Verszeilen auch so klanglos, seine Sprache so schwerfällig, dafs man in der Tat mitunter das italienische Original zur Hand nehmen möchte, um schneller zum Verständnis der deutschen Verse zu kommen. Witte vereinigt mit ausgezeichneter Schärfe und Treue der Übertragung eine schwungvoll poetische Sprache und sehr schön gebaute Verse. Aber diese Verse entbehren leider des Reimes. Witte hielt es von vornherein für unmöglich, den Reim beizubehalten, ohne von der Genauigkeit der Übertragung zu viel zu opfern. Das ist nun aber für den, der die grofse Dichtung rein als solche im deutschen Gewande geniefsen will, doch eine so grofse Einbufse, dafs man da, wo es sich blos um den ästhetischen Zweck handelt, dennoch immer lieber auf den alten Streckfufs zurückgriff.

Gildemeister hat kühn seiner bewährten Meisterschaft vertraut und der Erfolg zeigt, dafs er Recht hatte. Er hat in seiner Dante-Übersetzung ein Werk geschaffen, welches sich den gröfsten Kunstwerken deutscher Übersetzung an die Seite stellen darf und das will viel sagen. Während er in die Gedanken des Originals überall tief eindringt, gelingt es ihm auch an den schwierigsten Stellen, sie auf das entsprechendste in deutsche Wendungen zu kleiden. Seine klangvollen Terzinen im Schmuck wohllautender Reime wogen in schönem Flusse dahin. Sie machen es dem deutschen Hörer jedenfalls nicht schwerer, dem Dichter durch die Tiefen und über die Höhen seiner wundersamen Gedankenwelt zu folgen, wie er selbst es seinen Italienern macht. Kein menschliches Werk ist ja beim ersten Wurf in allen Stücken vollendet; so wird sich auch hier in neuen Auflagen manches Einzelne bessern, hier erhöhen, dort vertiefen lassen. Im Ganzen aber darf man wohl behaupten, dafs für unsere Periode das Werk der Übertragung Dantes mit dieser Arbeit abgeschlossen ist.

Indem es Gildemeister darum zu tun war, den grofsen Italiener der deutschen Leserwelt näher zu bringen, hat er zugleich die schwierige Frage, wie der durchaus unentbehrliche Apparat von Erklärungen dem Leser mitzuteilen sei, in einer von den früheren Ausgaben abweichenden Weise gelöst. Diese Frage ist bei Dante ebenso schwierig wie wichtig. Obgleich z. B. die genannten drei älteren Übersetzungen in dieser Hinsicht eine reiche Fülle guten, zum Teil ausgezeichneten Materiales bieten, so dafs die Kommentare des Philalethes sogar nicht nur für Deutschland, sondern überhaupt zu den wertvollsten Erläuterungen Dantes gehören, so hat gleichwohl jeder, der sich für die Sache interessiert, die Erfahrung machen müssen, dafs durch diese Art der Einleitungen und Anmerkungen, mögen diese nun unter dem Text stehen oder im einzelnen Bande zusammengestellt sein, doch die Aufgabe, auch gröfsere Leserkreise mit dem Dichter wahrhaft vertraut zu machen und sie an ihn zu fesseln, nicht erreicht worden ist. Das ist auch sehr natürlich. Wie ist es denn möglich, zu einem poetischen Genufs zu gelangen, sich in einer poetischen Stimmung zu erhalten, wenn man bei jeder zehnten Zeile und öfters erst eine gelehrte geschichtliche oder theologische Abhandlung lesen soll? Während man lernt, was die Verse sagen wollen, vergifst man darüber, weshalb man ihren Sinn zu wissen wünschte. Man hört deshalb auch über keinen Dichter so oft wie über Dante das grundverkehrte Urteil, dafs er uns zu fern stehe und zu viel mühsames Studium nötig mache, um als

Dichter noch zu wirken. Es ist also offenbar nötig, das was zur Erläuterung unentbehrlich ist, dem Leser (oder Hörer) in anderer Weise zuzuführen. Die Kommentare fehlen in dieser Hinsicht nach beiden Seiten hin, nach der des Zuviel so gut, wie nach der des Zuwenig. Die Dichtung enthält eine sehr grofse Masse von Einzelheiten, denen allerdings jeder, der den Dichter zu wissenschaftlichen Zwecken studieren will, in gelehrter Forschung nachgehen mufs, wobei ihm auch das Kleinste und Unscheinbarste oft eine unerwartete Ausbeute geben kann. Derjenige dagegen, der nur das allgemeine Verständnis und den poetischen Genufs der gewaltigen Dichtung sucht, kann sehr vieles davon entbehren und es ist unendlich viel schädlicher, wenn er durch ihre Erklärung im Flufs des poetischen Empfindens gehemmt wird, als wenn er vom Strom des Ganzen über solche Einzelheiten unmerklich hinweggetragen wird, ohne sich über sie genaue Rechenschaft zu geben. Wer also die Dichtung für solche Leser erläutern will, hat sich zu allererst darüber Rechenschaft zu geben, was zur Beleuchtung des Ganzen durch die Erklärung notwendig erhellt werden mufs, was andererseits unbeschadet des Gesamteindruckes im Halbdunkel gelassen werden kann.

Während aber die Erklärer in solcher Weise für den poetischen Genufs des Werkes viel zu weit gehen, lassen sie es in der Regel an einem andern Element, welches für den Leser viel unentbehrlicher ist, zu sehr fehlen, nämlich an dem Ariadnefaden, an dem der Hörer sicher durch das scheinbar so gewaltige Labyrinth hindurchfindet. In der Tat ist ja der Aufbau des Riesenwerkes so überaus einfach und übersichtlich, dafs man sich vor seinem nackten Gerüst wohl manchmal erstaunt fragen möchte, wie es denn möglich sei, dafs derselbe Dichter, der an Allgewalt und Kühnheit der Phantasie fast alle anderen Dichter überragt, zu gleicher Zeit ein so trocken scholastisches System als Grundgerüste zimmern konnte. Diese Frage ist freilich töricht und verkehrt, denn gezimmert hat nicht Dante sein Gerüst, sondern es ist das Schema, nach welchem die kirchliche Wissenschaft seines Jahrhunderts überhaupt das Weltgebäude und das menschliche Wissen fafste. Der eigentliche grofse Werkmeister des Gerüstes ist vielmehr Thomas von Aquino. Eben aus diesem Grunde war es auch nicht nur den Gelehrten, sondern vermöge der encyklopädischen Bildung, welche sich eben damals in weiteren Kreisen verbreitete, auch den Gebildeten seiner Zeit viel leichter, dem Dichter zu folgen, als uns heute. Denn ihnen war im allgemeinen das System, wenigstens

sein Grundschema wohlbekannt. Sie wufsten, welches die sieben Sünden waren, welches die sieben Tugenden, und welche Bedeutung beide für die Gesamtheit des menschlichen Daseins nach jenem Systeme haben. Trat ihnen doch in jedem Beichtstuhl eben dies selbe System der sieben Kategorieen der Sünden entgegen. Viel leichter als wir also wufsten sie, indem sie durch das Dunkel und die Wirrsale der Hölle sich durchwanden, oder indem sie durch die sieben Tore des Läuterungsberges in immer reinere Regionen hinaufstiegen, oder indem sie von den moralischen Tugenden zu den theologischen und zugleich durch die Ringe der Planeten von Licht zu höherem Licht emporschwebten, in jedem Augenblick, wo innerhalb des Ganzen sie standen, von wannen sie kamen und wohin ihr Weg sie weiter führen mufste. Der moderne Leser dagegen, dieser für Dante elementaren Dinge unkundig, gerät nur zu leicht in einen Zustand von Unklarheit, indem er den Zusammenhang zwischen dem Einzelnen und dem Ganzen nicht erkennt und darum auch die Bedeutung des Einzelnen nicht richtig ermifst.

Ihm wird zumut, als ob er in einem dunkeln und wirren Walde umhertaste und taumele, während doch der Dichter ihn des allergradesten Weges durch das tiefste Verderben zur höchsten Seligkeit führt. Dies also den Leser deutlich empfinden zu lassen, indem er ihn beständig über das Verhältnis der Teile zum Ganzen im Klaren erhält, das ist die zweite nicht minder wichtige Aufgabe des Erklärers.

Gildemeister hat beide Punkte ins Auge gefafst und seine Erklärungen danach eingerichtet. Nachdem er, wie sich von selbst versteht, die allgemeinen geschichtlichen und litterärgeschichtlichen Bemerkungen in einer knappen aber vortrefflichen Einleitung zusammengefafst hat, giebt er fernerhin keine Anmerkungen zu einzelnen Versen, sondern, indem er jedem Gesange eine kurze Einleitung voraufschickt, in welcher er einen Überblick über den Inhalt des Gesanges giebt, erläutert er hier im Zusammenhange diejenigen Einzelheiten, welche für das Verständnis des folgenden Gesanges von sachlicher Wichtigkeit und darum unentbehrlich sind. Der Leser kommt auf diese Weise wohl vorbereitet an die Dichtung, die er demnach nun ungestört im Zusammenhange lesen und geniefsen kann. So wird er nun nicht mehr bei einzelnen Versen unterbrochen; aber freilich, was nicht geleugnet werden kann, doch wieder nach jedem einzelnen Gesange, und das heifst ja an die hundert male! Immerhin ist das noch viel, und nach meiner Überzeugung zuviel für den poetischen Genufs; ich meine, der

Erklärer könne hierin noch etwas weiter gehen, sich noch zweckmäfsiger einrichten. Das mag aber hier nur angedeutet sein und zwar unter höchster Anerkennung dessen, was in dieser Beziehung schon von Gildemeister geleistet ist. Auch will ich auf das Einzelne der ausgezeichneten Arbeit im Allgemeinen nicht weiter eingehen. Dagegen möchte ich aber diesen Anlafs benutzen, um auf einen Irrtum oder doch eine recht schädliche und störende Unklarheit, welche sich auch bei Gildemeister aufs Neue wieder vorfindet, in etwas genauerem Eingehen aufmerksam zu machen. Ich habe die Frage schon anderwärts gelegentlich berührt, aber an Orten, wohin wohl der Blick der Danteforscher sich nicht verliert. Die Sache scheint mir doch wichtig genug, um einmal im Zusammenhang aufgeklärt zu werden.

Ich mufs von der allerbekanntesten Tatsache, von der Grundeinteilung nach den sieben Kapitalsünden beginnen, denn so bekannt sie ist, so scheint sie doch an dem Punkte, von dem hier die Rede sein soll, schon seit alter Zeit vergessen oder bei Seite geschoben zu werden.

Dem ganzen Gedichte liegt eine dreimal wiederkehrende Siebenzahl zugrunde, in der Hölle die sieben Kapitalsünden, von der leichteren bis zur schwersten herabsteigend; auf dem Läuterungsberge dieselben sieben umgekehrt von der schwersten zur leichtesten emporsteigend; im Himmel die sieben Kardinaltugenden, astrologisch verbunden mit den sieben Planetenkreisen damaliger Himmelskunde; die scholastische Theologie des Mittelalters sah in dieser Einteilung nicht nur eine theoretische Teilung auf dem Gebiete der Moral, sondern in Harmonie damit zugleich eine kosmische Teilung, den Bau des Weltsystems. Bei Dante tritt auch dies am handgreiflichsten in den sieben Sphären der Planeten entgegen.

In Hölle und Fegefeuer entsprechen den sieben Kapitalsünden also auch je sieben Kreise der Verdammten und zwar in vollständigster Parallele zwischen Hölle und Fegefeuer. Neben diesen je sieben Kreisen erscheinen aber in den beiden Reichen noch andere Kreise: in der Hölle die Vorhölle mit den Charakterlosen und der Limbus; auf dem Läuterungsberge das Vorfegefeuer; zwischen ihm und dem Himmel das Paradies. In das oberste Teilungsprinzip des Systems gehören aber diese Kreise nicht mit hinein. Sie stehen aufsen vor und bei der Erläuterung mufs man darauf bedacht sein, dies nicht zu verwischen. In der Hölle ist nun allerdings schon durch Dante selbst eine Zählung der Kreise aufgekommen, welche mit der Zahl der

Sünderkategorieen nicht übereinstimmt. Dante zählt nämlich den Limbus als ersten Kreis der Hölle.

So mufst' ich mich mit ihm hinabbegeben
Zum ersten Kreise, der die Höll' umflicht'. (Hölle 4. 23 ff.)

Dadurch wird ihm also der Kreis der ersten Kapitalsünde, der Luxuria, zum zweiten Höllenkreise,

So stieg ich nieder aus dem ersten Kreis
Zum zweiten. (5, 1 ff.)

der der zweiten Kapitalsünde, der Gula, zum dritten Höllenkreise,

Im dritten Kreis, des Regens, wandert' ich (6, 7.)

der der dritten Kapitalsünde, der Avaritia, zum vierten Höllenkreise.

Bald war ich, wo der vierte Ring im Schacht ist. (7, 16.)

Demnach ist also der nächste vierte Sünderkreis der Acedia der fünfte Höllenkreis. So weit sind also die Herausgeber mit Dante selbst im Einklang, wenn sie diese Kreise als 1—5 bezeichnen, wie es Gildemeister und Witte so gut wie die früheren tun. Diese Übereinstimmung hört aber auf, wenn sie jetzt weiter die Stadt der Ketzer zum sechsten Höllenkreise machen, danach also die folgenden drei zum siebenten, achten und neunten. Es ist wohl zu merken, dafs Dante selbst die Stadt der Ketzer nicht als eigenen Kreis zählt. Freilich fehlt der Beweis dafür, dafs dies nicht nur ein Zufall wäre deswegen, weil Dante in den drei folgenden Kreisen überhaupt keine Zahlen der Kreise nennt, sondern sich an die Unterabteilungen der Ringe u. s. w. hält.

Es scheint sich hierbei um eine äufserliche und deshalb sehr gleichgültige Sache zu handeln. Dem ist aber doch nicht ganz so. Denn wenn auf solche Weise den sieben Abteilungen des Läuterungsberges, wie sie sich durch die sieben Tore in voller plastischer Anschaulichkeit dem Leser vor Augen stellen, neun Höllenkreise gegenüber gestellt werden, so ist damit die Symmetrie verdeckt, auf welche Dante selbst das höchste Gewicht legt. Die Hölle hat so gut wie das Fegefeuer dem obersten Teilungsprinzip nach nur sieben Kategoricen von Sündern; die Bewohner der Vorhölle und des Limbus gehören vermöge ihrer Eigenartigkeit nicht zu ihnen und wie es sich um die Ketzer verhält, davon soll später die Rede sein. Dementsprechend kennt denn auch Dante selbst, wie im Fegefeuer so in der Hölle in seinen theoretischen Erörterungen immer nur sieben Kreise der Sünder.

Die Ordnung und Reihenfolge der Kapitalsünden war im Mittelalter keine feststehende. Sie werden unter den verschiedensten Ge-

sichtspunkten zusammengestellt. In dem grofsen grundlegenden Werke des Thomas von Aquino, seiner Summa theologiae werden sie überhaupt nicht in einem einzelnen Teil oder Buch als ein abgeschlossener Gegenstand behandelt, sondern innerhalb des ganzen Werkes, je nachdem der Stoff auf das Einzelne führt. Die Anordnung, welche Dante gewählt hat und welche ihm zu leicht erkennbaren Zwecken der Composition dient, ist vielleicht sein eigenes Werk. Sie ist bekanntlich folgende:

1. Luxuria: Fleischeslust.
2. Gula: Völlerei.
3. Avaritia: Geldgier.
4. Acedia: (Ich behalte mir die Übersetzung vor.)
5. Ira: Zorn.
6. Invidia: Neid.
7. Superbia: Hochmut.

Nur in einem Punkte der Anordnung ist das System überall dasselbe, dafs nämlich die Superbia die schwerste Sünde, gewissermafsen die tiefste Wurzel aller Sündhaftigkeit selbst ist.

Die Namen der einzelnen Kategorieen, wie das System sie beliebt und stets beibehalten hat, geben zumteil nur einen sehr unvollständigen Begriff von dem Inhalt der entsprechenden Kategorieen. So sind z. B. mit den beiden Kategorieen der Ira und der Invidia keineswegs nur schlechthin diejenigen verstanden, welche man als Zornige oder Neidische im gewöhnlichen Sinne bezeichnen könnte, sondern diejenigen, welche die dem einzelnen Menschen gesetzte Rechtssphäre durchbrechen, um in eine fremde Rechtssphäre überzugreifen und zwar als die Zornigen solche, welche diese Sünde in der Form der Gewalt üben, als die Neidischen solche, welche sie in der Form des Lugs und Betrugs begehen. So wenig sich nun dies ohne weiteres versteht, wenn man von Zornigen und Neidischen spricht, so mufs man sich doch, so lange man sich auf dem Boden dieses alten Systems bewegt, soweit seiner Sprache anbequemen, dafs man solche geradezu technisch gewordenen Bezeichnungen nur im Zusammenhang mit der ihnen entsprechenden Kategorie, nicht aber da gebraucht, wo von anderen Dingen die Rede ist. Wenn also Gildemeister z. B. gleich vorne im Inhaltsverzeichnis zum siebenten Gesange im Kreise der Acediosen ganz einfach die Zornigen und Neidischen hausen läfst, die ja dem System nach erst den Kreisen der Ira und Invidia angehören, so ist das völlig irreleitend. Der darin liegende Irrtum, oder

doch die darin enthaltene Unvorsichtigkeit ist freilich schon sehr alt. Schon auf dem berühmten Höllenbilde des Nardo Orcagna stehen unter dem Styx die Worte: Qui sono poniti gli iracondi, aber es ist doch wenigstens hinzugefügt: e accidiosi.

Es ist vorhin bemerkt, dafs die Ordnung, in der Dante die Kapitalsünden sich folgen läfst, von ihm selbst gebildet sein mag. Ebenso könnte es sein, dafs die Gruppenteilung, welche er einführt, sein eigenes Werk ist, wenn auch das Teilungsprinzip, auf dem sie beruht, sich bei Thomas von Aquino nachweisen läfst. Dante kommt auf zwei Stellen des Gedichtes erläuternd darauf zu sprechen, im elften Gesang der Hölle Vers 15 ff. und im 17. Gesang des Fegefeuers Vers 82 ff. Auch hierbei zeigt sich der strenge Parallelismus, den der Dichter innezuhalten liebt. Denn beide mal befinden sich Dante und Virgil ganz genau auf derselben Stelle der Wanderung: in der Hölle kommen sie aus dem Kreise der Acediosen und steigen in den der Zornigen hinab. Im Fegefeuer kommen sie von den Zornigen und steigen zu den Acediosen hinauf. An beiden Stellen verbindet sich das theoretische Gespräch mit einer Verlangsamung ihrer Schritte und beide mal wird diese Verlangsamung symbolisch gedeutet. In der Hölle sagt Virgil:

Langsamer steigen wir hinab von hier,
Damit der böse Dunst zuvor dem Sinne
Gewohnt wird und hernach verwinden wir's.

Es wird also hierin angedeutet, dafs zwischen der ersten jetzt verlassenen Gruppe der oberen vier Sünderkreise und den drei letzten Kreisen, zu denen der Weg jetzt hinab führt, ein Unterschied des Grades herrsche. In der letzten Gruppe ist die Sünde gröfser, darum auch die Pein schwerer und grauenvoller. Im Fegefeuer dagegen leitet Dante das Gespräch mit den Worten ein:

O meine Stärke, was hat dich verbannt?
So sprach ich zu mir selber, denn ich spürte
In meiner Füfse Kraft jetzt Stillestand.
Wir waren droben, wo nicht höher führte
Die Trepp', und blieben unbeweglich dort
Wie eine Barke, die ans Ufer rührte.

In dem Augenblicke nämlich, wo Dante die Treppe betritt, die ihn in den Kreis der Acediosen führt, spürt er symbolisch in sich selbst ein Hauptmoment der Sünde, welche hier gebüfst wird: Seine Glieder werden von Trägheit befallen. Es ist ja bekannt, dafs die

späteren populären Darstellungen des Systems das Wort Acedia geradezu mit Trägheit übersetzen. Wir kommen darauf zurück.

In beiden theoretischen Erörterungen nun, welche an diesen Stellen folgen, wird die eben angedeutete Gruppenteilung der Sünden ihrem Princip nach erläutert. In der Hölle ist es eben die Frage des Gradunterschiedes zwischen beiden Gruppen, für welche Dante sich eine Erklärung erbittet. Es zeigt sich nun zunächst hierbei, dafs bis dahin, nämlich bis zu dem Ausgang aus der Burg der Ketzer nur vier Sünderkreise durchschritten sind. Dante fragt:

Sag aber, jene in dem schlammigen Bade
Und die der Regen peitscht, der Sturmwind fegt
Und jene, die sich schmähen auf ihrem Pfade. —

Der Sturmwind fegt die Verdammten des ersten Kreises der Luxuria; der Regen peitscht die Schlemmer des zweiten Kreises: es schmähen sich die sich begegnenden Schaaren der Geldgierigen des dritten Kreises; — im schlammigen Bade aber hausen die Acediosen des vierten Kreises. In der zweiten Stelle, im Fegefeuer, wird nun das Wesen dieser oberen vier Kreise in folgender Weise charakterisiert: sie alle, die hier büfsen, strebten an sich nach einem Gut. Es giebt aber zweierlei Güter, das eine ist

Ein Gut, darin die Seele möge ruhn,

damit soll der theologische Begriff des Summum bonum, des bonum divinum ausgedrückt werden. Nach diesem Gute in zu geringem Mafse gestrebt zu haben, das ist die Sünde der Acediosen, die in dem vierten dieser Kreise gebüfst wird. Wir werden sehen, dafs bei Thomas von Aquino die Acedia definiert wird als tristitia de spirituali bono divino. Sodann heifst es weiter:

Ein andres Gut ist, das kein Glück verleiht,
Das nicht die Wurzel und die Frucht und Blüte
Jedweden Gutes ist, nicht Seligkeit;
Und Liebe, die für dies zu sehr erglühte,
Büfst in drei Kreisen, die du noch besuchst.

Fafst man nun beide Stellen zusammen, so ergiebt sich folgendes Bild: In der ersten Gruppe der Sünder, von denen die wandernden in der Hölle herkommen, zu denen sie im Fegefeuer soeben emporsteigen, finden sich die vier Kategorieen der Luxuria, Gula, Avaritia und Acedia. Das Gemeinsame dieser vier Kreise besteht darin, dafs die „Liebe“ nicht das rechte Mafs hält, indem sie entweder einem Zuviel oder Zuwenig verfällt. Unter dem philosophischen Begriff der Liebe wird verstanden der natürliche Trieb, der sich einem Gute zuwendet, im

Menschen geleitet von dem ihm ebenfalls angeborenen freien Willen. Ein Zuviel der Liebe in diesem Sinne kann sich nur im Streben nach den irdischen Gütern kundgeben, darauf beruhen die drei ersten der obigen Kategorieen, des sinnlichen Genusses, der Schlemmerei und der Geldgier. Ein zu geringes Mafs der Liebe kann sich aber kund geben dem Gute gegenüber, welches sich auf die himmlischen Güter auf die Erlösung und ewige Seligkeit bezieht. Das ist das bonum divinum, auf das sich die Sünde der Acedia bezieht. Sie ist unter diesen vieren die schwerste, eben um ihres Gegenstandes, des höchsten Gutes willen. Den drei Kategorieen der zweiten Gruppe, zu der die Dichter in der Hölle eben hinabsteigen und aus der sie im Fegefeuer heraufkommen, ist gemeinsam, dafs in ihnen die Liebe, d. h. der Wille und das Begehren auf einen falschen Gegenstand gerichtet ward, nämlich entweder auf das Unglück des Nächsten, oder auf ein durch das Naturgesetz Gottes verbotenes Gut. Wer solches Gut durch Gewalttat (Tat des Zorns) an sich reifst, gehört in den ersten Kreis der Ira. Wer den Nächsten um das ihm nicht gegönnte Gut durch Lug und Betrug bringt, gehört in den zweiten Kreis der Invidia. Wer zugleich dabei die höchsten und heiligsten, dem Menschen von Gott auferlegten Bande, die Bande des Blutes, des Staates oder der Kirche zerreifst, verfällt dem dritten und letzten Kreis, der Superbia, jener Ursünde, durch die sich vor Erschaffung der Welt Lucifer über Gott zu erheben trachtete.

Was nun Dante für seine Composition durch diese Gruppenteilung bezweckt hat, ist leicht zu erkennen. Statt einer geradlinig und einförmig verlaufenden Reihe von Verdammten und Büfsenden erreicht er eine Steigerung vom Leichteren zum Schwereren und umgekehrt. Er bildet gewissermafsen eine Stufenleiter von Farben: in der Hölle vom unheimlichen Grau bis in die schwärzeste Nacht, in der nur noch die Flammen der unteren Hölle leuchten; im Fegefeuer umgekehrt aus dem Grau der dichten Nebel bis an die Grenze des ewigen Lichts. In der Hölle benutzt er aber zu dem gleichen Zwecke noch ein zweites Kunstmittel. Für seinen dichterischen Zweck formt er sich auch dieses selbst, aber auch hier lehnt er sich dabei an das kirchliche System an.

Mit Bedacht habe ich die sieben Sünden immer als Kapitalsünden bezeichnet und nicht etwa mit dem populären Namen der sieben Todsünden. Zur Todsünde d. h. zu einer Sünde, welche im Gegensatz zur ewigen Seligkeit die ewige Verdammnis der Seele zur Folge hat, kann jede Art von Sünde werden, sei es durch die Steigerung, welche sie

erreicht, sei es durch den Umstand, dafs sie vor dem Tode nicht gebüfst und erlassen ist. In der Hölle erscheinen daher selbstverständlich alle sieben Sünden zugleich als Todsünden, ohne dafs dabei eine besondere Qualification gerade dieser sieben Kategorieen läge. Im Fegefeuer dagegen können ebenso selbstverständlich diese Kategorieen nicht in der Form der Todsünde erscheinen, weil ja die Seelen, welche sich hier läutern, vom ewigen Tode schon gerettet sind. Hier erscheinen die sieben Kategorieen nur als die sieben Grundwurzeln, aus denen alle menschlichen Sünden hervorwachsen, d. h. eben als Kapitalsünden. Denn das System versteht unter diesem Ausdruck (peccatum capitale) nicht etwa schwere Sünden, sondern solche Grundformen der Sünde, aus deren jeder bestimmte andere Formen der Sünde hervorwachsen, wie die Zweige aus dem Stamm. Man würde das Wort am richtigsten mit Stammsünde übersetzen.

Die abgeleiteten Sünden bezeichnet das System als Filiae oder Filiolae, Töchtersünden. Hieran nun lehnt sich Dante an, indem er von den leichteren Kategorieen zu den schwereren hinabsteigend, immer mehr Zweige aus der Stammsünde hervorspriefsen läfst. In den beiden obersten Kreisen der Luxuria und Gula bleibt er bei der Stammsünde stehen. In den beiden nächsten Kategorieen der Avaritia und Acedia läfst er die Sünde in je zwei sich entgegengesetzten Formen erscheinen. Die hierin liegende Gruppierung hat schon Orcagna in dem vorhin erwähnten Höllenbild richtig erkannt: in der Verkürzung, in welcher er die Gestalt der Hölle zusammenstellt, um sie auf eine Bildfläche zu bringen, erscheinen diese beiden Kreise auf einer schrägen Linie in Parallele nebeneinander; links lautet die Unterschrift: avari e prodighi, rechts wie schon erwähnt: accidiosi e iracondi. Den nächsten fünften Sünderkreis, den ersten der unteren Höllenabteilung finden wir in sechs Erscheinungsformen geteilt; den sechsten der Invidia sogar in zehn. So sehen wir die Sündhaftigkeit in immer furchtbarer wuchernder Triebkraft zerstörend um sich greifen. Im letzten untersten Kreise, der Superbia, fafst dann der Dichter das Bild wieder umgekehrt kunstvoll zu dem sich verengenden Höllentrichter zusammen, indem er rasch fortdrängend durch nur drei grausenhafte Bilder zu Lucifer als dem Schlufsstein des Ganzen gelangt.

Ich habe mich auf diese Einzelheiten des Entwurfes soweit eingelassen, um dem Leser die volle Strenge des Schematismus, dem der Dichter folgt, und zugleich den vollkommenen Parallelismus zwischen Hölle und Fegefeuer lebhaft in die Empfindung zu rufen.

Wer in solcher Weise das Ganze disponierte, kann sich unmöglich hinterher im einzelnen willkürliche Abweichungen von seinem Schema, noch dazu ohne jeden erdenklichen Grund erlaubt haben, wie dieses der Fall wäre, wenn wirklich in dem Kreise der Acedia schlechthin iracondi, Zornige und Neidische ihren Platz gefunden hätten. Es ist nicht denkbar, dafs in diesem Kreise der Sünder andere sich finden, als diejenigen, denen wir in dem entsprechenden Kreise des Fegefeuers begegnen. Dafs aber hier im Fegefeuer nur acediosi, d. h. solche büfsen, welche es im irdischen Leben an der richtigen Anspannung zur Erreichung des höchsten Gutes fehlen liefsen, darüber kann ein Zweifel nicht herrschen; das ergeben alle Worte und Bilder des 17. bis 19. Gesanges. Dafs Dante selbst symbolisch die hier gebüfste Sünde empfindet, indem im Hinansteigen seine Glieder von einer Lässigkeit befallen werden, ist schon erwähnt. Auf seine Frage, welchen Fehler man in dem neuen Ringe büfse, antwortet Virgil:

> Gebessert wird in dem Revier
> Liebe zum Guten, die zu lässig wallte
> Und zum versäumten Ruder greift man hier.

Es folgt darauf die oben besprochene Erörterung über die Liebe und die verschiedenen Güter; vom höchsten Gut sagt dann Virgil abschliefsend:

> Wenn träge Lieb' Euch zieht, es zu erlangen,
> So werdet Ihr auf diesem Sims kasteit,
> Wofern Ihr reuig erst in Euch gegangen.

Die Schaaren der Büfsenden erscheinen alle im eilfertigen Lauf.

> So strebte vorwärts jetzt den runden Gang
> (So weit es möglich war, sie zu bewahren),
> Wen guter Wille spornt und Liebesdrang.

Sie rufen im Vorübereilen:

> Schnell, schnell! damit wir nicht die Zeit verbringen
> In lauer Liebe — — —
> Es grüne Gnade neu durch fleifsig Ringen!

Virgil ruft ihnen zu:

> O, Ihr, mit scharfer Inbrunst so bereit,
> Zu büfsen Lässigkeit und Ungenüge. — —

Weiterhin spricht Virgil:

> — Schau Dich um: ein Paar, das dem Verderben
> Der Trägheit grimmig zusetzt, kömmt gerannt.

und hier in dieser Zeile (18, 132) erscheint das Stichwort, denn im

Original heifst es: dando all accidia di morso. In den antreibenden Bildern erscheint ferner die Maria, die auf's Gebirge eilt und Cäsar, der, dem Ziele zustürmend, von Sieg zu Siege fliegt; in den abmahnenden Bildern die Israeliten, welche in der Wüste sterben müssen, ehe sie das gelobte Land erreichen, weil sie zu lässig im Dienste Gottes waren, und die Gefährten des Äneas, welche auf der Fahrt nach Italien verdarben, weil sie sich widerwillig im Dienste dessen zeigten, dessen Stamm das Rom der Weltherrschaft gründen sollte. In herrlicher und tiefsinniger Weise wird endlich das Ganze durch die nun folgende Seligsprechung des Engels an der Eingangspforte des neuen Kreises (19, 50) abgeschlossen. Er tilgt das Mal der Acedie auf Dante's Stirn mit den Worten: beati sunt qui lugent. Das Wesen der Acedie wird, wie wir sehen werden, im System als tristitia bezeichnet. Es ist also eine falsch gerichtete Trauer (Unlust), in welcher die Sünde sich äufsert. Darum lautet die Seligsprechung: Selig sind, die die echte göttliche Trauer empfinden.

Dies also sind die Acediosen, welche trotz allen abweichenden Scheines wir völlig gewifs sein können, auch in dem entsprechenden Kreise der Hölle zwischen dem Ausgang von den Geizigen bis zu dem Tore der Furien (Hölle 7, 100—8, 64) wiederzufinden. Dafs wir dessen so gewifs sein können, dafür bürgt uns die vor nichts zurückweichende Folgerichtigkeit des Dichters in der Entwickelung seiner Gedanken. Von den neueren Erklärern ist Witte der Wahrheit am nächsten gekommen, indem er in der Anmerkung zu 8, 46 die Annahme, als handele es sich in diesem Höllenkreise um Stolz, Neid oder Hochmut, zurückweist und zu 7, 121 sagt: „Wie im vorigen Kreise Geizige und Verschwender, so werden auch hier die entgegengesetzten Laster, in deren Mitte das rechte Mafs liegt, Zorn und Trägheit gemeinsam bestraft.“ Damit macht er aber die hier bestrafte Sünde ganz allgemein zur Mafslosigkeit und läfst den wesentlichsten Punkt der ganzen Frage, dafs es sich hier nicht nur um zwei entgegengesetzte Laster, welche weiter nichts mit einander zu tun hätten, als dafs sie sich entgegengesetzt sind, sondern vielmehr um zwei Erscheinungsformen ein und derselben Sünde völlig bei Seite. Hätte man sich statt der vielfachen alten und neuen Erklärungsversuche einfach an die richtige Quelle der Entscheidung dieser Frage gewendet, so würde alles sich leicht gefunden haben, und dafs man dies nicht getan hat, ist um so weniger zu begreifen, da im allgemeinen diese Quelle für das Verständnis des Dichter in aller Danteforscher Mund

und Gebrauch ist. Denn den unfehlbaren Richter in allen Fragen der scholastischen Theologie, in der Dantes Anschauungen und Dichtungen wurzeln, haben wir ja zur Beratung zur Hand in Thomas von Aquino. Wenn wir uns von seiner Erklärung und Erläuterung der Sünde der Acedia leiten lassen, wie er sie in der Secunda secundae, questio XXXV seiner Summa theologica*) vorträgt, so erhalten wir den gesuchten Aufschlufs über Dantes vierten Sünderkreis.

Es sollen, so beginnt der Aquinate seine Erörterung, jetzt die Sünden besprochen werden, welche der Freude an der himmlischen Liebe (gaudio caritatis) entgegengesetzt sind, und zwar giebt es deren zwei Kategorieen. Handelt es sich nämlich um die caritas, insofern sie auf das göttliche Gut (quod quidem est de bono divino) gerichtet ist, so entsteht die Sünde der Acedia, handelt es sich dagegen um die auf das Gut des Nächsten gerichtete Liebe, so entsteht die Kategorie der Invidia (deren Betrachtung dem späteren Abschnitt angehört). Die Acedia wird dann weiter definiert als eine Traurigkeit (Unlust, tristitia im Gegensatz zum gaudium) in Beziehung auf die himmlischen Güter, welche dem Gebot der caritas zufolge mit Liebe umfafst werden sollen. Acedia, cum tristitia sit de bono divino, quod secundum charitatem diligendum est, eam semper peccatum esse necessarium est. Diese Traurigkeit wirkt aber so niederdrückend auf den Menschen, dafs seine Seele alle Tatkraft oder Tatlust einbüfst, — tristitia aggravans, quae scil. ita deprimit animum hominis, ut nihil ei agere libeat; sicuti ea quae sunt acida, etiam frigida sunt; (eine etymologische Erläuterung, die allerdings an der Bedeutung des Wortes acedia vorbeigeht.) et igitur acedia importat quoddam taedium operandi. Wenn diese Sünde des Trübsinns dem himmlischen Gut gegenüber vollständig ist, dann ist sie auch ihrer Gattung nach eine Todsünde als Gegensatz zur caritas. Solche Vollendung der Sünde besteht darin, dafs der Verstand des Menschen seine Zustimmung dazu erteilt; so lange sie dagegen nur auf einer Regung der Sinnlichkeit beruht, ohne dafs sie vom Verstand gutgeheifsen wird, ist sie eine läfsliche Sünde. Todsünde aber heifst diejenige Sünde, welche in uns das in der caritas bestehende geistliche Leben aufhebt; denn vermöge der caritas wohnt Gott in uns. Alle Sünden aber, die ihrer Gattung nach Todsünden sein können, werden es erst dann, wenn sie durch die

*) Sc. Thomae Aquinatis .... Summa theologica ad optim. edit. fidem accur. recogn. Parmae typis Petri Fiaccodori MDCCCLIII Giorgio Franz in Monaco Vol. VII p. 529 ss.

Zustimmung des Verstandes vollständig geworden sind. Acedia, quae tristitia est perfecta de spirituali bono divino, peccatum mortale ex suo genere est, cum charitati adversetur: sed acediam imperfectam, secundum sensualitatis motum sine rationis consensu, veniale peccatum esse constat . . . . Peccatum mortale dicitur quod spiritualem vitam tollit, quae est per charitatem, secundum quam Deus nos inhabital. — — Sed considerandum est in omnibus peccatis quae sunt secundum suum genus mortalia, quod non sunt mortalia, nisi quando suam perfectionem consequntur. Est enim consummatio peccati in cosnensu rationis. — —

Dafs aber weiter diese Sünde, deren Wesen in Abneigung gegen das göttliche Gut besteht, eine Kapitalsünde ist, das ergiebt sich aus dem Wesen der Sache selbst. Ihre Tochtersünden sind folgende: 1. Bosheit, 2. finsterer Groll, 3. Verzagtheit, 4. Verzweiflung, 5. starre Gefühllosigkeit den Geboten gegenüber, 6. unstetes Abschweifen des Geistes. Cum acedia tristitia sit de spirituali bono divino, vitium capitale necessario est, cujus filiae sunt malitia, rancor, pusillanimitas, desperatio, torpor circa praecepta, ac mentis evagatio. Dies wird sodann auf folgende Weise weiter erklärt: aus der Unlust (tristitia) entsteht, eine Flucht vor dem, was die Unlust erregt. Dabei kann es sich sowohl um das Endziel handeln, als um das, was zu diesem Ziele hinführt. Verzweiflung ist die Flucht vor d. h. das Aufgeben des Endzieles, welches es zu erreichen gilt; Verzagtheit ist die Flucht vor dem, was dahin führt, nämlich: vor dem Erfassen hoher und kräftiger Ratschlüsse. Stumpfe Gleichgültigkeit gegen das Gebot aber bildet eben die Flucht vor den allgemeinen, auf das göttliche Gut gerichteten Gesetzen. In fuga — tristitae talis processus attenditur: quia primo homo fugit contristantia . . . . . Spiritualia autem bona, de quibus tristatur acedia, sunt et finis et id quod ad finem. Fuga autem finis fit per desperationem. Fuga autem bonarum quae sunt ad finem, quantum ad ardua, quae subsunt consiliis, fit per pusillanimitatem: quantum autem ad ea quae pertinent ad communem justitiam, fit per torporem circa praecepta.

Zu diesem passiven Zurückweichen vor dem göttlichen Gut selbst, sowie vor den Geboten und Mitteln, welche zu ihm hinführen, kann nun aber als zweites ein aggressiver Kampf gegen das was den Unmut einflöfst, eintreten. Secundo etiam impugnat ea quae tristitiam ingerunt. Wenn sich diese Bekämpfung gegen die Menschen richtet, welche zu den himmlischen Gütern hinführen (Kirche und Staat)

so entsteht die Tochtersünde des finsteren Grolls. Wendet sich die Bekämpfung gar gegen die geistlichen Güter selbst, dann entsteht die wilde Bosheit. Impugnatio autem contristantium bonorum spiritualium quandoque quidem est circa homines qui ad bona spiritualia inducunt, et hic est rancor; quandoque quidem se extendit ad ipsa spiritualia bona, in quorum detestationem quis adducitur, et hoc proprie est malitia. Wenn schliefslich die Flucht vor dem Gebotenen zu einem Haschen nach verbotenen weltlichen Vergnügungen wird, um sich damit zu zerstreuen, dann entsteht als Tochtersünde der acedia das unstete Abschweifen des Geistes auf das Unerlaubte. In quantum autem propter tristitiam a spiritualibus aliquis transfert se ad delectabilia exteriora, ponitur filia acediae evagatio mentis circa illicita. Der Verfasser erörtert sodann noch, dafs andere Formen der Sünde, welche von Anderen als Tochtersünden der Acedie genannt werden, entweder nur andere Namen für die hier genannte Sache oder abgeleitete Folgen von ihnen seien; so sei die Verbitterung (amaritudo) nur eine Wirkung des rancor. Der Müfsiggang (otiositas) und die Schlafsucht (somnolentia) seien auf den torpor zurückzuführen. Das ungeziemende Benehmen (importunitas mentis) die Zügellosigkeit der Gesinnung, die Geschwätzigkeit (verbositas) das unstete Wesen u. s. w. seien sämtlich Erscheinungen der evagatio mentis. In der Tat wird dies hochinteressante psychologische Bild anderwärts besonders auch in den populären Darstellungen des Systems noch viel weiter ausgeführt; auf der einen Seite bis zu völligem Stumpf- und Blödsinn, auf der anderen bis zu irrsinniger Tobsucht, in der Mitte (auf der Grundlage der evagatio mentis) zu Phantasterei und Narrheit. Die Richtung auf diese Extreme hin war ja in den Grundlinien des Systems, wie es bei Thomas von Aquino vorliegt, gegeben; zur Erläuterung der Erscheinungen in Dantes Höllenkreis der Acedia genügt aber die Auseinandersetzung des Aquinaten vollständig. Sie zeigt uns erstens, dafs es sich bei dieser Sünde nicht nur im Allgemeinen um das rechte Mafs des Strebens handelt, sondern um ein auf das Reich Gottes und das ewige Heil der Seele gerichtetes Streben und sie führt uns zweitens eine Entwickelung der Zustände in den mit der Acedia Behafteten vor, welche nach entgegengesetzten Endpunkten verläuft, indem sie nach der einen Seite hin von Trübsinn und Trägheit ausgehend bis zu Verzweiflung und Stumpfsinn hinabsinkt, während sie auf der andern Seite, ausgehend von Gleichgültigkeit gegen die Gebote der göttlichen Liebe in grimmiger Bosheit und Tobsucht endet.

Der von Witte ganz richtig angedeutete Gegensatz in Dantes Darstellung des Kreises der Acedia erweist sich also als die Gegenüberstellung zweier Gruppen von Acediosen; besudelt liegen beide im Schlamme, die Einen an der Oberfläche, die Anderen unten am Grunde, erkennbar nur an den an der Oberfläche erscheinenden Blasen. Die Einen mit dem Ausdrucke des Grolles (con sembiante offeso 7, 111) in wahnsinniger Tobsucht sich selbst und Andere anfallend und zerfleischend, anzusehen als ob sie Zorn bezwungen hätte:

L'anim di color cui vinse l'ira: 7, 116.

Die anderen aber jammern dumpf tief unten — — Tristi fummo,

Nell aer dolce che dal sol s'allegra,
Portando dentro accidioso fummo 7, 121 f.

wobei der Dichter sie also die beiden Hauptstichwörter des Systems gebrauchen läfst: das der Tristitia und der Acedia. Die Einen sind die Vertreter des rancor, der amaritudo, der evagatio mentis; die Anderen die des torpor, der pusillanimitas, der desperatio. Als Typus der ersten dieser beiden Klassen erscheint nachher (8, 31—64) Philipp Argenti, dessen Seele nicht als iraconda sondern als furiosa bezeichnet wird (8, 48) und den der Dichter offenbar mit gutem Bedacht als spirito bizzarro charakterisiert (8, 62) ein Ausdruck, welcher an die evagatio mentis gemahnt. Orcagna hätte also auf seinem Höllenbilde um korrekt zu sein schreiben müssen: gli accidiosi tristi e furiosi; nach dem jüngeren populären System würde man gesagt haben: „die Trägen und die Tobsüchtigen“ und Witte hätte das Richtige vollständig getroffen, wenn seine Erklärung zu 7, 121 lautete: „Wie im vorigen Kreise Geizige und Verschwender, so werden auch hier die entgegengesetzten Laster welche sich aus demselben Stamme der Acedia abzweigen, stumpfsinnige Trägheit und tobsüchtige Wut bestraft.“

Die schon erwähnte dichterisch so herrliche Episode des Philipp Argenti, mit welcher Dantes Schilderung der Acediosen endet, hat den Auslegern nicht minder Not gemacht, als die allgemeine Erklärung der Sünder dieses Kreises; ja, sie verzweifeln daran, ihren klaren Sinn zu verstehen, weil über die Persönlichkeit des Philipp zu wenig bekannt sei. Sie machen daneben dem Dichter noch den Vorwurf, er habe hier seinem persönlichen Hasse in fast abstofsender Weise das Wort geliehen. Um so wunderbarer erscheint es unter solcher Voraussetzung dann allerdings, dafs er für diesen seinen gehässigen Zornesausbruch gar noch seine Mutter durch Virgil selig preisen läfst! Und doch ist

gerade diese Wendung eine so eigentümlich bezeichnende, dafs man unmöglich das besondere Gewicht, welches der Dichter darauf legt, verkennen kann. Selten aber geht man bei Dante fehl, wenn man unter dergleichen Zügen, welche auf so merkbare Weise hervortreten, irgend eine ganz bestimmte und besondere Wendung des Gedankens voraussetzt. Das trifft denn auch hier zu.

Es mufs wieder an den obersten und für alles andere mafsgebenden Umstand angeknüpft werden, dafs es sich in diesem Kreise um lässige Liebe zum bonum divinum handelt; anders ausgedrückt, dafs es sich hier um das träge oder, wenn es in die Formen tatsächlichen Widerstandes ausartet, um das feindselige Verhalten gegen das Reich Gottes handelt. Das Reich Gottes aber hat ja nach der Auffassung, die Dantes ganzes Denken und Dichten durchzieht, auf Erden zwei Schwerter, das geistliche und weltliche: zwei Häupter, den Papst und den Kaiser; zwei sichtbare Gestalten, die Kirche und den Staat. Dante selbst hat gerade in Beziehung auf die Acedia diesem Gedanken einen symbolischen Ausdruck gegeben, den man nicht übersehen darf. In den schon erwähnten antreibenden und abmahnenden Bildern, welche im Fegefeuer im Kreise der Acedia in den Rufen des ersten und letzten Büfserpaares erscheinen, wird beide mal der Blick erst auf die Kirche, dann auf das Kaisertum gerichtet. Denn es erscheint erst die auf das Gebirge eilende Maria, den Heiland — also die Kirche — im Schoofse tragend; dann Cäsar, das Urbild der Kaiser; danach wieder das für seine laue Liebe zu Gott in der Wüste hinsterbende Volk der Juden, wobei die aus dem gelobten Lande erstehende Kirche in der Perspective steht und endlich die vor der Landung in Italien, als der Vorbedingung zur einstigen Gründung des Kaisserreiches umkommenden Gefährten des Äneas. Ich erinnere hieran, um dadurch zu zeigen, dafs es nicht etwa eine gewagte Mutmafsung, sondern eine ganz natürliche Folgerung aus dem Grundgedanken des Dichters ist, wenn man voraussetzt, dafs auch in der Hölle am Ausgange des Kreises die Acedia nicht nur in ihrer schwersten Form überhaupt, nämlich in der der sinnlosen Tobsucht gegen das Göttliche, sondern auch in ihrer Richtung gegen diejenige Seite des Reiches Gottes auf Erden erscheint, in deren Verfechtung Dante selbst das höchste Ziel seines tatkräftigen Eifers und seiner feurigen Liebe zum Göttlichen sieht: in der Richtung gegen das Kaisertum. Nun wissen wir von Philipp Argenti gerade so viel, dafs er dem Geschlechte Cavicciuolo angehörte, dessen Familien zum teil zu den wildesten Welfen zählte.

Einer dieses Geschlechtes soll sich sogar in den Besitz der Güter des verbannten Dichters gesetzt haben und eben damit meint man den persönlichen Hafs des Dichters erklären zu sollen. Aber wäre dies wirklich die Meinung gewesen, warum sollte denn der Dichter nicht vielmehr diesen Räuber seines Vermögens selbst aufs Korn genommen haben? pafste er vielleicht nicht hierher unter die Sünder der Acedia, so hätte sich ja doch wohl leicht ein anderer Platz in der Hölle finden lassen, wo der Dichter sein Mütchen an ihm hätte kühlen können. Wenn Dante aus dem Geschlechte der Cavicciuoli vielmehr den Philipp herausgreift, so lag selbstverständlich der erste und vornehmste Grund dazu gerade in dem Umstande, dafs seine Sündhaftigkeit und die Art seines Charakters nach der Ansicht des Dichters unter den Typus der Acedia fiel. Für die Zeitgenossen, denen Philipps Bild noch im Sinne lag, war dies an und für sich ebenso verständlich und anschaulich, als wie wenn Dante anderwärts (Hölle 6, 64) an der Sünde, die hier bestraft wird, verbunden mit der Stimme des Bestraften, sofort erkennt, wer es ist, der ihn anredet. Wir können zwar die Richtigkeit der Anklage gegen Philipp Argenti nicht controlieren, da uns keine andere Schilderung von ihm aufbewahrt ist; dafs aber für Dante und also auch für Philipps Bedeutung in Dantes Gedicht die Sache sich so verhält, das ergiebt sich mit solcher Notwendigkeit aus dem Zusammenhang, dafs dafür ein anderer Beweis nicht erst erforderlich wäre. Da wir nun also gerade so viel von diesem Philipp wissen, dafs die Gegnerschaft zwischen ihm und dem Dichter ihren Grund in dem grofsen politischen Parteikampf der Zeit hatte, als deren Opfer Dante verbannt und beraubt in der Welt umherirrte, dafs mithin Argentis tobende Wut, um deretwillen ihn Dante hier zum Typus der Acedia macht, sich gegen die kaiserlich Gesinnten gerichtet hatte, so halten wir ja damit das Licht in der Hand, bei dessen Beleuchtung uns dies mit so grofser dichterischer Kunst gezeichnete Bild in voller Verständlichkeit erglänzt. Das Kaisertum als die eine Seite des Reiches Gottes ist es, gegen welche sich Philipps noch in der Hölle forttobende wilde Wut einst aufbäumte: Dante aber, indem er in dem schlammigen Scheusal den alten Gegner erkennt, fühlt auch den alten Zorneseifer für die Sache, um die er kämpft und leidet, in sich auflodern. Darum Virgils vielbesprochene beschwichtigende Worte:

— — — Alma sdegnosa,
Benedetta colei che in te sincinse, (8, 44 f.)

„Feurige Seele, gesegnet sei, die dich in ihrem Schoofs getragen.“

Ebenso, wie gleich nachher der göttliche Zorn des Engels der Wut der Furien gegenüber als ihr natürlicher Gegensatz erscheint, oder wie im Fegefeuer bei dem Ausgang aus dem Kreise der Acedia, die göttliche Trauer um die Sünde der wider das Reich Gottes gerichteten tristitia gegenüber gestellt und selig gepriesen wird, so preist hier Virgil den heiligen Eifer Dantes für das Reich Gottes, wie es im Kaisertum geordnet ist, selig als den rechten gottgefälligen Gegensatz zur schnöden Wut, die sich gegen das Reich Gottes auflehnte. Wie grofs der persönliche Hafs gewesen sei, den der Dichter zugleich gegen seinen alten Feind empfand, das können wir freilich heute nicht mehr wissen und sagen. Wenn er sich aber (Vers 52 f.) die Genugtuung ersehnt, ihn, bevor er weiter wandert, gehörig in den Schlamm getaucht zu sehen, so ist das nicht der naive Ausdruck persönlichen Hasses, für den sich Dante doch unmöglich in seiner Mutter selig preisen lassen konnte, sondern es ist nur derselbe Eifer für die Sache Gottes im grofsen allgemeinen Kampfe seiner Zeit, wie er auch in so viel hundert anderen Versen seines Gedichtes lodert, ja, in dessen gesamter Tendenz zum Ausdruck kommt.

Ehe Dante und Virgil unseren Blicken entschwinden, sei es gestattet, sie noch mit kurzem Wort in die Burg Dis hinein und bis an den innersten Rand des Felsens zu geleiten, wo sie den Abstieg zum Kreis der Ira hinunter finden. Bekanntlich stofsen wir auch hier auf eine vielfach besprochene Frage: Wie sich die hier hausenden Ketzer zum System der sieben Sünden verhalten und wohin sie zu zählen sind. Es wird sich zeigen, dafs der Dichter auch hier sein System nicht verläfst, sondern nur einer einzelnen Folgerung aus dem Ganzen in seiner Weise einen eigentümlichen dichterischen plastischen Ausdruck giebt.

Er hätte an sich die Ketzerei und das Schisma vielleicht verschiedenen Kreisen zuweisen können. Auch von anderen Sünden finden wir, dafs sie dem Systeme nach aus mehreren der sieben Stämme erwachsen können. So erörtert z. B. Thomas v. Aquino (Quaest. XX. art. 4.) dafs die Sünde der Verzweiflung nicht nur, wie wir vorhin sahen, als Tochtersünde der Acedia, sondern auch der Luxuria entstehen könne. Wie sich hierauf zugleich wieder die psychologische Seite des Systems der sieben Sünden geltend macht, das springt noch deutlicher in die Augen, wenn wir uns beide Entwickelungslinien bis an die entsprechende Geistesstörung fortgesetzt denken: Dem tiefsten Grade der Melancholie als Geistesstörung, wie sie auf

der Acedia beruht, stellt sich die Geisteszerrüttung entgegen, welche die Folge zügellosen Sinnesgenusses ist. Dante konnte nun in ähnlicher Weise die Ketzerei offenbar sowohl der Ira einordnen, in deren drittem Ringe sich ja die Gewalttätigen wider Gott befinden, als auch dem untersten Ringe der Superbia, in deren Schlufsstein Lucifer wir ja den vorweltlichen Schismatiker vor uns haben. Bei Thomas von Aquino fand er, so viel ich sehe, keinen Anhalt für die Entscheidung der Frage. Dieser definiert im ersten Artikel von quaestio XXXIX das Schisma als ein speciale vitium charitati oppositum, per quod quidam Christo ac ejus vicario subesse renuunt et membris ecclesiae ei subjectis communicare recusant. Hierin konnte der Dichter, wenn er die Ketzerei, als eine wider Gott gerichtete Gewalttätigkeit, dem Kreise der Ira einfügen wollte, einen gewissen Anlafs dazu finden, sie zugleich in der Wandnachbarschaft der Acedia unterzubringen, denn wie diese, gehört sie zu den vitiis oppositis charitati. Auch Thomas führt sie dergestalt in der Überschrift zu Quaestio XXXIV auf; Deinde considerandum est de vitiis oppositis charitati; . . . secundo de acedia . . . . tertio de discordia et schismate. Was aber hier überhaupt in Frage kommt, ist nicht sowohl die Kategorie, welcher Dante die Ketzerei zuzählt, als der eigentümliche Umstand, dafs sie räumlich zwischen zwei Kategorieen untergebracht ist. Denn dafs der Kreis der Acedia mit dem Pfuhl, der die Burg Dis von ihm trennt, endet, versteht sich ja von selbst. Hier finden wir zunächst als mythischen Repräsentanten des Kreises der Ira den Phlegyas, dessen Zornausbruch sich in einer Gewalttat wider das delphische Heiligtum kundgab. Hier zeigt uns ferner das Furientor mit all seinen Symbolen die Scheidewand zwischen den zwei grofsen Gruppen der Sünder, zwischen der Region des Sturmes, Regens und Schlammes und der der Feuerpein. Gleichwohl bleiben wir innerhalb der Mauer zunächst noch auf dem Plateau des eben verlassenen Kreises und aus dem Gespräche der Dichter geht unzweideutig hervor, dafs Dante den eigentlichen Kreis der Ira erst auf dem unteren Felsenring anfangen läfst. Räumlich betrachtet, sind also die Ketzer von den unteren Sündern der Ira so gut abgetrennt, wie von oberen der Acedia. Eine sinnbildliche Wendung, nach deren Deutung man nicht weit zu suchen braucht! Ist es denn nicht leicht verständlich, dafs denjenigen, deren Sünde, wie der Aquinate sagt, darin besteht, dafs sie sich der Gemeinschaft mit den Gliedern der Kirche entziehen, hier darum selbst die Gemeinschaft der Höllenqualen mit ihnen versagt

bleibt? Sie stehen in ihrer Ausgeschlossenheit in genauer Parallele zu den Lauen des dritten Gesanges: wie diese vor dem Tor der oberen Hölle jammern, „von Gnad und Gerechtigkeit verschmäht," so sterben hier hinter der Mauer der unteren Hölle die Ketzer, die sich selbst von der Gemeinschaft der Heiligen ausgeschlossen haben, auch aus der Gemeinschaft der Verlorenen verbannt, den unauthörlichen Feuertod bis zum Tage des Gerichts.

Schleswig.

Ugo Foscolos Ortis und Goethes Werther.

Auf Grund der neuesten italienischen Veröffentlichungen.

Von

F. Zschech.

Mit Recht hat man den Beifall, womit Goethes „Leiden des jungen Werther" von den Zeitgenossen aufgenommen wurden, vornehmlich aus dem Umstande erklärt, dafs das mitlebende Geschlecht und zum guten Teile auch noch das folgende in dem Romane den eigenen Gemütszustand dargestellt erblickte: das gleiche durch die Beschränktheit der umgebenden Wirklichkeit genährte Gefühl der Unbefriedigung, das den Helden quält, die Gesundheit seines Geistes zerrüttet und ihn endlich zur Weltflucht treibt, hatte nicht allein in Deutschland, sondern auch bei den Nationen, die mit den Deutschen in näherem geistigen Verkehr und Austausch standen, die Gebildeten im tiefsten Innern erfafst. In der schlichten Naturwahrheit aber, mit der er die allgemein empfundene Sehnsucht nach Besserung in den Zuständen der menschlichen Gesellschaft zum Ausdruck gebracht hatte, lag des Dichters Verdienst; ihr zollte man die ungeteilte Bewunderung. Übersetzungen, wie sie bei den Nachbarn, besonders in Frankreich, England und Italien, in rascher Folge neben und nach einander erschienen, verschafften dem Buche eine bei einem deutschen Werke niemals bisher erlebte Verbreitung. Und wenn Äufserungen geistig hervorragender Persönlichkeiten unter den fremden Nationen den von ihm bewirkten Eindruck rückhaltlos bezeugen, so machte sich dieser noch in anderer Weise Luft, indem er produktiv eine Unzahl mehr oder minder geglückter Nachahmungen und Bearbeitungen zu Tage förderte.

Dafs in ihnen je nach der Nationalität der Verfasser, nach der Verschiedenheit ihrer Erlebnisse und ihrer Denkweise die vorgetragenen Lebensanschauungen, dazu die Einzelheiten in den äufseren Umständen, sowie die Art der Darstellung mannigfaltig unter sich abweichen, darf wenig überraschen; wogegen die verzweifelte Grundstimmung im Gemüte der Helden, der Gegensatz, in dem sie sich zu den umgebenden Verhältnissen befinden, und ferner die Stellung der an der Verwickelung beteiligten Personen in der Mehrzahl dieser sogenannten Wertheriaden nahezu die gleichen und immer dem Originale so ähnliche sind, dafs auch da, wo die äufsere Einkleidung verändert ist, die Ableitung aus dem deutschen Vorbilde leicht erkannt wird. Nur bei einigen wenigen von ihnen haben die vorgenommenen Umgestaltungen durch die Zutat eigener Ideen und die Einführung neuer Lebenslagen so geschickte Motivierungen erhalten, dafs die aus dem deutschen Romane geschöpfte erste Anregung bestritten und die trotz aller Abwandelungen dennoch sichtbare innere Verwandtschaft zwischen den hier in Frage kommenden Werken und dem goetheschen Werther aus blofs zufälligem Zusammentreffen erklärt werden konnte. War von französischer Seite ein solches Zusammentreffen für Charles Nodiers „peintre de Saltzbourg“ in Anspruch genommen worden, so hat sich inzwischen der Einflufs Werthers als zweifellos herausgestellt und ist neuerdings von Ferdin. Grofs in seiner Schrift „Goethes Werther in Frankreich“, Leipzig Wilhelm Friedrich S. 57 ff. aufser Frage gestellt worden.

In ähnlicher Weise hat lange Zeit über das wahre Verhältnis zwischen dem Romane Ugo Foscolos „letzte Briefe des Jacopo Ortis“ (1802 erschienen) und dem Jugendwerke Goethes zu Gunsten des ersteren ein tiefes Dunkel geherrscht, und es mufste darüber herrschen, so lange man das, was der Italiener über die Entstehungsgeschichte seines Buches bei verschiedenen Anlässen, sei es infolge an ihn gestellter Anfragen oder in den Vorreden zu einzelnen Ausgaben, dem Publikum mit der Miene der Glaubhaftigkeit aufzutischen gewufst hatte, für bare Münze nahm. Seitdem aber in dies Dunkel von verschiedenen Seiten her Strahlen klaren Lichtes geworfen wurden, zeigt der Sachverhalt ein anderes Aussehen, sodafs auch hier nicht mehr von einem zufälligen Zusammentreffen, sondern geradezu von bewufster Anlehnung geredet werden mufs. Der Verfasser dieser Abhandlung war schon vor zehn Jahren der allgemein damals auch in Italien noch geltenden Ansicht entgegengetreten und hatte in den Preufsischen Jahr-

büchern die Gründe auseinandergesetzt, aus denen ihm die Angaben Foscolos über das Zustandekommen seines Werkes verdächtig schienen, und die einzelnen Stadien der Entstehungsgeschichte in das rechte Licht zu setzen versucht.*) Damals jedoch fehlte noch ein wichtiges Glied in der langen Kette von Umwandlungen, welche der Roman durchzumachen gehabt hat, bis er schliefslich die jetzt gangbare Fassung erlangte: das war die früheste, bis in die neueste Zeit für spurlos verloren gehaltene Gestaltung „wahre Geschichte eines unglücklichen Liebespaares oder letzte Briefe des Jacopo Ortis“ vom Jahre 1799. Diese ist endlich in drei Exemplaren wieder aufgefunden und vor kurzem bekannt gemacht worden. Die in mehr als einem Punkte verdienstvolle Publikation trägt den Titel: Ultime lettere di Jacopo Ortis, edizione critica con riscontri su tutte le stampe originali e la riproduzione della Vera Storia di Due Amanti Infelici corredata cet. a cura di G. A. Martinetti e Camillo Antona-Traversi, Saluzzo tipogr. Lobetti-Bodoni 1887. Was bis dahin in unserem Urteile über den Roman nur den Wert einer mehr oder minder begründeten Vermutung haben konnte, ist seit dieser Veröffentlichung zur Gewifsheit geworden, und namentlich von den beiden seither erörterten Hauptfragen, ob Foscolo von Anfang her den Werther kannte, und welches selbsterlebte Liebesverhältnis seinem Werke als tatsächlich zu Grunde liege, kann die erstere jetzt mit Zuversicht bejaht werden, und auch die letztere hat gleichfalls ihre bestimmte Erledigung gefunden. Angesichts der glücklich erreichten Lösung scheint uns die Darlegung dieser beiden Hauptpunkte geboten, schon aus dem Grunde, damit man nicht fernerhin in Abhandlungen und selbst in Litteraturgeschichten deutscher Gelehrten der Behauptung begegne, Foscolo habe, „wie uns glaubwürdig versichert wird“, den goethischen Werther, erst nachdem er seinen Roman vollendet hatte, zu Gesicht bekommen und ihm danach nichts weiter als die Form entlehnt.**)

Dies gerade ist die Meinung, welche Foscolo im Publikum zu verbreiten bemüht war, und um sie glaubhaft zu machen, hat er eine Entstehungsgeschichte für die Ortisbriefe zurecht gestellt, auf die man heute nur eingehen kann, um sie Schritt für Schritt zu widerlegen. In einem Briefe an den preufsischen Gelehrten Bartholdy, datiert

*) Ugo Foscolo und sein Roman „Die letzten Briefe des Jacopo Ortis“, Preufs. Jahrbücher Band XLV, 1879, 1. Teil; Band XLVI, 1880, 2. Teil.

**) So noch jüngst in Th. Thiemanns „deutsche Kultur und Litteratur des 18. Jahrhunderts im Lichte der zeitgenössischen italien. Kritik, Oppeln, Eugen Franck, 1886, S. 134.

Mailand, den 29. September 1808, hat er sie zuerst ausführlich dargelegt, und späterhin kehrt sie dann in der bibliographischen Notiz wieder, welche der 15. Ausgabe — angeblich in London 1816, in Wirklichkeit in Zürich, 1814, Orelli Füsli & Co. veröffentlicht — beigegeben wurde. In den wichtigsten Punkten wird der Sachverhalt dort folgendermafsen dargestellt: seit frühester Jugend hätte Foscolo in Folge seiner düsteren Gemütsanlage über den Selbstmord nachgedacht; der miterlebte Fall eines Selbstmordes, den ein junger Student, Namens Jacopo Ortis, in Padua an sich vollzogen, und die Lektüre von Büchern, worin der freiwillige Tod zum Gegenstande moralphilosophischer Betrachtungen gemacht war, hätten später seiner trüben Neigung neue Nahrung gegeben, so dafs er seine Gedanken darüber niederschrieb, jedoch ohne die Absicht, diese Schreibereien jemals zu veröffentlichen. Nicht lange danach, während er sich auf einer Reise durch Italien in dem schönsten Teile des Landes (er selbst meint hier Toskana) aufgehalten, sei er von heifser Liebesglut ergriffen worden; damals habe er auch einige von den Briefen, die man jetzt im Ortis lese, an die Geliebte abgeschickt, wobei er die Konzepte zurückbehielt und zwischen anderen Manuskripten sorgfältig verwahrte. Um diese Zeit wären die Ortisbriefe von ihm veröffentlicht worden, deren Inhalt durchaus philosophisch betrachtend gewesen; aber den Druck habe er, weil es ihm von neuem leid ward, wieder abgebrochen. Als dann der Krieg mit den Austro-Russen ausbrach, habe er, selbst daran teilnehmend, das Vaterland verlassen müssen. Erst als er zurückkehrte, habe er zu seinem Erstaunen gesehen, dafs der Druck seines Werkes dennoch fortgesetzt sei, und zwar durch denselben jungen Mann, dem er bei seinem Aufbruche seine Papiere anvertraute. Aus den bereits gedruckten Partieen und den Liebesbriefen wäre unter den Händen des Fortsetzers ein zweibändiger Liebesroman entstanden, die „Vera storia di due amanti infelici", und das Buch habe, mit Foscolos Bilde versehen, rasche Verbreitung gefunden. Mehr „um der Schande zu entgehen" (gemeint ist doch wohl wegen des geringen litterarischen Wertes des Machwerkes), als um sich Ehre zu erwerben, wandte er sich jetzt zum dritten Male den Ortisbriefen zu. Inzwischen an Erfahrung reicher und in seinem Urteile gereifter geworden, sei er an die Umarbeitung gegangen, und gerade als er sie vollendet gehabt, sei ihm der Werther bekannt geworden. Aus ihm habe er kennen gelernt, welcher Vorteil für die Einheit der Komposition daraus folge, dafs alle Briefe an denselben Freund gerichtet seien. „Ortis dagegen

schrieb bald an seine Mutter, bald an Teresa oder deren Vater und verlieh je nach dem Charakter oder den Interessen der Personen, zu denen er sprach, seinen Leidenschaften Ausdruck. Ortis hatte keinen Freund: indem ich den Wilhelm sah, erfand ich den Lorenzo, den einzigen erdichteten Charakter in meinem Werke".

Mit dieser Darstellung, die dem aufmerksamen Leser, zumal wenn er mit Foscolos Lebensgange näher vertraut ist, durch die Unbestimmtheit in den Zeitangaben verdächtig wird, stehen die Auslassungen in einem anderen Briefe rein vertraulicher Art in direktem Widerspruche. Der Brief findet sich im ersten Bande des Epistolario No. 118, elf Nummern vor dem an Bartholdy gerichteten Schreiben; in den Daten beider ist ein Unterschied von zwanzig Tagen: No. 118 den 9. Septb., No. 129 den 29. Septb. 1808.*) Herrn Muzzi in Bologna antwortet Foscolo, dafs er sich seiner Persönlichkeit recht wohl erinnere, dafs ihm die Übersetzung der Wertherie, der erste Entwurf des Ortis und die ihm erteilten Ratschläge recht wohl im Gedächtnis seien, auch habe er nicht vergessen, dafs Adressat und Schreiber sich im Dezember 1800 auf dem Apennin begegneten; „ich ging nach Florenz, Sie, wenn ich nicht irre, waren auf der Rückreise nach Bologna".

Der Ort aber, wo jener erste Entwurf des Ortis ausgearbeitet und gedruckt wurde, war eben Bologna, der Zeitpunkt Ausgang 1798 und Anfang 1799. Der Hinweis auf den Brief an Muzzi würde allein schon genügen, um die künstliche Verdrehung des Sachverhaltes in dem Bartholdybriefe über den Haufen zu werfen und die Behauptung „eines Zusammentreffens" bei der Abfassung des Ortis hinfällig zu machen. Foscolo konnte eine solche Darstellung nur wagen, weil er wufste, dafs die erste Gestaltung des Romanes sich nicht mehr in den Händen der Leser befand und ein Exemplar nicht mehr davon zu haben war. Dies war die Folge eines Protestes, den er in dem von dem Buchhändler Marsili verlegten Monitore Bolognese im Januar 1801 gegen die „Wahre Geschichte" erlassen hatte. Darin erklärte er das mit seinem Bilde ausgestattete, bereits in drei Ausgaben umlaufende Buch, das auch ins Französische übersetzt war, für untergeschoben und unecht; ein Mietling habe sich erdreistet, mit Hilfe ihm anvertrauter Papiere einen Roman zusammenzubringen, er aber allein sei der wirkliche Inhaber der Briefe des Ortis. „Deshalb, bis die Zeitumstände

*) Epistolario di Ugo Foscolo, vol. I. Firenze le Monnier, 1852. S. 134 f. und S. 147—159.

mir gestatten werden, den Druck der Originalhandschrift wieder aufzunehmen, erkläre ich alle Ausgaben, welche diesen Protest nicht führen, für apokryph und verstümmelt". Bemerkenswert ist, dafs auch bei diesem Proteste, nicht ganz der Wahrheit entsprechend, fingiert wurde, die Erklärung hätte zuerst in der Gazetta di Firenze gestanden und wäre von da in den Monitore Bolognese übernommen worden.*)

Dafs man nach langen Jahren das „Mietlingsmachwerk" wieder ans Tageslicht bringen werde, scheint Foscolo damals nicht bedacht zu haben. Jetzt, wo es uns vorliegt, liefert es den klaren Beweis, dafs er in dem Bartholdybriefe wissentlich ein falsches Bild davon gegeben, dafs er bei der Ausführung seines Anteiles (1798 und 99) mit dem Werther, wenn auch nur in einer Nachahmung, recht wohl bekannt war und sogar schon den Freund Lorenzo erfunden hatte.

In der „wahren Geschichte eines unglücklichen Liebespaares", erschienen 1799 bei Jacopo Marsili zu Bologna, bilden keineswegs, wie Foscolo an Bartholdy schrieb, moralphilosophische Betrachtungen über den Selbstmord den Hauptinhalt, vielmehr verläuft die Handlung ganz ähnlich wie im Werther als eine Liebesgeschichte. Die Hauptrollen sind drei Personen zuerteilt: der Held Jacopo Ortis, empfänglich für alles Gute und Edle, aber in seiner Empfindsamkeit unbefriedigt und unglücklich, liebt die junge Witwe Teresa, die auf Wunsch ihres sterbenden Vaters einen reichen, durchaus achtbaren, aber von ihr ungeliebten Mann geheiratet hatte, nach dessen Tode sich dem Maler Odoardo aus Rom aufs neue versprochen hat; als Nebenperson von einiger Wichtigkeit steht neben der Mutter Teresa ihre kindliche Tochter Giovannina. Die erste Vorrede an die Leser nennt zwei Herausgeber als Inhaber der Ortisbriefe: an erster Stelle Lorenzo Alderani (Foscolo), der dann in einer eigenen zweiten Vorrede dem Leser das Buch als Denkmal für seinen Freund empfiehlt, an zweiter Angelo S.: der wahre Name ist hier noch nicht ermittelt; eine Anmerkung sagt von ihm, dafs er ein bolognesischer Rechtsgelehrter, Freund und Anhänger der Musen und der Philosophie, und dafs seine bewegten Schicksale nicht unbekannt seien. Wie der Protest angiebt, ist er es gewesen, der nach Verhaftung und Wegführung Lorenzos die Leidensgeschichte des gemeinsamen Freundes fortgesetzt, abgeschlossen und vor der Vergessenheit gerettet hat.

*) S. hierüber die Anmerkung der Herausgeber des Epistolario zu No. 129 auf S. 150 ff. Dort steht auch der Protest; abweichend von dem Wortlaute ist wieder die entsprechende Stelle in der Notizia bibliografica zur 15. Ausgabe.

Der erste, von Foscolo als sein Werk anerkannte Teil, ladet denn zunächst zu einer Vergleichung mit dem späteren Ortis ein. Von dem Selbstmorde ist nur ganz vereinzelt und erst gegen den Schlufs hin die Rede; wenn der Gedanke daran dem Helden einmal aufsteigt, so geschieht es nur in der Weise, dafs er als sündhaft abgewiesen wird, ja, dem Verfasser scheint es noch gar nicht festzustehen, dafs der Ausgang dadurch herbeigeführt werden soll. Nicht minder wichtig ist ein zweiter Unterschied: auf die politischen Vorgänge wird in der „Wahren Geschichte" immer nur mit den unbestimmtesten Ausdrücken hingedeutet: in den Vorreden, in den Anfangsbriefen und am Schlusse des ersten Teiles, häufiger dann im zweiten wird von Neidern und Verfolgern gesprochen; sie veranlassen denn auch Lorenzos Gefangensetzung und anderes Unheil; wer sie aber eigentlich sind, und weshalb sie so grausam auftreten, bleibt durchaus verhüllt. Erst die Neubearbeitung im Ortis hat dies alles mit klarer Deutlichkeit behandelt. Sie räumt den politischen Ereignissen, dem Untergange der Freiheit Venedigs samt seinen Folgen und weiterhin den unhaltbaren Zuständen in der cisalpinischen Republik den gleichen Anteil an dem Schicksale des Helden ein, wie der Liebesgeschichte. Fehlen so der Wahren Geschichte gerade die Partieen, auf denen im Ortis (von 1802) der Hauptanspruch auf Originalität beruht, so erweist sich überhaupt in ihr der erste Teil dem Werther ähnlicher als in diesem. Die Daten der Briefe zeigen in beiden Fassungen geringe Abweichungen: die Wahre Geschichte beginnt mit dem ersten Briefe aus den Euganeen am 3. September 1797, und die Abreise erfolgt nach Brief XLV (vom 25. Mai 1798) in den ersten Tagen des Juni; der Ortis datiert den ersten Brief vom 11. Oktober 1797, den letzten vor der Abreise vom 2. Juni 1798. Ein Stück von Brief XLIV der Wahren Geschichte, jedoch stark verändert, und Brief XLV bilden den Anfang zu dem zweiten Abschnitte im Ortis. Im übrigen sind die Begebenheiten im ersten Bande der Wahren Geschichte genau so geordnet und in gleicher Weise zu Betrachtungen verwendet, wie im entsprechenden Teile des Ortis, der Fortschritt der Handlung und die Wirkung auf das reizbare Gemüt des Helden erfolgt mit der gleichen Steigerung bis zu dem notwendigen Entschlusse, die Stätte seiner Zurückgezogenheit, wo er für seine Seele Beruhigung und Stärkung erhofft hatte, zu verlassen. Es fehlt da kaum ein Glied in der Verkettung der Vorfälle, nur dafs die daran geknüpften schwermütigen Ergüsse später in feinerer Stilisierung vorgetragen werden. Es findet sich da der kurze Aufenthalt des

Helden in Padua (Wahre Geschichte Brief XVII) nebst dem Besuche bei der Gattin des Patriziers T* (im Ortis M***) zusamt dem Verdrusse, den Ortis durch einen jungen Adligen erfährt, (der letztere Wahre Geschichte Brief XVIII nur angedeutet, im Ortis zwar auch als Bruchstück, aber weit deutlicher behandelt). Da finden sich in beiden Gestaltungen die Erzählung von der stumpfsinnigen Alten, die Begegnung mit dem neuvermählten Paare, die Geschichte Laurettas und das Erlebnis mit dem zuerst unhöflichen, dann reumütigen Bauern.

Italienische Kritiker haben sich bemüht, die Geschichte Laurettas als den ältesten Bestandteil des Ortis hinzustellen; die von ihnen gemachte Voraussetzung, dafs hier ein wirkliches Erlebnis für Foscolo zu grunde liege, wodurch des Dichters Teilnahme aufs tiefste erregt worden sei, hat einige Wahrscheinlichkeit für sich. So teilt L. Carrer aufser einem Studienplane Foscolos aus dem Jahre 1796 eine Übersicht der von ihm damals (im Alter von 16 oder 17 Jahren) geplanten Arbeiten in Prosa und Poesie mit,*) darin werden auch als beabsichtigt erwähnt: Laura, lettere mit dem merkwürdigen Zusatze: questo libro non è interamente compiuto, ma l'autore è costretto a dargli l'ultima mano quand' anche ei non volesse. Möglich, dafs Foscolo den Entschlufs festhielt, die Geschichte eines unglücklichen jungen Mädchens, an der er in früheren Jahren als Zeuge beteiligt gewesen, darzustellen, und als er später an die Ausführung ging, drängte sich ihm die Ähnlichkeit der ganzen Situation mit der Marias in Sternes empfindsamer Reise so auf,**) dafs er von hier die Einkleidung dafür entlehnte. Weiter wird man mit seinen Vermutungen hier schwerlich vordringen. Von einer Laura redet Foscolo auch in seinen Briefen an seinen Freund Tommaso Olivi in Chioggia Epistol. 2 und 3, September 1796, und die Elegie, betitelt ,le Rimembranze', wohl aus demselben Jahre,***) klagt um den Verlust einer Laura und ergeht sich in Schilderungen, welche an die hierher gehörigen Stellen in der Wahren Geschichte und im Ortis anklingen. Dafs aber sonst Stücke aus jenen unvollenden Laurabriefen

*) Luigi Carrer, prose e poesie edite ed inedite di Ugo Foscolo, Venezia co' tipi dei Gondoliere MDCCCXLII, cap. V, VI, VII. — Vgl. auch Martinetti a. a. O. in der Einleitung S. XLVII ff.

**) Vgl. Epist. 129. S. 154 oben. Dafs der Wahnsinn aus unglücklicher Liebe unseren Dichter frühe heftig ergriffen, wird auch durch den Eindruck bestätigt, den Paisiellos Oper Nina pazza per amore auf ihn gemacht hatte; cf. Epist. 3.

***) In der Sammlung der Werke Foscolos, Firenze le Monnier 1856, im Bande der Poesie S. 289 ff.

in den Roman übernommen wären, wie Martinetti vermutet, ist kaum mit Sicherheit nachzuweisen, wie es auch ganz unsicher bleibt, ob Foscolo um Lauras willen 1796 seinen Aufenthalt in den Euganeen genommen hat. Nicht zu übersehen ist aber, dafs Lauretta als frühere Gefährtin und Vertraute des Ortis im Werther ihr Gegenstück findet, denn auch Werther hatte vordem Eleonoren verlassen, für die er wohl Zuneigung, nicht aber Gegenliebe empfand. So führt auch diese Partie zu der ersten Hauptfrage zurück, inwieweit Foscolo Goethes Werther gekannt hat.

Wenn in dem Studienplane vom Jahre 1796 unter den Schriftstellern, die Foscolo lesen wollte, Goethe genannt wird, so kann hier der Werther gemeint sein, denn durch ihn war Goethe im Auslande berühmt geworden. Der oben angezogene Brief an Muzzi (Epistol. 118) sagt: fra le mie rimembranze stava sempre la traduzione della Werthérie. Dabei ist doch nur an eine Übertragung eines französischen Wertherromans ins Italienische zu denken. Nimmt man den Titel wörtlich, so handelt es sich um Werthérie oder den weiblichen Werther des Franzosen Pierre Perrin, Paris 1791 erschienen;*) fafst man den Namen in dem allgemeineren Sinne einer Wertheriade, d. h. eines Romanes nach Art von Werthers Leiden, so ist früher von Guillon in der Biographie Michaud (Paris 1816—19) auf Léonards lettres de deux amants, habitants de Lyon (1783, angeblich in London) hingewiesen worden. Der neuerdings von Federigo Donaver angestellte Vergleich — Fanfulla della Domenica 1887, 9. October No. 41 — hebt aufser der Verwandtschaft in den philosophischen Betrachtungen die Erzählung von der stumpfsinnigen Alten als beiden Autoren gemeinsam hervor. Danach ergiebt sich, dafs Foscolo eine oder auch mehrere Wertheriaden für die Anlage seines Werkes gekannt und benutzt hat. Wird nun zwar in der Wahren Geschichte Brief XLV unter den Büchern, die Ortis vor seiner Abreise (also noch vol. I.) an Teresa schickt, auch der Werther genannt, so braucht man dies nicht allzu wörtlich auf das deutsche Original für Foscolo zu deuten, zumal er selbst des Deutschen nicht mächtig war.

Ein Fünkchen Wahrheit hat es aber doch für sich gehabt, wenn Foscolo 1808 an Bartholdy schrieb, der Werther sei ihm erst in die

*) Nähere Auskunft über dies zur Seltenheit gewordene Buch bei Ferdin. Grofs „Werther in Frankreich", S. 39 ff. Léonard wird da wohl genannt, aber nicht eingehender besprochen.

Hand gekommen, als er mit der Vollendung seines Romans fast fertig gewesen. Er selbst dürfte dies auf die Zeit von 1802 beziehen, wo er, mit der Neugestaltung beschäftigt, von seiner Freundin, der schönen Marchesa Antonietta Arese Stücke des goetheschen Werther übersetzt empfing. Die Lettere amorose di Ugo Foscolo, jüngst durch Giovanni Mestica veröffentlicht,*) geben darüber Aufschlufs, und als Bestätigung steht ihnen der Brief zur Seite, den Foscolo an Goethe gerichtet hat, um ihm den ersten Teil seines Ortis zu überreichen. Das im Goethe-Archiv aufgefundene Schreiben wurde zuerst im Goethe-Jahrbuch 1887, S. 8 bekannt gegeben;**) seine Echtheit, anfangs von einem Teile der Foscoliani angezweifelt, ist später aber doch eingeräumt. Foscolo übersendet den 15. Januar 1802 an Goethe „il primo volumetto di una mia operetta a cui forse diè origine il vostro Werther.“ Dem um die Foscolo-Studien wohlverdienten Herrn Camillo Antona-Traversi, der den Inhalt des Briefes im Fanfulla della Domen., 11 dicembre 1887, No. 50 einer Prüfung unterzieht, möchten wir darin widersprechen, dafs dies der erste Teil des neuen Ortis gewesen; wahrscheinlicher ist, dafs er das erste Bändchen der Vera Storia übersandte, denn dies hatte Foscolo ja als sein Werk anerkannt, und die Umarbeitung, die im Oktober 1802 im Drucke vollendet war, sollte besonders die zweite Hälfte betreffen. Jedenfalls ist Foscolo auch hier, was seine Bekanntschaft mit dem Werther betrifft, abermals Zeuge gegen sich selbst geworden.

Der Protest, mit dem Foscolo die Wahre Geschichte als Fälschung verwarf, war in Wahrheit nur wegen des zweiten Teiles erlassen. Die Art der Ausführung in diesem trägt die Spuren der Übereilung und Unfertigkeit deutlich genug an sich, so dafs der Unterschied zwischen den beiden Hälften leicht erkennbar ist. Die Mängel der letzteren wurden im Proteste dem zweiten Herausgeber auf die Rechnung geschrieben. Eine Reihe von Anmerkungen werden dem 2. Bändchen in der Absicht voraufgeschickt, damit sich Niemand durch den finsteren Inhalt des Buches verletzt fühle. Hierauf wendet sich

*) Lettere amorose di Ugo Foscolo ad Antonietta Fagnani pubblicate per cura di Giovanni Mestica, Firenze G. Barbera 1887; vgl. Brief 30 auf S. 82 f.; Brief 77, S. 242; Brief 90, S. 271 ff.

**) Die Übersetzung der Marchesa ist nicht gedruckt worden; auch ist nicht richtig, dafs der zweite Teil des Ortis erst 1815 erschien, ebenso trifft die Vermutung nicht zu, dafs die Marchesa mit der Donna Gentile (Quirina Magiotti) identisch sei. — Goethe-Jahrb. 1887, S. 105.

Angelo S. an den empfindsamen Leser und teilt ihm Lorenzos Verhaftung mit. Der weggeführte Gefangene hat aber Zeit und Gelegenheit, einen Brief zu senden, worin er dem Freunde sein Unglück schildert und ihm aufträgt, dafür zu sorgen, dafs das Andenken an den beiden teuren Jacopo nicht ungeehrt bleibe und nicht erlösche. Die hier entstehende kleine logische Unebenheit, dafs Jacopo nach den Voraussetzungen des 1. Teiles und nach der hier gegebenen Mahnung eigentlich tot sein sollte, hat dem dienstbereiten Empfänger keinen Anstofs bereitet. So gut er es vermag, beeilt er sich, das, was ihm auf die Seele gelegt ist, zu erfüllen. Jacopo lebt, und der gemeinsame Freund Angelo S. ist an Lorenzos Stelle Zeuge und Berichterstatter seiner Erlebnisse wie seines Selbstmordes.

Hiervon wird nun zuerst erzählend gehandelt, weiterhin folgen Briefe Jacopos an Lorenzo, an Teresa, je einer an seine Mutter, an Odoardo und an Angelo, für die Katastrophe tritt wieder der Bericht des Herausgebers ein. Jacopo, der sich bereits mündlich und brieflich von Teresa verabschiedet hatte, wollte mit Tagesanbruch den Vorsatz seiner Abreise ausführen. Anstatt aber den Weg zur Post einzuschlagen, zieht es ihn nochmals nach ihrem Hause. Im Garten trifft er Teresa, die selbst während der Nacht keinen Schlaf gefunden und sich dorthin begeben hat, um an der Lieblingsstelle, wo sie sich sonst zusammenfanden, ihrem Grame nachzuhängen. Eine Begegnung erfolgt, aufregend für die, welche sie durchzumachen haben, und peinlich für den, der sie liest. Der unglücklich Liebende erhält die vollste Versicherung der Gegenliebe, aber auch die harte Gewifsheit, dafs ihm jede Hoffnung abgeschnitten ist. Ein heraufziehendes Unwetter macht der arkadischen Scene ein Ende, zudem rollt aus der Ferne, durch den aufwirbelnden Staub angekündigt, eine Kutsche heran. Odoardo kehrt zurück. Jacopo hat noch soviel Zeit, sich zu entfernen, er überläfst die Geliebte dem ihr bestimmten Bräutigam und der eigenen Beklommenheit. Dann reist er wirklich ab. Beim Einsteigen in den Postwagen übergiebt er dem Gärtner neuerdings ein besonders schönes Exemplar des Werther für Teresa, auch ein neuer Abschiedsbrief ist bereits fertig, um ebenfalls bestellt zu werden. Die Reise, deren Stationen der Leser aus den Datierungen der Briefe erfährt, verläuft ohne erregende Zwischenfälle. In Ferrara besucht Ortis das Grab Ariosts, in Bologna trifft er mit Angelo zusammen und erhält von ihm das Versprechen, dafs sie sich in der Emilia wiedersehen werden; danach erreicht er Monte Bertinoro und nimmt dort seinen

letzten Aufenthalt. In den Briefen, die er seit seiner Trennung von Teresa noch schreibt, tobt der Schmerz über den Verlust eines Glückes, das ihm auf Momente erschien, aber nun unwiderruflich dahin ist. Alles was er sieht und alles was er denkt befestigt ihn in dem Entschlusse zu sterben. Nachdem er, die Umgegend durchstreifend, sich den Platz für seine letzte Ruhestätte ausgewählt hat, nimmt er brieflich von allen, die ihm lieb sind, Abschied und tötet sich in der Nacht. Der zur rechten Zeit eingetroffene Freund erfüllt seinen letzten Wunsch, läfst ihn unter der einsamen Cypresse bestatten und versieht den Grabstein mit gefühlvoll lautenden Inschriften; auch der Cypressenbaum erhält deren ein gutes Teil.

Dem 2. Bande sind dann noch Mitteilungen über Teresas Schicksal angehängt. Angelo S. berichtet darüber in fünf Briefen an eine teilnehmende Freundin Enrichetta in Venedig. Er selbst war der Überbringer der schmerzlichen Nachricht in den Euganeen. Die dort versammelten Freunde vernehmen sie mit den ihr gebührenden Kundgebungen der Trauer und Trostlosigkeit und äufsern ihre Empfindungen jeder nach seinem Charakter in mannigfacher Steigerung. Jacopos Mutter erliegt alsbald ihrem Grame. Damit ist aber des Jammers noch nicht genug. Odoardo, der gegen die Lüsternheit eines einflufsreichen Signore die Unschuld eines Landmädchens wacker verteidigt hat, wird verhaftet, und die Verzweiflung darüber raubt auch der unglücklichen Teresa das Leben. Erst nach dieser letzten tief traurigen Mitteilung kann des Fortsetzers Feder zur Ruhe kommen. Das letzte Wort ist denn auch: „pace" . . . !

Die Nachforschung, wer eigentlich der Verfertiger dieses 2. Bändchens gewesen, hat bisher wenig sichere Resultate ergeben. Aus dem Verlaufe der bald in epischer Fülle, bald in lyrisch-elegischen Stofsseufzern vorgetragenen Geschichte erhält man den Eindruck, dafs er für die leidenschaftlichen Ergüsse in Briefform weniger Befähigung hatte, dafs ihm die erzählende Darstellung geläufiger war und dafs seine Erfindungsgabe die Steigerung durch überraschende Scenen im Stile des „pastor fido" herbeizuschaffen suchte. Damit wäre freilich nur eine Charakteristik des Autors gewonnen, nicht aber seine Persönlichkeit festgestellt. In der Notizia bibl. wird der Name Angelo Sassoli genannt. Die Erzählung Prospero Vianis, die uns eine Anmerkung zu dem Bartholdybriefe mitteilt, macht den jungen Pietro Brighenti, den Sohn des Podestà Brighenti in Vignola, wo Foscolo während des Krieges 1799 kurze Zeit Gefangener der Österreicher

war, für die Vollendung des Romanes verantwortlich. Dem ist aber von Anderen mit guten Gründen widersprochen worden, und was zuletzt Martinetti in der Studie vor der neuen Ausgabe auf S. LXXV f. dagegen anführt, mufs doch als entscheidend gelten, so dafs über die Person des Fortsetzers die genügende Aufklärung noch immer fehlt.

Dafs dieser Unbekannte ein Bolognese gewesen (was Pietro Brighenti nicht war), sagt eine Notiz unter dem Striche der ersten Vorrede in der Wahren Geschichte. Vielleicht bestätigt es auch seine Ortskenntnis, denn der Schauplatz für seinen Anteil an dem Romane beschränkt sich auf die Stadt Bologna und auf deren Umgegend nördlich und südlich; als die Endpunkte seiner geographischen Umschau lassen sich Venedig, wo Enrichetta ihren Wohnort hat, und Bertinoro — südlich von Forlì, falls dies mit Monte Bertinoro gemeint sein sollte — bezeichnen. Foscolo selbst läfst seinen Helden in dem umgestalteten 2. Teile des Ortis einen viel weiteren Bezirk Italiens durchreisen: er führt ihn über Rovigo, Ferrara, Bologna nach Florenz, dann nach Mailand, nach Genua bis an die Grenze Frankreichs, von da rastlos zurück nach den Euganeen, nach Venedig zu seiner Mutter und wieder nach den Euganeen zurück. Überall erblickt er die Spuren der vergangenen Gröfse, die seine Begeisterung für Italien beleben, überall tritt ihm die Gegenwart in ihrer Trostlosigkeit entgegen, sodafs ihm Hoffen und Zuversicht für die Zukunft seines Vaterlandes entschwindet. Beides wird ihm dann auch für seine Liebe auf immer benommen, seitdem er an der fernen Grenze erfahren, dafs Teresa vermählt ist. Da sagt er sich: „ich sehe das Ziel!“ und nun bleibt ihm nur das Eine noch übrig, die Erreichung zu beschleunigen.

Als Foscolo diese Fortsetzung schrieb, hatte er selbst Toskana und Genua und die nordwestliche Grenze Italiens kennen gelernt; Toskana wohl zuletzt, denn noch immer halten wir an dem fest, worüber wir aus Ludovico Corios Werke „Rivelazioni Storiche intorno ad Ugo Foscolo“, Milano, Paolo Carrara 1873, belehrt worden sind, dafs er Florenz und Toskana nicht schon 1799, sondern erst 1800 und Anfang 1801 zum ersten Male auf länger besucht habe.*) Damit bleiben wir denn auch bei unserer früher ausgesprochenen Meinung, dafs ein anderes Liebesverhältnis der ersten Bearbeitung, d. h. der Wahren Geschichte, ein anderes der zweiten, d. i. dem Ortis von 1802, zu Grunde liege, wenn anders es wahr sein soll, was der Verfasser wiederholt versichert,

*) Preufs. Jahrb. Band XLV. S. 78.

dafs er in dem Buche nichts als die eigenen Erlebnisse und die Leidenschaften seiner Seele niedergelegt, oder, wie er es ausdrückt, dafs er dies Buch mit dem Blute seines Herzens geschrieben habe. Dafs hierüber Zweifel gehegt werden konnten, hat lediglich er selbst wieder verschuldet, indem er an Bartholdy schrieb, die im Ortis dargestellte Liebes- und Leidensgeschichte gehöre durchaus Toskana an. Man übersah, dafs er damit nur die Hälfte der Wahrheit bekannte, dafs er von dem Werke, ohne hier die beiden Gestaltungen zu trennen, überhaupt redete und von dem ganzen das aussprach, was gar nicht von dem ersten Entwurfe gesagt werden durfte und chronologisch nur zu der Überarbeitung pafste. Durch diesen Kunstgriff haben sich selbst so besonnene Forscher wie L. Carrer und zuletzt G. Chiarini irre führen lassen.*)

Welches Liebesverhältnis der Wahren Geschichte allein untergelegt sein kann, hat unbestreitbar richtig Giuseppe Pecchio in seiner 1830 veröffentlichten Vita di Ugo Foscolo angegeben. Die dagegen vorgebrachten Einwände Carrers a. a. O. cap. XXVI und derer, die sich ihm angeschlossen, sind mit Vernichtung der Glaubhaftigkeit des Bartholdybriefes hinfällig geworden, und das gegen den ersten unter den Biographen erweckte Mifstrauen in Bezug auf seine Zuverlässigkeit, ja sogar auf seine Wohlmeinung gegen seinen langjährigen Freund erscheint seitdem ebenso unbegründet wie unverdient. Die Belege für eine leidenschaftliche Liebe Foscolos zu der Gattin des Dichters Vincenzo Monti, die schöne Römerin Teresa Pickler,**) mit der er 1798 zu Mailand bekannt ward, sind inzwischen erbracht worden, zum nicht geringen Teile wieder aus Foscolos eigenen Briefen.***)

Als Foscolo die Vera Storia komponierte, hatte er Toskana noch gar nicht besucht, wenigstens auf längere Zeit nicht; und wenn wirklich auf kürzere, etwa 1799, so hätten ihm die bewegten Zustände kaum die Möglichkeit gelassen, sich ernstlich zu verlieben. Erst 1800 kam er mit einem militärischen Auftrage dorthin, er selbst redet von einer campagna di Romagna e di Toscana —, der Brief an Muzzi sagt im Dezember; auch hat sich bis jetzt nirgend ein Anhalt gefunden,

*) Martinetti in seinem studio zu der Ausgabe S. LXXXIII.

**) Vgl. die anziehende Schilderung dieser Dame bei Gius. Pecchio, vita di Ugo Foscolo, capo II; nach der Ausgabe Milano, Ferrario 1851, S. 37 ff.

***) Hierher gehört besonders der Brief an Dionigi Strocchi vom 9. Juli 1798, mitgeteilt im Anhange bei Fr. Trevisan „Ugo Foscolo e la sua professione politica“, Mantova, Balbiani 1872, S. 149 und 150.

dafs dies das 2. oder gar 3. Mal gewesen. Der mehrfach berührte Protest erschien im Januar 1801, die Neugestaltung der Ortisbriefe erfolgte in der Hauptsache 1802. Wenn Foscolo für diese letztere als das wirklich erlebte Liebesverhältnis das von Toskana bezeichnete oder mit geistigem Vorbehalte für diese bezeichnen wollte, so ist dagegen nichts mehr einzuwenden. Weshalb er dann jenes frühere mit Stillschweigen überging, ist unschwer einzusehen. Vor allen durfte Bartholdy nichts davon erfahren, denn für die Wahrhaftigkeit seiner Empfindungen wäre es in der Tat ein schlechtes Zeugnis gewesen, wenn er darlegen mufste, dafs sein Herz zwei Mal und sobald nach einander von heftiger Liebesglut zu zwei verschiedenen Damen hingerissen wurde, sodafs er in seiner Verzweiflung nahe daran war, sich umzubringen.*) In Toskana war es, wo Foscolo die schöne Pisanerin Isabella Roncioni kennen lernte, wie gesagt wird, auf der Reise in einer Postkutsche, vermutlich auf dem Wege nach Florenz. Eine Anzahl von Liebessonetten verdankt dieser neuen Schwärmerei ihre Entstehung, auch einige in Bezug auf die Datierung zweifelhafte Briefe werden als solche bezeichnet, die er der Geliebten damals geschrieben.**) Anklänge an sie finden sich im Ortis wieder. Eine beiderseitige Vertraute, Eleonora Nencini soll die Vermittlerin gewesen sein. An sie ist, wie es scheint, der 2. der Briefe gerichtet (Epist. 13). Der Wahn dauerte sicherlich nur kurze Zeit, denn die junge Dame verstand als Verlobte eines Anderen (L. B. nach Carrer Kap. XXVI), was sich schickte, und auch der Bräutigam wufste wohl einem Unberufenen gegenüber seine Rechte zu wahren. Wie dieser Zwischenfall auslief, deutet mit ziemlicher Klarheit Foscolo selbst in einem Briefe an die Marchesa Fagnani-Arese an.***) Wie es uns scheinen will, wird diesem toskanischen Liebesverhältnisse überhaupt für die Entstehungsgeschichte des Ortis eine Bedeutung beigelegt, die ihm nicht zukommt, und zwar gerade deswegen urteilen wir so, weil Foscolo selber das Erlebnis

*) Zu der früher von mir gegebenen Begründung Preufs. Jahrb. Bd. XLVI S. 80. 81 zustimmend äufsert sich Martinetti a. a. O. S. LXXXIII, ebenso auch in seiner früheren Schrift „dell' Origine delle Ultime Lettere di J. O.“ Napoli dalla stamp. del Vaglio 1883, S. 25.

**) Beide Briefe Epistol. 12 und 13 gehören auch nach meiner Meinung dem Jahre 1801 an.

***) Giovanni Mestica, Lettere amorose di Ugo Foscolo ad Antonietta Fagnani, Firenze G. Barbera, 1887; Brief 63, S. 191. Der einleitende discorso zu dem Buche bespricht die persönlichen Verhältnisse der Dame, die handschriftliche Überlieferung der Briefe und Foscolos Betragen im Verlaufe der oben angegebenen 3 Jahre.

mit anscheinend ernster Miene so sehr hervorhebt. Er seinerseits tat es, um die Leser über den wahren Sachverhalt zu täuschen.

Von weit stärkerem Einflusse auf die zweite Bearbeitung ist dagegen ein drittes Liebesverhältnis gewesen, und zwar dasjenige zu der schönen, aber gefallsüchtigen Marchesa Antonietta Fagnani-Arese in Mailand. Es gehört den Jahren 1801 und 1802 an und reicht wohl noch in das folgende hinein. Auch hier handelte es sich um die Liebe zu einer Vermählten, die aufser Foscolo noch andere Anbeter in ihre Umgebung zuliefs, bald ihm, bald einem andern den Vorzug gebend, bis er, des beständigen Aufundnieder ihrer Zuneigung überdrüssig, sich endlich zurückzog. Durch das, was er an ihrer Seite in der Stellung eines cavalier servente erlebte, hat die Darstellung im zweiten Teile des Ortis an Wahrheit und Tiefe gewonnen. Die zahlreichen Briefe Foscolos an die Geliebte bekannt gemacht zu haben, ist Giovanni Mesticas Verdienst. Zu bedauern ist nur, dafs bei der Eigenart der beiden Abschriften, welche dem Herausgeber von der Originalhandschrift zur Verfügung standen, die Datierung der Briefe so überaus schwierig war;*) ob durch Kombination überall das Richtige getroffen ist, erscheint mindestens zweifelhaft. Von hoher Wichtigkeit bleiben die Briefe trotzdem, weil sie, auf tatsächlicher Grundlage beruhend, die erdichtete Geschichte des Ortis Schritt für Schritt begleiten: sie gestatten nicht blos einen tieferen Einblick in Foscolos leidenschaftlichen Charakter, sie lassen auch sehen, welche neuen Züge in dieser Zeit zu dem Romane hinzugekommen sind. In sie hinein fällt der Selbstmord des Bruders Gioan-Dionigi Foscolo. Er tötete sich zu Venedig den 8. Dezember 1801. Das Ereignis selbst hat den Gedanken des Dichters für den Ausgang des Romanes die Richtung gegeben, und erst in jener Zeit gewannen die Betrachtungen, die den Helden in dem Entschlusse, freiwillig zu sterben, bestärken, den inneren Halt der Begründung. Auch dem Gatten der Marchesa wird Foscolo die strengeren Züge für seinen Odoardo in dem späteren Ortis entlehnt haben.**) Derselben Zeit gehört auch das Erlebnis an, welches, als Bruchstück behandelt, in den ersten Teil eingefügt worden ist; verschleiert und dunkel bildet es die Unterlage für den verdriefslichen Vorfall, durch den Ortis von Padua weggetrieben wird. Nach den lettere amorose Brief 55, S. 149 ff. liefs sich Foscolo

*) Giov. Mestica in seinem discorso zu den lettere amorose auf S. XLVII ff.

**) G. Mestica a. a. O. Brief 90, S. 269 ff.

durch seine Eifersucht zu einem handgreiflichen Ausfall gegen einen begünstigten Nebenbuhler Petrachi hinreifsen, seine Darstellung zeigt stellenweise wörtliche Übereinstimmung mit dem Bruchstücke im Ortis. Noch gröfser ist sie zwischen derselben Stelle und einem Briefe im Epistolario, No. 31, zu dem uns aber die Kenntnis des Adressaten fehlt. Und nochmals kehren Anklänge daran wieder in dem Absagebriefe an Vincenzo Monti vom Jahre 1810 (Epistol. 259, lezione II a, S. 363); hier bildet freilich ein ganz anderer Vorfall den Anlafs zu ganz gleicher Erregung. Foscolo bringt dem früheren Freunde in Erinnerung, er habe 1802 im Café de' Servi in Mailand einem jungen Manne eine Ohrfeige gegeben, weil er seiner Aufforderung, Monti nicht weiter öffentlich zu schmähen, keine Folge geleistet hatte. Möglich, dafs der also bestrafte Jüngling zugleich auch sein Nebenbuhler war. Aus diesem Abschnitte lernen wir zugleich, wie Foscolo bei seinem Werke verfuhr: nachdem er einmal offen die Form des goetheschen Romanes adoptiert hatte, hielt er doch daran fest, dem seinigen einen Inhalt zu geben, der ihm eigen gehörte und sich aus dem, was er selbst erlebt und erfahren hatte, zusammensetzte, und so mag es gekommen sein, dafs er auch eine Reihe von Gedanken, die er in wirklich geschriebenen Briefen aussprach und bisweilen sogar ganze Briefe mit in den Roman verwob.*)

Im Jahre 1802 also hat der Roman die verbesserte Gestalt erhalten, sie blieb in den zahlreichen Abdrücken unverändert, bis 1814 die 15. Ausgabe zu Zürich mit einigen Zusätzen und der beigegebenen Notizia bibliografica herauskam. Dafs die einzelnen Aufsätze, welche die letztere bilden, von Foscolo selbst herrühren, bedarf kaum noch der Erwähnung. Als späterer Zusatz aus dieser Zeit erweist sich der längere Brief vom 17. März (1798), über die notwendige Sklaverei Italiens und Bonapartes Eigennutz. Um dem Zuwachse das Überraschende zu nehmen, sowie anderen nachträglichen Änderungen eine Erklärung zu geben, hat Foscolo in der Notizia bibliografica wieder eine

*) Wörtliche Anklänge an Stellen des Ortis finden sich in den lettere amorose zahlreich, eine Zusammenstellung geben Martinetti und Antona-Traversi a. a. O. S. CXXIX bis CXLIX. Auch die im Epistol. vol. I. S. 421 in einer Anmerkung erwähnten altri frammenti di lettere d'amore der Accademia Labronica zu Livorno (jetzt in der Bibliothek des Liceo reale), die ich 1877 durch die Güte des Herrn Chiarini einsehen durfte, enthalten viel ähnliches. Ihrer unbestimmten Fassung wegen ziemlich wertlos, zeigen diese Fragmente, dafs der Verfasser eine ungewöhnliche Gewandtheit in dieser Art des Briefstiles besessen haben und recht oft in der Lage gewesen sein mufs, sein für weibliche Schönheit empfängliches Herz dem Papiere anzuvertrauen.

edizione prima di Venezia erdichtet; danach wäre dann erst die 15. Ausgabe diejenige, worin der ursprüngliche Text zu lesen stände.*) In London erschien dann die 17. Ausgabe 1817, mit einem Widmungsschreiben an Herrn Samuel Rogers; die in der Florentiner Ausgabe der Gesamtwerke Foscolos (Felice le Monnier) aufgeführten Varianten im Vergleiche zu der 15. sind unbedeutend und zeigen nur das Bestreben, den Stil zu verfeinern. Sämtliche Varianten auch aus den früheren Ausgaben geben Martinetti und Antona-Traversi zu dem Texte der 15. in ihrer neuen Ausgabe (Saluzzo 1887).

Die Entstehungsgeschichte des italienischen Wertherromanes liegt vor uns. Über die beiden Hauptfragen haben die Publikationen der letzten zehn Jahre volle Gewifsheit gebracht: Foscolo kannte den Werther aus einer oder mehreren französischen Bearbeitungen schon damals, als er die „Wahre Geschichte eines unglücklichen Liebespaares" begann; und ebenso vermögen wir auf das genaueste über die verschiedenen Liebesverhältnisse, denen der Roman den Hauptinhalt verdankt, Auskunft zu geben. Der Anspruch auf Originalität, soweit er sich auf die Einführung der Geschicke seines Vaterlandes und deren Mitwirkung auf den Ausgang des Helden gründet, bleibt unbestritten.**) Nur über einige Nebenfragen wird uns die Abgabe eines bestimmteren Urteils erschwert, so darüber, ob die Laurabriefe blofs beabsichtigt gewesen, oder ob sie zumteil ausgeführt wurden, und ferner, wen wir als den Fortsetzer der „Wahren Geschichte" anzusehen haben. Wie es uns gegenwärtig erscheint, dürfte genügende Aufklärung hierüber sobald noch nicht, wenn überhaupt jemals zu erwarten sein. Dafs aber die beiden Gelehrten, G. A. Martinetti und C. Antona-Traversi mit ihrer Ausgabe der Vera Storia sowohl wie der Ortisbriefe der Forschung für ihre Resultate die stärkste Stütze gegeben haben, sei zum Schlusse noch einmal dankbar hervorgehoben.

Ich sehe mich veranlafst, meiner abgeschlossenen Arbeit noch einen Nachtrag beizufügen:

*) Vgl. hierüber Carrer a. a. O. capo XCII. — Die 16. Ausgabe scheint nach der kurzen Vorrede zu seiner Übersetzung (Leipzig, Phil. Reclam. jun.) Ad. Seubert zu besitzen. Ihr wird derselbe Wert zugeschrieben, wie der 15. Wahrscheinlich war sie eine für Deutschland bestimmte Wiederholung der letzteren. Vgl. hierüber die Einleitung zur Übersetzung der letzten Briefe des J. O. von F. Zschech, Leipzig, Dykscher Verlag 1871, S. 17.

**) Preuſs. Jahrb. Band XLVI, S. 85. f.

Gereifte Welt- und Menschenkenntnis, vielseitige litterarische Bildung, fesselnde Lebhaftigkeit der Darstellung, das sind nach meiner Ansicht die hauptsächlichsten Eigenschaften, wodurch Pecchios Lebensbeschreibung ausgezeichnet ist. Dem harten, zurechtweisenden Urteile, welches L. Carrer über die Leistung seines Vorgängers aussprach, habe ich nie beistimmen können, und es war mir überraschend, zu sehen, dafs die Mehrzahl der italienischen Gelehrten, die sich mit Foscolos Leben und Schriften seither beschäftigt haben, sich dies Urteil fast ohne Bedenken zu eigen gemacht, ja oftmals mit verstärkter Bitterkeit wiederholt haben. Mehr und mehr stellt sich heute heraus, dafs diese Strenge keineswegs berechtigt war, am wenigsten an der Stelle, wo sie uns bei Carrer zuerst begegnet, nämlich in der Frage nach der Entstehung des Ortis, denn hier hatte Pecchio als Freund und Augenzeuge die Sachlage besser beobachtet und zutreffender berichtet, als sie von Carrer trotz der ihm zugänglichen Manuskripte und trotz der brieflichen Auskunft von seiten Giulio Foscolos erkannt und dargestellt worden ist. Nicht einmal die künstliche Zurechtstellung der Tatsachen in dem Bartholdybriefe hatte Carrer durchschaut. Dafs sich Ungenauigkeiten in bezug auf Ort und Zeit in seinem Buche würden nachweisen lassen, hat Pecchio selbst eingeräumt, darum entschuldigte er sich damit, dafs er in der Ferne als Verbannter das Leben des Verbannten schreibe. Aber nicht hiergegen richten sich die Vorwürfe gegen ihn, vielmehr behauptete man, in der Mitteilung mancher persönlicher Einzelheiten von seinem Freunde verrate sich Übelwollen, Verkleinerungssucht oder gar Neigung zur Klatschsucht. Dafs Pecchio aber die menschlichen Schwachheiten in dem Charakter des Dichters nicht verschwieg oder gar zu Vorzügen aufsteifte, dafür bedurfte er keiner Entschuldigung, denn Foscolo selbst hatte mit seltener Offenheit stets seine Schwächen bekannt, und er am wenigsten hätte jemals für einen Tugendspiegel gelten wollen. Auch würde Pecchio bei seinen Landsleuten, die den Dichter so gut wie er kannten, und denen sein leidenschaftliches Wesen oft genug Anlafs zum Bedauern oder selbst zum Verdrusse gegeben hatte, wenig Glauben gefunden haben, wenn er versucht hätte, seinen Freund als ein Musterbild menschlicher Vollkommenheit hinzustellen. Dies jedoch scheinen die späteren Biographen von ihm zu verlangen, denen in ihrer schwärmerischen Verehrung für den Dichter diese Gebrechen und Mängel seiner Person unbequem sind, und nicht ihm, sondern dem Autor, der sie in seinem Charakterbilde

nicht übergehen wollte und durfte, hat man sie immer wieder zur Last gelegt, indem man vergafs, dafs man jemand sehr hochschätzen kann, ohne seinen Fehlern gegenüber geradezu blind zu sein, und dafs ein vertrauter Freund wie mit des Freundes Vorzügen so auch mit seinen Schwächen am besten bekannt sein wird. Die Erwähnung der letzteren aber, wenn sie nicht mit absichtlicher Gehässigkeit geschieht, tut der Wertschätzung eines Dichters, der zuerst nach seinen Werken und dann in zweiter Linie als Mensch auf dem Hintergrunde der ihn umgebenden Verhältnisse betrachtet sein will, durchaus keinen Abbruch, wogegen die fortgesetzte Bemühung, Fehler und Mängel abzuschwächen oder wegzudisputieren, einem Schriftsteller den Vorwurf tendenziöser Beschönigung eintragen mufs.

Zu diesen nachträglichen Bemerkungen werde ich dadurch veranlafst, dafs mir durch die Güte der geehrten Redaktion dieser Zeitschrift der erste Band der Biographie Foscolos von Herrn de Winckels zu näherer Besprechung übersandt worden ist. Das Werk war mir bis dahin nur aus den Anmerkungen bei Martinetti bekannt, da es mir aber nicht vorlag, so unterliefs ich die Anführung; jetzt, nachdem ich es eingehend kennen gelernt habe, will ich die Versäumnis genauerer Berücksichtigung — und besonders in bezug auf die Ortisfrage — gern nachholen.

Der 1. Band dieser Schrift — ob weitere Bände inzwischen erschienen sind, ist mir unbekannt, — führt vollständig den Titel: De Winckels, F. Gilbert, Vita di Ugo Foscolo con prefazione di Francesco Trevisan, vol. I. con tre ritratti e il disegno della casa ove nacque il Foscolo, Verona, H. F. Münster, 1885. 8. S. XXIII und 343, lire 4. Die Darstellung umfafst die Zeit von der Geburt Foscolos, 6. Februar 1778, bis zu der Veröffentlichung der „Sepolcri“ 1807.

Wie eine Lebensbeschreibung Foscolos aussieht, die sich vor allem auf die eigenen Äufserungen des Dichters in Briefen, Vorreden und Erläuterungen zu seinen Werken und seinen Handlungen stützt, lehrt die dreibändige Vita von Paolo Pavesio, Torino 1870, deren augenfällige Mängel wohl mit die Veranlassung gewesen sind, dafs man sich in Italien entschlofs, durch sorgfältige Forschung über die Einzelheiten in Foscolos Leben Klarheit zu schaffen, und die Zahl trefflicher Untersuchungen über die verschiedenen Werke und Lebensabschnitte des Dichters ist seitdem in der Tat eine bedeutende geworden, auch die Briefsammlung ist durch neue Publikationen vor-

her zurückgehaltener oder neu aufgefundener Schriftstücke von Foscolos Hand beträchtlich vermehrt worden. Dafs de Winckels beide Arten von Schriften während der Ausarbeitung und bis zur Vollendung seines eigenen Werkes mit dem Eifer eines sorgfältigen Biographen benutzt hat, ist überall sichtbar, und die eingehendste Kenntnis und Berücksichtigung der Foscolo-Litteratur älteren und neueren Datums hat seiner Darstellung eine zuverlässigere sachliche Grundlage gegeben, als sie bei seinen Vorgängern zu finden ist.*) Am meisten befriedigen darum auch diejenigen Partieen, wo er die Ergebnisse der Forschung zusammenstellt und dem Leser das angenehme Gefühl erweckt, dafs er sichere, wohlgeebnete Wege geführt wird. Es gilt dies besonders von den ersten Abschnitten in Foscolos Leben, von den Angaben über die Eltern, Geburtstag und -ort, Erziehung und Ausbildung. Eine eigene Meinung hat der Verfasser vor allen in der Entstehungsgeschichte der beiden wichtigsten Werke, des Ortis und der Sepolcri, ausführlicher zu begründen versucht (cap. IX und cap. XIII), aber hier gerade ist es, wo er die ungeteilte Zustimmung der Gelehrten nicht gefunden hat (Vgl. Trevisan in der Vorrede S. XXI und Martinetti an verschiedenen Stellen seines studio zu der neuen Ausgabe der ultime lettere).

Auch de Winckels erörtert als die zwei Hauptpunkte der Ortisfrage: die Entstehung des Romanes und das zu grunde liegende Liebesverhältnis. Die mancherlei Bedenken, welche die Darstellung des Bartholdybriefes erregt, werden auch von ihm eingeräumt, auffallen mufs es aber, dafs er in seinen zusammenfassenden Bericht über dessen Inhalt (S. 143) Dinge miteinmischt, die gar nicht in dem Briefe stehen. Dafs die uns verlorenen Laurabriefe die erste Grundlage zu dem Ortis bilden, kann möglich sein; es aber mit Sicherheit zu erweisen, ist bisher noch nicht gelungen, und dafs sie gar schon in der Form und dem Inhalte diesem gleich gewesen wären, ist doch eine zu weit gehende Behauptung. S. 146 hat allerdings der Verfasser sehr geschickt die Frageform gewählt. Wie würde Foscolo, so frage ich dagegen, darauf gekommen sein, die Geschichte Laurettas gerade in der aus Sterne entlehnten Einkleidung in den Roman einzuführen? So oft ich diese Stelle im Ortis gelesen habe, hat es mir immer den

*) Die Vita di Ugo Foscolo von Pellegrino Artusi, Firenze Barbera, 1878, über die sich F. Trevisan in der Vorrede zu de Winckels vita sehr anerkennend ausspricht — v. S. XIII — hat vor Cavesio den Vorzug gröfserer Kürze voraus, läfst aber die von uns erörterten Streitfragen unberührt.

Eindruck gemacht, als wäre Lauras trauriges Geschick durch eine Entführung oder gar Entehrung bestimmt worden; das mag Einbildung sein, aber gewifs ist doch, dass zu dem Jugendgedicht „Rimembranze“ die Situation Petrarca, die eine und zwar die schönste Stelle Dante entlehnt ist. Einen kleinen Anteil an dem Romane hat auch die „Nina pazza per amore“ (Epistol. No. 3), eine Reminiscenz an eine Stelle des Operntextes finde ich wieder im Ortis, Brief vom 13 maggio: „S'io fossi pittore“ cet. — man vgl. damit den Gesang des Hirten in der Strophe: „già il sole si cela dietro alla montagna“ — vgl. Nina ossia la pazza per amore, dramma giocoso cet. Berlino 1797, presso Haude e Spener, S. 51 und 52.

Aus der bisher nur ihm eigentümlichen Auslegung des Bartholdybriefes gelangt der Verfasser zu der Unterscheidung zweier abgebrochenen Ausgaben der „Vera Storia“, einer von 1798 und einer anderen von 1799; die Möglichkeit einer solchen Auslegung mag man allenfalls zugeben, das liegt eben in der künstlichen Unklarheit des Briefes selbst, und eine erst jüngst von A. S. Gonnelli aufgefundene Ausgabe der „Ultime lettere“ mit der Jahreszahl 1798, die jedoch von der Vera Storia kaum in Kleinigkeiten abweicht, scheint ihm darin sogar Recht zu geben — Fanfulla della Rom. No. 31, 1. Septbr. 1889. Nicht zugeben kann ich aber, dafs der umgestaltete Ortis von 1802 grössere Verschiedenheit von dem Werther zeigen soll (S. 156 f.) als die Vera Storia; wer die beiden Bearbeitungen mit dem Werther genauer vergleicht, wird mir darin beistimmen. Bei de Winckels vermisse ich ferner eine Bemerkung darüber, dafs der Lorenzo von vornherein erfunden war. Die venetianische Ausgabe des Ortis, von der die Notizia bibliografica als edizione prima, redet (S. 163), war doch gewifs nachträglich erfunden, um die Veränderungen in der 15. Ausgabe, vor allem den Zusatz des merkwürdigen Briefes vom 17. März 1798 zu erklären.

Stärkere Einwände, wie gegen die Auffassung der Entstehungsgeschichte des Romans, lassen sich gegen die Behandlung des Liebesverhältnisses erheben. Gröfstenteils sind sie von Martinetti in seinem „studio“ bereits ausgesprochen. War es dem Verfasser schon nicht nachweisbar, dafs die Marchesa Isabella Teotochi-Albrizzi das Urbild zur Laura gewesen, so ist seine Vermutung, dafs sie es zur Teresa des Ortis sei, gradezu unhaltbar. Carrer wie Pecchio nennen beide den Namen Teresa Monti nicht; dafs sie sie aber gemeint haben, ist unbestreitbar, und Foscolos Brief an Dionigi Strocchi vom 9. Juli 1798

läfst sich auch nicht so einfach als Zeugnis beseitigen, als es auf S. 83 geschieht. Wer die wenigen Zeilen des Briefes liest und namentlich die Worte „siamo troppo innanzi“, meint den Seufzer noch zu vernehmen, mit dem sie der Dichter hinschrieb. Und dann machen die „Wahre Geschichte“ ebenso wie der Ortis ganz und gar den Eindruck, als kämpfe der Verfasser mit Empfindungen, die er eben erst durchlebt, und das war gerade in der Nähe der schönen Römerin in Mailand geschehen, während er in dieser Zeit der schönen Venetianerin fern war und nicht einmal Spuren eines Briefwechsels mit Isabella Albrizzi in dieser Zeit bis zu dem Jahre 1804 zu finden sind. Dafs Teresa Monti späterhin dem Dichter nicht mehr Gegenstand der Schwärmerei gewesen ist, kann zu keinem Gegenbeweise für die erste Zeit ihrer Bekanntschaft dienen. Ob Mario Pieris Aufzeichnungen, die dem Briefe an Strocchi bestätigend zur Seite stehen, wirklich so wenig Glauben verdienen, und ob man mit Recht so weit gehen darf, wie es auf S. 254 geschieht, ihn als wissentlichen Lügner hinzustellen, vermag ich nicht zu entscheiden. Mir will es scheinen, dafs er diese Behandlung hauptsächlich darum erfährt, um ihn als Zeugen zu entfernen, wie auch Pecchio öfters dann zurechtgewiesen wird (S. 124, 197, 332), wenn es darauf ankommt, seine Angaben zu bemängeln, während er anderwärts, wo sie zum Zwecke brauchbar sind, mit Anerkennung angezogen wird (S. 228 und 263 Anm.)

Den lebhaftesten Widerspruch aber möchte ich gegen die Art erheben, wie das Liebesverhältnis zu Isabella Roncioni von dem Verfasser behandelt wird. Ein längerer Aufenthalt Foscolos in Toskana 1799 und selbst 1800 hat sich bisher auf keine Weise belegen lassen, ja kaum einmal ein kürzerer. In der Zeit, wo ihn de Winckels dorthin versetzen will, befand sich Foscolo fern an der ligurischen Küste unter Umständen, die es ihm unmöglich machten, nach Toskana zu reisen. Erst im November oder Dezember 1800 kann er dorthin gekommen sein, sodafs seine Bekanntschaft mit Niccolini, der Versuch Alfieri kennen zu lernen, seine Liebe zu Isabella Roncioni, die Briefe und Sonette an sie und auf sie in das Jahr 1801 gehören. Dafs de Winckels hier schwankend ist, und dafs ihm dies alles für das Jahr 1799 lieber wäre, zeigt er auf S. 148 und S. 153. Auch hier, wie sonst vielfach, befinde ich mich mit Martinetti, dessen gründlichen Studien ich die reichste Belehrung verdanke, zu meiner Freude in völliger Übereinstimmung; wer aber glauben wollte, dafs ich ihm meine Ansicht in der Ortisfrage abgelauscht habe, den verweise ich darauf,

dafs meine beiden Aufsätze in den Preufs. Jahrbüchern 1879 und 1880, die Schrift Martinettis „sull' origine delle ultime Lettere“ cet. 1883 erschienen sind. Der vielgeschmähte Pecchio hatte Recht, wenn er anriet, man solle den „primi abbozzi“ des Ortis die Ruhe im Grabe gönnen (S. 39 der vita di Ugo Foscolo, Ausgabe Mailand, Ferrario 1851); das würde unsererseits geschehen sein, wenn Foscolo glaubwürdiger über die Entstehung seines Romanes berichtet hätte. Anmerken will ich noch, dafs nach meiner Kenntnis Giovanni Foscolo am 8. Dezember 1801 (nicht 1800 wie S. 125) gestorben ist, und dafs Ugo den jüngsten der Brüder, Giulio, damals bereits zur Erziehung in Mailand bei sich hatte; das ergiebt sich unter anderem auch aus den Lettere Amorose.

Befriedigen also nach den hervorgehobenen Bedenken die von dem Verfasser in der Ortisfrage gezogenen Schlüsse nicht völlig, so kann ich mein Urteil über die Ergebnisse in der zweiten nicht minder interessanten Frage, d. i. nach der Entstehung der Sepolcri für jetzt nicht mit gleicher Bestimmtheit aussprechen. Hier ist die Sachlage darum eine andere und schwierigere, weil die Entscheidung auf dem ruht, was Mario Pieri in der Vita di Ippolito Pindemonte über die Unterredung der beiden Dichter 1806 (etwa am 17. Juni), angeblich als Augen- und Ohrenzeuge, berichtet hat. Dafs zwischen Foscolo und Pindemonte das Dekret über die Kirchhöfe Gegenstand einer lebhaften Erörterung war, wenigstens einmal bei einer Begegnung in der Villa der Marchesa Albrizzi, und dafs Foscolo damals andere Ansichten in bezug auf den Schmuck der Begräbnisstätten, als nachher in seinem Gedichte, geäufsert hatte, scheint mir festzustehen. Ob aber die Behauptung berechtigt oder unberechtigt sei, dafs Foscolo dem Freunde den Gegenstand seiner Dichtung weggenommen habe, darüber habe ich nach der weitschichtigen Behandlung des 13. Kapitels keine sichere Überzeugung gewinnen können. Der Verfasser selbst stellt die Entlehnung von seiten Foscolos auf das bestimmteste in Abrede; ihm selber entging es nicht, dafs diese schwierige Auseinandersetzung nicht ganz in den Rahmen einer Biographie passe, aber er hielt sie für notwendig, da er sich eine von anderen Gelehrten abweichende Meinung darüber gebildet hatte.

Wenn F. Trevisan in seiner Vorrede die Ansicht ausspricht, dafs ein neuerer Biograph Foscolos fesselnde Darstellung eines gewandten Autors und umfassende Gelehrsamkeit eines eifrigen Sammlers, die beiden Eigenschaften also, die Pecchio und Carrer jeden für



sich auszeichnen, in sich vereinigen müsse, so stimme ich dem mit Überzeugung bei. De Winckels hat seine Stärke mehr in der letzteren, steht mithin Carrer näher und teilt dessen Bewunderung für Foscolo in dem Grade, dafs es ihm als das Hauptziel seines Werkes vorschwebte, den Dichter gegen irgend welche Ausstellungen an seinem Charakter möglichst in Schutz zu nehmen. Damit ist aber die Aufgabe, ohne Rücksicht auf Gunst oder Ungunst gegen die zu behandelnde Persönlichkeit ein wahrheitsgetreues Charakterbild zu entwerfen, wie es doch eine Lebensbeschreibung tun soll, nicht völlig gelöst. An den Vorzügen eines edlen, hervorragenden Geistes, dessen dichterische Leistungen das Vaterland ehren, erheben wir uns, seine Mängel und Fehler, die ihm als Menschen anhaften, dienen uns und besonders der Jugend, für die de Winckels sein Buch hauptsächlich schrieb, zur Belehrung; die Absicht, sie zu verdecken und zu verkleiden, wendet mehr ab als sie gewinnt. Trevisan möchte ich aber zum Schlusse noch darin widersprechen, dafs Giuseppe Mazzini am meisten befähigt gewesen wäre, eine würdige Biographie Foscolos zu schreiben. Ob Mazzini, bei aller geistigen Begabung, ein solches Werk ganz ohne Einmischung seiner persönlichen extremen Ansichten hätte ausführen können, mufs billig bezweifelt werden. Ein Buch, in dem Foscolos Person und Werke in rein objektiver Darstellung und mit voller Freiheit von jeder Parteisucht gewürdigt werden, fehlt in der italienischen Litteratur noch immer; derjenige, von dem ich ein solches erwarte, würde G. A. Martinetti sein.

Hamburg.

Huon de Bordeaux in Geschichte und Dichtung.

Von

J. Caspar Riedl.

Aus dem Volke herausgewachsen und weiter mit ihm sich entfaltend, es begleitend auf allen seinen Schicksalswegen, in guten wie in bösen Tagen, ein echtes Kind desselben, hat das Epos notgedrungen auch alle Veränderungen an sich erfahren müssen, die das Volk selbst durchgemacht hat; mit ihm ist es gesunken, ist es verroht, mit ihm hat es sich gehoben und geläutert. So ist die Entwickelung und Umgestaltung des Epos ein getreues Spiegelbild der allmählichen Entfaltung des Volkes selbst. Während aber in ununterbrochenem Wechsel das Rad der Zeit rastlos weiterrollt, werden liebgewordene Reminiscenzen aus grauem Altertum ängstlich bewacht und behütet als ein kostbares Kleinod, als teures Erbstück der grofsen Familie; sie gelten als heilig und unverletzlich gleichwie Reliquien. Doch auch die kostbarsten Schätze unterliegen dem Einflusse der Zeit; das wertvollste Kleinod wird schliefslich von einer Patinaschicht überkrustet, die zwar die Deutlichkeit der Formen verwischt, allein den innern Wert nicht beeinträchtigt, ja im Gegenteil ihn in den Augen des Kenners womöglich noch erhöht. Ganz so ist es mit den alten Überlieferungen; sie verlieren ihre scharfen Umrisse, werden blafs, schwächen sich ab; neue Generationen bringen neue Anschauungen, neue Bedürfnisse erzeugen neue Begriffe, auf altem Stamm werden junge Reiser gepfropft, neues Leben spriefst hervor aus dem scheinbar erstorbenen Rumpfe. Doch nur im Scheintod sind die alten Heldengestalten erstarrt, ein belebender Hauch macht sie wieder erstehen, sie leben neu auf im Volk; wenn sie auch in andere, zeitgemäfse Gewänder

sich kleiden, sie sind und bleiben die Alten. Auch das historische Faktum, das sich an die Gestalten knüpft, ehedem so scharf ausgeprägt, verfliefst in Nebel; es verschwindet nicht, es hüllt sich nur in das Gewand der Sage, so dafs es allerdings oft nur sehr schwer in dieser seiner Vermummung wieder erkenntlich ist.

Aus dem weitgezogenen Kreis der historischen Ereignisse und Personen wird naturgemäfs zuerst das sich verwischen, was weniger scharf dem Gedächtnis der Mitmenschen sich eingeprägt hat. Je mehr z. B. eine geschichtliche Persönlichkeit aus ihrer Umgebung hervorragt, um so dauernder wird der Einflufs sein, den dieselbe nicht blofs auf ihre Zeitgenossen, sondern auch auf deren Nachkommen ausübt, je unbedeutender dagegen die Rolle war, die eine Person in der Geschichte gespielt hat, um so eher wird dieselbe zurückweichen müssen vor dem helleuchtenden Strahlenkranz der gewaltigen Heroen, bis sie zuletzt deren aufsaugendem Einflufs vollends unterliegt. Mit dieser Verdrängung von historisch unbedeutenden Personen geht Hand in Hand ein Nachlassen des geschichtlichen Zusammenhangs eine fast unbewufste Ausdehnung über die anfangs vielleicht sehr bescheidenen Grenzen, und endlich das Herausbilden der Sage aus dem historischen Faktum.

Die wichtigste Person für die französische Heldensage und somit auch für das ihr entstammende Epos ist Karl der Grofse. Bei einer Wanderung durch das Gebiet des Epos begegnen wir darum auf Schritt und Tritt der Erscheinung, dafs ein geschichtlich minder bedeutender Karl dem seine Zeit beherrschenden grofsen Karl weichen mufs, oder vielmehr, dafs dieser letztere infolge seiner dominierenden Bedeutung seine eigene Person dermafsen in den Vordergrund drängt, dafs jeder andere darin aufgeht. Offenbar ist es das Bestreben des Dichters, seine Darstellung mehr plastisch zu gestalten, wenn er an die Stelle eines wenig hervortretenden Herrschers jene mächtigen Heroen setzt, wenn er mündliche Traditionen seiner Zeitgenossen mit geschichtlichen Tatsachen verknüpft, und wenn er auf diese Weise mit kühnem Griffe die Perspektive zu Gunsten des Ganzen verschiebt. So werden zuletzt aus anfangs nur analogen Situationen, die durch lange Jahre geschieden sind, identische Fakta. So tönen z. B. Karl Martells Taten wieder in Karl dem Grofsen, der zufolge der Sage die Araber aus Frankreich vertreibt zu einer Zeit, da dieselben gar nicht mehr in jenen Provinzen safsen, aus denen das Epos sie durch Karl den Grofsen vertreiben läfst. Es ist nun gewifs

nicht zu bestreiten, dafs Karl Martell eine für das Epos höchst wertvolle Person ist, sicherlich weit wertvoller als der unbedeutende Enkel des grofsen Karl. Wenn aber der Dichter kein Bedenken trägt, für den wirklichen Besieger der Sarrazenen den grofsen Frankenkönig eintreten zu lassen, so wird er ohne Zweifel umso weniger zaudern, den für das Epos so ungeeigneten Karl den Kahlen durch dessen gewaltigen Vorfahren zu ersetzen. Wir haben darum den Namen Karls des Grofsen, wo immer er uns im Epos begegnen möge, stets mit äufserster Vorsicht aufzunehmen. Ich verweise auf die betreffenden Untersuchungen von G. Paris*) und P. Meier.**)

Diese Verdrängung eines andern Herrschers durch Karl den Grofsen hat auch in der Geschichte Huons stattgefunden. Zwar Guessard in seiner Vorrede zu Huon de Bordeaux tritt der Frage des historischen Hintergrundes nicht näher; allein schon vor ihm hatte man sich mit dieser Frage befafst. Die Herausgeber des Prosaromans, wie er 1778 in der Bibliothèque universelle des Romans als Umarbeitung de Tressans erschienen war, verwiesen das Ganze rasch entschlossen in das Reich der Fabel. Die wenigen Gelehrten, die sich überhaupt mit karolingischen Traditionen befafsten, hegten zweierlei verschiedene Ansichten. Die einen, und zwar der gröfsere Teil, hielten sich an die Chronik des Albericus Trium Fontium und sagten, ein Sohn dieses hier genannten dux Burdegalensis, der ein Zeitgenosse Karls des Grofsen war, hätte im Zweikampf des Königs Sohn, ohne ihn zu kennen, erschlagen. Andere behaupteten, es dürfe unter diesem Carolus der Chronik nicht Karl der Grofse verstanden werden; jedoch bestimmte Beweise für ihre Behauptung konnten sie nicht beibringen. Erst Longnon***) zeigt uns an der Hand von nicht anzufechtenden Beweisen, dafs wie so oft im Epos, so auch hier der Name Karls des Grofsen hat herhalten müssen, um seinen geringeren Nachfolger zum würdigen Helden des Epos zu machen.

Er geht hiebei von der Existenz eines Grafen Seguin aus, indem er durchaus nicht bestreitet, dafs derselbe unter Karl dem Grofsen gelebt habe. Er läfst dem Astronomus und den Annales Eginhardi ihr volles Recht; er verfährt nur ähnlich wie Jonckbloet bei Bestimmung des geschichlichen Wilhelms, indem er aus den sich ihm bieten-

*) G. Paris, Histoire poétique de Charlemagne, Paris 1865, Seite 437—461.

**) P. Meyer, Recherches sur l'Epopée française; abgedruckt in der Bibl. de l'Ecole des Chartes, Paris VIième série, 1867, III. Seite 320—321.

***) L'Elément historique de Huon de Bordeaux, Romania, VIII, 1—11.

den verschiedenen Seguins denjenigen auswählt, der den Bedingungen am besten entspricht; es ist dies der von Ludwig dem Frommen eingesetzte, der im Kampfe mit den Normannen fiel; diese Ansicht belegt er mit authentischen Beweisen. Leider sind aber in seinen Auseinandersetzungen zwei dieser Urkunden, die Einsetzung und den Tod Seguins erwähnend, nicht wörtlich wiedergegeben, weshalb ich hier die Gelegenheit ergreife, diese Lücke auszufüllen. Wir finden sie beide in Ademari Liber III.:*) „Idem Imperator (Ludovicus Pius) anno vero ultimo imperii sui ..... Burdigale quoque comitem Siguinum et Sanctonico Landricum praefecit.“ Sodann:**) „Alio anno (845) Siguinus comes Burdegalensis et Sanctonicensis Normannis captus et occisus est“. Ohne indes die Lognon'schen Theorien im Einzelnen wiederzugeben, gebe ich hier kurz das Endresultat seiner bis heute unwiderlegten Forschungen.

Karl das Kind, der Sohn Karls des Kahlen, wurde im Zweikampf von einem gewissen Albuin tödlich verwundet 864. Die Wunde wurde notdürftig geheilt, zwei Jahre kränkelte der junge Prinz, häufig von epileptischen Anfällen heimgesucht, und starb 866 im Alter von 19 Jahren an den Folgen der erlittenen Verwundung; der Mörder aber, als er den Sohn des Königs erkannt hatte, floh aus Frankreich.

Wir können nun leider nicht mehr nachweisen, wessen Sohn dieser Albuin war; es ist dies in der Tat auch für die Entwickelung der Sage unbedeutend; das einzig wichtige, was wir festhalten müssen, ist, dafs der Königssohn von einem Grofsen des Reiches getötet, resp. tödlich verwundet wurde, und dafs der Mörder aus dem Reiche floh. Dies ist der Knotenpunkt, auf ihm baut sich die Sage auf, so dafs wir jetzt schon mit vollkommener Klarheit den ersten und wichtigsten, die Sage bildenden Typus unterscheiden können:

Tötung des Königssohnes.

Diese hier geschilderten, faktischen Ereignisse der Jahre 864—866 waren damals, am Ende des 9. Jahrhunderts im Munde der Leute, die vielzüngige Fama bemächtigte sich ihrer, von Stadt zu Stadt lief das Gerücht, von Paris aus verbreitete es sich mit Windeseile, bald auch erfuhr man in Bordeaux davon. Dafs sich derartige, durch mündliche Traditionen verbreitete Gerüchte niemals und nirgends in

*) Pertz, Monumenta Germaniae Historica VI, Scriptores IV. Seite 120.
**) Ibid. 121.

ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten, ist eine allbekannte Tatsache. So verhielt es sich auch mit dem indirekt durch Albuins Schwert veranlafsten Tode des Königssohnes und mit Albuins Flucht. Dazu kam noch, dafs man sich erzählte, wie Hugo, ein Sohn des berühmten Grafen Seguin, der den Heldentod im Kampfe gegen die Normannen gefunden hatte, ebenfalls einen nicht ganz aufgeklärten Zweikampf ausgefochten hätte, und noch dazu im Königsschlofs zu Paris, wie ein Graf in diesem Zweikampf das Leben verloren hätte, und wie dann, nach dem Tode seines Vaters, dieser Hugo ebenfalls flüchtig gegangen wäre. Also finden wir in beiden Berichten Flucht aus dem Lande infolge eines unglücklich verlaufenen Zweikampfes, der noch dazu im Königsschlofs stattgefunden hatte. Diese beiden, nunmehr schon sagenhaft gewordenen Erzählungen haben einige sofort in die Augen springende Analogien, und es ist zweifelsohne, dafs daraus das Epos sich entwickelte, indem beide vermengt wurden, in der Weise, dafs der Name des Helden aus der einen in die andere überging. Aber warum sollte gerade der Name des Albuin von dem des Hugo verdrängt worden sein? Was hatte Hugo vor dem Albuin voraus? Waren nicht beide gleich unbedeutend? Auch Longnon sagt: „On ne saura probablement jamais comment les jongleurs arrivèrent à substituer Huon à Aubouin. Indessen glaube ich doch, hierüber einige Vermutungen aufstellen zu dürfen, die jedenfalls sehr vieles für sich haben, und worauf Longnon nicht kommt.

Zunächst ist diese Fusion ganz gewifs nicht den Jongleurs allein zuzuschreiben; als diese des Stoffes sich bemächtigten, fanden sie den Albuin unter Umständen gar nimmer vor; das Volk selbst hatte schon dafür gesorgt, dafs diese Umgestaltung nahezu ganz unbewufst vor sich gegangen war. Indessen es mufs doch irgend ein Grund vorhanden gewesen sein, der die Volksphantasie mehr dem Hugo zuwandte, sodafs dieser immer mehr beliebt wurde. Es ist wahr, dieser sowohl wie Albuin, beide waren anfangs gleich unbedeutend, allein gehen wir einen kleinen Schritt weiter zurück, bis wir zu den Eltern dieser beiden kommen. Was wissen wir von Albuins Vater, was von dem Hugos? Keine Silbe berichtet uns von ersterem, sein Name findet nirgends Erwähnung, kein Lied, kein Heldenbuch spricht von dessen Taten, spurlos ist seine Person der Vergessenheit anheimgefallen. Und Hugo? Er war der Sohn des im Kampfe für die Freiheit gefallenen Seguin, dessen Tod höchst wahrscheinlich schon von seinen Waffengefährten und vom Volke zu Bordeaux im Liede gefeiert worden

war. Die Volkspoesie hatte sich unter Umständen bereits dieses geschichtlichen Faktums bemächtigt und hatte den ruhmreichen Helden mehr und mehr ausgeschmückt, ja womöglich hatte sich schon eine Lokalsage um das Ereignis gewoben, als der unglückliche Zweikampf dem Königssohn das Leben verkürzte. Für meine weitere Schlufsfolgerung stütze ich mich auf einen Ausspruch L. Gautiers:*) „Lorsque meurt un grand homme aux époques primitives, surtout un homme d'épée, il circule aussitot parmi le peuple je ne sais quels bruits mystérieux, vagues rumeurs qui se condensent bientôt en une legende complète. Et bientôt on ne se contente plus de transformer le héros lui-même, on veut encore poétiser toute sa famille". Wort für Wort trifft dies bei unserm Fall ein, so dafs man glauben könnte, Gautier hätte unsern Huon vor Augen gehabt.

Aber, könnte man entgegnen, ist es denn etwas so aufsergewöhnliches, dafs der Anführer im Kampfe fällt? Mufs er deshalb gleich so sehr vergöttert werden? Gewifs nicht; allein man vergesse nicht, dafs der Feind, gegen welchen er fiel, kein geringerer war, als die Normannen; jene Feinde, die nach den Sarazenen die gefürchtetsten waren in ganz Südfrankreich. Ich erinnere mich hier einer Stelle, die uns recht deutlich zeigt, welchen gewaltigen Eindruck die Raubzüge jener Gesellen in den Gemütern zurückliefsen, so dafs wir es gewissermafsen natürlich finden, wie ein Kampf mit ihnen die Helden verklärte. In jener Stelle**) hatte Karl der Grofse die Normannen einstmals überrascht; nichts destoweniger waren sie auf ihren schnellen Schiffen doch seiner Strafe entgangen. Im Schmerz darüber vergiefst Karl Tränen und wendet sich dann also zu seinen Rittern: „Scitis, o fideles mei, quid tantopere ploraverim? Non hoc, ait, timeo, quod isti nugae et nihili mihi aliquid nocere praevaleant; set nimirum contristor, quod me vivente ausi sunt litus istud attingere, et maximo dolore torqueor, quia praevideo, quanta mala posteris meis et eorum sunt facturi subiectis". Der Schrecken vor diesen Feinden war es, der den Tod Seguins in so hellem Lichte erstrahlen liefs, und diese Berühmtheit erbte sich fort auf den Sohn. Dieser, unbedeutend wie sein Nebenbuhler um die Volksgunst, hatte das Verdienst einen berühmten Vater zu besitzen, dessen Ruhm sich auf ihn vererbte. Dafs Albuins Vater

*) L. Gautier, Les Epopées françaises, 2. Aufl. III. Seite 7—10.

**) Pertz, Scriptores II. De gestis Karoli Magni 731—763, Liber II. Cap. XIV, pag. 757.

nicht ebenso hervorragte wie der Hugos, war für jenen der Hauptgrund, dafs er zurückstehen mufste im Wettstreit um die Popularität Das dankbare Volk von Bordeaux, das die Taten seiner Helden besang, vergafs des Verteidigers von Saintonge, der die Freiheit seines Landes mit seinem Blute erkauft hatte, nie; er lebte fort im Liede, seine Taten pflanzten sich fort von Mund zu Mund; ja nicht zufrieden damit, blofs den Vater zu besingen, dehnte man dessen Ruhm auf den Sohn aus und machte ihn teilhaftig der Ehre desselben. Als nun auch bekannt wurde, dieser Hugo sei wegen eines Zweikampfes mit nachfolgendem Tode des Gegners aus dem Lande verbannt worden, da schlichen sich Zusätze um Zusätze zu der sich auf Kosten der historischen Wahrheit mehr und mehr erweiternden Sage. Als nun vollends gar der Königssohn im Zweikampf tödlich verwundet zusammenbrach, als die Gerüchte davon in immer gröfseren, koncentrischen Kreisen im Lande sich verbreiteten und immer unklarer wurden, je umfangreicher die Kreise sich ausdehnten, da schob sich eine Begebenheit nach der andern, eine Episode nach der andern von dem ersteren in das zweite Vorkommnis. Liefen anfangs die Berichte davon noch parallel nebeneinander her, so stand es gar nicht lange an, und sie wurden mit einander verwoben, ja zuletzt war es so gut wie sicher, dafs Niemand anderer als Hugo den Königssohn könne erschlagen haben. So erblafste in diesen vorerst mündlichen Traditionen der Name Albuins mehr und mehr, während derjenige Hugos immer heller strahlte. Auf diesem Wege ist meiner Ansicht nach die Vertauschung der beiden Hauptpersonen zu erklären.

Wir können also ganz deutlich zwei historische Fakta verfolgen; Hugos oder Huons Flucht aus dem Reiche wegen eines Mordes als vorhergehend; ihm nachfolgend die Verwundung des Königssohnes durch Albuin. Diese beiden nicht gar sehr epochemachenden Ereignisse, gleichsam zwei schwache Reiser, werden nebeneinander gepfropft und verwachsen schliefslich zu einem einheitlichen, kräftigen Stamm, der selbst wieder seine Zweige nach allen Richtungen entsendet.

„Der erste Typus zur Bildung des Epos ist jetzt vollständig ausgebildet“.

Auf dieser Basis baut sich die Sage auf und zwar vorerst ohne irgend eine Beimischung des mythischen Elementes, das später allerdings das überwiegende in unserm Epos geworden ist. Dafs die

Huonsage in einer viel einfacheren, uns leider verloren gegangenen Form existiert haben mufs, mit Ausschlufs jeglicher Beziehung zu Oberon, ist nicht eine blofse Vermutung, sondern wird zur Gewifsheit, nachdem uns ja nicht gering zu schätzende Beweise dafür erhalten sind. Bevor wir jedoch näher auf die Untersuchung dieser ältesten Gestalt des Epos eingehen und bevor wir den zweiten Typus, das Wunderbare, in den Bereich unserer Betrachtung ziehen, wollen wir uns erst mit der uns noch jetzt erhaltenen Form des Epos vertraut machen.

So wie dasselbe uns jetzt in seiner geläuterten Gesamtheit entgegentritt in der Bearbeitung von Guessard und Grandmaison, ist es durch Kollation von vier Manuskripten entstanden; ein fünftes Manuskript war den Herausgebern unbekannt.

Das erste, den ältesten und bei weitem besten Text enthaltend, befindet sich in der städtischen Bibliothek zu Tours. Es ist ein schmuckloses Pergamentmanuskript, in kleinem Format, höchst wahrscheinlich für den Gebrauch des Jongleurs bestimmt; es enthält also die erste oder doch wenigstens eine der ersten Aufzeichnungen, von der Hand des Jongleurs vielleicht selbst herrührend, der sie benutzte, um damit sein Gedächtnis aufzufrischen, um etwa unterwegs einzustudieren, was er bei nächster Gelegenheit seinem Publikum vortragen wollte. Dieses unser erstes Manuskript, der Mitte des 13. Jahrhunderts angehörend, wurde aus der Benediktinerabtei von Marmoutier bei Toulouse nach Tours gebracht. Die Benediktiner selbst hatten es käuflich erworben aus der Familie Lesdiguières und führten das wichtige Dokument neben anderen von gleicher Bedeutung lange unerkannt in ihrem Katalog unter Nr. 241 mit der unscheinbaren Signatur: „Histoire du Temps", en 8°.*) Die Handschrift enthält auf 173 Blättern etwa 10 000 einreimige, 10 silbige Verse in pikardischer Mundart und ist rein von Zusätzen.

Die zweite bereits modernisierte und stark erweiterte Handschrift ist in der Universitätsbibliothek zu Turin und stammt aus dem 14. Jahrhundert. Pasini**) sagt darüber: Codex XXXVI, g II. 13. Membranaceus, cui folia 586. saeculi XIV. aureis passim ornatus imagunculis, sex complectitur fabulosa poemata, absque autoris nomine. Von diesen 6 erwähnten, fabelhaften Gedichten enthält das dritte als

*) V. Luzarche; Adam, Drame anglo-normand du XII siècle, Tours 1854, pag. III,

**) Pasini, Codices manuscripti bibliothecae regii Taurinensis 1749, II, 472 und 473.

ein ganz für sich dastehendes, abgeschlossenes Ganzes den Roman von Auberon; Fol. 283: Chest li commencemens dou Roumant d'Auberon ensi que ses aves Judas Macabeus fu assis a Macabe dou Roy Bandifort.

Incipit: Des biens oir et retenir vient preus
Et chius qui est del dire scienceus
A son pooir dire le doit a ceus
Que hoirs puit estre pourphiceus
Ches proprement a loiaux amoureus
Qui les cuers ont de valoir desireus
Et qui les fais animent chevalereus etc.

Ganz unabhängig davon bringt dann das vierte Gedicht den aus 22 Büchern bestehenden Roman von Huon; fol. 297: Chi commenche li Roumans du Roi Auberon et de Huon de Bordele et du Roy Charlemaine.

Incipit: Seigneur oies que Jhesus bien vous fache
Li glorieus qui nous fist a ymage
Bone canchon estraite del lignage
De Charlemanie a la dure courage
Et de Huon de Bourdele le large
Et d'Auberon le petit Roy sauvage
Qui tout son tans conversa en boscage.

Wir finden also hier gleichsam eine Art von Prolog zu Huon de Bordeaux, welcher sicherlich aber erst viel später dem ganzen Werk vorgesetzt worden ist. L. Gautier*) meint, dafs wir hier vielleicht das älteste Beispiel für Hinzufügen eines Prologs zum bereits gänzlich entwickelten Epos zu finden haben werden. Eine eingehende Vergleichung der Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten dieser beiden ersten Handschriften gibt Guessard.

Teilweise Ergänzung der Arbeit Pasinis bietet E. Stengel.**) Nach seiner eingehenden Beschreibung besteht die Handschrift aus 586 Folioblättern, deren einzelne Seite auf zwei Spalten 90 zehnsilbige Verse enthält. Geschrieben wurde sie 1311 im Monat Juli. Über die Herkunft weifs Stengel leider nichts zu berichten; dagegen erwähnt er noch die später zu besprechenden vier Fortsetzungen des Huon,

*) L. Gautier, les Epopées françaises, 2. Aufl. I. 421.

**) Mitteilungen aus französischen Handschriften der Turiner Universitätsbibliothek, von Stengel, Marburg, 1873.

welche dieser Handschrift zugefügt sind, und die auch in die Prosaversionen Aufnahme gefunden haben; nämlich:

La chanson d'Esclarmonde,
" " de Clarisse et Florent
" " d'Yde et Olivier
" " de Godin.

Diese Titel rühren indessen von L. Gautier her. Guessard erwähnte nämlich als Kapitelüberschriften auf XLVI und XLVII seiner Vorrede:

Fo 344 ro: Ensi comme Hues retrouva Esclarmonde, sa femme, et Geraume et sa gent que li roys Galafres tenoit, qui menoit guerre contre Ivorin de Monbranc, oncle Esclarmonde.

Fo 379 vo: Ensi que li rois Garins d'Arragon vaut faire noiier Clarisse, la fille de roy Huon de Bourdele, et comment Pieres le viés quens le secourut.

Fo 394 vo: Ensi que Ydes fille Flourent d'Arragon, espousa Olive, le fille Otheviim l'empereur de Rome.

Fo 401 vo: Ensi que li royne Esclarmonde s'agiut à Bordiaus d'un fill qui ot à non Godins, et comment li roys Hues le reconforta.

Aus diesen Notizen leitete Gautier jene erwähnten unter sich geschiedenen Romane ab und rechnet Esclarmonde, fo 354—379, Clarisse 379—394, Yde et Olive 394—401, Godin 401—460. Endlich fügt er noch den Croissant bei, obgleich derselbe in seiner poetischen Gestalt uns weder in dieser Handschrift noch irgend wo anders überliefert ist, so dafs ihn Gautier nur als einen höchst wahrscheinlich existierenden Roman bezeichnet; eine Andeutung desselben finden wir in der letzten der vier von Guessard benutzten Handschriften (Cangé 7535[6]).

Es bleiben uns noch zwei Handschriften zu besprechen, die uns den Huon in seiner am meisten erweiterten Form geben; beide befinden sich in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris. Die erstere davon ist die wichtigere, Bibl. imp. Sorbonne 450 in folio; — [Gautier giebt die Bezeichnung: Manuscrit de Paris, Bibl. nation 22555, anc. Sorb. 458. cf. les Epopées III. 734] — sie besteht aus 253 Papierblättern, beginnt mit 12 silbigen Versen, ändert jedoch schon mitten in der zweiten Tirade ganz plötzlich das Versmafs und bringt 10 silbige Verse, die bis zum Schlusse beibehalten werden und oft mit den Versen der Handschrift von Tours völlig identisch sind. Nach der Handschrift von Tours ist diese Pariser Handschrift die für die Ausgabe des ganzen Epos wichtigste; denn, indem die Herausgeber den Text von

Tours mit gröfstmöglichster Treue wiedergaben, haben sie, hauptsächlich auf dem Pariser Manuskript fufsend, die Lücken der Handschrift von Tours ergänzt.

Während diese drei Handschriften, abgesehen von dem verschwindend kleinen Teile am Anfang der Sorbonne Handschrift, lauter 10 silbige Verse enthalten, ist die letzte ganz in Alexandrinern abgefafst. Schon aus dem 12 silbigen Metrum geht zur Genüge hervor, dafs diese Version als die späteste zu betrachten sei; wir finden hier auch eine Erweiterung der Chanson, wie sonst in keiner andern mehr, so namentlich die Herbeiziehung Croissants, des Urenkels Huons.*)

Dieser Umstand hat Wolf zur Ansicht verleitet, dafs aus dieser Handschrift der zum Volksbuch gewordene Prosa-Roman von Huon de Bordeaux hervorgegangen sei, wobei dann die nur flüchtig skizzierten Abenteuer des Urenkels vollends ausgearbeitet worden wären. Ob indessen diese Behauptung Wolfs aufrecht gehalten werden kann, möchte ich dahingestellt sein lassen. Ich werde auf die Ableitung des Prosa-Romans zurückkommen und erwähne jetzt nur, dafs Gautier sich sehr vorsichtig über diesen Punkt ausdrückt; er sagt, die Prosaversion sei gemacht worden „probablement d'après un manuscrit analogue à celui de Turin.“ Daraus scheint hervorzugehen, dafs Gautier, wenn er vor die Alternative gestellt würde, gewifs sich eher für die Turiner als für die Pariser Handschrift entscheiden würde.

Dies sind die von Guessard gekannten und benützten vier Handschriften. Während die Version der ersten bestimmt war, gehört zu werden, war letztere hauptsächlich für die Lektüre bestimmt in der sogenannten gebildeten Periode des Epos. Wir haben somit hier in unserer Chanson ein instruktives Beispiel für die beiden Hauptepochen der epischen Dichtung; der heroischen gehört das Manuskript von Tours an, das letzte Pariser Manuskript der gelehrten Epoche, wo man sich damit begnügte, die alten Epen mit Mufse für sich zu lesen, ja wo man oft nur darauf bedacht war, seine Bücherei mit einem Schaustück zu bereichern. Wollte man dies Material der Wichtigkeit nach ordnen, so stünde oben an das Manuskript von Tours, das Vademecum des Jongleurs; an zweiter Stelle folgt der Pariser Text, Sorbonne 450, und in untergeordnetem Verhältnis stehen die

*) Ferd. Wolf, zwei niederländische Volksbücher: Denkschriften der K. Akad. der Wissenschaften Phil. hist. Klasse, VIII, p. 197 und Gautier, les Epopées fr. III, 734.

Turiner und endlich die zwölffüfsige Verse enthaltende Handschrift zu Paris.

Dieses weitverstreute Material zu einem harmonischen Ganzen vereinigt zu haben, ist das Verdienst von Guessard und Grandmaison, die als die ersten uns einen Einblick gewähren in den bis zum Jahre 1860 nur den wenigsten zugänglichen und selbst dann nur fragmentarisch zu findenden Huon. Indessen genügt auch diese Ausgabe keineswegs mehr unseren Anforderungen textkritischer Behandlung. Man bleibt jetzt nicht mehr beim ältesten erhaltenen Text stehen, sondern wendet alles auf, die Chanson womöglich in ihrer ursprünglichen Mundart wieder herzustellen, d. h. in der Mundart des Dichters, so wie sie aus dem Munde des Jongleurs, noch unentsellt von späteren wunderlichen Zusätzen, hervorgegangen war. Dies ist leider bei der Ausgabe des Huon noch nicht der Fall; der rein pikardische Dialekt ist nicht immer gewahrt.

Die englische Prosaübersetzung des Huon in einer Handschrift der Hamilton-Sammlung angeführt, mit dem Datum 1314, ist weder von französischen Kritikern, noch von anderen Herausgebern erwähnt worden. Wahrscheinlich ist sie, wie der englische Autor berichtet, von einer der schon besprochenen Quellen abgeschrieben worden. Da über diesen Text gar nichts bekannt ist, und da derselbe nirgends benützt, ja nicht einmal erwähnt worden ist, so wiederhole ich, was Lee darüber berichtet:*) „My only knowledge of this MS. is derived from an account. of the Hamilton Mss. recently sold to the German Government, and now I believe in Berlin, that appeared in the Athenaeum, November 11th, 1882. The description is as follows: — Huon, de Bordeaux: Le Roman du Loyal Comte Huon, in verse, a manuscript on vellum of the 14th. century being dated 1341. It is ornamented with 76 curious paintings illustrating the romance“.

An der Hand dieser noch vorhandenen Quellen wollen wir nun versuchen, das Epos womöglich bis zu seinen ersten Aufzeichungen zurückzuverfolgen, und zwar wollen wir zunächst sehen, wie weit uns der älteste der uns gebliebenen Texte zurückweist, das Jongleurmanuskript. Es ist in pikardischer Mundart abgefafst; dabei finden wir aber, dafs die alten pikardischen Formen des männlichen Artikels

*) Early English Text Society, The English Charlemagne Romances; VII. the Boke of Duke Huon of Burdeux, with an introduction by S. L. Lee, B. A. London 1882 Seite XXXV, Notiz.

durch die burgundischen verdrängt wurden, ein Vorgang, den Fallot und nach ihm Diez*) in das Jahr 1230 verlegt. Daraus geht hervor, dafs unser Text gewifs erst entstanden sein kann, als die Verdrängung des Pikardischen durch das Burgundische bereits ziemlich um sich gegriffen haben mufs. Guessard bezeichnet darum dementsprechend ganz richtig das Jahr 1250 als mutmafsliche Entstehungszeit der Handschrift, ein früheres Datum ist augenscheinlich ausgeschlossen, höchstens dürfen wir soweit gehen, dafs wir die Zeit von 1230—1250, also zwei Dezennien vor der Mitte des 13. Jahrhunderts als früheste Epoche unseres Epos betrachten. Allein das hindert doch nicht, dafs die Handschrift viel später kann entsanden sein, etwa am Schlusse des fraglichen Jahrhunderts; haben wir nun vielleicht Beweise, dafs die Handschrift bereits um die Mitte desselben existiert haben mufs? Ich verweise hier auf eine Untersuchung Bächts,**) der im Verlaufe seiner Entwickelung zu dem Ergebnis gelangt, Huon wäre im II. Viertel des 13. Jahrhunderts entstanden und gehöre dem pikardischen Dialekt an und zwar dem Unterdialekt von Artois. Ohne mich an diese Auseinandersetzungen im einzelnen zu halten, erkenne ich Bächts Resultat als ein für mich höchst erfreuliches an, da es mit meiner Bestimmung zu der ich unabhängig von Bächts Gesichtspunkten gelange, — mein Hauptmoment ist das Format unserer ältesten Handschrift — übereinstimmt. Ein Umstand nämlich hindert mich, Bächts Entwickelungen als unantastbar aufzunehmen; er geht von seinen Untersuchungen von der französischen Ausgabe aus, welche nicht mehr für linguistische Forschungen genügt, und darum Bächt unter Umständen hat zu Behauptungen verleiten können, die bei genauerer Untersuchung, ausgehend vom Manuskript selbst, leicht als Irrtümer sich erweisen würden. Mein Hauptaugenmerk ist auf das Taschenformat des Jongleurs gerichtet, das mir als der wichtigste Punkt erscheint, eigentümlicher Weise von Guessard aber gar nicht berührt worden ist. Mit Rücksicht auf dieses Jongleurmanuskript dürfen wir einen späteren Zeitpunkt nicht annehmen; denn wäre die Fixierung des Stoffes später erfolgt, so hätte sie sicherlich eine andere Form erhalten, als wie sie uns jetzt vorliegt in diesem kleinen Format; denn diese kleinen Jongleurhandbücher können wir blofs bis höchstens in die Mitte des 13. Jahrhunderts verfolgen, dann müssen sie den umfangreichen

*) Diez, Grammatik der romanischen Sprachen, II. 46.

**) Bächt, Sprachliche Untersuchung über Huon de Bordeaux, Cassel 1884, S. 30—32.

Kollektivhandschriften Platz machen. Anstatt dieses Beweismittels bringt dagegen Guessard ein anderes, das ich nicht einmal für so wichtig halte; es ist dies die Chronik des Alberich von Trois-Fontaines. Diese Chronik, zwischen den Jahren 1239 und 1251 von dem Augustinermönch Alberich von Neufmoustier bei Huy geschrieben, giebt uns Aufschlufs über die Sagen, die seit dem 12. Jahrhundert und noch früher in Frankreich kursierten. Der Verfasser berichtet, unter welcher Form er die oder jene Sage gekannt habe, was man zu seiner Zeit über die einen oder die anderen Helden erzählte, wobei er sich gar wohl bewufst war, dafs er oft sehr Fabelhaftes berichtete. So erzählt er auch von „Sewinus, dux Burdegalensis,“ wie Hugo, sein Sohn, den Sohn des Königs Karl erschlug, wie er aus dem Reiche floh und wie er „Alberonem, virum mirabilem et fortunatum reperit.“ Also Huon, bereits mit Auberon in Verbindung verbracht, lebte im Munde des Volkes schon seit den ersten Dezennien des 13., ja vielleicht schon seit Ende des 12. Jahrhunderts.

Aus diesem Bericht des Chronisten geht aber durchaus nicht hervor, dafs Huon de Bordeaux damals bereits fixiert gewesen sein mufste; wir erfahren blofs als ganz sicher, dafs die Sage unter dieser Form im Volke bekannt war, und da niemand anders es sein konnte, der dieselbe von Ort zu Ort kolportierte, als der Jongleur, so können wir daraus wieder mit völliger Sicherheit auf die Form schliefsen, unter der der Jongleur seinen Zuhörern die Sage vortrug, und erst daraus dann dürfen wir vielleicht vermuten, dafs der Jongleur sie in dieser Form in sein Handbuch eintrug, oder sie von einem Schreiber nach seinen eigenen Angaben zum persönlichen, täglichen Gebrauch zu Papier bringen liefs. Diese Vermutung wird aber nachgerade zur Gewifsheit, nachdem ein solches Exemplar uns erhalten ist. Also immer wieder kommen wir auf dieses Handbuch des Jongleurs zurück, und dasfelbe mufs darum als eines der letzten überhaupt angefertigten Jongleurmanuskripte in oben bestimmter Zeit angefertigt worden sein. Es folgt daraus noch nicht, dafs dies etwa das einzige Manuskript sei, das damals davon gemacht wurde; im Gegenteil, es können und werden davon gar manche existiert haben, die unabhängig von diesem, von anderen Sängern verursacht worden sind; sie sind uns leider verloren gegangen, und so ist die Handschrift zu Tours der einzige, uns erhaltene Zeuge für das Alter und die damalige Form der Chanson.

Guessard dagegen sträubt sich, in seiner Vorrede an die Existenz

einer solchen vorhanden gewesenen Version zu glauben, und befindet er sich hierin im Widerspruch mit Wolff, ja gewissermafsen mit sich selbst, nachdem er auf Seite XLII derselben Vorrede grofses Gewicht darauf gelegt hat, dafs das von ihm hauptsächlich benützte Manuskript nur eine Kopie sei, indem ja hierin für den Sinn höchst wichtige Verse ausgelassen seien. Wolf behauptet,*) es müsse noch eine ältere und der ursprünglichen Sage noch näher stehende Redaktion in metrischer Form existiert haben, die die Quelle zu einer niederländischen Bearbeitung war, von der noch vier Fragmente uns erhalten sind. Dieser Ansicht Wolfs neige auch ich mich zu, wenn ich auch von einem anderen Standpunkt ausgehe. Mein Ausgangspunkt sind nicht jene niederländischen Bruchstücke; diese bekräftigen nur meine Behauptung, auch ist es für meine Theorie ganz gleichgiltig, worauf diese direkt beruhen; es genügt mir, wenn ich zu demselben oder wenigstens zu einem analogen Resultat gelange als Wolf, indem ich behaupte, es müsse eine Bearbeitung des Huon gegeben haben, älter als das Manuskript von Tours, und von dieser hätten sich nicht nur jene niederländischen Fragmente, sondern sogar die Handschrift von Tours selbst abgeleitet, ohne dafs gerade diese letztere eine direkte Kopie jener älteren, verloren gegangene Version zu sein braucht.

Bevor unsere Sage überhaupt durch die Schrift fixiert wurde, müssen gar verschiedene Versionen davon unter dem Volk gelebt haben, so dafs wir heutzutage, wo blofs die eine schriftliche Aufzeichnung aus dem 13. Jahrhundert uns geblieben ist, die Beliebtheit, Verbreitung und Vielgestaltigkeit der Sage unterschätzen: Denn nur als Hinweise auf ein in den weitesten Schichten beliebtes, volkstümliches Epos haben wir die Stellen aufzufassen, wo in anderen, gleichzeitigen Denkmälern des Huon Erwähnung geschieht.

Hätte wohl der Chronist Alberich von Huon gesprochen, wenn nicht zu seiner Zeit schon — also etwa in den dreifsiger Jahren des 13. Jahrhunderts — die Geschichte dieses Helden eine so weite Ausdehnung angenommen hätte, dafs er im Munde aller lebte?

Von noch gröfserer Wichtigkeit ist eine Stelle aus der chanson de geste von Gaufrey, wo ebenfalls des Huon gedacht wird. Wir finden sie im Zusammenhang in der von Guessard und Chabaille besorgten Ausgabe des Gaufrey, enthalten in der Sammlung der anciens

*) Vier Fragmenten eener Nederlandsche Bewerking van den Ridderroman Huon de Bordeaux, Accademie der Wissenschaften, VIII, S. 198.

poètes, Band 3, Seite 4—5, Vers 81—124. In diesen 45 Versen wird die Familie des Doon de Mayence anfgeführt und dabei auch des Huon in folgender Weise gedacht:

V. 102. E Sevin de Bordele fu l'uitisme baron,
Pere fu Huelin à la clere fachon,
A qui fist tant de bien le bon roi Oberon.

Diese drei Verse geben uns in möglichster Kürze das Résumé der Chanson, wie sie damals im Volke kursierte. Dabei dürfen wir eines nicht vergessen. In dieser ganzon Detailierung des Stammbaums von Doon finden wir lauter berühmte Namen, mit denen das Publikum bereits sehr wohl bekannt war, Helden, deren Taten weit und breit von sich reden machten, so dafs hier der Jongleur gleichsam nur das vereinigte, was seine Zuhörer interessierte. Diese kennen die vorkommenden Namen alle schon; ein kurzer Zusatz von seiten des Sängers genügt, um die betreffenden Helden sogleich wieder dem Gedächtnis seiner Hörer zurückzurufen. So finden wir: Ogier que tant ama Kallon, — Grifon fu pere fel Guenes qui fist la traïson, — Aymon dont bien oï avon, — Maugis qui tant fu bon larron; u. s. w. Ist es nun nicht bezeichnend, dafs wir unter dieser berühmten Gesellschaft auch unserem Huon begegnen, bereits mit Oberon in Verbindung gebracht? Man darf darum getrost annehmen, dafs Huon und seine Taten, seine Verbindung mit dem Elfenkönig Oberon bereits eine liebgewordene Sage geworden war, deren Schilderung stets einen grofsen Hörerkreis um den Sänger scharte; dieser war sich aber auch gar wohl bewufst, was den Huon zu einem so kräftigen Zugstück machte; er wufste, dafs er dies lediglich dem mythischen Element verdankte, dessen geheimnisvoller Zauber eine solche Anziehungskraft auf das Volk ausübte. Es war darum nur zu natürlich, dafs dieses Element bald den Hauptbestandteil der Chanson ausmachte und vom Jongleur mehr und mehr ausgemalt wurde, da er dabei seiner unbeschränkten Phantasie vollkommen freien Spielraum lassen konnte.

Es handelt sich nur noch darum, dieses Eindringen zu verfolgen und es der Zeit nach zu bestimmen.

In der bereits von Pasini unter Codex XXXVI, gII 13. aufgeführten Turiner Sammelhandschrift, die auch unseren Huon enthält, fand Stengel eine Art Prolog zur geste des Loherainc mit 17 für unsere Sage höchst wichtigen Versen.

„Chi commenche l'estore des Loherens ensi que s. Seurins qui fu peres le duc Pierre qui fu taions ou Loherenc Herius chachierent

Les Sarrasins apres venganche nostre Seigneur." Es folgen dann im weiteren Verlaufe (S. 28) jene wichtigen 17 Verse, die sich sonst in keiner Handschrift mehr finden:

V. 222. Em Bourdeloit ot .I. franc duc Seuwln
Qui eut .I. fil qui fu preus et hardis,
Hues ot non, si com dist li escris:
S'ocist un conte en la salle a Paris.
Por ce fu Hues bannis hors du pais
Do douce France et de l'empire ausi,
En Lonbardie s'en ala por seruir
Quens Quinemer, le fil a S. Bertin
Qui les foires cria et establi,
Chelle de Troies, de Bar et de Lagni.
Une pucelle ot ou palais uotis:
Hues l'ama et la pucelle li,
Em bascelage i engenra .I. fil:
Quant ot batesme, si ot. a nom Henris
Hues moru par force de uenin,
Henris ot. peur que il ne fust ocis,
Si vint a Mies por sa uie garir.

Hier sehen wir also das Résumé eines Huon ohne Oberon, ohne das mythische Element, somit einen Bericht, der uns in gedrängter Kürze die denkbar einfachste und deshalb wohl älteste Form von unserer Chanson giebt. In dieser Form mufs unser Huon existiert haben vor dem 12. Jahrhundert, ja, diese Version reicht wohl noch weit mehr zurück. Als vollständig sicher dürfen wir zunächst annehmen, dafs der Schreiber dieses Prologs zu den Loherains den Oberon gewifs gar nicht kannte; denn er hätte sonst in keinem Fall davon geschwiegen und so eben auf das verzichtet, was seinem Gedichte gerade zur Volkstümlichkeit verhelfen mufste. Wäre dem Verfasser die Person Oberons bekannt gewesen, wäre also das carolingische Epos mit dem von der Table ronde schon in Berührung getreten, so hätte hier in diesem Prolog irgend eine, wenn auch noch so leise Anspielung auf den Oberon ganz gewifs nicht übersehen werden können, schon nicht im Interesse des Jongleurs. Darum ist meine Ansicht, dafs dieser Prolog entstanden sein mufste, als man noch gar nicht im entferntesten daran dachte, das mythische Element mit dem Volksepos zu verschmelzen und daraus Nutzen zu ziehen. Ich nehme darum keinen Anstand,

die Entstehung dieses Prologs in eine sehr frühe Zeit zurückzudatieren, da die Geschichte von Huon vielleicht erst in einer Lokalsage ausgeschmückt worden war.

Ich ziehe ferner ein zweites Werk in den Kreis meiner Betrachtung, gleichsam als zweiten Beleg für die Behauptung, dafs unsere Chanson ohne das mythische Element existiert haben mufs. Es ist dies ein Manuskript in Prosa, Bibliothèque imperiale, fr. 5003, betitelt: Chroniques de France. Dieser Chronist nun, der etwa 100 Jahre später schrieb, als Albericus von Trois Fontaines, bringt in seinem Werk zahlreiche Anspielungen auf Chansons und beschäftigt sich namentlich mit Karl dem Grofsen. G. Paris hat die Stellen, in denen der Ghronist auf das karolingische Epos Bezug nimmt, zusammengestellt*) und erwähnt hier: „F° 102 — Histoire de Hue de Bordeaux, où il n'est pas parlé d'Obéron.“ Es ist höchst eigentümlich, dafs der unbekannte Schreiber, der doch zu einer Zeit lebte, da unsere Chanson ihre weiteste Verbreitung erlangt hatte und in grofser Blüte stand, nichts von einem Oberon erwähnt. Dies zu erklären, sind nur zwei Möglichkeiten: Der Chronist gehörte jedenfalls seit seiner frühesten Jugend dem Kloster an, vernahm in der Einsamkeit seiner Zelle nicht, was um ihn vorging und unterbrach sein beschauliches Leben nur dadurch, dafs er Werke der Klosterbibliothek exzerpierte oder kopierte; unter solchen müfste sich dann etwa ein Manuskript, vielleicht auch blofs Bruchstücke einer noch älteren Chronik gefunden haben, woraus er seine Kenntnisse über Huon geschöpft. Die andere Eventualität wäre die, dafs der Chronist wohl den Huon in Verbindung mit Oberon kannte, jedoch bei der Abfassung den mythischen Elfenkönig beiseite liefs und so bona fide wirkliche historische Fakta zu berichten glaubte. Diese zweite Annahme scheint mir indessen weniger Wahrscheinlichkeit für sich beanspruchen zu können, als die erste. Rätselhaft bleibt immer, dafs des Oberon hier mit keiner Silbe Erwähnung geschieht; gewifs ist der Schlufs auf eine vorhanden gewesene Version, auf eine Aufzeichnung der Sage ohne das mythische Element, sehr nahe gerückt.

Für mich unterliegt es keinem Zweifel mehr, und darum betrachte ich diese Zeit als die erste Entwickelungsperiode unseres Epos, wo lediglich der bereits behandelte Typus zur Bildung der

*) G. Paris, Histoire poétique de Charlemagne, Paris 1865, Seite 483.

Sage wirkt, wo diese erst lokal auftritt, bevor sie infolge ihrer gewaltigen Ausdehnung nationales Gemeingut wird.

Es sind uns allerdings keine Denkmale mehr geblieben, aus denen ich diese meine Behauptung bekräftigen kann; denn es ist nur zu wahrscheinlich, dafs in dieser ältesten Form die Sage überhaupt nicht fixiert worden ist, dafs also ein Denkmal, ein direktes Denkmal aus dieser Periode der Entwickelung überhaupt niemals existiert hat, oder wenn ja, dafs es uns doch mit so vielen anderen Schätzen aus jener Zeit unwiederbringlich verloren ist. Die einzigen Hinweise sind die indirekten Erwähnungen des Huon einmal in den 17 Versen aus den Loherains und dann in der Prosachronik des 14. Jahrhunderts. Überhaupt wurde ja erst in der Mitte des 12. Jahrhunderts damit begonnen, die Volkssagen schriftlich aufzuzeichnen, also zu einer Zeit, wo die meisten Epen sich schon ausgebildet haben, ja, wo manche, die das Volksinteresse verloren hatten und damit ihre Volkstümlichkeit, bereits wieder in Vergessenheit zu fallen drohten, so dafs wir nur noch aus einzelnen Stellen in noch vorhandenen Epen oder Chroniken, von denen namentlich die letzterwähnte reich an solchen Hinweisen ist, auf die Existenz verschwundener Chansons schliefsen können. Ein solches mufs unser Huon gewesen sein vor und im 12. Jahrhunderte. Das Interesse des Volkes erkaltete mehr und mehr bei der Schilderung der Flucht Huons aus dem Frankenlande, und das Lombardenreich, wohin er seine Zuflucht nahm, bot zu wenig des Interessanten, um das Publikum für die Dauer zu fesseln. Es war somit die Sage an einem Wendepunkt angelangt, entweder mit vielen anderen, gleichfalls der Volksgunst beraubten, der Vergessenheit anheimzufallen, oder neu aufzuleben in verjüngter, lebenskräftiger Gestaltung. Es ersann darum der Jongleur neues, um die aus grauem Altertum stammenden, altersschwachen Gestalten der Sage wieder zu beleben, und so beginnt jetzt hier das zweite, bildende Element in unserer Sage seine Wirksamkeit zu entfalten: „Das Wunderbare verleiht dem absterbenden Epos neues Leben.“ Was aber hat den Jongleur dazu veranlafst, gerade hiermit neue Erfolge zu erzielen? Kam er rein zufällig auf diesen Gedanken, der in der Folge seinem Werke zu solcher Popularität verhalf, oder tat er es, indem er einfach den Forderungen seiner Zeit sich anbequemte und somit durch Einführung des Wunderbaren nur das natürliche Bedürfnis seiner Zeitgenossen befriedigte?

Am Schlusse des 11. Jahrhunderts waren die ersten christlichen

Ritter ausgezogen zum Kampfe gegen die Ungläubigen in jenes Land, das stets schon seit urdenklichen Zeiten eine geheimnisvolle Anziehungskraft ausgeübt hatte. Waren es anfangs auch nur sehr wenige, die das Ziel erreichten, die, vom frommen Eifer getrieben, ostwärts zogen und dort im heiligen Schauer die Wunder schauten, so drangen nunmehr gewaltige Scharen dort ein, begierig im Kampfe mit den Heiden sich den Himmel zu erringen. Im 12. Jahrhundert kehrten diese dann wieder von ihrer abenteuerreichen Fahrt und schilderten mit bunten Farben, was sie gesehen, was sie erduldet, was sie erkämpft hatten. Gar viel des Wunderbaren wurde so nach dem Abendlande verpflanzt, ja, die Träger all der Mären galten zuletzt selbst als wahre Wunder, denn sie hatten ja dort im Zauberlande geweilt, hatten kaum faſsbare Abenteuer bestanden, bei deren Schilderung den Zuhörern das Herz im Leibe bebte. So fanden nicht bloſs jene sagenreichen Episoden aus den Kämpfen mit den Ungläubigen Eingang im Occident, so wurden auch morgenländische Märchen verbreitet unter dem Volke. Der Same war auf guten Boden gefallen, und so keimte jener Hang zum Wunderbaren, zum Mythischen, der bald so reiche Früchte tragen sollte. Diesem geheimnisvollen Drange folgend, nahm der Dichter die Gelegenheit wahr, sein Lied dem Bedürfnis seiner Zeit anzuschmiegen. Sein Huon durfte jetzt nicht mehr in die das Sehnen nach Wunderbarem wenig stillende Lombardei flüchten, er muſste dort an den heiligen Stätten Vergebung erflehen für das, was er im Abendlande gesündigt hatte:

V. 2836—2847. Vers le Sepucre se sont acheminé.
Tant ont ensanle esploitié et erré.
Q'en Jhrusalem sont .I. mardi entré;
Desc'au Sepucre n'i ont regne tiré.
Dont dessendirent des destriers sejorné,
Puis vont le lieu véoir et esgarder
U Jhesu Cris fu couchiés et posés.
La lance virent, sel baisierent asés,
Et puis revinrent el temple d'outre mer;
L'autel basierent ù Dex fu presentés,
Là ù Diex meismes ot le messe canté.
Dont se couça Hues devant l'autel.

Im Anschluſs hieran muſste er dann jene Wunder erleben, deren Schilderung bald den Hauptbestandteil, den Schwerpunkt des zum Romane sich umbildenden Epos ausmachten; dort muſste er vollends

jenem geheimnisvollen Wesen begegnen, das seit langer Zeit schon, wenn auch in etwas anderer Gestalt, unter dem Volke des Abendlandes gelebt hatte. So wurde die Alberichsage eingeleitet in das Epos, nicht zwar als etwas ganz neues; sie wurde hervorgeholt aus einem nie ganz in Vergessenheit versunkenen Schatz der Vorfahren. Mit den Franken war diese Sage in Frankreich eingewandert und hatte sich hier weiter entwickelt, ohne mitunter ihren germanischen Ursprung streng zu bewahrsn. Aus ihr nahm der Dichter die Gestalt seines Oberon; er hat ihn nicht erst schaffen müssen, er verwebte ihn nur, je nach Bedürfnis und Gutdünken, mit der Huon-Sage, und das Ganze erst fügte er in den Rahmen des karolingischen Epos. Hierbei wurde der Oberon des französischen Dichters stellenweise ganz anders geschildert, als sein germanisches Urbild; der französische Dichter hat seiner Phantasie bei jeder Gelegenheit sehr weiten Spielraum gelassen. G. Paris sagt:*)

„Il me semble voir le trouvère auteur de ce charmant ouvrage chercher un sujet pour ses rimes. Sans doute, en refeuilletant dans sa mémoire les légendes inombrables qu'avaient transmises jusqu'à lui les siècles précédents sur les compagnons de Charlemagne, il remarqua que Seguin, duc de Bordeaux, placé là par l'empereur au retour de l'expedition d'Espagne, n'avait fourni, non plus que sa posterité, le sujet d'aucun poème. Il se souvint que son fils Hugues avait, suivant la tradition, tué le fils de Charles, et qu'un long exile avait été la punition de cette faute involontaire; il n'oublia pas que, trahi par son frère, il avait triomphé, par le jugement des pairs, du mauvais vouloir de l'empereur, et qu'il était rentré paisiblement en possession de son duché. Comme Byron plusieurs siècles après, il avait besoin d'un héros; il crut l'avoir trouvé et que celui-là faisait bien son compte. Mais pour que l'histoire de Huon de Bordeaux sortît de l'ornière de tous les poêmes qui célébraient des héros également négligés par le grand flot de la tradition, il fallait y introduire un élément nouveau. Cet exil qui avait consumé plusieurs années de la vie du jeune duc, le trouvère résolut de la remplir de merveilles, et tout d'abord, pour se donner les coudées franches, il en transporta le lieu en Orient, la patrie des prodiges. Puis, il se servit de ce personnage fantastique [Auberon], pour mettre dans l'histoire de Huon le merveilleux qui devait le mieux plaire à ses auditeurs. . . . Sur ces deux fondements

*) Revue germanique, XVI, 354.

il a construit une fable ingenieuse dans ses détails, intéressante dans l'ensemble. . . .“ G. Paris giebt also hier in scharf skizzierten Umrissen ganz analoge Entwickelungsstadien, wie ich sie im vorliegenden zur Darstellung brachte; nämlich: Als Basis dient ein geschichtliches Faktum — Einweben von sagenhaften Stoffen — Überhandnehmen des sagenhaften und wunderbaren Elementes, darum Verlegung der Handlung in den Orient — Hereinziehen des Oberonmythus.

Auch bezüglich des Weges, auf welchem der germanische Alberich in unser Epos Aufnahme gefunden hat, bekenne ich mich zur Ansicht von G. Paris:*) „L'Alberich des Nibelungen, l'Auberon d'Huon de Bordeaux, L'Elberich d'Otnit, sont le même personnage; une légende, vraisemblablement fort ancienne, puisqu'elle s'est conservée chez deux nations séparées de bonne heure, très populaire, puisqu'elle a fait donner à plusieurs lieux des noms qui la rapellent, rattache ce personnage aux plus antiques souvenirs des Francs, et permet de supposer qu'il faisait partie de leurs traditions nationales quand ils entrèrent en Gaule; dans cette légende il a déjà les principaux traits qui le distinguent dans les poémes postérieurs; c'est un roi jeune, aux longs cheveux blonds, qui vit dans les forêts, qui a une armée toujours victorieuse, et qui est doué de pouvoirs surhumains“.

Anlehnend an meine Betrachtungen greife ich nocheinmal, zusammenfassend zurück auf unsere zwei Typen, die die Sage wohl im ganzen und grofsen bilden, die jedoch nicht hinreichen um derselben jenen Umfang zu verschaffen, den sie in der Tat im 14. Jahrhundert erreicht hatte. Andere Elemente greifen noch herein und werden damit auf das innigste verwoben. Das Überwuchern des Oberonmythus, jene mannigfachen Erzählungen und Schilderungen des Feenreiches, der Zauberbecher, der in der Hand des Sünders geheimnisvoll sich leert, all das sind Hinweise auf die damals schon weit entwickelten Sagenkreis der table ronde. So ist es namentlich der bereits erwähnte Prolog, der wie nicht leicht ein zweites Stück den Romanen der table ronde nachgebildet ist, in einer Weise, dafs man, ohne zu weit zu gehen, getrost behaupten darf, der Anfang des Huon trage denselben Charakter wie die Erzählungen aus der Artussage. Man kann kaum ein zweites Beispiel finden, wo die krankhafte Phantasie des Dichters sich mehr hätte gehen lassen, als hier. Oder ist vielleicht die Abstammung Caesars als Enkel des Judas Macchabaeus und der Sarrazenenprinzessin, dann seine Pilgerfahrt an den Hof des

*) Revue germanique, XVI, 383.

Königs Artus, seine Vermählung mit der Fee Morgue und die aus dieser Verbindung entsprossenen Söhne, der heilige Georg und unser vielgenannter Oberon nicht das bizarrste Hirngespinst eines Poeten, der selbst das unmöglichste möglich macht?

Die Figur Caesars stellt hier zugleich eine Verbindung her zwischen diesem Sagenkreis und der antiken Sage, in welch' letzterer Caesar neben Alexander als Hauptperson figuriert. So erscheint für Gautier der Roman von Oberon „comme le point de rencontre des trois grands courants de l'Epopée française au moyenâge. Le aujet est carlovingien: c'est „la matière de France". Les Fées y circulent: c'est „la matière de Bretagne". Jules César et Judas Machabée y figurent: c'est „la matière de Rome la grant" et de l'Antiquité.*) Ich glaube noch einen Schritt weiter gehen zu dürfen und in unserm Epos auch eine nicht unbedeutende Reihe morgenländischer Einflüsse wahrzunehmen. Jene Zaubermärchen, die so lebendig an 1001 Nacht erinnern, ja zum Teil damit fast identisch sind, die luxuriöse, farbenschimmernde Pracht des Zauberschlosses, das dem Palaste eines Kaliphen nachgebildet scheint, sind es nicht deutliche Spuren, die uns ostwärts leiten? Namentlich reich an Entlehnungen aus der Zauberwelt des Orients sind die Zusätze und Erweiterungen die an den Huon sich angeschlossen haben. Hier erst ist das eigentliche Reich des Wunderbaren. Nachdem nämlich die Geschichte Huons vollständig zu Ende geführt ist, wird unser Held in der Fortsetzung der Esclarmonde von einem riesigen Vogel Greif durch die Lüfte entführt, ganz analog der Situation in der zweiten Reise Sindbads von 1001 Nacht, Nacht 77. Bald folgt dann eine ebenso wunderbare Reise durch einen unterirdischen Kanal, die sich eng an ein ähnliches Abenteuer in Sindbads sechster Reise anschliefst. Ja auch der Magnetberg mufs herhalten um Huons Schiff stranden zu lassen, wie er in 1001 Nacht sämtliches Eisenwerk aus dem Schiffe an sich zieht. „Malgré la direction des voiles, le vaisseau fut alors entraîné vers une côte élevée qui venait de surgir tout-à-coup à l'horizon. D'heure en heure, et quelque effort que l'on fît pour le conduire dans un sens contraire, il marcha vers cette côte avec plus de rapidité. — La montagne d'aimant! La montagne d'aimant! s'écria le pilote en montrant du doigt la masse noire qui semblait appeller à elle le navire et son équipage". Dieser Parallelismus mag als ein Beleg für die

*) L. Gautier, Les Epopées fr. 2. Auflage III. Seite 723.

Entlehnungen aus dem gesamten Kreis der orientalischen Sagen, die damals ihren Siegeszug durch die Litteraturen des Abendlandes antraten, gelten. Finden wir ja doch auch in den deutschen Sagen von Herzog Ernst den Magnetberg und ähnliche dem Orient entstammende Wunder.

Neben Oberon und den orientalischen märchenhaften Elementen unseres Huon tritt aber noch ein anderes spukhaftes Wesen auf; ich meine den „lutin de mer“ Malabron, der sich auf folgende Weise in unserer Chanson einführt.

Vers 5318: Voit une beste venir devers la mer,
Qui plus tost noe que saumons ens la mer.
En guise estoit d'un luiton figurés;
Devant Huon se jete enmi le pré,
Et puis s'escoust, le pel au jus geté:
Li plus biax hom est iluec demorés
Que on péust véoir ne esgarder.
Li enfes Hues en fu tous esfraés.

Nachdem sich Malabron wieder in einen Fisch verwandelt hat, trägt er seinen Schutzbefohlenen sauf et sain übers rote Meer. Welch gutes Herz unser Malabron besitzt, zeigt der Umstand, dafs er als Lohn für seine Bereitwilligkeit Huon zu helfen, nun noch 38 Jahre als „luitons en mer“ zu leben verurteilt ist. Dann ferner, nachdem Huon sich die Ungnade Auberons zugezogen hat, bittet besonders Malabron wieder für ihn; er wirft sich vor seinem Herrscher auf die Knie:

„Sire, dist il, laisiés vo cruauté,
Et si aidiés l'enfant à delivrer“.

Dann erbietet er sich, dem Huon beizustehen, selbst unter der Voraussicht noch weitere 28 Jahre im Meere hausen zu müssen. Er eilt alsbald zu ihm, „plus tost s'en va c'oisiax ne va volant“, erlöst ihn von seinen Fesseln, nachdem er ihn gefunden: „a .III. lieuestes de l'enfer le puant“ und trägt ihn abermals über die Wogen des Meeres an die jenseitige Küste. Dann erst vollführt er Auberons weiteres Gebot, taucht in die Tiefe des Meeres und holt „le haubert, le cor d'ivoire et le hanap doré, die während des Schiffbruches untergegangen sind.

Auch diese Figur, die dem Dichter so manche ergötzliche Episoden zu seinem Werk geliefert hat, war schon vielfach in anderen Gedichten aufgetreten. So finden wir Malabron besonders in der chanson de Gauffrey, und Guessard ist der Ansicht, dafs der Verfasser dieses

letzteren Epos seinen Malabron aus Huon entlehnt. Indessen fügt Guessard bei: „L'imitation à nos yeux est évidente, mais elle n'est point servile, et permet de louer l'imitateur". Während bei Huon die Erzählung von Malabron's Auftreten im ganzen nur 173 Verse füllt, nimmt sie bei Gauffrey 569 Verse ein. Auch hier kann Malabron verschiedene Gestalten annehmen; er rumort erst im Sarge, vor dem Robastre Totenwache hält, verwandelt sich dann in ein schwarzes Pferd, kostbar aufgeschirrt; jedoch sowie Robastre den Fufs in den Bügel setzt, ist aus dem Streitrofs ein wütender Stier geworden, der dem Ritter viel zu schaffen macht, und der zuletzt ganz plötzlich, gerade wie bei Huon, ein schöner, junger Mann wird. Auch hier rettet in Fischgestalt Malabron seinen Sohn Robastre und zwar ebenfalls mit fabelhafter Schnelligkeit; ja die Gleichheit mit Huon geht sogar soweit, dafs auch in Gauffrey Malabron auf den Grund des Meeres taucht und die verlorene Streitaxt wieder bringt.

Wir haben zwei Hauptmomente und denselben entsprechend auch zwei Hauptperioden in der Entwickelung unterschieden und zwar vorerst bis zum 13. Jahrhundert, als demjenigen wichtigen Zeitabschnitt, wo das Epos aufgezeichnet wird.

I. Entwickelungsperiode: Der Kern der Sage beruht auf rein geschichtlicher Basis; Sevinus, der Graf von Bordeaux, fällt 845 im Kampfe gegen die Normannen, 866 Karl das Kind, der Sohn Karls des Kahlen, stirbt an den Folgen einer im Zweikampf erlittenen Verwundung. Dies giebt die erste Veranlassung zur Bildung einer Lokalsage, die sich im Laufe der Zeit über ihren Entstehungsrayon ausbreitet und so schliefslich zum Gemeingut des französischen Volkes wird. Wenn man anfangs noch Wahrheit und Dichtung streng unterscheiden konnte, so war dies schon in sehr kurzer Zeit gewifs kaum mehr möglich; je mehr dann die Sage an lokaler Ausdehnung gewann, um so rascher schwand das Verständnis für den wahren Zusammenhang der historischen Ereignisse, so dafs man zuletzt nicht mehr unterscheiden konnte, mit welchem König Karl man es zu tun hatte. Ob aber Huon jetzt schon in direkte Beziehung gebracht wird zum karolingischen Sagenkreis, ist kaum mit Sicherheit zu bestimmen; indessen hat die Vermutung viel Wahrscheinlichkeit für sich, dafs der Jongleur jetzt schon die Verbindung mit Karl dem Grofsen angestrebt hat. Das oben angeführte Bruchstück aus der geste des Loherains giebt uns hierüber keinen Aufschlufs. Wie dem auch sei, diese Frage bleibt immer nur eine secundäre; das Wichtigste für diese meine erste Ent-

wickelungsperiode ist das Herausbilden der Sage aus historischen Tatsachen und die mündliche Verbreitung derselben durch Sänger über ganz Frankreich; Zurücktreten und Erblassen der Traditionen vor den gewaltigen Revolutionen auf politischem und kulturgeschichtlichem Gebiet des XI. und XII. Jahrhunderts, und damit der Abschlufs der ersten Entwickelungsperiode.

II. Entwickelungsperiode: Das historische Element schwindet gänzlich, und der Schwerpunkt der Sage wird verschoben zu Gunsten eines neu eingeführten, mythischen Elementes; die Veranlassung dazu geben die schon oben angedeuteten Kreuzzüge. Durch sie findet der Märchenzauber des Orients Eingang im Abendland, und im Anschlufs hieran wird der Oberonmythus immer reichlicher ausgebildet, so dafs unsere Sage in verschiedenartiger Fassung und Färbung durch ganz Frankreich kolportiert wird. Hier wird sie höchst wahrscheinlich unter mancherlei Gestalt aufgezeichnet, bis sie endlich am Anfang des 13. Jahrhunderts eine bestimmte Form annimmt und zu ihrer gröfsten Glanzentfaltung gelangt; diese meine zweite Periode ist darum die Glanzperiode unseres Epos.

III. Entwickelungsperiode: Die Epoche der weitesten lokalen Ausdehnung und Beginn der Dekadenz unseres Epos. Das so eminent rasche Aufblühen unseres Romans enthielt schon in sich den Keim zu seinem Verfall, indem die nicht endenwollenden Zusätze das ursprüngliche Epos korrumpierten. Gerade durch die grofse Beliebtheit in den weitesten Kreisen waren jene, jetzt ihren Anfang nehmenden, erst bescheiden auftretenden, dann endlos wachsenden Zusätze bedingt. Wäre dieser Stoff nicht überall günstig aufgenommen worden, indem er ja ein unbewufstes Bedürfnis des Zeitalters befriedigte, so hätten sich gewifs nicht immer wieder Dichter gefunden, die einen guten Fang zu tun sicher waren, wenn sie das gegebene Thema mit nimmer sich erschöpfender Vielseitigkeit phantastisch ausarbeiteten. Mit der schlichten, wenn auch sagenhaften Erzählung des 13. Jahrhunderts war den Leuten nicht mehr gedient, man wollte Neues über Huon hören, neue Wunderdinge von Oberon vernehmen; an die Stelle der legendenhaften Sage trat das zauberreiche Märchen. So schlichen sich Zusätze um Zusätze ein, Anhängsel teils am Anfang, teils am Ende des Romans dehnten die Geschichte endlos aus. Wenn diese mannigfachen Zusätze uns auf der einen Seite ein treffliches Bild geben von der wirklich kaum fafsbaren Beliebtheit unseres Huon in Frankreich, so schädigen sie doch auf der anderen Seite die einheitliche,

abgerundete Gesamtheit des Stoffes. Einen Einblick in diesen stattlichen Umfang gewährt uns die Turiner Handschrift, welche sich in der annehmbaren Gröfse von etwa 30 000 Versen präsentiert. War früher die Erzählung eingeleitet worden einfach mit der Versammlung der Grofsen des Reiches vor dem Tron Karls des Grofsen, so mufste jetzt mit Hilfe eines Prologes der Hörer erst auf die im eigentlichen Epos handelnd auftretenden Personen hingewiesen werden. Darum leitet der Roman d'Auberon mit seinen verworrenen, historischen Begriffen, mit zahlreichen Anspielungen auf die Arthursage, das Ganze ein. Etwa 150 Verse der ältesten Form des Gedichtes hatten ja schon Mitteilungen über die Person Oberons enthalten; allein diese schienen dem unbekannten Fortsetzer des Werkes nicht mehr ausreichend, oder vielmehr glaubte er diese für ganz besonders geeignet, hier Erweiterungen anbringen zu können. So entstand ein völlig selbständiges Gedicht über den Elfenkönig, das als Teilroman für sich besteht und in der Turiner Handschrift 14 Seiten, folio 283—297 einnimmt und in 2468 zehnsilbigen Versen das gröfstmögliche Durcheinander zum besten giebt. Mit dem nun erst folgenden eigentlichen Roman wurde dieser Prolog durch ein verbindendes Couplet zusammengeschweifst (cf. das Nähere Graf*). Noch nicht zufrieden damit, einen unnötigen Prolog an die Spitze des Ganzen gestellt zu haben, bringen dann die Dichter, nachdem die Geschichte von Huon eigentlich schon zu Ende geführt ist, noch verschiedene, ganz für sich bestehende Teile, die die Nachkommen Huons und deren höchst wunderbare Abenteuer verherrlichen. (cf. Seite 80.) Diese Erscheinung der steten Erweiterungen, diese Ausdehnung der Erzählung über die Nachkommen Huons — wir finden z. B. in der Zwölfsilberhandschrift von Paris zu guter letzt noch erwähnt le livre de Croissant, eines Urenkel Huons — sind charakteristische Eigentümlichkeiten des 14. und 15. Jahrhunderts, und sie bestimmen mich, diese Zeit als die dritte Entwickelungsperiode unseres Epos anzusehen: Herabsinken von der Höhe infolge der übermäfsigen Erweiterungen, ohne Einflufs auf die Umänderung des eigentlichen Epos.

Wenn ich von einer Decadence des Epos in seiner Gesamtheit spreche, so ist damit nicht involviert, dafs nicht in einzelnen angehängten Teilen sehr poesiereiche Episoden eingeschaltet sein können, Erinnerungen an alte Mären, Nachklänge aus alter, liederreicher Zeit, die

*) Graf, I Complementi della „Chanson de Huon de Bordeaux“ testi francesi inediti, tratté da un codice della Biblioteca nazionale de Torino, Halle 1878.

der Sänger zwar nachahmt, jedoch ohne sie zu erreichen. Als ein sehr schönes Beispiel, als einen Beleg für diese Behauptung greife ich aus den Zusätzen einen Teil heraus, der sich in der Turiner Handschrift befindet. F° 379 v° — 394 v°:

„Ensi que li rois Garins d'Arragon vaut faire noiier Clarisse, la fille le roy Huon de Bourdele, et comment Pieres li viés quens le secourut“ und „Ensi qui li rois Hues de Bourdiaus se souhaida devant Arragon pour faire le mariaige de sa fille et de Flourent d'Arragon.“

Hier nun wird erzählt, wie Huon im Feenreiche neben Artus herrscht, seine Tochter Clarisse hat er auf Erden zurückgelassen. Florant, der Sohn des Königs von Arragonien, wirbt um ihre Hand. Nachdem jedoch ein Verräter die Prinzessin entführt hat, fällt diese Seeräubern in die Hände; diese kämpfen unter sich um ihren Besitz, bis sie alle sich gegenseitig töten. Mutterseelenallein auf dem weiten Meer, preisgegeben den Fluten und Winden, wird Clarisse in ihrem Schiffe an die Küste von Spanien verschlagen, wo der König von Granada sich ihrer bemächtigt. Ein christlicher Ritter aus Arragonien befreit jedoch die Jungfrau aus der Gewalt des Maurenkönigs und bringt sie seinem Lehensherrn, dem König von Arragonien, dessen Sohn ja schon früher um Clarisse gefreit hatte, allerdings ohne sie je gesehen zu haben. Die Schönheit des befreiten Christenmädchens, dessen Herkunft in Dunkel gehüllt ist, macht nun auf Florant einen gewaltigen Eindruck und er bittet seinen Vater, sie ihm zum Weibe zu geben. Der König jedoch mifsbilligt die Liebe seines Sohnes zu jenem unbekannten Mädchen und hält die Liebenden getrennt. Unterdessen bricht der König von Navarra mit Waffengewalt in Arragonien ein. Florant erbietet sich den feindlichen König gefangen zu nehmen unter der Bedingung, dafs ihm sein Vater die Hand seiner geliebten Clarisse geben werde. In seiner Bedrängnis verspricht der König alles, hält jedoch nicht Wort, als sein Sohn seinen Gegner gefangen bringt. Nachdem darum Florant seinem Gefangenen die Freiheit wiedergegeben hat, entfliehen die Liebenden und fallen in die Hände der Sarrazenen. Ein christlicher Ritter befreit sie, und sie kehren nach Arragonien zurück, das unterdessen wieder in grofse Not geraten ist. Die Hauptstadt und in ihr der König werden arg bedrängt von den Feinden. Abermals hilft Florant aus der Not; jedoch erst auf Intervention Huons, der mit einem Feenheer aus dem Feenreiche kommt, wird der Bund der Liebenden geschlossen, nachdem

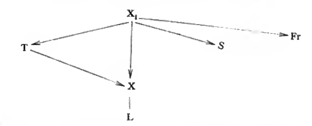
Clairette als Huons Tochter erkannt ist. „Gavin, lui dit Huon, cette demoiselle est ma fille, apprenez qu'elle est née du sang royal, sa naissance lui a déjà coûté bien cher.“ *)

Die Anlehnung an Aucassin et Nicolette ist hier augenscheinlich. Aucassin liebt die unerkannt in seines Vaters Reich weilende Nicolette, die Seeräubern abgekauft worden war. Während harter Kriegesnot nimmt Aucassin seines Vaters Feind gefangen, nachdem der König seinem Sohn die Hand der Geliebten versprochen hatte. Weil aber der König sein Wort nicht hält, giebt Aucassin seinen Gefangenen frei; die Geliebten entfliehen; ein Sturm zerstreut die Schiffe; Aucassins Schiff wird wieder in die Heimat getrieben, Nicolettens Schiff landet an Karthagos Küste; sie erkennt ihre Heimat wieder, aus der sie so lange fern war und entpuppt sich als karthagische Königstochter. — Allerdings hat der Dichter des 15. Jahrhunderts seinem Gedicht nicht die Anmut seines Originals einhauchen können, es klingt stellenweise wie eine Parodie jenes Liedes der Liebe. Jene echt lyrischen, gemütvollen Ergüsse, jener erhabene Seelenadel, der Nicolettens Gestalt umwebt, an allem ist der Nachahmer vorübergegangen, ohne es in seiner Weise wiedergeben zu können. Er wollte ja blofs die Neugierde seiner Zeitgenossen befriedigen, und darum gab er sich mit dem erzählenden Element, das er in Aucassin vorfand, zufrieden und übertrug es auf die Tochter Huons. Wie in diesem besprochenen Fall, so hat der Dichter in noch vielen anderen nachweisbaren Episoden bereits vorhandene Erzählungen benützt. Die Untersuchung unseres Epos in dieser Hinsicht würde mich zu weit führen; es ist dies vielleicht der Stoff zu einer späteren, umfangreichen Abhandlung. Im allgemeinen läfst sich behaupten, dafs diese Zusätze und verarbeiteten Entlehnungen aus anderen Epen unserem Gedicht nur geschadet und somit seinen Verfall eingeleitet haben.

Über diese gewaltig angehäufte Masse von Material giebt uns bis jetzt noch keine einzige Ausgabe den erwünschten Aufschlufs; es wäre dies die Aufgabe zum teil einer eingehenden textkritischen Bearbeitung des Stoffes, zum teil einzelner Spezialuntersuchungen wie der eben angedeuteten. Darum herrscht auch noch Dunkel über das Verhältnis

*) Ich nehme dieses Citat aus einem sehr seltenen Werke, das mir durch die Güte des Herrn Bibliothekars Dr. Reinh. Köhler zugänglich gemacht wurde: Histoire de Huon de Bordeaux. Pair de France, Duc de Guienne, contenant ses Faits et Actions Héroiques. Revûe et corrigée de nouveau. Troyes, Chez la Veuve Garnier, ohne Datum, II. Buch, Seite 89.

der vorhandenen Handschriften; was ich hierüber aufstelle, kann lediglich blofs eine sehr bescheidene, subjektive Ansicht sein. Wesentlich von einander abweichend sind die Manuscripte nicht; denn wenn auch das zweitälteste zu Turin uns eine dreimal so lange Version bringt als das vorhergehende von Tours, so ist in diesem weitgedehnten Rahmen von 30000 Versen doch nichts wesentlich Neues eingefügt. Wie nun diese Quellen zu einander sich verhalten, wage ich hiermit folgendermafsen zu vermuten. Der Einfachheit halber bezeichne ich die Turiner Handschrift mit L, die von Tours mit T, die Pariser Sorbonne-Handschrift 458 mit S und die aus dem 15. Jahrhundert, Cangé 7535[6] mit C. Aus dem ebenerwähnten Ausspruch Guessards scheint zu folgen, dafs L direkt hervorgegangen sei aus T, wenigstens was das erste Drittel anbelangt. Hinsichtlich der nunmehr folgenden Zusätze müssen jedoch noch andere Faktoren mit tätig gewesen sein; unsere L basiert höchst wahrscheinlich auf einer verloren gegangenen Handschrift X, die selbst wieder aus T hervorgegangen ist; ja es ist gar kein Grund vorhanden anzunehmen, dafs nicht noch mehr Handschriften aufser der intervallierten X tätig gewesen sein können zur Bildung von L. Ich glaube sogar meine Behauptung noch weiter ausdehnen zu dürfen, demzufolge auch unsere T wohl relativ, nicht aber absolut die älteste, also auch nicht Originalhandschrift sei, sondern dafs sie selbst wieder auf einer noch älteren X_1 beruhe, wie ich diesen Punkt schon auf Seite 87 berührt habe. Diese X_1 könnte somit leicht die Quelle der von Wolf behandelten Niederländischen Fragmente (Fr.) sein, und auf sie wäre unter Umständen auch unsere S zurückzuleiten, die wegen ihrer Conformität mit T auf gemeinschaftlicher Basis mit letzterer zu ruhen scheint. Die Herausgeber konnten auch mit Hilfe dieser S eine drei Blätter umfassende Lücke und hie und da einzelne Verse von T ergänzen, die der Kopist des 13. Jahrhunderts vielleicht wegen Mangel an Verständnis, vielleicht auch in folge von Unachtsamkeit übersehen hatte, die aber dem Abschreiber des 14. Jahrhunderts nicht entgangen waren. Die Abstammung der Papierhandschrift C und der Hamilton-Handschrift auch nur annähernd bestimmen zu wollen, ist mir unmöglich. Durch ein Bild können wir uns veranschaulichen, wie ich mir das Ineinandergreifen der verschiedenen Handschriften denke.



So sind wir nun mit dem 15. Jahrhundert an einem wichtigen Haltepunkt in der Entwickelung unseres Epos angelangt, und ich kann nicht umhin, hier in kurzen Zügen das Bild der fortschreitenden Entfaltung desselben, gleichsam seine kurzgefafste Lebensgeschichte zu geben, indem ich das, was Héricault*) über das Rittergedicht sagt, hiermit auf unseren Fall anwende.

1º „Du neuvième au onzième siècle, une chanson guerrière et religieuse, à nous conservée à titre de document d'histoire politique ou ecclésiastique.“ Eine solche „chanson guerrière“ ist die jedenfalls bestandene Lokalsage vom Heldentod Seguins, berichtet in der Chronik des Alberikus, des Eginhard und des Astronomus.

2º „Au onzième ou au douzième siècle, une chanson de Gestes, document perdu dans sa formule première, mais conservé en partie, quant à son esprit, dans les amplifications postérieurs.“ Unsere Chanson in dieser Form, die nur der mündlichen Tradition diente, verloren, hat sich blofs dem Inhalt nach auf die späteren Generationen weiter vererbt, bis es in der Folge aufgezeichnet wurde.

3º „Au treizième siècle, une chanson de Gestes, qui porte les marques de l'art de ce siècle et d'une inspiration précédente.“ Hier finden wir die eigentliche Entstehungszeit des Kunstepos, so wie es uns in seiner ältesten Form (Handschrift von Tours) überliefert wird.

4º „Au quatorzième siècle, un remaniement qui pousse le poème antérieur sur la pente des romans d'aventures.“ Das mythische Element wird das vorherrschende, endlose Erweiterungen führen über zum letzten Stadium.

5º „Au quinzieme siècle, un double remaniement au nom de l'influence bourgeoise; le premier en vers, l'autre en prose; tous deux arrivant aux dernières limites de la folie aventureuse.“ „Diese „influence bourgeoise“ trachtet besonders darnach, durch zahlreiche Bande der

*) Charles d'Héricault, Essai sur l'origine de l'Epopée fr., Paris 1860, Seite 71.

Verwandtschaft den Helden des Epos dem karolingischen Cyklus anzuschliefsen; es entsteht so eine vollkommene Genealogie, die indessen in den verschiedenen Bearbeitungen verschieden behandelt sein kann. Wenn dieser Umstand auch in unserem Epos nicht so auffällig hervortritt, so finden wir dafür das andere Element der „influence bourgeoise“ um so stärker ausgeprägt. In überreicher Fülle bringen „les tempêtes, les hasards, des îles désertes, les enchantements, les griffons, les amourettes, les lions“ das Blut der Zuhörer in Wallung.

Alle diese mannigfachen Metamorphosen leiten uns schliefslich zur vierten Entwickelungsperiode, zum Prosaroman.

Einmal in diese Form übergegangen, steht es gar nicht mehr lange an, bis die Buchdruckerkunst sich des Romanes bemächtigt und zu seiner so umfangreichen Verbreitung endgiltig beiträgt. So giebt uns G. Paris*) eine Liste von 15 Romanen des karolingischen Cyklus, die durch die Buchdruckerkunst so weit verbreitet wurden. Diese Liste ist indessen nicht erschöpfend und darum nicht imstande, uns ein richtiges Bild davon zu geben, wie derlei litterarische Produkte zur Verallgemeinerung der Volkslektüre beitrugen, seitdem sie durch die Einwirkung der Buchdruckerkunst wie Pilze aus dem Boden wucherten, und wie Unkraut jedes andere litterarische Streben erstickten. Denn der Name Unkraut ist leider nur zu sehr berechtigt, wenn man auch in seiner pessimistischen Auffassung der damaligen Litteratur nicht soweit gehen will als Nisard dies tat**), der bei Durchmusterung der Romane sagt: „Je ne pourrais mieux comparer les sensations que j'éprouve à la fin de cette revue, qu'à celle des malheureux mis à la torture, lorsque, pour en obtenir des aveux, on augmentait progressivement leur supplice en passant de la question simple à la question composée.“ Nachdem nun Nisard uns diese seine „opinion personelle“ mitgeteilt, fügt er eine Liste der volkstümlichen Romane bei***), und hier finden wir in den Jahren von 1478—1554 mehr denn ein halbes Hundert von Romanen, die in den Druck übergegangen und so die weiteste Verbreitung in Frankreich gefunden haben. Zu diesen Romanen, die von dem leselustigen Publikum mit Gier verschlungen wurden, deren Verschleifs für die damaligen Verhältnisse gewifs ein riesiger war, gehörte auch unser Huon, dessen

*) G. Paris, Histoire poétique de Charlemagne, Paris 1865, Seite 470.

**) Nisard, Histoire des livres populaires, Paris 1854, II. Seite 533.

***) Ibid. 434—438.



Druck von 1516 ebenfalls in obiger Liste erwähnt wird. Ehe jedoch unsere Chanson diese letzte Metamorphose durchmachte, ehe sie sich herausschälte aus dem zu eng werdenden dichterischen Gewande, hatte es im Laufe seiner nunmehr an die 700 Jahre dauernden Entwickelung alle möglichen Phasen erleben müssen, um sich die Gunst des Publikums zu erhalten oder neu zu erringen. In diesem Kampf ums Dasein war unser Huon altersschwach geworden, und diese Altersschwäche äufserte sich zunächst hierin, dafs die poetische Ader versiegte. Lange hatte der zehnsilbige Vers sich kraftvoll aufrecht erhalten, bis er endlich doch verdrängt wurde von seinem langatmigen Bruder, dem Alexandriner, der besser dazu geeignet schien, dem schwulstigen Geschmack der Zeit sich anzuschmiegen. So war aus dem bescheidenen Volksepos das schwerfällige Kunstepos hervorgegangen, das selbst wieder dazu bestimmt war, den Ritterroman im engeren Sinne zu erzeugen. Dazu mufste das Epos aber eine doppelte Wandlung durchmachen, eine stoffliche und eine formelle*). „Stofflich, denn der Ritterroman hält sich an keine nationale Überlieferung der Geschichte, an keinen bestimmten Sagenkreis, er kennt kein anderes Gesetz als die freischaltende Phantasie des Dichters, und hat keinen andern Zweck, als dem Rittertum, wie es am Ausgange der mittelalterlichen Entwickelung sich gestaltet hatte, eine ideale Vorgeschichte zu geben. Er umhüllt daher den Kern der Haupthandlung mit zahlreichen, willkürlich herbeigezogenen Episoden und huldigt in der Charakteristik der Personen und der Schilderung ihrer Erlebnisse einer gewissen Übertreibung. Formell aber weicht er dadurch ab, dafs er sich ausschliefslich der Prosa bedient, zu der sich ja schon seit dem Ende des 14. Jahrhunderts der Geschmack hinneigte, und die auch seinem Hange zur Überschwänglichkeit und Breite nicht die Schranken einer schwierigen Kunstform entgegensetzte."

Für die weitere Betrachtung unseres Gegenstandes lassen uns jetzt die Handschriften im Stich; wir haben keine einzige, die uns die Prosaversion brächte, wenn auch mit Sicherheit anzunehmen ist, dafs eine solche Handschrift gewifs existiert haben mufs. Diese wurde jedoch beiseite gelegt, als die Buchdruckerkunst in Frankreich sich so rasch entfaltete; als dann die Drucke in so grofser Menge durch das Land kursierten, da ging die Handschrift entweder in den Druckereien

*) Körting, Geschichte des französischen Romans im 17. Jahrhundert, Leipzig und Oppeln, 1885, Seite 9.

verloren, oder sie vermoderte mit anderem mittelalterlichen Apparat in dem verborgenen Winkel einer Bücherei.

Indessen glaube ich mich nicht zu täuschen, wenn ich in einer leider nur zu flüchtig gehaltenen Notiz der Bibliothèque Protypographique*) die Spuren unserer verlorenen Handschrift aufzufinden meine. Hier lesen wir nämlich auf Seite 123 das „Inventoire de la Librairie qui est en la maison á Bruges, circa 1467", und zwar wird angeführt unter der Zahl der Livres de gestes, No. 1278: Ung grant livre en papier couvert de cuir jaune, fermant à deux cloans de laiton, historié; quemenchant „A le louenge et gloire de noste Sauveur I. C." et au second feuillet „Cy comence le livre du duc Hulin de Bordeaux" et le dernier feuillet „nis ne vous say". Intitulé au dehors: „Le Livre de Hulin de Bordeaux". Genau 20 Jahre später wurde dann zu Brüssel ein anderes Inventar abgefafst von „Martin Sleenberch, doyen, et Charles Soillet, escolastre de l'église colégiale Saint-Goudele de Bruxelles. Comenchié par nous le 15 jour du mois de novembre, l'an 1487." Auch hier finden wir unter Nr. 1691: Ung autre grant volume couvert de cuir, garni à tout deux cloans et cincq boutons de léton sur chacun costé, escript en papier, intitulé: „Le livre de Huon de Bordeaux, comenchant ou second feuillet „Et mesmement avoit Charloit", et finissant ou derrenier „laudetur Deus et Maria mater ejus". Auf dem hier angegebenen Wege, der uns an die Nordgrenze Frankreichs und nach den Niederlanden weist, war es mir jedoch nicht möglich weiter vorzudringen. Haben wir vielleicht hier unsere Prosahandschrift zu suchen? Ist es der Prosaroman in einer seiner ersten Fassungen, der uns in diesen Berichten vom Ende des 15. Jahrhundert entgegentritt? Das Dunkel, das über dieser Frage schwebt, bleibt leider noch unenthüllt.

In die Prosaromane, deren Drucke wir besitzen und die durchaus nicht identisch unter einander sind, ging all das ungereimte Durcheinander über, durch das der sagenhafte Huon infolge der unsinnigsten Zusätze entstellt worden war. Es entstanden die billigen Volksbücher der französischen Jahrmärkte, dadurch dafs die wunderbaren Erlebnisse Huons in Prosa gesetzt wurden: „mise de rime en prose à la requeste et priere de Monseigneur Charles, seigneur de Rochefort, et de Messire Hues de Longueval, seigneur de Vaulx et de Pierre Ruolle." Beendigt

*) Bibliothèque protypographique ou Librairies des fils du Roy Jean, Charles V., Jean de Berri, Philippe de Bourgogne et les siens. Paris 1830.

wurde diese Übertragung „le vinte neufiesme jour de janvier l'an mil. CCCCLIIII.“ Guessards Ansicht ist, es dürfe mit grofser Sicherheit angenommen werden, dafs diese Übertragung statt hatte von der Turiner Handschrift aus. Ein derartiger Schlufs liegt sehr nahe, da ja keine andere Quelle mehr den Stoff in solcher langgesponnenen Ausdehnung brachte, mithin dem Überarbeiter das geeignetste Material bot. Aus ihr nahm der Prosaschriftsteller neben der eigentlichen Geschichte von Huon auch die Erzählungen von Esclarmonde, von Clariette und Florent und von Ide und Olive auf. Ja hier in der Prosaversion arbeitete der Verfasser sogar den im Manuskript nur angedeuteten Roman von Croissant vollständig aus, so dafs derselbe hier zum ersten Male vor dem Publikum erschien. Indessen hat sich der Verfasser doch gewisse Freiheiten seinem Original gegenüber erlaubt, so dafs er sogar soweit gegangen ist, die Genealogie stellenweise umzuändern, ohne dafs sich hierfür ein Grund finden liefse. Nämlich in dem schon so viel besprochenen, als Prolog verwendeten Roman d'Auberon ist Oberon der Sohn Caesars und der Fee Morgue, die jener am Hofe Arthurs kennen gelernt hatte, nachdem er seine erste Frau Brunehaut, die Tochter des Judas Macchabäus treulos verlassen hatte. Die verschmähte Brunehaut, die nun im Feenreiche weilt, nimmt sich indessen des Oberon an, er ist ja doch der Sohn des einst geliebten Mannes; doch mufs Oberon sich verpflichten, selbst wieder dem Huon beizustehen. So ist dann der Übergang gefunden zu dem karolingischen Epos.

Bezüglich der Prosaversionen liegen mir drei Texte vor, nämlich ein Druck ohne Datum, „Troyes, chez la Veuve Garnier, Imprimeur-Libraire, rue de Temple,“ dann von der „Bibliothèque universelle des Romans“ der Aprilband 1778, und endlich die Neuausgabe der „Bibliothèque bleue“ von Delvau, Paris 1859, Lécrivain et Toubon-Libraires. Sämtliche drei Texte variieren; der älteste bringt uns bezüglich der Abstammung Oberons die genauesten Details. Hören wir Oberon selbst: „Je suis fils de Jules Cesar et de Dame de l'Isle Celez, qui fut Jadis fort aimée de Florimon d'Albanie, mais parce que Florimon qui était jeune alors avait une mère qui fit tant qu'elle vit ma mère et Florimont ensemble dans un lieu écarté sur la marine; quand ma mère vit que la mère de Florimont les avoit vu, elle se sauva et laissa à grant regret son ami Florimont, et elle ne le vit depuis ce temps, elle s'en retourna dans l'Isle de celez, que l'on nomme à présent Chifaloni, où elle se maria depuis et eut un fils qui dans son temps

fut Roi d'Egypte, on l'appella Neptanebus, et l'on dit que ce fut lui qui engendra Alexandre le grand, qui depuis le fit mourir. Sept ans après où environ, Cesar passa la mer et alla en thessalie, où il combattit le grand Pompée, il passa ensuite par Chifalonie, où ma mère lui fit beaucoup d'accueil. Il devint amoureux d'elle, parce qu'elle lui dit qu'il falloit se défaire de Pompée, ce qu'il fit. Ainsi je t'ai dit qui fut mon père".

Die beiden andern Drucke erwähnen von den Beziehungen von Gloriande zu Florimont nichts, schildern aber die Begegnung mit Caesar eingehender. Die trockene Genealogie ist also später beiseite gelassen, und ein um so gröfserer Nachdruck gelegt auf die Beschreibung von Nebensachen, wo der Erzähler beliebig breit ausmalen konnte und auch womöglich durch eine pikante Darstellung der Geschmacksrichtung seiner Zeit Rechnung tragen: „Au détour d'une allée, il se rencontra face à face avec Gloriande, la plus belle et la plus irrésistible des fées, qui venait précisément au devant de lui, telle que l'on peint Vénus lorsqu'elle venait au devant de Mars" oder „Il suivit avec transport la bella Gloriande; et voyant renaître le jour après une nuit délicieuse, il regretta vivement que ce fut celui qui l'alloit séparer de sa charmante Fée".

So war denn Huon zu neuem Leben erstanden durch Einwirkung der Prosa, und um ihn vollends zur Volkslektüre zu machen, um ihm die weitesten Kreise zu eröffnen, dazu diente, wie schon erwähnt, die Buchdruckerkunst.

Bis jetzt waren alle Herausgeber des Huon darin einig, das Jahr 1516 als das des ersten Druckes anzunehmen. Indessen finde ich im 40. Bande der Early English Text Society, wo Lord Berners Übersetzung des Huon abgedruckt ist, folgende Bemerkung des Herausgebers:*) „The colophon of the earliest British Museum copy, which is the only French prose version I have consulted, bears date „le XXVI jour de nouembre mil .V. cens et treize". The printer is also Michel Lenoir. The British Museum copy (12341. i. 12) is therefore probably the earliest edition known. No French editor has noted an earlier edition than that of 1516". Diese letztere Ausgabe scheint deshalb bezüglich der Anciennität nur mehr an zweiter Stelle figurieren zu dürfen, wenn sie auch bis jetzt immer als die älteste betrachtet

*) The Boke of Duke Huon of Burdeux, done into English by Sir John Burchier, Lord Berners Seite XXXVII.

wurde. Ihr vollständiger Titel ist: „Les prouesses et faictz merveilleux du noble Huon de bordeaulx, per de france, duc de guyenne. nouuellement redige en bon francoys. Imprime a Paris le XXIIII iour de decēbre mil cinq cens et seize, par Michel le Noir, in-fol. goth. fig. Brunet*) notiert diese letzte Ausgabe in obiger Weise und fügt dann als Notiz bei: „Edition la plus rare et la plus recherchée de ce roman". Diese Angaben Brunets müssen darum in einer Neuausgabe durch Beifügung des Druckes von 1513 noch ergänzt werden.**)

Nachdem wir nun zwei Ausgaben vor uns haben, in unmittelbarer Aufeinanderfolge, und nachdem kein Grund vorhanden ist, an dem Datum des Londoner Exemplars irgend wie zu zweifeln, so sind wir imstande, interessante Schlüsse daraus abzuleiten. Die Ausgabe von 1513 ist ganz gewifs in nur sehr schwacher Auflage erschienen; es war dies gleichsam nur eine Probe, wie sich das Publikum dem neuen Werk gegenüber verhalten würde; der Unternehmer wagte nicht, mit einer stärkeren Auflage das Glück zu versuchen. Indessen der Drucker, der zugleich Verleger war, sah zu seiner gröfsten Freude, dafs der Wurf gelungen war. Diese Probe-Auflage war bald vergriffen als bestes Zeugnis für die willkommene Aufnahme des Stoffes, und es war somit im Interesse des Verlegers selbst gelegen, die günstige Stimmung zu weiteren gewinnverheifsenden Spekulationen auszunützen. Darum konnte in sehr kurzer Zeit — sehr kurz mit Rücksichtnahme auf die damaligen Verhältnisse — eine Neuauflage des Werkes erscheinen, und zwar jedenfalls in gröfserer Zahl. So erklärt sich der Name des in beiden Auflagen gleichen Druckers, so die kurze Spanne Zeit von drei Jahren zwischen denselben; so ferner finden wir eine mögliche Erklärung dafür, dafs von der ersten, schwächeren Auflage nur noch ein Exemplar auf uns kam, nämlich das Londoner, während von der folgenden uns doch wenigstens vier nachweisbare Exemplare noch erhalten sind.

Den Erfolg des nun von Verschiedenen überarbeiteten Romans beweisen die jetzt folgenden Drucke, deren Zahl noch im Laufe dieses Jahrhunderts eine relativ bedeutende zu nennen ist. Denn nachdem

*) Brunet, Manuel du Libraire, 5e édition; Paris 1865.

**) Wenn ich oben sagte, dafs sämtliche Herausgeber des Huon das Jahr 1516 als das des ersten Druckes bezeichnen, so mufs ich diese Äufserung noch nachträglich beschränken; denn eben finde ich im 2. Teil des Aprilbandes der Bibliothèque Universelle des Romans vom Jahre 1778 die Bemerkung: La plus ancienne édition est petit in-folio, sans date, et gothique, la seconde est in-quarto, 1516; les autres sont tout-à-fait modernes.

einmal Michel le Noir zu Paris durch seine beiden Drucke den Prosaroman einem gröfseren Leserkreis zugänglich gemacht hatte, wurde die Verbreitung desselben durch ganz Frankreich zu einer äufserst umfassenden. Es stand denn auch gar nicht lange mehr an, bis noch andere Drucker, und zwar nicht nur in Paris, sondern auch anderwärts, sich hervortaten in dem Wettstreit auf dem neu eröffneten Gebiet. Kaum waren darum in irgend einer Stadt die ersten Druckerpressen aufgestellt, als auch unser Huon unter den Erstlingswerken erscheint. So war es also die aufblühende Buchdruckerkunst, die dazu erkoren war mit jenem frischen Frühlingsodem, der damals das gesamte Geistesleben aus dem bleiernen Winterschlaf aufrüttelte, auch unserm Huon neues, jugendfrisches Leben einzuhauchen. So war es möglich, dafs unser Huon abermals im Triumph ganz Frankreich durchzog, jetzt in schlichter Prosagestalt als Volksbuch, wie ehedem in dichterischer Pracht. Diese zweite Glanzperiode unseres Romans füllt das ganze 16. Jahrhundert.

Kurze Zeit noch bleibt der Druck allerdings in Paris lokalisiert, indem hier auch noch die nächste Auflage des Huon erscheint. Sensuuyuēt les proesses et faitz merueilleux du noble Huon de bordeaulx per de France, duc de guyenne. Nouuellement redige en bon françoys: et imprime a Paris LVI. On les vēd a paris en la rue neufue nostre Dame a lenseigne de lescu de france. (au verso du dernier f.) „Cy finissent les faictz et gestes du noble huon de bordeaulx. Auecques plusieurs autres faictz et proesses daulcuns princes regnans en son temps. nouuellement imprime a Paris par la veufue feu Jehan trepperel demourant en la rue neufue nostre Dame.

Diese drei ältesten Drucke führen sämtlich den gleichen Titel „Proesses et faictz“, da der neue Aufleger es vielleicht für gut fand, an dem hergebrachten Äufseren nichts zu ändern, indem dasselbe etwa wie eine Art Empfehlung betrachtet werden konnte, da die Käufer auf den ersten Blick sahen, dafs es jener weit und breit beliebte Huon wäre. Aus diesem Grund glaube ich nicht irre zu gehen, wenn ich als die sich anschliefsenden Drucke diejenigen bezeichne, die ebenfalls „Les proesses“ betitelt sind. Es sind dies zwei, den Angaben Brunets zufolge, identische Drucke; der eine ebenfalls noch zu Paris bei Jean Bonfons, während der folgende uns nach Lyon weist. Unser Prosaroman hat sich jetzt schon also sehr weit nach Süden ausgedehnt, und zwar jedenfalls in einer von der ursprünglichen gewifs nur wenig abweichenden Form. Das genaue Datum dieser

Lyoner Auflage ist uns allerdings nicht bekannt; jedoch müssen beide Drucke vor der Mitte des 16. Jahrhunderts erschienen sein, somit in einem Zeitraum von weniger als 40 Jahren. Nämlich im Jahre 1556 erschien zu Paris eine neue Auflage mit verändertem Titel: „Histoire et faits du très preux noble et vaillant Huon de Bordeaux, pair de France et duc de Guyenne", welche nach Quérard*) nichts anderes war, als ein Abdruck einer bereits in Rouen, bei Romain de Beauvais, ohne Datum erschienenen Geschichte Huons. Diese letztere mufs gewifs noch in den 50. Jahren gedruckt worden sein, bis sie nach Paris kam und hier neu aufgelegt werden konnte, so dafs mit dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts der gedruckte Prosaroman gewifs ein in ganz Frankreich, im Norden wie im Süden, weit verbreitetes, sehr beliebtes Buch war. Denn wir sehen jetzt auch den Süden regeres Interesse an dem Stoffe finden, indem zu Lyon 1586 ein neuer Druck erscheint. Es ist dies der letzte des Jahrhunderts, so dafs sich also die Gesamtzahl der Drucke ganz sicher auf acht beläuft, entgegen der Ansicht Guessards und Lees, die deren nur sechs erwähnen.

Ich habe die Geschichte dieser Drucke deshalb etwas eingehender behandelt, weil gerade die Verfolgung dieser einzelnen Auflagen den Beweis dafür liefert, wie unser Huon sich stets gröfsere Beliebtheit zu erringen wufste, und dies noch dazu zu einer Zeit, da die Begeisterung für das klassische Altertum mehr und mehr die Gemüter erfafste. Ja gerade der Umstand, dafs die eben jetzt sich hebenden klassischen Studien, die doch die gesamte Kultur läuterten, nicht imstande waren, die mittelalterlichen Anschauungen unseres Romans über den Haufen zu werfen, zeugt von seiner unverwüstlichen Lebenskraft. Selbst Montaigne konnte nicht umhin, jenem Volksbuch volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenn er selbst auch eine derartige Lektüre verabscheute.

Alle diese Wahrnehmungen bestimmen mich, das 16. Jahrhundert, die Zeit der gröfsten Verbreitung des Volksromanes von Huon zu nennen. Wie im 13. Jahrhundert ein weiter Hörerschwarm sich scharte um den sangeskundigen Jongleur, so drängte sich dreihundert Jahre später die wissensdurstige Schar um den Vorleser, wenn Huons Abenteuer vorgelesen wurden.

---

*) Quérard, Supercheries littéraires, Paris 1873, V. Seite 803.

Auf die 86 Jahre des 16. Jahrhunderts (1513—1599) fallen 8 Drucke; aus dem 17. Jahrhundert finden wir deren 11, ein Beweis, dafs Huon noch immer die alte Zugkraft ausübte. Für unsere Untersuchung sind indessen diese 11 Drucke (Lee erwähnt ihrer nur 7) nicht gleichwertig. Bisher ist eine Unterscheidung dieser Produktionen des 17. Jahrhunderts nirgends gemacht worden; indessen halte ich es für gar nicht unwichtig, gerade hierauf einiges Gewicht zu legen, d. h. hier eine Scheidung vorzunehmen mit Rücksicht darauf, ob jeder einzelne Druck entstanden ist, isolirt wie die des 16. Jahrhunderts, oder sich einfügend in eine gröfsere Reihe von Unterhaltungsschriften, die in ihrer Gesamtheit ein zusammengehöriges Ganze bilden, also als Bruchstücke einer in weitem Rahmen angelegten Romanbibliothek. Die Anlage solcher Volksbibliotheken gehört zu den Erscheinungen des 17. Jahrhunderts, und speziell in unserm Fall ist es die Bibliothèque bleue, von der der eine oder andere Band mit Huon sich beschäftigt. Diese verschiedenen Bände der Bibliothèque bleue nehmen unter jenen 11 Drucken eine Sonderstellung ein, so dafs wir nach Abzug der 6 ihr angehörigen Drucke von Troyes nur noch 5 Einzeldrucke zu verzeichnen haben. Guessard erwähnt überhaupt blofs 7 Drucke, Quérard in seinen Supercheries verweist einfach auf die 5. Auflage des Brunet, und dieser zählt, abgesehen von den Drucken von Troyes, der Bibliothèque bleu, blofs auf 4. Die umfangreichste Liste giebt uns Gautier in seinen Epopées, der zusammen 10 Drucke anführt, auch er, ohne auf eine Scheidung derselben einzugehen.

Zunächst tritt Lyon mit neuen Drucken hervor; Pierre Rigaud, der schon den letzten Druck des 16. Jahrhunderts gebracht hatte, lieferte zwischen 1606 und 1612 neue Abdrücke. Nach 14 Jahren (1626) erscheint dann ebenfalls noch zu Lyon der nächste Druck, den Brunet dem J. Huguetant zuschreibt. Von da an bleibt die Tätigkeit der Pressen zu Lyon erloschen, das ganze Jahrhundert hindurch macht sich kein Bedürfnis nach neuen Auflagen mehr fühlbar. Nur ein einzelnstehender Versuch aus Troyes ist zu verzeichnen, der nicht in den Bereich der Bibliothèque bleue gehört, und der noch dazu an das Ende des Jahrhunderts zu verlegen ist, 1683. Hieran schliefst sich nur noch eine illustrierte Ausgabe des Huon ohne Datum, in Rouen.

Während die Kreise, die bisher den Huon zu lesen gewohnt waren, sich unter dem Einflusse der Renaissance von ihm abwenden, finden die billigen Ausgaben noch guten Absatz; denn in rascher

Aufeinanderfolge, 1634 und 1636, gehen die livres bleus aus den Pressen hervor. Bald aber ist auch dies Publikum befriedigt, und es läfst sich verfolgen, wie unser Roman in demselben Mafse sinkt, als der Leserkreis ein anderer wird; die Lektüre mufs den Wünschen des nunmehrigen Publikums angepafst werden. Von Troyes aus, von der Buchdruckerfamilie Oudot, werden die Märkte Frankreichs mit den billigen Büchern der Bibliothèque bleue überschwemmt. Wenn unser Huon auch bezüglich der Zahl der Ausgaben noch ebenso hoch zu stehen scheint, wie im 16. Jahrhundert so ist er es doch nicht bezüglich seines inneren Wertes; es geht jetzt sehr rasch mit ihm abwärts. Denn trotz aller Anstrengungen von Seiten der Verleger, trotzdem dafs das Buch jetzt so billig zu beziehen ist, so reicht das vorhandene Material doch volle 30 Jahre aus, bis man nur daran denken konnte, eine Neuauflage zu wagen. Dies ist ein deutlicher Beweis, wie die Kauflust rasch abnimmt, und wie Huon rasch seinem Untergang entgegeneilt. Einmal aufgenommen in die Bibliothèque bleue und Gemeingut der niederen Schichten der Gesellschaft geworden, hat er keine Kraft mehr in sich, sich wieder zu heben. Es folgen zwar 1675, 1676, 1679 wieder neue Auflagen, allein die Bibliothèque bleue, die ehedem „servit aux romans d'asile, en devient le tombeau peu glorieux".*)

So hat also das 17. Jahrhundert unsern Huon zu Grabe getragen und die schüchternen Versuche des 18. sind nicht dazu angetan, ihn von den Toten zu erwecken. Die Herrschaft der Philosophie stellt an die Geschmacksrichtung und die öffentliche Meinung ganz andere Anforderungen, als dafs ein Huon noch grofse Erfolge hätte erzielen können. Der Esprit français, der von nun an seine Herrschaft über ganz Westeuropa ausgedehnt, fühlt sich erhaben über die ehemals so hell erstrahlende, jetzt ihm lächerlich klein dünkende Zauberwelt des Mittelalters. Wenn auch die ersten Jahrzehnte noch unsern Huon gewissermafsen zu halten suchen — wir haben noch Ausgaben aus den Jahren 1705, 1726 und 1728 — so verdirbt doch der in den 30. Jahren zur Mode werdende Kampf mit den Vorurteilen vollends, was noch in einem bescheidenen Mafse sich erhalten hat.

In dieser Weise korrumpiert und verachtet, überwuchert von den verderblichen Moral-Tendenzen der Neuzeit, überschreitet unser Held die Schwelle des 19. Jahrhunderts, um jetzt vollends unter dem ihm

*) Héricault, Essay sur l'origine de l'Epopée fr., Paris 1860, Seite 68.

anhaftenden Ballast zu versinken, zu ersticken. Was noch übrig geblieben war im Kampfe mit der Philosophie, das mufste durch die Gewaltmafsregeln der Revolution endgiltig verwischt werden. Wie die Trümmer eines mittelalterlichen Bauwerkes, so sank unser Held dahin, und nur traurige Überreste zeugen von seiner einstigen Gröfse, Das Volk kennt ihn nicht mehr. Nur die Gelehrten, wenn sie nach vergrabenen Schätzen die Trümmer durchwühlen, stofsen sie hier und da auf einzelne Teile, die die einstige Gröfse vermuten lassen, und bemühen sich, die kostbaren Bruchstücke zu einem Ganzen wieder zu vereinen. Darum ist die Litteratur, die nunmehr mit unserem Huon sich befafst, lediglich eine wissenschaftliche; das Volk wird nicht davon berührt; so sehr es ehedem seinen Helden liebte, jetzt hat es ihn vergessen; ihn deckt die Ruhe des Grabes, aus der ihn selbst die letzten Versuche vom Jahre 1859 nicht mehr aufrütteln konnten.

Bevor wir aber jetzt aus der Heimat Huons scheiden, um ihn auf seinen Wanderfahrten durch fremde Litteraturen zu begleiten, erübrigt uns noch einer anderen Phase des Epos zu gedenken; es sind die Versuche, den Stoff auch für das Drama zu verwerten.

Durch das Verbot der mystères sacrés (Parlamentsdekret vom 17. November 1548) wurde die Confrérie de la Passion genötigt, sich nach andern dramatischen Stoffen umzutun. Da die ersten Drucke der Ritterromane die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten, versuchte man sie zu dramatisieren. Dafs auch der Huon aufgeführt wurde, erfahren wir aus dem Verbote des Prevot von Paris gegen die fernere Aufführung des Huon de Bordeaux. Was ihn zu diesem Verbot 1557 veranlafste, wissen wir allerdings nicht. Das Verbot selbst war so rasch und nachdrücklich erfolgt, dafs nicht einmal die Beendigung des bereits begonnenen Stückes gestattet wurde. Das Stück selbst scheint in grofsem Mafsstabe nach dem Muster der untersagten Mysterienspiele und Moralitäten angelegt gewesen zu sein, auf eine Reihe von Vorstellungen berechnet. Die Bearbeiter liefsen sich bei ihrem Entwurf wohl dadurch leiten, dafs ja auch der Roman sich in einzelne streng geschiedene Teile spaltete, von denen jeder für sich einzeln konnte auf der Bühne wiedergegeben werden. Mit diesem auferlegten Verbot konnte sich aber die Brüderschaft nicht einverstanden erklären, da sie ja dadurch pekuniär bedeutend geschädigt wurde. Die Confrères wandten sich an das Parlament mit einer Eingabe vom 14. Dezember 1557, worin sie geltend machten, dafs es ihnen unmöglich wäre, die ihnen auferlegten Taxen zu zahlen, wenn

sie das neue Stück nicht spielen dürften; sie erwähnten dabei besonders „la somme de soixante livres tournois et vingt livres tournois pour les fortications, les quelles ils ne pourroient paier sans la provision du parachevement du dit jeu". Diese Eingabe bewirkte, dafs das Verbot widerrufen und die Aufführung oder vielmehr Beendigung des Stückes gestattet wurde. Allerdings wurde den Confrères eine gewisse Beschränkung auferlegt, indem ihnen nur bestimmte Stunden für die Aufführungen gestattet wurden; nicht gespielt durfte nämlich werden während der Stunden: „durant les quelles se célèbre le divin service par les églises et parroises de ceste ville, et ce le lendemain de la feste de la Nativité Nostre Seigneur et sans scandale".

Dies war in Frankreich der erste und letzte Versuch den Huon für die Bühne zu verarbeiten. Er wird wohl noch verschiedene Wiederholungen erlebt haben, allein diese verliefen so regelmäfsig, dafs man nicht der Mühe wert hielt, besondere Aufzeichnungen darüber zu machen, wenigstens finden wir nirgends eine derartige Notiz. Jedenfalls aber ist das Stück niemals mehr in anderer Fassung als in dieser ersten dramatisch bearbeitet worden.

Der erste Schritt, den Huon aus seinem Vaterlande tut, ist nur sehr zaghaft, denn bei der engen Verbindung der Niederlande mit Frankreich verstand sich seine Aufnahme in die niederländische Litteratur beinahe von selbst. Der Übergang mufs noch dazu in ziemlich früher Zeit stattgehabt haben, etwa im 13. Jahrhundert. Wir dürfen als Ausgangspunkt für das Umsichgreifen des Huon in den Niederlanden jenes leider völlig verloren gegangene Manuskript X_1 bezeichnen, (cf. Seite 101). Die Annahme einer Verbreitung des französischen Epos, d. h. des Huon in französischer Sprache, in den Niederlanden ist zwar nicht absolut nötig, allein dieser Schlufs liegt nahe genug. Und nachdem die französische Nationallitteratur in den Niederlanden einmal Aufnahme gefunden hatte, lag die Ausbildung einer selbstständigen niederländischen National- und Volkslitteratur, aus der französischen heraus nahe. So erklärt es sich wie an die französische Redaktion sich unmittelbar die niederländische anschlofs.

Dem Bestreben, die Volkslitteratur durch Aufnahme fremder Stoffe zu bereichern, entsprang der niederländische Huon, von dem noch vier Fragmente vorhanden sind. Jonckbloet datiert die Abfassung dieses in den Niederlanden entstandenen Gedichtes aus dem Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunderts. Diese Ansicht steht mit meiner Behauptung, dafs das Übergreifen auf niederländisches Gebiet

im 13. Jahrhundert stattgefunden habe, durchaus nicht im Widerspruch. Denn es können gar wohl hundert Jahre verflossen sein, bis die Ausbreitung des französischen Gedichts so weit um sich gegriffen hatte, dafs eine niederländische Bearbeitung davon sich als Bedürfnis gezeigt hatte. Es ist noch nicht lange her, seitdem man die Spuren dieses niederländischen Huon entdeckt hat. Noch 1838 schrieb Mone bei seiner Behandlung der niederländischen Volkslitteratur: „Ich weifs nur, dafs ein niederländisches Volksbuch dieser Sage 1621 vom Bischof von Antwerpen verboten wurde, wahrscheinlich weil die Verhältnisse mit dem Zwerg Oberon anstöfsig erschienen". Betrachten wir nun dieses Censuredikt vom 16. April 1621 näher, so finden wir, dafs dasselbe sich auf eine grofse Reihe von Volksbüchern erstreckte, die schon im 16. Jahrhundert in den Schulen zur Unterhaltung der Jugend benützt worden waren. Diese Bücher waren aber jetzt nicht kurzweg verboten, sondern sie unterlagen blofs einer strengen Censur; nach Entfernung der anstöfsigen Sachen durften sie nach wie vor verbreitet werden. „Boeken die in de scholen niet en moghen ghebruikt worden voor dat sy neerstichlyk ghecorrigeert ende achtervolgende de ordonnantie van synen Eerw. gheapprobeert sullen wesen". Darunter war Hugo van Bordeaux.

Es ist somit nicht rundweg anzunehmen, dafs von nun an unser Huon ganz verschwand; er wird jedenfalls in seiner modifizierten Gestalt weiter geführt worden sein, ohne dafs wir näheres davon wissen, da ein Exemplar der also umgeänderten Ausgabe bis jetzt noch nicht aufgefunden wurde. Allein die Möglichkeit ist vorhanden, dafs dieses fehlende Glied noch entdeckt wird, ähnlich wie in sehr kurzem Zeitraum wertvolle Entdeckungen gerade über dieses niederländische Volksbuch bereits gemacht werden konnten. Kaum mehr als Mone 1838 konnte 1852 Jonckbloet sagen.*) „Later ging ook dit gedicht in een volksboek over, dat intusschen reeks in 1621 op den Index geplaatst werd: daaraan is het waar schijnlyk toe to schrijen dat he geheel verloren schijnt". Galt also 1852 das Volksbuch selbst für verloren, so konnte schon zwei Jahre später ein Exemplar desselben entdeckt werden**) Bl. 380 heb ik van den Hugo van Bordeaux gezegd, dat dit volksboek verloren schijnt, maar uit dezelfde bron

*) Jonckbloet, Geschiedenis der Middennederlandsche Dichtkunst, Amsterdam 1852, II, 380.

**) Ibid. 1854 III, 589.

kan ik meêdeelen, dat ter kon. bibliotheek en exemplaar daar van berust, getiteld: „Een schoone Historie van Huyge van Bourdeus. Noyt wonderlijcker, noch onghehoorder avontueren, dan die bi Huyghen voorschreven geschiet ende gebeurt zijn. En met schoone Figueren verciert. Te Amsterdam gedruckt bij Otto Barentsz Smient“, enz zonder jaar, doch blijkens de „Historie van Partinoples, Grave van Bleys“ bij denzelden drukker in 1644 in het licht verscheuen, van ougeveer dienzelfden tijd. Verloren also war das Buch nicht; man hatte einen Druck desselben wenigstens vom Jahre 1644. Sonderbarer Weise zeigt dieses Exemplar, obgleich es nach dem Censuredikt erschienen ist, keine Änderung oder Auslassung; dagegen fehlt das Titelblatt, so dafs also die Annahme möglich ist, als hätten die Drucker die Mühe eines Neudruckes gescheut und durch Weglassung des verfänglichen Titels das Buch gleichsam unkenntlich machen und so vielleicht der Kontrole entziehen wollen. Durch die Entdeckung dieses Amsterdamer Druckes vom Jahre 1644 war allerdings viel gewonnen; allein es blieb doch noch eine Lücke, und so fahndete man denn auf eine Ausgabe, vor dem Jahre 1621, auf die dann jenes Censuredikt hätte Anwendung finden können. Wirklich gelang es endlich dem Antiquar-Buchhändler Butsch zu Augsburg diese Lücke auszufüllen, indem er einen alten Druck von Wilhelm Vostermann zu Amsterdam auffand, der im Anfange des 16. Jahrhunderts erschienen war, also zu einer Zeit, da auch in Frankreich die ersten Drucke so grofses Aufsehen erregt hatten.

Zwei Exemplare des niederländischen Volksbuches sind also vorhanden, beide nach dem Urteile Wolfs bis auf die modernisierte Sprache und Orthographie des letzten derselben identisch. Es erübrigt nur noch, die Art der Entstehung dieses Niederländischen Volksbuches zu beleuchten. Meines Erachtens sind drei Möglichkeiten hier gegeben, entweder das niederländische Volksbuch ging ohne Einwirkung des französischen Prosaromans aus dem noch in 4 Bruchstücken uns erhaltenen niederländischen Gedicht hervor, oder es entstand aus dem französischen Gedicht, ebenfalls ohne vom französischen Roman beeinflufst worden zu sein, oder endlich es bildete sich als eine freie Übertragung des französischen Volksbuches.

Für den ersten Fall entscheidet sich, wie wir schon gesehen haben, Jonckbloet: „Later ging ook dit gedicht in een volksboek over“. Leider fügt er keine Gründe für diese seine Anschauung bei; dazu kommt noch, dafs man damals, als Jonckbloet seine Ansicht äufserte,

überhaupt blofs 'auf Vermutungen sich beschränkt sah: Ich teile Jonckbloets Anschauung nicht, da ich das niederländische Gedicht für zu unbedeutend halte, als dafs es sich soweit hätte einleben können, um den Prosaroman zu veranlassen. Wie aus den Bruchstücken zu schliefsen ist, behandelte das niederländische Gedicht auch nicht die ganze Huonsage, sondern blofs Huons Rückkehr nach Frankreich.

Die zweite Ansicht vertritt Wolf in seiner schon berührten Arbeit über die niederländischen Volksbücher, Seite 199. „Das niederländische Volksbuch ist im Ganzen wohl nur ein ziemlich dürftiger und oft ungelenker Auszug aus der Chanson de geste in der Redaktion der Handschrift von Tours, wohl schon durch einen ähnlichen französischen, aber verloren gegangenen vermittelt, in einer derben, rohen und skizzenhaften, aber naiv einfachen Darstellung. Von dem bekannten französischen Prosa-Roman aber, der in seinen echten Teilen zwar ebenfalls nur eine Paraphrase jener Chanson de geste ist, aber eine viel wortreichere, unterscheidet sich unser Volksbuch zu seinem Vorteile durch Enthaltsamkeit von ungehörigen Erweiterungen und insipiden Fortsetzungen." Zu dieser Ansicht gelangt Wolf auf Grund einer Vergleichung des niederländischen Volksbuches mit einem französischen Druck von Lyon, von Benoist Rigaud, 1586, in 4°, wobei er namentlich die Verschiedenheiten der beiden Volksbücher berücksichtigt, ohne auf ihre übereinstimmenden Schilderungen Gewicht zu legen. Ich kann mich den Auseinandersetzungen Wolfs nicht ganz anschliefsen, da meiner Ansicht nach bei Vergleichung des niederländischen Textes mit dem französischen ein einziger französischer Druck nicht genügt. Die verschiedenen Drucke, und es sind ihrer ja nicht wenige, weichen sämtlich mehr oder minder von einander ab. Ich selbst kenne einen Druck ohne Datum aus Troyes von Veuve Garnier; dann die Réimpression des Romans von Delvaux, Paris 1859, und endlich Tressans Auszug in der Bibliothèque universelle des Romans. An der Hand dieser Ausgaben will ich versuchen, durch wenige Beispiele das Verhältnis dieser Ausgaben zu einander wenigstens etwas zu beleuchten; ein näheres Eingehen auf diese Frage würde mich zu weit abführen.

Huon nähert sich der Stadt Babylon und zwar wie die Chanson sagt:

> A une feste saint Jehan, en esté.
> Tensit sa cort Gaudise l'amiré;
> Il n'est nus hom qui puist la gent nombrer.

Hues s'en vait vers le palais listé;
.M. paiens trove qui viennent d'oiseler,
Et autres .M. qui i doivent aler.
Mil en trova qui ferent les cevaus,
Et autres .M. qui traient es travaus.
.M. en trova qui juent as escas,
Et autres .M. qui del ju furent mas.
.M. en trova, saciés à ensiant,
Qui as puceles juent à lor talant,
Et autres. M. qui del vin sont bevant.
.M. en trova qui el palais s'en vont,
Et autres .M. qui repairié en sont.
Tout chil millier esgarderent Huon.
Par les paiems dont il vit tel plenté
A il l'anel en son brac oublié;
Outre s'en passe que n'i vot arester.

Der Druck von Troyes folgt dieser Schilderung ganz genau. „Il rencontra mille payens qui allaient voler, mille autres qui en revenaient, mille chevaux qui étoient aux travaux pour être ferrés, et mille autres que l'on en retirait, pui mille hommes qui jouoient aux échets, puis mille autres qui causaient avec des filles, mille autres qui buvoient du vin de l'Amiral, et mille autres qui alloient au palais. Quand Huon eut vu tout cela, il fut surpris de rencontrer tant de gens, et il étoit si attaché à les regarder, qu'il ne pensai plus à l'anneau qu'il avait dans son bras". Um so weniger Ähnlichkeit finden wir in der Bibliothèque bleue, wo diese ganze farbenreiche Darstellung beiseite gelassen ist: „Le soir même il arriva dans les faubourgs de Babylone" ist die ganze Beschreibung seiner Ankunft, mit keiner Silbe wird von den näheren Umständen gesprochen. Genau ebenso knapp ist die Erzählung in der Bibliothèque des Romans: „Huon arriva le même soir dans les fauxbourgs de Babylone"; man sieht also hier genau, welchem Vorbild der Überarbeiter hier gefolgt ist. Die von Wolf gegebene Übersetzung des niederländischen Romanes erzählt: „Als Hughe vor der Stadt Babylon anlangte, kamen ihm wohl an hundert Mann entgegen mit Falken und Sperbern auf den Händen, die auf die Beize ritten; dann begegnete er 200 Mann mit Bracken, Wind- und Hatzhunden, die auf die Jagd ritten. Dann kam sehr viel Volk, das auf das Feld zog, um zu schiefsen und zu spielen. Und als er in die Stadt kam, sah er auch da die ganze

Stadt voll Volks, und Jeder lag seinem Vergnügen ob. Auch am Hofe des Amirael war viel Volk und in dessen Saale waren XXX. C. Ritter, edle Herren und Prinzen versammelt. Es war nämlich Sankt Johannis-Tag im Mittsommer.“ Diese Stelle läfst die Frage unentschieden, aus welcher Quelle der niederländische Überarbeiter wohl geschöpft habe; Abweichungen von der Chanson und von dem französischen Prosaroman finden sich gleich verteilt; nur der kurze Zusatz am Ende bezüglich des Johannistag läfst vielleicht als unmittelbare Quelle die Chanson zu.

Als zweite Stelle greife ich den Kampf mit dem Riesen Agrappart heraus. Der Beginn und Verlauf des Kampfes werden in der chanson und im Druck von Troyes ganz analog geschildert, so dafs man hier den französischen Prosateur arbeiten zu sehen glaubt, die chanson selbst in Händen. Manche Wendungen der alten Sprache waren ihm dabei nicht ganz verständig; dafs sie sich zu Pferde bekämpfen, erwähnt der Dichter mit keiner Silbe, er sagt nur: „Andoi s'abatent à le terre, ens ou pré,“ daraus folgert der Überarbeiter, sie wären von den Pferden gestürzt infolge des furchtbaren Zusammenstofses: „leurs chevaux courroient d'une telle rapidité qu'il tombèrent au milieu de la prairie.“ Wenn dann der Riese im Kampfe sein rechtes Ohr verloren hat, so verzweifelt er an seiner Stärke:

„Par Mahommet, or m'as tu mal mené.
Se tu refiers, tost m'averas tué;
Il me vient mix. IIII. deniers donner
Que jou me laisse ochire ne tuer:
A toi me renc; ne me fai plus nul mel.

Diese einfache Sprache, wo Agrapars erklärt, sein Leben sei keine vier Pfennig mehr wert, wird ebenfalls nicht richtig vom Überarbeiter verstanden, der die IIII. deniers mehr als Lösegeld ansieht, dafür dafs Hugo ihm das Leben schenkt. Dem Drucke von Troyes schliefsen sich auch die übrigen Texte an; überall kämpfen die beiden zu Pferde und greifen erst zum Schwert oder zur Sichel, nachdem die Tiere zu Fall gebracht sind. Der Ausgang ist überall der gleiche. In diesem letzten Punkt indessen weicht der niederländische Text ab, indem hier Hugo seinem Gegner den Kopf abschlägt. Wir können somit an keine französische Version einen Anschlufs finden; höchstens ist zu vermuten, dafs der Überarbeiter durch die folgende Episode, wo Huon dem „amiral Gaudisse, cel cuivert malfé,“ das Haupt abschlägt,

Wenn in dieser Szene eine Anlehnung an ein bestimmtes französisches Vorbild nicht nachgewiesen werden konnte, wenn es also ganz unbestimmt blieb, ob der niederländische Dichter dem französischen Gedicht oder einer französischen Prosaversion folgte, so werden wir durch die folgenden Beispiele zur Annahme der zweiten Möglichkeit hingewiesen.

Nur durch die Opferwilligkeit Malabrons ist Huon nackt und blofs an das Land gerettet worden und findet hier nach langem Umherirren den alten Spielmann; dieser fragt ihn nach seinem Glauben:

En quel Dieu vous créés. —
Par fois, dis Hues, ou quel que vous vorrés.

Nachdem ihm dann der Spielmann gestattet hat, sich zu kleiden, fährt Huon weiter:

Che sace Dix, li rois de maïsté,
Que j'ai éu de povreté asés;
Or serai rices se j'ai mangiet asés.
Sire, dist Hues, moult preudom me sanlés;
Diex le vous mire che que vous dit m'avés.

Wenn dann der Harfner fragt, wo Huon geboren sei, so ist dieser lange mit sich selbst nicht einig, soll er die Wahrheit sagen, oder soll er Oberon zum Trotz wieder lügen. Leider tut er das letztere und jetzt erst kommt ihm der Name Mohamet über die Lippen:

Mi compaignon sont noiet ens la mer;
Mahons m'aida que je fui escapés.
Mais or me dites, qui si vous dementés,
Por Mahommet, qui vous a si iré?"

Verschieden davon zeigt sich der niederländische Text; das erste Wort, das Huon zitternd vor Frost, dem Spielmann zuruft, ist: „Mamet sei mit euch." — Der Alte erwidert den Grufs und fragt ihn, an wen er glaube? „Ich glaube, an wen ihr glaubt," antwortete Hughe, bat aber heimlich Jesum um Vergebung dieser Sünde.

Hätte der niederländische Dichter die französische Chanson vor sich gehabt, wo Huon lange mit sich kämpft, bis er seinen Glauben verleugnet, so hätte er gewifs diesen inneren Kampf unseres Helden nicht unerwähnt gelassen. Es klingt ganz anders, wenn Huon im französischen Gedicht, um seinen Glauben befragt, antwortet: „ou quelque vous vorrés" — als wenn er in der niederländischen Version sagt: „Ich glaube, an wen ihr glaubt." Während die erste Antwort noch eine Art von Ausweg läfst, indem er ja hier seinen Glauben

nicht direkt verleugnet, erklärt er sich in der zweiten Lesart rundweg als Mohamedaner. Sollte der niederländische Dichter aus eigenem Antrieb soweit gegangen sein, den Unterschied so scharf zu geben, oder fand er vielleicht schon einen Fingerzeig hierzu in einer französischen Überarbeitung? Ich glaube letzteres und dafür bietet mir die Ausgabe von Troyes den Beweis; denn auch hier finden wir, kaum dafs Huon den alten Sänger getroffen hat, die Anrufung Mohamets: „Que Mahomet vous en recompense!“ Eine ähnliche Version wird sich in der Ausgabe befunden haben, die dem niederländischen Bearbeiter vorlag, so dafs derselbe unter Umständen die Handschrift gar nicht gekannt zu haben braucht.

Auch die folgende Episode dient hierfür als Beleg:

Hugo mit seinen Begleitern und mit Esclarmonde ist endlich zu Rom angelangt, wo die Taufe der Heidin und dann die Hochzeit des liebenden Paares stattfinden soll:

Le damoisele ont au mostier mené,
Là le bautisent ens l'onor Damedé.
Mais de son nom n'ont mie remué;
Tosjours l'a on Esclarmonde apelé
Li apostoles ne s'i vaut arester,
Ses cors méismes va le messe canter;
Mais ains qu'il soit ensu service entrès,
Est l'enfes Hues á lui bien confessés.
Après, li a la pucele espousé;
⋮
Grans sont les noces, ja mar le mesquerrés:
Cil menestrel i furent bien loué.

Mit dieser einfachen Schilderung war den Prosa-Romanen nicht mehr gedient, und so finden wir denn hier sofort eine Ausschmückung sowohl des Taufaktes selbst als auch des Hochzeitsfestes. So erzählt der Druck von Troyes: „Le lendemain au matin le S. Père fit apporter les Fonts où Esclarmonde fut baptisée, sans que son nom fut changé, Moufflet le fut aussi et fut appellée Guérin; après le Baptème, le S. Père célébra la messe après laquelle Huon épousa Eslarmonde, on fit ensuite les Noces qui durèrent huit jours.“ Hier wird also noch der alte Spielmann getauft, ohne dafs hiervon die chanson nur das Geringste auch nur angedeutet hätte; hier ferner dauern die Festlichkeiten 8 Tage. Wir sehen also lauter Einschiebungen des Prosaschriftstellers des 16. Jahrhunderts. Aber damit

nicht einmal damit begnügten sich alle Prosadrucke, so spinnt z. B. der von Wolf benützte und zitierte die Details noch weiter aus; wonach derselbe getaufte Menestrel vor allen andern lieblich gespielt habe: „et par especial estoit merueilles que d'ouir Guérin le nouueau chrestien, car tant doucement iouoit de sa vielle, que grant melodie estoit de l'ouir."

Es wundert uns nun auch nicht mehr, wenn wir im niederländischen Volksbuch finden, dafs der Spielmann ebenfalls getauft worden sei. Ist die Ableitung des niederländischen Romanes von der chanson auf Grund dieser Betrachtungen so unanfechtbar? Hat also Wolf mit seiner Behauptung, dafs das niederländische Volksbuch nur ein ziemlich dürftiger und oft ungelenker Auszug aus der chanson de geste in der Redaktion der Handschrift von Tours sei, vollkommen Recht? Ich bestreite dies und behaupte, das niederländische Volksbuch entstand als eine freie Übertragung einer Redaktion des französischen Volksbuches; diese letztere zu bestimmen, bin ich für den Augenblick freilich nicht imstande. Aber abgesehen von diesem spezielleren Teil der Frage sehen wir namentlich durch die beiden letzten Beispiele, wie das niederländische Volksbuch Stellen einflicht, die der chanson fehlen, die wir aber andrerseits im französischen Prosaroman wiederfinden. Darum leite ich die Entstehung des niederländischen Romans auf die Erfolge des französischen zurück und werde in dieser meiner Ansicht bestärkt, als ja der erste Amsterdamer Druck mit den ersten französischen epochemachenden Drucken zeitlich zusammenfällt; geradeso wie z. B. die niederländischen Haimonskinder aus den französischen hervorgingen, so entstand der niederländische Hughe aus dem französischen Huon.

Wenn das Auftreten und Umsichgreifen Huons in den Niederlanden, d. h. die Fixierung der Zeit seines ersten Erscheinens dortselbst und die Bestimmung des Weges, auf dem er dorthin kam, mehr oder minder als Hypothese gelten mufste, so treten uns bei dem Übergang auf englisches Gebiet greifbare Fakta entgegen. Was L. Gautier in seinen Eposées hierüber sagt, ist sehr lückenhaft und giebt uns nur ein verschwommenes Bild von dem mächtigen Einflufs, den das französische Original in der Tat auf die englische Litteratur geübt hat. Auch Guessard erschöpft dieses Thema nicht und läfst noch in mancher Beziehung eine eingehendere Betrachtung wünschenswert. Das Vollkommenste über den englischen Huon finden wir in der Vorrede zu dem 40. Bande der schon oben erwähnten Early English

Text Society. Hier ist die Frage so erschöpfend behandelt, dafs gegenwärtig kaum Neues mehr über diesen Punkt hinzugesetzt werden kann. Ich begnüge mich darum hier, auf diese Vorrede des englischen Gelehrten zu verweisen und daraus hervorzuheben, was der Vollständigkeit halber nicht unerwähnt bleiben kann.

Lord Berners war 1520 nach Calais gekommen, und obwohl früher schon mit der französischen Sprache und Litteratur bekannt, war er doch jetzt erst in der Lage, sich eingehender mit den Ritterromanen der Volkslitteratur zu beschäftigen. So entstand zunächst seine Übersetzung Froissarts, die 1525 abgeschlossen wurde, und in unmittelbarem Anschlufs hieran scheint er sich mit Huon befafst zu haben, so dafs die Übersetzung hiervon die Zeit von 1525 bis zu seinem Tode 1533 erfüllt.

Wer immer über Huon geschrieben, hat von der grofsen Beliebtheit gesprochen, deren sich jener in England im 16. Jahrhundert erfreute; jedoch erst Lee hat diese Annahme zur Gewifsheit gemacht dadurch, dafs er in erster Linie bewies, dafs wenigstens drei Auflagen davon existiert haben; Niemand vor ihm hat darüber etwas erwähnt. Bis 1869 war jegliche Kenntnis von der ersten Auflage geschwunden, so dafs man bereits die Hoffnung aufgegeben hatte, je Genaueres hierüber zu erfahren oder gar ein Exemplar davon aufzufinden. Da tauchte plötzlich ein solches beim Verkauf einer englischen Privatbibliothek auf, und jetzt befindet sich dies wertvolle Buch im Besitze des Grafen von Crawford, als einziger Zeuge von der ursprünglichen Gestalt des englischen Huon. Aufser diesem existieren noch zwei ebenfalls einzig in ihrer Art dastehende Drucke einer dritten Auflage der eine im britischen Museum — Guessard sagt: Le Musée britannique ne le possède point, — der andere in der Bodleian Library. In beiden ist die Sprache des Übersetzers nicht beibehalten worden; zeitgemäfse Verbesserungen entstellen das Original. Aus welcher Quelle Lord Berners geschöpft, ergiebt sich völlig klar aus einer Vergleichung des einzigen Exemplars der editio princeps mit dem französischen Prosaroman: er folgte Seite für Seite dem französischen Druck von 1513.

Im weiteren Verlauf seiner Untersuchung bestimmt dann der englische Gelehrte als Zeit dieses ersten englischen Druckes den Intervall vom 16. März 1533 und 1. Januar 1535, und als Drucker Wynkyn de Worde. Die Fixierung der zweiten Auflage bietet noch mehr Schwierigkeiten, indem jegliche Spur davon verloren ist; sehr

wahrscheinlich erscheint das Jahr 1570 und als Drucker Copland. Dem entgegen zitiert Guessard nach The Bibliographers Manual, Londres 1859, dafs eine Auflage aus dem Jahre 1540 von Copland stamme. Die dritte Auflage fällt in das 17. Jahrhundert: „The | ANCJENT | HONORABLE, FAMOUS | and delightfull Historie of Huon of | Bourdeaux, one of the peeres | of Fraunce and Duke of Guyenne | Printed by Thomas Purfoot, 1601.

Aus diesen Auflagen allein geht schon zur Genüge die Beliebtheit Huons in England hervor, so dafs weitere Publikationen desselben fast gar nicht mehr in Frage kommen; denn ob Huon noch öfters im Drucke erschien, ob nicht, tut seiner hiermit bereits dokumentierten Popularität keinen Eintrag mehr. Auch Lee kann keine Publikation mehr nachweisen, er erwähnt nur noch, dafs 1615 der Sohn des letzten Druckers der dritten Auflage noch grofsen Wert darauf legte, dafs ihm das alleinige Recht, Huon zu drucken, gewahrt bleibe.

Durch Lord Berners Übersetzung, sagt Guessard, sei Oberon zur Mode geworden in England; denn Robert Greene habe ihn jetzt in sein Drama James IV. eingeführt, und auch Spenser beschäftige sich in seiner Fairy Queen viel mit dem Elfenkönig, indem er ihm eine glänzende Genealogie andichte; der gröfste Ruhm für Oberon aber sei es, von Shakespeare adoptiert worden zu sein in Midsummer nights dream. Lord Berners Übersetzung sei von Shakespeare gekannt worden, man finde auch eine diesbezügliche Anspielung in Much ado about nothing.

Alle diese Momente berührt auch Lee, er spricht von der Tragedy of James IV. (1594), woselbst „a pleasant Comedie presented by Oberon kinge of ffayres“ eingeschaltet ist, er nennt die Faerie Queene und Midsummer Nights Dream, läfst jedoch dahin gestellt, ob Shakespeare Lord Berners Übersetzung gekannt habe, und sagt „that the fairy king first became known to this country through the agency of Lord Berners version of his story, there cannot be a shadow of a doubt.“ Also eingeführt durch den klangreichen Namen seines Übersetzers, erwarb sich Huon im Sturmschritt die Herzen eines grofsen Leserkreises, von den höchsten Kreisen ausgehend, die förmlich warteten, bis von Berners etwas Neues erschien, zog er mehr und mehr immer breitere Schichten in seinen Bereich; erst als Lord Berners Werke nicht mehr gelesen wurden, verlor auch unser Huon an Einflufs.

Ein weiteres Zeichen für die Popularität Huons in England ist die Inszenierung des Stoffes. Wie ich schon bei Frankreich erwähn



habe, dafs lediglich die grofse Beliebtheit des Romans denselben auf die Bühne brachte, so gilt dies auch für England. Oberon allein hatte schon im Jahre 1591 Veranlassung gegeben zu einem vor der Königin Elisabeth aufgeführten Drama, und blofs zwei Jahre später finden wir dann schon unsern Huon auf der Bühne, aufgeführt von den Schauspielern des Earl of Sussex. Wir lesen nämlich in Henslowe's Diary:

Rd at hewen of burdoche, the 28 of desembr 1593
Rd at hewen of burdokes, the 3 of Jenewary 1593(—4)
Rd at hewen, the 11 of Jenewary 1593(—4).

Wenn uns darum auch keine Spur mehr von dem Stücke geblieben ist, ebenso wenig wie dies vom französischen der Fall war, so können wir doch mit vollkommener Sicherheit die Aufführung desselben und somit seine dadurch dokumentierte Beliebtheit nachweisen.

Was spätere Überarbeitungen*) des Stoffes von Drayton, Randolph und Herriok anbetrifft, so rechnet Lee sie nicht mehr als passend, um dadurch einen Einflufs der Übersetzung Lord Berners nachzuweisen, indem diese späteren Produktionen ja erst auf den Erfolgen Shakespearescher Poesiebasieren. Das letzte Gebiet, auf das wir unserem Huon zu folgen haben, ist Deutschland, und hier ist zunächst eine grofse Verschiedenheit zu verzeichnen zwischen der Entstehungsweise des niederländischen und englischen Huons einerseits und der des deutschen andrerseits. Die beiden ersten sind Übersetzungen des französischen Originals, geben also dies zu Grunde liegende Werk so wieder, wie es dem betreffenden Übersetzer gerade vorlag, ein selbsttätiges, ein subjektives Schaffen ist somit von vornherein ausgeschlossen. Der deutsche Huon dagegen ist ein selbständiges Werk des deutschen Dichters, der das ihm zu Gebote stehende französische Muster nur in soweit benützt, als es ihm den Rahmen liefert zu einem Gemälde seiner eigenen Komposition. Der deutsche Dichter folgte nicht Seite für Seite seinem Original, ja er kannte nicht einmal den ursprünglichen Huon, sondern nur einen dürftigen Auszug davon, wie er in der Bibliothèque universelle des Romans im Aprilbande 1778 erschienen war. Daraus entstand Wielands Meisterwerk „Oberon". Schon der Name kündigt an, dafs Wieland sein Werk in ganz anderer Weise auffaste, als dies im

*) Ben Jonson schrieb 1610 seine Maske Oberon, the Fairy Prince.

französischen Roman der Fall war; der Schwerpunkt des Ganzen ist verschoben. In welchem Verhältnis Wieland zu seinem französischen Vorbild stand, und welche Quellen er aufserdem noch benützte, ist bereits zur Genüge behandelt, so dafs ich bezüglich dieses Punktes auf die abschliefsende Arbeit Kochs*), sowie auf Girardins Auseinandersetzungen**) verweisen kann.

Im April 1778 war der französische Auszug von Huon erschienen, zwei Jahre später, im März 1780, wurde Wielands „Oberon, ein Gedicht in vierzehn Gesängen" zum erstenmal publiziert; jedoch erst im Jahre 1796 hatte er seine jetzige endgiltige Gestalt erhalten. „Oberon hat nunmehr die letzte Feile passiert, und ich bin selbst verwundert darüber, dafs ich noch so manches an Stil und Versifikation eines so vollendet scheinenden Gedichtes zu verbessern gefunden habe," schrieb Wieland am 5. April 1796 an Göschen.***)

Diesem Werke des deutschen Dichters verdankt eigentlich Oberon und mit ihm unser Huon seine Ausbreitung auf dem Kontinent; „Wielands vollendetstes und berühmtestes Gedicht, eins der schönsten epischen Gedichte unserer neueren Litteratur", wie Reinhold Köhler es nennt, war es, das nun unaufhaltsam durch die Länder Europas zog und dem sich bald auch die Pforten der neuen Welt öffneten: Der deutsche Oberon hatte einen vollständigen Sieg davongetragen über den französischen Huon.

In dieser jetzigen Gestalt hob sich der mittelalterliche Huon zu neuem, kaum geahntem Aufschwung, indem er nun erst wieder Anlafs gab zu neuem Schaffen und der Ausgangspunkt wurde von epochemachenden Produktionen. Denn alle Änderungen, die jetzt noch mit dem Stoff vorgenommen werden, basieren auf Wielands Schöpfung. Diese allein machte Oberon und mit ihm auch Huon in Deutschland so populär, dafs der Ruf hiervon sogar über den Kanal drang und hier Veranlassung gab zur Übersetzung des deutschen Gedichtes. William Sotheby, der sich als Übersetzer schon einen Namen gemacht hatte, übertrug in den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts den deutschen Oberon ins Englische, und allseitiger Beifall lohnte das gelungene Werk. Dieser englische Oberon breitete sich bald so aus, dafs es fast fraglich scheint, wo Oberon anfangs rascher an Popularität

---

*) M. Koch, das Quellenverhältnis von Wielands Oberon, Marburg 1880.

**) Girardin, Cours de littérature, III, 233 u. ff.

***) Gruber, Wielands Leben. IV. 67.

gewann, in Deutschland oder in England. Sehr bezeichnend wenigstens ist es, dafs nicht in Deutschland, sondern in England Oberon zuerst als Oper zur Aufführung kam*). Aus Sotheby's Übersetzung ging das Libretto der Oper hervor, die am 12. April 1816 am Covent-Garden Theater zu London zur Aufführung kam. Weber selbst, der Komponist, verstand zwar nicht englisch, aber er kannte ja Wielands Gedicht und dessen guten Ruf in Deutschland; er lernte darum erst englisch und schmiegte dem englischen Text seine Komposition an. Die Webersche Oper, deren Zauberklänge noch heute ihre unwiderstehliche Macht ausüben, ist also entstanden, nachdem von einem Londoner Theater die Anregung hierzu gegeben worden war, und speziell für diese englische Bühne war sie geschrieben worden. Erst von hier aus wanderte dann das englische Libretto wieder nach Deutschland zurück und trug im Bunde mit Wielands Meisterwerk endgiltig dazu bei, Oberons und Huons Namen unsterblich zu machen. Als Schlufsstein des Ganzen fehlte jetzt nur noch, dafs die Oper auch dort noch ihren Einzug hielt, von wo aus der Keim der ganzen Huonsage gegangen war, nämlich in Paris. Einmal schon war der Versuch gemacht worden; Webers Oberon war ein einziges Mal im Théâtre Lyrique zu Paris aufgeführt worden, am 27. Februar 1857: „Oberon, opéra fantastique en trois actes et sept tableaux, musique de Weber, paroles imitées de Wieland, par M. M. Nuitter, Beaumont et de Chazot*). Ob dieser Versuch von Erfolg begleitet war, ist nicht bekannt. In allerneuester Zeit geht man nun wieder damit um, die deutsche Oper in Paris einzuführen. Auf Grund einer Zeitungs-Nachricht wird Webers Oberon neu einstudiert und zwar gleich doppelt, in der komischen sowohl wie in der grofsen Oper. Für die erstere werden die Herren Jules Barbino und Philippe Gille die Übersetzung des Textes übernehmen, während für die grofse Oper Viktor Wilder, der geniale Übersetzer der Wagnerschen Tondramen, die Übersetzung ins Französische übernommen hat.

München.

*) Über Schillers Plan, Wielands Gedicht zu dramatisieren, 1787, vgl. hist.-krit. Ausg. VI, 5. — Wielands Oberon in 5 Aufzügen als Dekorations- und Maschinenstück bearbeitet von G. Busch v. Buschen nebst einem Prolog von C. Ferd. v. Grohmann. Weimar 1798. A. W. Schlegels sämtliche Werke X, 224. — Oberon oder König der Elfen, ein romantisches Singspiel in 3 Aufzügen, nach Wieland von Friederike Sophie Seyler, Augsburg 1789. [Anm. d. Red.]

NEUE MITTEILUNGEN.

Ein ungedrucktes Gedicht von Martin Opitz.

[S. 1] IO. [anni] MONSIO B[R]EM.[ensi]

προπέμπτικον σχεδιαστικὸν.

Quicquid id est Monsi, seu te diuina voluntas,
Seu tua, vult alias iugiter ire vias.
Ito bonis auibus, sistat te conscius Hermes,
Qui, quam aliis monstrat nunquam iit ipse viam.
Ito, sed in seros annos memor [esse] memento [?] 5
Quam fueris mecum dulce sodalitium.
Nil te celaui sermonis prodigus: vnus
Est qui me laudat candor, et vna manus.
Hanc tibi cedo, mei non mendax pignus amoris,
Hic erit extremos sartus adusque dies. 10
Tu, nec enim vanis jacto me speribus, idem
Quandiu in hoc fueris corpore, semper eris.
[S. 2] Hoc voueo, haec calidis fundo suspiria votis,
Annuat auspiciis his Deus ipse suis.
Ito bonis auibus quacunque stat ire, per vrbes 15
Per mare per campos per nemora & siluas.
Non te saeua feri vexent spiramina Cauri,
Nec Boreas saeuo murmure siluifragus.
Sed tibi caelestis respirans aura fauoris
Impellat ventis prospera vota suis. 20
Vos o Tyndaridae felicia sidera, laeta
Omnia per [?] vatem spargite batauium. [?]
Me vetat hesternus plura heic asscribere ructus.
RVCTANTEM CERTE
NEMO GRAVARE
POTEST.

φιλοφιλίας ἕνεκα

Mart. Opitius.

Das vorstehende Gedicht befindet sich auf einem Blatte 4° in des Dichters Handschrift, gegenwärtig im Besitz des Herrn Künzel in Leipzig. Es ist hier buchstäblich genau wiedergegeben, nur die zahlreichen Abkürzungen sind aufgelöst, und einzelne unlesbare Worte und Buchstaben, die in Klammern eingeschlossen sind, ergänzt. Schwierigkeiten bereiteten dabei nur der durch einen Tintenfleck zerstörte zweite Buchstabe in „B EM“, und die Verse 5 und 21, die durch den Bruch des Blattes schwer erkenntlich geworden waren. Die Einschiebung des R an der ersten der eben bezeichneten Stellen kann nur dadurch begründet werden, dafs kein anderer Städtename (und ein solcher mufs hier offenbar stehen) aus der Buchstabenfolge B-em herauszulesen ist: über den Freund, an den das Gedicht gerichtet ist, war nichts zu erkunden. Die Ergänzung von Vers 5 halte ich für sicher, dagegen kann ich für die von Vers 21 nur bis zum vorletzten Wort einstehen, da, trotzdem - tauium mit Bestimmtheit lesbar ist, doch die Kürze ba - in der Hebung Bedenken erregt. Dieselben werden freilich dadurch geringer, dafs das ganze Gedicht den Eindruck der Improvisation macht. Zahlreiche Anklänge an antike Vorbilder finden sich. Ich bemerke: Vers 2 iugiter in der Bedeutung „sofort“ = Ausonius Epist. 19,10; Vers 6 dulce sodalitium = Catull 100,4; Vers 11 speribus erinnert an Varro (bei Nonius p. 171, 27 und 30); Vers 18 siluifragus = Lucretius 1,275. Als Fehler sind zu bezeichnen: in der Überschrift προπέμπτικον st. προπεμπτικόν, und Vers 17 f. non vexent — nec st. ne vexent — neve.

Für eine Feststellung der Abfassungszeit des Gedichtes fehlt jeder Anhalt. Höchstens liefse sich aus dem heiteren Schlusse folgern, dafs es der Jugend, vielleicht den Studentenjahren, des Dichters angehört.

Leipzig. Georg Witkowski.

Reuchlins Gedichte.

Von

Hugo Holstein.

Die dichterische Begabung Reuchlins war keine grofse, daher sind die von ihm verfafsten Gedichte von geringem Werte. Er hätte am liebsten sich des Versemachens ganz enthalten, wenn er nicht der Sitte seiner humanistischen Freunde hätte folgen müssen.*) Die Ge-

*) S. darüber Geiger, Johann Reuchlin S. 77.

dichte, die von Reuchlin erhalten sind, haben, wenn es nicht Dedikationsgedichte sind, einen humoristischen Charakter. Die Zahl der erhaltenen Gedichte ist der Fülle prosaischer Werke gegenüber eine verschwindend kleine; und doch hat Reuchlin, wie wir aus einem Briefe seines Freundes Leontorius an Wimpfeling vom 21. April 1494 erfahren, sogar ein ganzes Buch Epigramme verfafst; dasselbe teilt auch Tritheim in seinem Catalogus virorum illustrium, dem ersten Gelehrtenlexikon, mit und es ist, wie wir mit L. Geiger annehmen, wahrscheinlich, dafs die Mitteilung aus jenem Briefe in Tritheims Schrift übergegangen ist und sich von da weiter verbreitet hat. Wenn dann Heinrich Stromer von Auerbach an Reuchlin (31. August 1516) schreibt, er wolle davon schweigen, wie sehr Reuchlin sich durch seine mannigfaltigen herrlichen Gedichte um die Humanitätswissenschaften verdient gemacht habe,*) so ist zu bedenken, dafs der ganze Brief nichts weiter als ein Lobspruch auf die grofse und ruhmvolle litterarische und wissenschaftliche Tätigkeit Reuchlins ist, in welchem seine dichterische nicht fehlen durfte.

Sehen wir von Reuchlins beiden Komödien ab, deren Chorlieder lyrischen Charakter haben, so sind uns im ganzen 15 Gedichte erhalten. Von diesen sind die meisten von Geiger bereits bekannt gemacht, einige sind noch unbekannt und werden hier nebst den in schwer zugänglichen alten Drucken befindlichen zum Abdruck gebracht, während bei den übrigen auf Geigers beide Schriften verwiesen wird. Die Reihenfolge ist die chronologische.

I.

1477. Danksagung Reuchlins in einer zu Basel 1477 gehaltenen Rede. 17 Distichen aus einer St. Galler Handschrift gedruckt bei Geiger, Reuchlins Briefwechsel S. 343 ff.

II.

1477 oder 1478. Einladung Reuchlin an Peter Schott zu einem Gastmahl bei Gelegenheit eines Besuches Reuchlins in Strafsburg. (Joannis Reuchlin Phorcensis domino Petro Schotto Argentinensi S. D. P.)

Hospes ad auratum diverti, Petre, Leonem,
Quo propere venias obsecro; coena manet,
Et nequeo sine te, tua nam praesencia dulcis
Commovet affectum, te sine dulce nihil.
Ergo precor venias Petre, mi Petri; namque videbis,
Qualia non ante: nunc ades atque vale.

Aus Petri Schotti Lucubratiunculae, Argent. 1498 fol. 178b mitgeteilt von Geiger, Reuchlins Briefwechsel S. 38 (doch ist in Zeile 4

*) Taceo quam bene meritus sis de latina gente tuis multivariis poematibus admodum ornate excusis, Geiger, Reuchlins Briefwechsel S. 254.

affectum statt affectu zu lesen). Schmidt, Hist. litt. de l'Alsace II, 23 sagt, Plus tard, Reuchlin venant un jour à Strasbourg, l'invita à dîner, en lui envoyant des distiques pleins de gaîté et d'affection.

III.

1489. In einer Dedikationsepistel zu den ‚Quottidiana colloquia graeca' an Johann v. Dalburg wandelt Reuchlin einen Gedanken Hesiods poetisch um:

Nam si cum parvo parvum componere cures
Et simul id facias, maius fit forsitan illud.

Gedruckt bei Geiger, Reuchlins Briefwechsel S. 23.

IV.

1492 September 11. Aenigma Joannis Reuchlin in Thermis Herciniis (Wildbad) a Nympha speciosissima oblatum. iij. id. Sept. anno MCCCCXCII.

Aus einer Basler Handschrift gedr. bei Geiger, Reuchlins Briefwechsel S. 351.

V.

1493. Grabschrift für Kaiser Friedrich III. Imperatoris Friderici III. Caes. Augusti Epitaphium. Ex Elegis Jo. Reuchlin Phorcensis.

Tertius et decimus Septembres ante Calendas
Reddidit ad superos me, caput orbis, auos.
Pacis erat nomen, Fridericum fata uocarunt,
Cui pro diuitiis pax foret una satis;
Sceptra quieta tuli, pacem conatibus auxi,
Sanguine Teutonicus non mihi fluxit ager:
Nec non et toto uiguit pax inclyta mundo,
Ultima quando scidit haec mihi fila soror.
Me regnante trucem toga Martem uicit inermis,
Ensibus imposui, uindice iure, metam.
Tanta fuit pietas: quos oderat undique uulgus
Foui, ut desineret serpere liuor edax.
Vita duo de octoginta fuit acta per annos:
Quatuor aestates Rex, prope lustra decem.
Quam bene regnarim, finis probat omnia rerum;
Quam sancte moriens, ultima sacra docent.
Anno MCCCCLXXXXIII.

Aus dem Innsbrucker Codex 664 f. 89 gedruckt von A. Zingerle, Beiträge zur Geschichte der Philologie I, 116 No. 82.

VI.

1495 August. Poetische Epistel an Wolf von Hermansgrün, in welcher Reuchlin die Aufforderung desselben, die Belehnung Eberhards

von Württemberg mit der Herzogswürde, die am 23. Juli 1495 erfolgt war, durch ein Gedicht zu feiern, ablehnt, da Wolf, der mitten in der festlichen Versammlung lebe, weit eher zu solcher Darstellung berufen sei.

Joannis Reuchlin Phorcensis ad Joannem Lycaeum uulgo ex Lupis de Hermansgrün Carmen.

Hortaris facili committam nomina Musae
  Clara ducis nuper, qui fui ante comes.
Parce precor, nescis circum mea pectora frigus,
  Exigis a minimo rhetore magna nimis.
Pressula saepe leui modulamur carmina plectro,
  Quae nostra nimium garrula fauce uolant.
Ast ego dum memini querulos ita stridere uersus,
  Auribus indignum spongia sorbit opus.
Pectus habes nostrum, gelido quod sanguine friget,
  Irretire potest altera noxa lyram.
Cernere multa soles, tibi multa, Lycaee, uidentur
  Digna sub antiqua posteritate legi.
Vangionum celebri tu conspicis omnia circo
  Reges atque duces, signa, trophaea, choros.
Splendentes procerum Musis comitantibus aulas
  Ipse canas, quianam grandia quaeque uides.
Me domus et tecti laquearia sarta uetusti,
  Me teges umbrosi culminis atra tenet.
Mussito uel fastis dirimo quandoque diebus
  Jurgia cardonum, sic mea gesta capis.
Quid nec uisa notem chlamydati paegmata regis
  Seu celata mihi Sueuica spectra ducis.
Ilias illa meae gentis scribetur in undas,
  Historiae zephyrus nomina uana feret.
Semper enim fugiunt Musas Nicer atque Bacenae
  Et nequit in Sueuis uatibus esse locus.
Bermetomagum mense Sextili anno MCCCCLXXXXV.

Aus Clarorum virorum epistolae ad Jo. Reuchlin Phorcensem. Tub. 1514. Bog. Da 1. Von Geiger, Reuchlins Briefwechsel S. 46 nur im Regest mitgeteilt, daher hier vollständig abgedruckt. Geiger bemerkt, dafs Mai, der dies Gedicht in seiner Vita Reuchlini (Durlaci 1687) S. 553 abdruckt, es für ein carmen de obitu ducis Eberhardi gehalten habe.

Über Wolf von Hermansgrün s. Geiger, Joh. Reuchlin S. 39 und M. Naumann, Einige Beziehungen Magdeburgs zum Humanismus, in den Geschichtsblättern für Stadt und Land Magdeburg, XXII (1887), 79ff.

VII.

1495. Reuchlins Gedichte zu einem verloren gegangenen Werke Johann Tritheims.

Joannis Reuchlin Phorcensis de libro Joannis Tritemii abbatis Spanhemensis qui inscribitur de miseriis prelatorum claustralium carmen lyricum.

Celibis vite moderator
Preditus variis artibus
Et pater Spanheym monachorum
Multa Tritemius scripserit
Fecerit nec non legitarit
Et Latina iam monumenta et
Greca doctus et hebraica,
Omnibus tamen is quem vides
Hic libris prestantior hercle
De gregalibus et subditis
Deque prelatis miseris est.
Magna contulit huc comoda
Osculis amplexibus hymnis
Maximopere dignissima.

Rursus eiusdem Elegia.

Prelati miseram si vis cognoscere vitam,
Hunc lege Tritemii nocte dieque librum.
Siue quod es monachus, Abbati compatieris,
Seu quod es ipse pater, tum tibi fastus abit.
Indicis e serie titulos spectare docendos
Materiemque libri dinumerare potes.

Aus dem Codex Upsaliensis Hist. 8 fol. 211b. — Aufser Reuchlin verfafsten Celtis und Wimpfeling Gedichte zu dem Werke Tritheims, der erstere eins vom 17. September 1494, der andere eins vom 12. Juni 1495, Beide verfafsten ihre Gedichte bei einem Besuche im Kloster Spanheim. Bei einem solchen wird auch Reuchlins Gedicht entstanden sein.

VIII.

(1496.) Metamorphosis Petri Bolandi per Joannem Reuchlin Phorcensem.

Ein Scherzgedicht auf den Plebanus in Schriefsheim Peter Bolandus, der, ehe er die wissenschaftliche Laufbahn betrat, das Zimmermanns- oder Tischlerhandwerk betrieben hatte. Er gehörte zur Societas Rhenana.

Aus einer Basler Handschrift abgedruckt bei Geiger, Reuchlins Briefwechsel S. 353 f. — Es findet sich auch handschriftlich im Cod. Upsal. Hist. 8 fol. 236 mit folgenden Varianten: v. 1 Musę quondam — 8 siet — 9 Vidisses — 12 alveolus — 13 humo — aceruus — 14 graui — 25 Libethrides et bona Clio. Die wichtigste ist die letzte, denn Dio der Basler Handschrift ist entschieden unrichtig.

Über Peter Bolandus s. Geiger a. a. O. Anm. 2. Zu den dort angeführten Gedichten kommt noch ein Distichon auf den Tod des Kurfürsten Philipp, das sich in der Oratio funebris magistri Hervici

de Amsterdamis in Fridericum victoriosissimum Bavarie ducem et magnificentissimum principem Bl. 6 findet. Schmidt, Hist. litt. de l'Als. I, 24 Anm. 66. u. II, 320 Nr. 10.

IX.

1496. Joannis Reuchlin Phorcensis Iracundia in nobilem et strenuum Henricum de Bünaw equitem auratum et virum consultissimum in nauigio illustrissimi domini Joannis Camerarii Dalburgii antistitis Wormarciensis ex profectione Cusana redeuntis anno MCCCCLXXXXVI[to].

Miraberis nunc cur iambo scripserim,
Irata sunt mea, crede Bünaw, iambica,
Duas habere te puellas, proh nephas,
Nos nos egenos his carere ludicris
Miserosque torqueri videndo, proh nephas'
Te tangere ubera semipoma, proh nephas
Contecta duris tum verenda clunibus
Sucique plena lambere propter oscula,
Cor corde confricare pectus pectore
Et labra labris lingulasque lingulis —
Id omne Capnioniam bilem movet,
Quid impudicis, proh nephas, hos gestibus
Oculos ocellis crebro fixos cęsiis
Solumque te reconditum triclinio
Ambas tenentem strictiori vinculo,
Quo nauis actu perstrepit rudentibus,
Et inuidentem singulis capri modo,
Quid odiosos comminiscar et sales,
Quibus reuinctas detines puellulas?
Quid si nec abstines amoris artibus
Nec compotes amoris nosque feceris,
Optamus ut veniat pari coniunx vice.

Handschriftlich aus Codex Upsal. Hist. 8 fol. 234. — Über die Veranlassung zur Abfassung dieses Gedichtes s. m. Ausgabe von Reuchlins Komödien (Halle 1888) S. 5.

X.

1499 Januar 22.

Jacobo Wympelingo Slettstatensi Vigilius et Capnion salutem.

Proch dolor, est nobis res nulla lugubrior vsquam
  Visa: nam in arce ducis nos sua cena manet.
Ergo vale hoc noctis, sine nobis pocula Bachi
  Euacuaturus. Tu vale itemque vale.
Principis ad votum venimus nos, aulica turba,
  Montis anhelantes arripiendo viam,
Te regemque tuum cogit nos linquere princeps
  Maior rege tuo. Leta caterua, vale.
Ex Edibus Vigilianis XI kalendas Februarii Anno 1499.

Das Abschiedsgedicht Reuchlins vor seiner Reise nach Rom, das er im Hause des Joh. Vigilius machte, wo die heiteren Zusammenkünfte der Heidelberger Freunde stattgefunden hatten.

Reuchlins Handschrift im Codex Upsal. Hist. 8 fol. 234b.

Ebendaselbst findet sich ein scherzhaftes Gedicht des Jakob Drakontius von demselben Tage, das wir hier folgen lassen.

Erasmo Regi, Myckenlochensi Regine Ginecioque,*) Egregio Jacobo Wympfelingo, Curie Regalis Magistro, Joanni Capnion et Joanni Vigilio, Regiis patriciis, Regni felicitatem Ja[cobus] Dracontius.

Asueri mensas produnt monumenta vetusta
Auleis auro dapibusque fuisse refertas,
Femineo uultu, cythara Cipriisque racemis.
Asueri quamquam magno sunt prandia luxu
Gramineum positis mensis producta per aruum,
Fama tamen dicit hos vestros cedere luxus
Sumptibus Arueri : miror' cum pauca supellex
Sit uobis penuque meabile, paucior usus
Nummorum, nullus seruus, paucissima rura,
Sed sine ut soleant [?] stabili di culmina firment
Vestra, focus maneat [sed tegmine] parvus aperto.
Wer alſs wer daſs mir nit zů rich werden.

XI kalendas Februarii 1499.

Der Name des Verfassers ist von Wimpfeling dazugeschrieben, In v. 2 hat d. Handschrift reuertas, v. 3 racenis, v. 11 vocus. Der letzte Vers ist unvollständig; das Fehlende ist von mir durch Konjektur ergänzt. Das Gedicht scheint auf den Schluſs der heiteren Zusammenkünfte der Heidelberger Humanistenschar, durch den Weggang des Bischofs Johann von Dalburg, der in demselben als Asuerus bezeichnet wird, (man erinnere sich des Asverus in Wimpfelings Stilpho) und durch den Reuchlins aus Heidelberg veranlasst, hinzuweisen.

XI.

1503. Reuchlin begleitet ein von Wimpfeling herausgegebenes Werk des Rabanus Maurus mit einem Gedichte.

Joannis Reuchlin ad Thomam Anshelmum impressorem in laudem Rabani de sancta cruce epaenos.

Temet et, o Thoma, reputo Phorcenque beatam,
Quod per vos Rabani de Cruce fulget opus.
Semina scribendi redeunt dispersa per orbem,
Ars quam venturis occuluere patres.
Accedat propius mens nescia turpe videre,
Hic latet in pulchro pulchrior aethra polo.

*) Τὸ γυναικεῖον, gynaecium, die Frauenwohnung und die im Frauengemach wohnenden Frauen.

Non crux Andromede Cepheidis aut Ganiana
Verris : in hoc dabitur conspicienda libros.
Sed cui fixus erat hominumque deumque creator,
Mundus et innocuus, crimina nostra luens.
Crux hec plus Rabani quam Constantinia splendet,
Quondam sydereis visio picta notis.
Aerea serpentis potuit sanare figura
Fixa Cruci: nostra tu mage tutus eris.
Formosas spargit series maculosa lituras
Partibus in variis, ut notet ordo crucem.
Qui Rabanus Coum facile devicit Apellen,
Nil tibi Parrhasius, nil tibi Zeuxis*) erit.
Sive leges librum, Polydaedala cuncta videbis,
Sive audire libet, cantilat harmonia.
Quare agite ambo duo: titulos crescatis in altos
Hoc solo Rabani splendidiore libro;
Anshelmi Thoma, qui chartas imprimis arte,
Tuque simul Phorce, fons et origo mei;
Vrbs, honor artificum, fabricatrix ingeniorum,
O decus, o Rabani vive secunda parens.

Aus Magnentii Rabani Mauri de laudibus sancte Crucis opus eruditione versu prosaque mirificum. Phorçheim in aedibus Thome Anshelmi Martio mense M. D. III. Bl. Aa 2a.

Bei Geiger, Reuchlins Briefwechsel S. 84 findet sich Anfang und Schlufs des Gedichtes, welcher letztere übrigens sich durch das Lob der Vaterstadt Pforzheim empfiehlt.

XII.

(1510). Ein freundschaftliches Gedicht an Konrad Leontorius. Joannes Reuchlin Phorcensis S. p. D. Conrado Leontorio dicto Leobergensi. Ex Stutgardia vij kal. Julias In occupationibus nimiis.

Gedruckt bei Geiger, Reuchlins Briefwechsel S. 356 (aus einer Handschrift der Basler Bibliothek).

XIII.

1518 Juni 22. An Johannes Cellarius.
Joannes Capnion Phorcensis LL. doctor Joanni Cellario Gnostopolitano.

I propera studiis nec te recutita propago
Gnostopoli natum spernere rite potest,
Ergo age et hebraeis sanctisque incumbe figuris,
Optime Cellari, quo doceas alios.

Ex Thermis Harcyniis Cellae Bacenarum X kalendas quintilium salutis anno MD. XVIII.

*) Im Druck Zeusis.

Aus Isagogicon Joannis Cellarii Gnostopolitae in hebraeas literas. (Hagen. 1519) Bl. a 3a.
Bei Geiger, Reuchlins Briefwechsel S. 299.

XIV.

1519. Reuchlin übersendet seinen Liber S. Athanasii de variis quaestionibus nuper e graeco in latinum traductus (Hagen. 1519) an Christoph von Schwarzenberg mit folgendem hexastichon:

Scire potes, toto quid feci mense priori,
Si relegas istum, quem tibi mitto, librum.
Nemo mastigia, nec Capniozoilus ausit
Musarum sacro me prohibere choro.
Dogmata semper agam, totoque legetur in orbe
Fumulus*) hexaplo doctus ab ore loqui.

In einem Briefe an Michael Hummelberger vom 29. Juni 1519.
Gedruckt bei Geiger, Reuchlins Briefwechsel S. 314.

XV.

O. J. Ein Widmungsgedicht an den Beichtvater Erhard in der Übersetzung des homerischen Froschmäusekrieges.
Capnionis ad Erhartum confessorem epigramma modestissimum.
Gedruckt bei Geiger, Johann Reuchlin S. 95.

Wilhelmshaven.

Ein Gedicht Ludwig Dringenbergs.

Mitgeteilt

Von

Carl Schüddekopf

Die an einem andern Orte näher zu beschreibende Handschrift Additional 27569 des British Museums enthält auf fol. 21a ein unbekanntes Gedicht Dringenbergs, welches die spärlichen auf uns gekommenen Nachrichten über die Tätigkeit des Schlettstädter Rektors in etwas erweitert. Wir wissen aus den Berichten seiner dankbaren Schüler, vor allem Wimpfelings, dafs Dringenberg mit pädagogischem Geschick seinen Unterricht durch Reimsprüche und Denkverse belebte, welche sich durch volkstümlichen Ton und gesunde Moral einprägten und zugleich zu Übersetzungsübungen verwenden liefsen. So hatte Peter Schott

*) Reuchlin.

als kaum zehnjähriger Schüler der Schlettstädter Trivialschule den auch sonst nachgewiesenen Spruch:

Alt Aff, jung Pfaff, darzu wild Beren
Sol nieman in syn Hus begeren.

zu übertragen, und löste seine Aufgabe durch das unbeholfene Distichon: *)

Inveterata peti non simea debet in aedes,
Ursus silvestris, presbiter et juvenis.

Desgleichen bezeugt Wimpfeling in seinem „Epitome rerum germanicarum“, **) dafs auch die vaterländische Geschichte von seinem Lehrer durch ähnliche Denksprüche gewürzt und eingeprägt worden sei, wie den folgenden ***) auf Karls des Kühnen Trilogie:

Oppida trina tibi, dux Carole, dura fuere,
In rebus Gransen, grege Marthein, corpore Nanse.

Nehmen wir dazu noch die auf den Tod desselben Königs gedichteten Verse, welche G. Meyer von Knonau im Anzeiger für Schweizerische Geschichte 1873 S. 319 veröffentlicht hat, so haben wir alles beisammen, was von der Methode und zugleich von der Poesie, die dieser gepriesene erste humanistische Lehrer Deutschlands handhabte, bisher bekannt war. Wieweit die letztere auch in Sprache und Metrik von klassischer Reinheit entfernt ist, so verdient sie doch nicht das Urteil himmelschreiend, welches übrigens Wattenbach selbst zurückgenommen hat, †) und widerspricht nicht der Angabe Wimpfelings, ††) dafs Dringenberg in Heidelberg zum Magister promovirt sei, ehe er im Jahre 1441 an die bereits früher bestehende †††) Schule zu Schlettstadt berufen wurde.

Denselben Eindruck macht das hier mitzuteilende Gedicht von dem Narren und dem Löwen, zu welchem sich die Quelle oder ein Seitenstück auch unter der gütigst geleisteten Hilfe von Herrn Prof. E. Voigt nicht hat auffinden lassen. Auch hier ist die Moral, welche das Zwiegespräch zwischen Löwin und Löwe (Vers 11 f.) ausspricht, dafs die Dornen zwar stechen, aber auch „treu“ sind, gegen Angriff schützen, in einem deutschen Promythion von vier Kurzzeilen spruchweise zusammengefafst. Nur dafs in diesem Falle Dringenberg aus dem lateinischen übersetzte, oder einen Schüler übersetzen liefs; denn dafs im Gegenteil auch hier eine volkstümliche Redensart als Grundlage eines lateinischen Exemplums gewählt sei, läfst sich nicht nachweisen.

*) „Primiciae carminum Petri Schotti nondum decennis“ in dessen Lucubraciunculae (Strafsburg 1498) fol. 154.

**) Cap. LVII, p. 63.

***) Wiederholt in Kirchhofs Wendunmuth IV, 48 (Österley 3,57) mit zwei plumpen Übersetzungen.

†) Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 22, 35. 27, 97.

††) Expurgatio (ed. Spiegel) Viennae 1513. fol. 53^{b}.

†††) Vgl. Knod in den Strafsburger Studien 2, 437. Inzwischen bestätigt von M. Herrmann in der Zs. f. d. Gesch. d. Oberrheins 43 (N. F. 4) S. 111.

Dem Gedichte ist hier nur die Interpunktion zugefügt.

Carmen magistri Ludwici de Tringenberg in Schlettstatt.*)

In Dorn rast ich,
Ir Art weckt mich.
Glaub myr, an Fell
Ir Trauw ist hell.
5. Emulus infoelix, mussans de pace leonis,
Queritat, an poterit semen renouare furoris.
Quem latitare rubo cernens et mente quieta
Pacificos tractare modos cum virgine leta,
Circuit auscultans, si clam queat apropiare.
10. Vocibus alterutrum sic percipit hos modulare:
„Sentibus hijs rigeo, stimulans fauor excitat harum". --
„Ah michi crede", leo, „fiducia micat earum".
Hinc magis accedens hirsuti tegminis ictum
Senserat et rigidum putat esse leonis amictum.
15. Auffugit exclamans: „Requies sit salua leonis,
„Sit laus magnifica, sit pax sua grata colonis!
„Me fuga consilians fore saluum sola meretur,
„Non ensis, iaculum, contus, non hasta tuetur.
„Preseruatus ago grates discrimine tutus,
20. „Vngula discerpens nec dens laniauit acutus.
„Cui placet irritet: iocus est grauis iste leoni,
„Est grauis iste iocus: sunt seria grata fauori".

London.

Scherze Chamissos.

Mitgeteilt

Von

Ludwig Geiger.

In der Spener'schen Zeitung vom 20. Oktober 1804 Stück 126 stehen folgende Verse:

Angebinde an Selmars Nase.

Schutz.

Trefflichen Schutz gewähret den Freunden die Nase des Selmar.
Was er dahinter gesagt, höret ja niemand davor.

---

*) Dahinter von jüngerer Hand und wieder gestrichen: conpluria.
V. 9. Zuerst: apropriare.
V. 10. Medulare Hs.
V. 12. Daneben am Rande: Responsio. Mitat Hs.
V. 21. Zuerst: leonis.

Achtlosigkeit.

Kräftige Dichter beschlossen den Selmar einst zu zerprügeln,
Aber sie dachten nicht dran, dafs er den Braten schon roch.

Getäuschte Hoffnung.

Als vom Regen durchnäfst' ich sucht' ein schirmendes Obdach,
Rettend die Nase mir bot Selmar der Gütige dar.
Aber o weh! mich ereilete hier ein nässerer Regen:
Unter der Nase hervor quollen Gedichte mir zu.
So durch Erfahrung geprüft denn hab' ich von neuem das Sprichwort:
Wer dem Regen entgeht, fällt in die Traufe hinein.

Vergeblicher Wunsch.

Angelangt glaubte schon Selmar die Vers' auf hohem Olympus
Doch zu der Erde herab hat sie die Nase gedrängt.

Rettung.

Längst schon wärst Du ertrunken in Fluten der eigenen Dichtung,
Doch ist kein Wasser so tief, dafs es die Nase bedeckt.

Entsagung.

Gern wohl erhöbst Du zum Himmel die stolze, herrliche Nase,
Doch zu erheben die Last reichet nicht menschliche Kraft.

Liebeserklärung.

„Gleich meiner Nas' unendlich, so schwör' ich, sei meine Liebe."
Antwort: „Süfser Verräter, Du lügst; nimmer wohl reicht sie so weit."

Unabwendbares Schicksal.

Schrecken erfüllt mein Herz! weh mir, ich erbleiche vor Angstgraun!
Selmar, der Schwätzer, der kommt, setzt mir die Nas' auf die Brust.

Weihe.

Freundlich nimm so es hin, das Angebinde der Nase,
Da den Weg zu dem Ohr neidisch mir jene versperrt.

Die Distichen sind unterschrieben Philonasus. Aus einer Notiz in Chamissos Briefen, ed. Hitzig Band I S. 48, ergiebt sich, dafs sie von Chamisso sind. Dafs die Verse eine Nachahmung von Haugs bekannten Hyperbeln auf des Herrn Wohls grofse Nase sind, braucht dem Kundigen nicht wohl erst gesagt zu werden. Die angeführte Schrift war überdies in der Spenerschen Zeitung vom 7. Juni 1804 angezeigt. Die Nasenverse Chamissos sind, soweit ich sehen kann, in keine Ausgabe der Werke des Dichters aufgenommen. Dafs sie in der Spenerschen

Zeitung abgedruckt wurden, ist merkwürdig genug, weil sonst diese Zeitung gerade in jenen Jahren den Romantikern, zu deren Zahl Chamisso gerechnet wurde, nicht eben freundlich gesinnt war. Garlieb Merkel, einer der erbittertsten Feinde der jungen Berliner Romantiker, führt in dem genannten Jahrgang der Spenerschen Zeitung das grosse Wort, und ihm ist es wohl hauptsächlich zuzuschreiben, dafs sonst die Spenersche Zeitung sowohl in dem eben angeführten Jahrgange als auch in den späteren ganz achtlos an Chamisso und seinen Freunden vorüberging.

Berlin.

Drei Lieder der siebenbürgischen Zigeuner aus der Kurutzenzeit.

Von

Heinrich von Wlislocki.

Nach der verhängnisvollen Schlacht bei Mohács ging Ungarns staatliche Selbständigkeit beinahe ganz zu Grunde; die Türken okkupierten beinahe das ganze Reich, mit Ausnahme des siebenbürgischen Fürstentums. Einerseits sorgte während den nächstfolgenden 150 Jahren das Ofner Paschalik schon dafür, dafs die in Parteifraktionen gegliederte Nation ihre Auflösung selbst beschleunige; andererseits aber trachtete auch Österreich unter verschiedenen Vorwänden einesteils den gefährlichen türkischen Nachbarn sich vom Halse zu schütteln, andererseits das Land an sich zu reifsen.

Thököly, von den Türken im Geheimen unterstützt, schlug sich zwar mit den österreichischen Truppen lange Zeit hindurch mit wechselndem Glück, wurde aber schliefslich doch aus dem Lande vertrieben, d. h. aus den von den Türken noch nicht okkupierten Gebietteilen Ungarns. Durch die Schlacht von Zenta wurde zwar Ungarn vom türkischen Joche befreit, aber zufolge der Streitigkeiten zwischen den Evangelischen und Katholischen hatte Ungarn gar bald Österreichs Macht zu verspüren. Die Verfolgung der Evangelischen gab nun den Anlafs dazu, dafs Franz Rákóczi II. die mit der Aufschrift: „Für Gott und Freiheit“ versehene Fahne des Aufstandes im Jahre 1703 erhob, um die sich gar bald eine mächtige Partei, die

der Kurutzen (vom roten Kreuz, das sie auf dem Oberkleide trugen, so benannt) scharte, um den Kampf gegen die Labanzen (Fremden) aufzunehmen. Aber in der am 3. August 1708 bei Trencsény geschlagenen, verhängnisvollen Schlacht verloren die Kurutzen ihren letzten Halt; Rákóczi floh in die Türkei, fremde Truppen überschwemmten das Land und Waffengewalt und der Jesuitenorden sorgten gar bald für eine Gegenreformation. In dieser schweren Zeit kamen zahlreiche, patriotische Lieder zu Stande, die in der Tat zu den schönsten Blüten der ungarischen Volkspoesie gehören. Aus alten Handschriften hat diese historischen Volksdichtungen der verdienstvolle Forscher Koloman Thaly (der bekannte Parlamentsredner) 1872 unter dem Titel: „Adalékok a Thököly-Rákóczi kor irodalomtörténetéhez" (Beiträge zur Litteraturgeschichte der Thököly-Rákóczi Periode) veröffentlicht. Diese Lieder beziehen sich zumeist auf die Taten und das Schicksal einzelner Helden und haben nicht nur auf die Volkspoesie der Slovaken, sondern auch auf die der Zigeuner mehr oder weniger einen Einfluſs ausgeübt.

Ich will nun an dieser Stelle drei Lieder der Siebenbürger Zigeuner mitteilen, die entschieden aus der Kurutzenzeit herstammen; das erste derselben, welches mir der Naturdichter Josef Boldizsár sen., ein Zigeunermusikant zu Klausenburg, mitgeteilt hat, lautet also:

Andrál mro ker pregelyom,	Ich verlieſs die Heimat traut,
Piránitár dur gelyom,	Ich verlieſs auch meine Braut,
Kay moshtráyenká the jáv.	Daſs den edlen guten Herr'n
Te romeske básáváv;	Stets ich geige, nah und fern,
The yon márde nemeces,	Fühlt der Deutsche ihrer Schläge Wucht, —
*Bángeçerengre jukles.**)	Diese krummbeinige Hundezucht!

Josef Boldizsár sen., der 1848 am ungarischen Aufstand Teil genommen hatte, meinte — als er mir dies Lied hersagte, daſs er es noch lange vor dem Jahre 1848 in seinen Kindesjahren mit seinen Spielgenossen gesungen habe. Daſs dies Lied zweifelsohne aus der Kurutzenzeit stammt, beweist auch das den „Deutschen" beigelegte Epitheton „krummbeinig" (bángeçerengre), welches in den ungarischen Volksdichtungen der Kurutzenzeit unzähligemal auf die Deutschen zufolge ihrer Pluderhosen angewendet wird, in der späteren Volkspoesie und der Sprache ist es gänzlich verschwunden.

Das zweite Lied, welches vielleicht mehr nur eine Reminiscenz an die Kurutzenzeit enthalten mag, ist das folgende:

Nikáná tut cumidáv,	Nein, nicht küssen werd' ich dich,
So vákeres, ná pátyáv;	Nicht betrügen kannst du mich;
Me piránáv cá romes,	Beim Zigeuner find' ich Lieb' und Ruh, —
Kuruc tu sál, ná romes!	Kein Zigeuner, ein Kurutz bist du!

*) Was die Orthographie anbelangt, so entspricht c = tsch, j = dsch, ç = ch, y = j, sh = sch (S. meine „Sprache der transsilvanischen Zigeuner" Leipzig, 1884; S. 3).

Das dritte Lied ist vielleicht das interessanteste, weil seine Pointe den Namen einer bekannten Persönlichkeit aus der Kurutzenzeit enthält. Das Lied lautet also:

The ko tut yekvàr dikhás,	Wer gesehn dich einmal hat,
Tute lime dávelás;	Gäb' für dich wohl Land und Stadt;
Kámáv tut, oh rákliye,	Dich lieb' ich, o Mägdelein,
Tute dilyom mire vodye;	In mein Herz schlofs ich dich ein;
Uvá lokes mán táres,	Wirst du aber treulos mir,
Te cumides áveres;	Giebt ein And'rer Küsse dir,
Me máráv dumo cáces,	Schlag ich so dich, ja fürwahr, —
Sár Becerdi Rácoses.	Wie Becerdi die Raizenschar.

Das zweite und dritte Lied habe ich in Karlsburg von einem Zigeuner, Namens Timkó, gehört. Was den in der Pointe des dritten Liedes enthaltenen Namen Becerdi betrifft, so ist dies meine Ansicht nach, die verdrehte Form des Namens eines berühmten Kurutzen-Führers, nämlich Emerich Beceredis. Hierfür spricht auch des Zigeuners, Timkós Aussage, der auf meine Frage: wer denn dieser Becerdi gewesen sei? mir folgendes Wort für Wort mitteilte: „Becerdi (spr. Betscherdi) war ein berühmter Mann, aber er ist längst gestorben. Mein Grofsvater hat ihn noch gekannt, denn er stammte aus Ungarn, aus Köszeg; dort singen unsere Leute dies Lied; ich habe dies Lied und noch viele andere Lieder über Becerdi, die ich aber vergessen, auch von meinem Grofsvater gehört. Den armen Becerdi hat man in Köszeg aufgehängt, denn er hat viele Menschen ermordet".

Diese Aussage stimmt nun etwas mit der historischen Wahrheit überein; denn der General Becerdi wurde in der Tat, — nachdem man in Erfahrung gebracht hatte, dafs er das Kurutzenheer verraten wolle, — vom Grafen Anton Eszterházy am 5. September 1708 zu Köszeg gefangen genommen und später auf Rákóczis Befehl zu Pest geköpft. Obendrein wird auch noch im Liede Becerdi mit den Raizen (Croaten) in Verbindung gebracht, was auch dem historischen Faktum entspricht, denn Beceredi hatte in der Tat mehrere wichtige Schlachten den Croaten geliefert.

Ich glaube, dafs in der Volksdichtung der ungarischen Zigeuner noch mehrere Lieder zum Vorschein kommen werden, die Reminiscenzen aus der Kurutzenzeit enthalten, denn grade in dieser Periode beginnen die Zigeuner als Musikanten eine Rolle im ungarischen Volksleben zu spielen und es ist historisch verbürgt, dafs Rákóczi, Bercsényi und mehrere andere Kurutzenanführer sich Zigeunermusikkapellen hielten, die das Heer auch in den Feldzug begleiteten.

Mühlbach in Siebenbürgen.

VERMISCHTES.

Benedict Aretius.

Von
Karl Sudhoff.

In seiner „Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften in bernischen Landen"*) giebt J. H. Graf eine eingehende Würdigung der Verdienste des Berner Theologie-Professors Benedict Aretius (Bendicht Marti), um die Entwickelung der Naturwissenschaften und namentlich als Bahnbrecher für die alpine Litteratur. Doch ist ihm eine in das naturwissenschaftliche Gebiet einschlagende Schrift Marti's nur dem Namen nach bekannt geworden, welche für dessen naturhistorischen Bildungsgang und auch anderweitig einiges Interesse bietet. Im Jahre 1572 liefs Aretius bei Christoph Froschauer in Zürich ein kleines Buch erscheinen, welches den Titel führt: „De Medicamentvrum Simplicivm Gradibvs Et Compositionibus, opus nouum, Physicum partim & Medicum, partim etiam Chymicum, in quinque Libros digestum, authoris incerti. Accesserunt ex Euchopoedij collectaneis in singulos libros Argumenta". [8°, 6 + 34 + 2 Bll.] Der Verfasser dieser kleinen Schrift war dem Herausgeber selber unbekannt, wie er sagt; auch scheint derselbe allen Historikern der Arzneikunde unauffindbar gewesen zu sein. Albrecht von Haller**) bemerkte zwar die unverkennbaren Beziehungen der Schrift zur Paracelsischen Medizin und nennt dieselbe „Alchemisticum opusculum hominis Paracelsici." Joh. Friedr. Gmelin***) sah darin den Versuch, „die galenische" Grundsätze von der Wirkungsart und Bereitung der Arzneien mit den paracelsischen zu vereinigen." Kurt Sprengel, welcher das Werkchen offenbar nicht selbst in der Hand hatte, führt „einen gewissen Benedict Aretius" unter den Paracelsisten auf,†) und sagt, dafs derselbe „eine Materia medica herausgab, in welcher auf die seltsamste Art die Galenische Theorie, mit der Paracelsischen vereinigt, vorgetragen ist." Graf nennt unsere Schrift nach seiner Quelle (Fries-Gesner, Bibliotheca), „ein physischmedizinisches Opus eines alten Schriftstellers." Es ist jedoch dies Werk, wie mein Freund Dr. E. Schubert zuerst bemerkt hat, zweifellos auf das Kollegienheft eines Baseler Studenten zurückzuführen, welches derselbe 1527 in Vorlesungen des damaligen Professors Theophrastus

*) Bern 1888 und 1889; 1. Heft (16. Jahrh.) S. 25—49.
**) Bibl. medic. practicae II S. 187 (1777.)
***) Geschichte der Chemie, I. S. 343. (1797.)
†) Versuch einer Geschichte der Arzneykunde, 3. Aufl. III. Band, S. 510. (1827.)

von Hohenheim nachgeschrieben hat.*) Es sind die fünf ersten Bücher von Hohenheims wichtiger Schrift „De Gradibus et Compositionibus Receptorum et Naturalium," von welcher auch noch andere fragmentarische Vorlesungskonzepte erhalten sind. Paracelsus hatte dies Werk als Einführung in seine neue Heilmethode für Lehrzwecke verfafst; es bildet somit, wenn man will, einen Übergang von der alten Galenischen Medizin zur neuen „Paracelsischen" Haller und Gmelin hätten sonach nicht allzusehr neben die Scheibe getroffen, wenn sie auch nicht die Identität mit der Schrift Hohenheims erkannten. Ob sich unter Euchopoedius der Name des Baseler Hörers in Hohenheims Kolleg verbirgt, wollen wir hier nicht untersuchen.**)

Aretius erzählt in der Vorrede, dafs ihm ein Marburger Freund die Schrift als Abschiedsgeschenk gegeben habe. Er vermute, dafs dieser Freund selbst nicht gewufst habe, wer der Verfasser des Werkchens gewesen sei; er meint sich zu erinnern, dafs demselben die Handschrift aus Sachsen zugekommen sei, vielleicht auch aus Worms oder Speier. Dafs es seiner Art nach „Theophrastisch" sei, bemerkt der Herausgeber gleichfalls, und giebt im Anhang sogar noch einige pharmaceutische Analekten, welche, wie er selber sagt, dem Theophrastus Paracelsius entnommen sind. —

Die Widmungsvorrede datiert „Bernae, Calend. Martij, M.D.LXXII", ist nun aber von ganz erheblichem Interesse für die Aufhellung des naturwissenschaftlichen Bildungsganges unseres Berner Theologen. Sie ist an den ehemaligen Lehrer des Aretius, den Marburger Professor der hebräischen Sprache, Weigand Happel, gerichtet. Marti erzählt zunächst, wie er nach Marburg kam und sich dort, auf Rat des Paulus Fagius, dem W. Happelius als Schüler anschlofs; bald wurde der Verkehr zwischen Lehrer und Schüler ein wahrhaft freundschaftlicher.

Als bald darauf (1546—1547) der Schmalkaldische Krieg ausbrach („triste illud et plusquam civile bellum, quo tota concussa est Germania"), verblieb Marti auf Anraten seines Lehrers in Marburg, obgleich die regelmäfsigen Studien durch den Krieg erheblich gestört waren. Marburg wurde zwar nicht direkt von den Stürmen des Krieges berührt, aber der Geist der Studenten wurde doch dadurch in hohem Grade erregt. Viele lockte das Waffenhandwerk aus den Hörsälen fort; andere wurden durch die Furcht vor der siegreichen kaiserlichen Partei zu einer Änderung in ihrer Studienrichtung bewogen, und wieder andere zwang das Ausbleiben von Subsistenzmitteln, andere Bahnen einzuschlagen. Dafs auch bei Marti das letztere Moment ins Gewicht fiel, spricht er selber aus. Zwar liefs

*) Vgl. Schubert und Sudhoff, Paracelsusforschungen, Heft I. S. 58/59. Frankfurt am Main 1887.

**) Aretius vermutete offenbar etwas Ähnliches, wenn er in der Vorrede ad Lectorem schreibt: „Euchopoedius . . . videtur discipulus authoris fuisse, qui ex illius ore libelli interpretationem exceperit. Concisa autem sunt, et minime cohaerentia, ut esse solent, quae studiosi in scholis ex praelegentis ore colligunt negligentius."

seine Arbeitsamkeit nicht nach, aber um sich seinen Lebensunterhalt zu verschaffen und seine sonstigen Verbindlichkeiten erfüllen zu können, wendete er sich der „Philosophie“ und den „Künsten“ zu, welche ihm einigermafsen sichere Zukunftsaussichten boten.

In ähnlicher bedrängter Lage befand sich ein Hausgenosse von ihm, der Magister Johannes Stockius, Kandidat der Medizin, welchem er durch das gemeinsame Mifsgeschick wohl erst freundschaftlich näher gebracht wurde. Stock beschäftigte sich namentlich mit dem Studium der „Simplicia“, d. h. mit der materia medica, speziell der Pflanzenkunde. Die unfreiwillige Pause in seinen Fachstudien liefs unseren Theologen die Gelegenheit mit Freuden ergreifen, sich unter Stocks Leitung mit diesem Wissensgebiete zu beschäftigen, das gleichzeitig mehr Anregung und Abwechselung („plus oblectationis, minus taedii“) versprach. Es wurden Herbarien und Pflanzenabbildungen studiert und botanische Ausflüge unternommen. Aretius fand immer gröfseren Geschmack an diesen Studien („mirificam oblectationem“), namentlich unter Führung des „Peripatetikers“ Johannes Stock, der zum Wandern wie geboren schien; ja, er widmete einige Zeit lang der Beschäftigung mit der Pflanzenkunde alle seine Zeit. Kein Berg, kein Hügel, keine Felder, keine Wälder, keine Thäler, Quellen, Gärten, sonnige Plätze, kein Sumpf in der Umgegend Marburgs blieb unbesucht von den beiden fleifsigen Pflanzensammlern. Später wurden auch weitere Ausflüge gemacht. Nach Wetter, Siegen, Köln wanderten sie miteinander, um dort bei Freunden der Botanik, in deren Gärten und Sammlungen neue Belehrung zu schöpfen.*) Besonders nach Siegen wanderte Marti später oft auch allein. Das gemeinsame botanische Interesse knüpfte einen dauernden Freundschaftsbund zwischen ihm und dem Siegener Schulrektor D. Aemilius, der ihm häufig Samen und andere Pflanzenteile zusendete und die damals so hochwichtigen „richtigen Pflanzennamen aus dem Dioscorides“ mitteilte.

Sein „Achates“, Johannes Stock, verliefs dann bald Marburg, um zu weiteren medizinischen Studien nach Frankreich zu ziehen und dort den Doktorhut zu erwerben. Er liefs sich später in Frankfurt am Main als praktischer Arzt nieder.**) Beim Abschied in Marburg hatte er, wie schon oben gesagt, dem Freunde das Manuskript der Paracelsischen Schrift geschenkt. Dieser Frankfurter Arzt also ist es hauptsächlich, welchem der Berner Theologe seine lebenslange Liebe zur Naturkunde, namentlich der Botanik, verdankte.

Hochdahl bei Düsseldorf.

*) „Wetteras aliquoties accessimus ad D. Puccierum propter Decii hortum. Sigenam fama D. Āmilii excitati, qui tum Scholae illic praeerat, et hortum variis simplicibus habebat cultissimum. Coloniam, ut videremus D. Echtium, qui Roma nuper reversus, dicebatur, rara quaedam attulisse.

**) Vgl. Wilh. Stricker, die Geschichte der Heilkunde in Frankfurt am Main. 1847. S. 338.

BESPRECHUNGEN.

WILHELM CREIZENACH: Die Schauspiele der Englischen Komödianten. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann 1889. CXVIII und 352 S. 8°. (Jos. Kürschners deutsche Nationallitteratur, 23. Band.)

CARL HEINE: Johannes Velten. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters im XVI. Jahrhundert. 1887. 63 S. 8°. — Das Schauspiel der deutschen Wanderbühne vor Gottsched. 1889, VII und 92 S. — Der unglückselige Todesfall Caroli XII. Ein Drama des 18. Jahrhunderts. 1888. XXX u. 66 S. Halle a. S., Verlag von Max Niemeyer.

KARL VON REINHARDSTOETTNER: Zur Geschichte des Jesuitendramas in München (Sonderabdruck aus dem Jahrbuch für Münchener Geschichte). Bamberg, Verlag der Buchnerschen Verlagsbuchhandlung 1889. 124 S. 8°.

Lessings Urteil im 17. Litteraturbriefe, „dafs unsere alten Stücke wirklich sehr viel Englisches gehabt haben," gründete sich noch nicht auf bestimmtes geschichtliches Wissen; ihn leitete bei diesem Ausspruche nur sein richtiges Gefühl. In Joh. Fr. Loewens „Geschichte des deutschen Theaters" (1766) heifst es nur: Deutschland habe in der Zeit vor Gottsched ein Theater gehabt, „das mit allem Rechte das heifsen kann, was die Engelländer ein extempore Theatre nennen". Von 1550 geht er ohne weiteres auf einen gewissen Magister Velthem über, „nach allen mündlichen Nachrichten der Erste, der eine ordentliche Gesellschaft deutscher Schauspieler geführt hat." Nur die Treuische Gesellschaft sei, nach Loewens eigener Forschung, Velthem vorangegangen. Ludwig Tieck, dessen Verdienste als Litteraturhistoriker meiner Ansicht nach meistens unterschätzt werden,*) hat zuerst Notizen über die in Deutschland wandernden Englischen Komödianten gemacht. Seine Einleitung zum ersten Bande des „deutschen

*) Auch O. Kaiser, „der Dualismus L. Tiecks als Dramatiker und Dramaturg", Leipzig 1885, meint, man sei undankbar und ungerecht gegen Tiecks wertvolle Verdienste. „Er war der gründlichste Kenner der dramatischen Poesie aller Zeiten."

Theaters" (Berlin 1817) hat den Ausgangspunkt für alle folgenden Untersuchungen über diesen Abschnitt der deutschen Theatergeschichte gebildet. Eduard Devrient hat dann den englischen und deutschen Wandertruppen den gebührenden Platz in der „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" eingeräumt, und Loewens Velthem ist durch ihn eine berühmte Persönlichkeit geworden. 1865 veröffentlichte Albert Cohn seinen „Shakespeare in Germany" und einen Nachtrag zu Cohns Darstellung älterer Shakespeareaufführungen in Deutschland, lieferte dann 1870 R. Genée in seiner Geschichte der Shakespeareschen Dramen in Deutschland. 1882 liefs Genée seinen wenig genügenden Versuch einer Geschichte der Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels vom Beginn der Reformation bis zum Hamburger Theaterunternehmen folgen. Eine Auswahl aus den Schauspielen der Englischen Komödianten in Deutschland — sieben Stücke — hatte J. Tittmann 1880 herausgegeben und 1884 gab uns Joh. Meifsner eine Geschichte der Englischen Komödianten zur Zeit Shakespeares in Österreich. Abgesehen von diesen, den Englischen Komödianten eigens gewidmeten Büchern, tauchten aber innerhalb der letzten anderthalb Jahrzehnte eine Masse einzelner Notizen über die englischen Wandertruppen auf. Vor allen hat Karl Trautmann (vgl. N. F. I, 439) die verschiedenen städtischen Archive mit Erfolg durchforscht; die Theatergeschichten einzelner Städte, in erster Reihe Elisabeth Mentzels Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M., lieferten eine Reihe von Berichtigungen und Ergänzungen. So war Cohns ausgezeichnetes Werk unvollständig und veraltet, eine neue erschöpfende Beschreibung der Geschichte der Englischen Komödianten in Deutschland war geboten. Diese hat uns nun Wilhelm Creizenach, der schon 1886 und 1887 Studien über den holländisch-deutschen Titus Andronikus und den deutschen Hamlet (vgl. N. F. I, 107) veröffentlichte, in mustergiltiger Weise und Vollständigkeit geliefert.

Seine umfangreiche Einleitung zu den fünf Stücken behandelt auf Grundlage des ganzen zugänglichen und durch Creizenach selbst vermehrten Materials alle für diesen Abschnitt der Theatergeschichte entstehenden Fragen; um die Theatergeschichte, nicht um die Dichtkunst, handelt es sich dabei in erster Linie, denn im 16. und 17. Jahrhundert „wirkte nicht die englische dramatische Poesie auf die deutschen Dichter, sondern die englische Schauspielkunst auf das deutsche Theater." Der erste Abschnitt verzeichnet die Wanderzüge der Englischen Komödianten. 1585—1697 können wir ihre Spuren verfolgen. Aus dem Jahre 1697 wird noch eine Aufführung von König Carol Stuarts Krieg und Hinrichtung erwähnt. Mit dem Trauerspiele von Gryphius hängt dieses aber gewifs nicht zusammen, da sein Inhalt ja als ein ganz anderer angegeben wird. Im Abschnitte II, „Bühnenverhältnisse", vermisse ich eine eingehendere Besprechung über die Gestaltung der Bühne selbst (Brugge u. s
Bei den ratsvorstellungen wäre zu erwähnen gewesen, dafs

auch in England Sitte gewesen sind, und wahrscheinlich von dorther der Gebrauch erst bei uns eingeführt wurde. Den wichtigsten Teil von Creizenachs Einleitung bildet der III. Abschnitt, „Repertoire". Durch Meifsner und Trautmann sind unsere Kenntnisse der englischen Spielverzeichnisse ganz wesentlich erweitert worden. Bei Creizenach finden wir die erste vollständige Zusammenstellung zugleich mit den litterarischen Quellenangaben, soweit sich solche nachweisen lassen. Aufser Shakespeare lassen sich als Verfasser erkennen: John Still, Robert Wilmot, Gg. Peele, Marlowe (Faust, Jude von Malta, Bluthochzeit*)), Kyd, R. Greene, Henry Chettle, Gg. Chapman, Thomas Dekker, Th. Heywood, John Marston, WilliamHougthon und John Day, Beaumont und Fletcher, Ph. Massinger, John Mason, Lewis Machin, John Ford, H. Glapthorne, L. Sharpe. Von den 36 Shakespearschen Dramen sind 11 in Deutschland aufgeführt, darunter Titus Andronikus und Hamlet, beide von Creizenach wieder abgedruckt, Romeo, Lear, Pyramus und Thisbe aus dem Sommernachtstraum, Kaufmann von Venedig, Heinrich IV. (?) Julius Caesar, Othello, Komödie der Irrungen. Mit „Was ihr wollt" verwandt ist das Freudenspiel „Tugend- und Liebesstreit", 1677 gedruckt und nur in zwei Exemplaren vorhanden. Creizenach giebt von dem seltenen Werke einen Neudruck nach dem Exemplar der Stadtbibliothek in Braunschweig. Heine hat auch im Spielverzeichnisse der deutschen Wandertruppen zwei Bearbeitungen eines Stückes aufgefunden, die sich mit der „Was ihr wollt" zu Grunde liegenden Novelle berühren: „Die getreue Sklavin Doris" (Strafsburg 1720; als Singspiel „Doris oder der königliche Sklave" Hamburg 1680). Einen Zusammenhang zwischen dem Tempest und Ayrers schöner Sidea möchte ich nicht so sicher annehmen, wie Creizenach es tut. Die vielbesprochene Frage nach den Quellen des Sturms ist meiner Ansicht nach durch M. Landaus Untersuchung „le fonti della Tempesta di W. Shakespeare" (Nuova Antologia 1878) eine ganz andere geworden (vgl. Engl. Studien IX, 306). Sehr ansprechend erscheint mir dagegen Creizenachs Vermutung über den Zusammenhang von Schwenter — Gryphius „Peter Squenz" mit einer ungedruckten Komödie Schwenters „von Seredin und Violandra". Die vor kurzem von Meyer-Waldeck vorgebrachte Deutung des Peter Squenz als einer Verspottung des Hans Sachs, halte ich für völlig verfehlt. Bei Wilmot's „Tragedy of Tancred and Gismunde" hätte Creizenach die Dramatisierung von Hans Sachs nennen sollen; ältere italienische Dramatisierungen von Boccaccios Novelle erwähnt Fr. W. Valen-

*) Den in Deutschland aufgeführten Tamerlan wollte Creizenach anfänglich nicht mit Marlowes Reformtragödie in Zusammenhang gebracht wissen. Allein der Frankfurter Theaterzettel vom 28. Juni 1741, „eine aus denen alten Historien gezogene Piece", scheint auf Marlowe als Quelle hinzudeuten. Von vornherein ist es auch kaum glaublich, dafs die englischen Komödianten gerade dieses Hauptwerk der englischen Bühne nicht auf den Kontinent gebracht haben sollten. In der Zeit des Türkenkrieges mufste ja Tamerlans Besiegung der Erbfeinde der Christenheit überall Teilnahme und jubelnden Beifall erzielen. Nachträglich (N. F. II, 370) hat auch Creizenach selbst seine frühere Ansicht geändert.

tin Schmidt („Beiträge zur Geschichte der romantischen Poesie" S. 31). Dafs früh italienische, französische und holländische Stücke neben den englischen in Deutschland aufkamen (vergl. N. F. I, 475), hebt Creizenach selbst hervor.

Von den im Spielverzeichnisse genannten Stücken ist nur ein Teil auf uns gekommen: acht Stücke im Drucke, fünf handschriftlich, fünf in Überarbeitungen und von dreien eine ausführliche Inhaltsangabe; aufserdem noch neuere Puppenspieltexte, welche auf Bearbeitungen des 17. Jahrhunderts zurückgehen. Dies Material bietet die Grundlage für Creizenachs Untersuchung „der Kunststil der englischen Komödianten". Ein eigener Abschnitt ist der Betrachtung der „lustigen Person" gewidmet. Der Name Pickelhäring kommt in Deutschland 1620 zum erstenmale vor, in Holland erst 1648, schon dadurch wird die gewöhnliche Annahme, der Name sei aus Holland zu uns gekommen, widerlegt. 1620 ist die erste Sammlung der englischen Komödien erschienen; 1630 der zweite Teil unter dem Titel: „Liebeskampf"; aus ihm teilt Creizenach eine Tragikomödie und die auf Cervantes zurückgehende Tragödie vom unzeitigen Vorwitz mit. Aufserdem erhalten wir im Anhang fünf interessante und bisher schwer zugängliche Dokumente: Marx Mangoldts Schilderung der Sackevilleschen Truppe; den Anfang des speculum aistheticum von Johannes Rhenanus (erster vollständiger Druck); das Programm einer Breslauer Learaufführung von 1692 und Berichte über verschiedene andere Stücke. Der letzte Abschnitt der Einleitung behandelt die „englischen Komödianten und die deutsche Litteratur". Jak. Ayrer und Herzog Heinrich Julius stehen dabei im Vordergrunde; die Opitzianer haben die Komödianten und ihre Bühne im allgemeinen ignoriert, hier und da sind aber sie, wie die lateinischen Schuldramatiker, doch von ihnen beeinflufst worden. Freilich dauerte es noch lange, bis die Litteratur und die Bühne wieder zusammentreffen sollten. An die Englischen Komödianten reiht sich das Schauspiel der deutschen Wandertruppen, die Haupt- und Staatsaktion. Creizenachs vortreffliche Arbeit wird somit durch die Ergebnisse von Carl Heines Forschungen unmittelbar weiter geführt.

Heine hat das Verdienst, durch archivalische Forschung Dichtung und Wahrheit in Veltens Leben gesondert zu haben. Nach ihm ist Velten am 27. Dezember 1640 zu Halle a. S. geboren und ward am 14. Januar 1661 zum Magister und Baccalaureus promoviert. Die ganze Sage von der Leipziger Polyeuktaufführung, die 1669 den Studenten Velten zum Verlassen der Universität verführt haben soll, ist damit beseitigt. 1665 war Velten noch nicht Schauspieler, aber 1668 bereits Führer einer Gesellschaft hochdeutscher Komödianten, die zehn Jahre später auch schon den Namen der „berühmten Bande" führte. Ihre Ernennung zur „Chur-Sächsischen Komödiantengesellschaft" und die daran sich anknüpfenden Schicksale sind seit 1861 durch M. Fürstenaus Mitteilungen bekannt. Die Orte, an denen Velten auftrat und die unter ihm auftretenden Schauspieler und Schauspielerinnen

hat Heine festgestellt, ebenso, so weit als möglich, ein Verzeichnis der von Velten gespielten Stücke entworfen. Von den 87 nachweisbaren Dramen gehören 15 dem englischen, je 18 dem holländischen und dem französischen, 2 dem italienischen, 1 dem spanischen, 12 dem deutschen Theater an. Wenn Heine weiter folgert, von den 87 Dramen gehöre keines den Haupt- und Staatsaktionen an, so geht er entschieden zu weit, denn viele der aufgeführten Dramen sind gewifs als Haupt- und Staatsaktionen entstellt zur Aufführnng gekommen, so wenig sie auch ursprünglich diesen Charakter an sich hatten. Das ex tempore aber, das Velten eingeführt haben soll, hat in der gewöhnlich angenommenen Ausdehnung nach Heines Untersuchung überhaupt niemals stattgefunden. Nur die komischen Szenen seien extemporiert worden, niemals die ernsten. Ich glaube freilich, dafs Heine hier einer Äufserung Schröders allzugrofse Beweiskraft zutraut. Weil in den von ihm eingesehenen Dramen keine ernsten Szenen extemporisiert skizziert sind, kann die ganz allgemein gehaltene Klage Gottscheds und seiner Gesinnungsgenossen doch nicht auf das komische eingeschränkt werden. Dagegen gelingt es Heine, ziffermäfsig nachzuweisen, wie Velten Schritt für Schritt sich vom Einflufs der englischen Komödianten loszumachen strebte und dafür das französische Theater, vor allem Molière, ausnutzte. Hierin liegt der Schwerpunkt von Veltens reformatorischer Tätigkeit. Er erscheint dabei wie ein Vorläufer Gottscheds und nimmt unter den Prinzipalen der Blütezeit der Wandertruppen, die Heine für den Zeitraum von 1690—1730 ansetzt, eine Sonderstellung ein. Auch das Äufsere des Theaters wurde von ihm reformiert. Das früher vereinzelte Auftreten von Schauspiele r i n n e n wurde in seiner Truppe zur Regel. Er verbreiterte den Raum unter dem Balkon (die Hütte) so sehr, dafs er die ganze Breite der Bühne einnahm und nun eine Vorder- und Hinterbühne vorhanden war, welche erst durch die Neuberische Bühnenreform wieder beseitigt wurde.

Von den eigentlichen Haupt- und Staatsaktionen hat Heine elf Stücke ihrem Inhalte nach ausgezogen, sie auf ihren Ursprung und ihre Motive hin geprüft. Er stellt zwölf Motive zusammen: fürstliche und kriegerische Pracht; Bauern- und Hirtenleben; Herrschsucht; Wollust und Liebesuntreue; treue Liebe; geplanter und ausgeführter Mord und Selbstmord; Grofsmut und Standhaftigkeit; Mifsverständnisse; Belauschungen; Verkleidungen, Verstellungen und angenommene Namen; Bilder, Briefe; Prophezeihungen, Geistererscheinungen. Ebenso stellt er 12 besondere Hans Wurst-Rollen zusammen: Hans Wurst als Diener, Soldat, Bote, Spion und Intriguant, Befehlshaber und Aufseher, Jurist, Sternseher, Krämer, Liebhaber, Bräutigam, Weiberhasser, Kuppler. Diese Motive und ihre Verarbeitung sind das allen Haupt- und Staatsaktionen gemeinsame. Während vor 1690 das holländisch-englische und nach 1730 das französische Theater die Vorratskammer für die Schauspieler in Deutschland bildet, ist es zwischen 1690 und 1730 das romanische Theater im allgemeinen.

Heine verzeichnet je ein deutsches, französisches und holländisches Original: Papinianus, Don Japhet von Armenien, Medea. Vier spanische Originale: Alles geben und doch nichts geben; Aurora und Stella (vgl. N. F. II, 165 und 395); Eifersucht das gröfste Scheusal; Semiramis; Leben ein Traum; unmögliche Möglichkeit; der verwirrte Hof von Belvedere; Essex. Acht italienische Originale: die Statua der Ehre; glückliche Eifersucht Don Roderichs von Valenza; das Labyrinth der Liebe; Comödia in 12 Personen; der eiserne König; die getreue Sklavin Doris; der wollüstige Krösus; der stumme Prinz Atis. Heine meint, dafs der Krösus identisch sei mit dem von Meifsner erwähnten Stücke „die gestrafte Geilheit“; nach Heines Inhaltsangabe möchte ich diesen Titel eher für die „Comödia in 12 Personen“ in Anspruch nehmen.

Heines Arbeiten zusammengehalten mit dem älteren verdienstlichen Werke von Karl Weifs („die Wiener Haupt- und Staatsaktionen“ Wien 1854) bilden nun einen festen Untergrund für die bei Devrient noch in unbestimmten Umrissen schwankende Geschichte der deutschen Wanderbühne. Abgeschlossen ist die Forschung hierfür noch keineswegs; die vergleichende Litteraturforschung wird gerade hier noch manchen Beitrag zu liefern haben; ist doch fast alles, was in diesem Zeitraume auf der deutschen Bühne erscheint, dem Auslande entlehnt und zwar meist nicht unmittelbar, sondern durch verschiedene Umarbeitungen entstellt. Höchst dankenswert ist es, dafs Heine aufser den Inhaltsangaben auch ein vollständiges Drama veröffentlicht hat. Weifs hatte die Tragoedia sacra „die glorreiche Marter Joannes von Nepomuck“ seinem Buche als Anhang beigegeben; Heine veröffentlichte als Mittelstück seiner dramaturgischen Trilogie den „unglückseligen Todesfall Caroli XII.“ nach der Wiener Handschrift mit den Varianten der bereits 1845 von H. Lindner abgedruckten Zerbster Handschrift. Nicht als Haupt- und Staatsaktion, sondern als Muster des „biographischen Dramas“. Die Bezeichnung Haupt- und Staatsaktion ist erst um 1700 aufgetaucht, niemals aber allgemein in Gebrauch gewesen. Das biographische Drama hat sich im Anschlufs an die ungemein beliebten „Gespräche im Reiche der Toten“, entwickelt. Aufführungen von Karl XII. sind für 1741, Frankfurt; 1746, Hamburg; 1756, Lübeck nachweisbar. Vor 1724 ist das Stück nicht entstanden; Heine vermutet, dafs es in diesem Jahre durch Joh. Joseph Kohlard verfafst worden sei. Poetisch ist das Drama wertlos, als bezeichnendes Muster der ganzen Gattung aber ungemein lehrreich. Ausgabe und Einleitung Heines zusammen geben uns ein klares Bild aus dem Hauptspielinhalte der Wandertruppen.

Den Wandertruppen steht das Schuldrama gegenüber, das in der Reformationszeit und gerade durch protestantische Schulmänner seine Ausbildung erhalten hat. In wohlberechneter Absicht bildeten die gewandtesten Vorkämpfer der Gegenreformation, die Jesuiten, nun auch ihrerseits ein Schuldrama aus. Vor einiger Zeit hat Erich Schmidt einzelne dieser handschriftlich aufbewahrten Jesuitendrame

philus) als Beiträge zur Faustdichtung besprochen. Reinhardstoettner, dessen „Jahrbuch für Münchener Geschichte" bereits mehrere wertvolle Studien zur Theatergeschichte gebracht hat (vgl. Zeitschrift N. F. I, 475), giebt nun eine zusammenhängende Geschichte des Jesuitendramas in München, für welches eine Reihe Bände handschriftlicher Aufzeichnungen in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek ihm reichhaltiges Material lieferte. Hier zum erstenmale erhalten wir eine quellenmäfsige erschöpfende Zusammenstellung über die theatralische Wirksamkeit des Ordens an einem seiner Hauptsitze. Man wird es dem unermüdlichen Forscher nicht verargen, wenn er sich bemüht, die Lichtseiten des Jesuitendramas stärker, als es gewöhnlich geschieht, hervorzuheben. Für die Geschichte des Schuldramas ergiebt v. Reinhardstoettners mühevolle Arbeit eine Fülle von Belehrung. Die Auszüge aus dem Diarium des Jesuitenkollegs erstrecken sich über die Jahre 1596—1772; die Quellennachweise zeugen aufs neue von der umfassenden Belesenheit, die Reinhardstoettner in seinem Werke über die „späteren Bearbeitungen plautinischer Lustspiele" so glänzend bewährt hat. Möchte dem „Plautus" nur bald der II. Band der „klassischen Schriftsteller des Altertums in ihrem Einflusse auf die späteren Litteraturen" folgen.

Marburg i. H. Max Koch.

WILHELM JORDAN. Die Edda, deutsch. Frankfurt a. M. 1889, (Leipzig, F. Volckmar). 533 S. 8o.

Dafs der Dichter der „Nibelunge" sich auch als „sprachgewaltiger" Übersetzer der Edda erweisen würde, stand seinen Freunden gleich bei der ersten Ankündigung der Gabe zum 70. Geburtstage des Gebers fest; und auch Ref. gesteht gerne ein, dafs er als aufrichtiger Bewunderer genannter Dichtung eine Leistung ersten Ranges erwartete. Ebenso gerne aber bekennt er auch, dafs ihn gleich in dem Vorwort der heftige Ausfall gegen die Simrocksche Eddaübersetzung höchst unangenehm berührte. Ganz unbegreiflich gar erschien ihm die Bemerkung (S. 4) über den Stabvers Richard Wagners, der „das Ohr mit unerträglichem Geklapper martere, das ästhetische Gefühl mit Roheiten anekele und den Verstand mit Missetaten an Logik und Sprache empöre", und er konnte dieselbe nur einigermafsen entschuldbar finden, indem er erwog, wie sich seiner Zeit der Musikdramatiker über des Epikers Rhapsodenreisen lustig machte (Gesammelte Schriften, VI 372), wofür dieser freilich in seiner Spruchdichtung „Astraeos" (Andachten, S. 97) sich hinlänglich gerächt erachten konnte.

Trotz dieses in schrillen Tönen „stimmenden Accordes“ nahmen wir — nicht als Rezensent, sondern mit der Selbstbescheidung, die uns einem von uns verehrten Dichter gegenüber gebührt — die neue Übertragung ganz nach der Anweisung, die der Übersetzer selber giebt, vor, indem wir mit der Spruchdichtung Havamal begannen, von dieser zu den Liedern der Heldensage fortschritten, und dann erst uns an die schwierigsten Gedichte, die Lieder aus der Göttersage, „zu allerletzt aber an das allen voranstehende, an die so grandiose, als geheimnisvolle Völu Spa, die Weissagung der Wala“, machten. Hier aber, am Ende dieses Weges, auf dem wir dem Übersetzer mit ästhetischem Behagen gefolgt waren, konnten wir nicht umhin, uns die schon hier und da beim Nachwandeln aufsteigende, aber jetzt erst eine bestimmte Gestalt gewinnende Frage vorzulegen: „Wo bleibt die nach Verständigung ringende Berührung mit der Gesamtarbeit philologischer Forschung?“

Wenn der Dichter der „Nibelunge“ als solcher mit voller Souveränetät über den Stoff gebietet, so ist er gerade so im Recht, wie es Richard Wagner gewesen ist, indem er den Bau der Götterburg und die durch den Bruch der Verträge herbeigeführte „Götterdämmerung“ aufs engste mit dem Nibelungenschicksal verknüpft hat. Und so möge anstatt vieler Beispiele ein einziges genügen, um zu zeigen, wie der Epiker die gärende Masse sich dienstbar macht. — Die Verse in Sigurdharkvidha III 12:

Látum son fara fedhr í sinni,
skalat ulf ala ungan lengi.

(Lafs folgen den Sohn dem gefällten Vater,
Erzieh' nicht den Welp des erschlagenen Wolfes.)

waren bis daher stets auf Sigfrids Söhnchen gedeutet worden, und das hier wie in Sigr.-drífumál 35 (ulfr er í ungum syni) gebrauchte Bild läfst die hergebrachte Deutung auch recht wohl zu. Jordan dagegen baute auf diese Stelle in Verbindung mit anderen Zeugnissen die ganze Maschinerie seines Epos auf, indem er den Helden als den Vetter Gunthers und tronberechtigten Erben des gestürzten und ermordeten Sigmund einführt (Hauptstellen: Sigfridsage II 360 ff. XVIII 387 ff.), weshalb er denn auch hier die von ihrer Götterhoheit herabgestürzte Brunhild den Rat erteilen läfst, nun mit dem Vernichtungskampfe fortzufahren und in Sigfrid den Erben der Vaterrache zu treffen.

Räumen wir also auch hier, wie an mancher anderen Stelle der Lieder aus dem Nibelungenkreise dem Dichter den Vortritt vor dem erklärenden Übersetzer ein, mufs es uns sogar freuen, dafs er nicht verschmäht, uns gelegentlich in seine epische Werkstatt hineinblicken zu lassen und „vom Zettel und Zuschlag den Ursprung zu zeigen“, so räumen wir dagegen auch uns das Recht ein, die dreimal (in Strophe 43, 44 und 45) wiederholte Mahnung der Havamal:

Jedem Mann ist bekommlich sein Mafs von Kenntnis,
Gefahr bringt's, nicht Vorteil, zu viel zu wissen!

dem Übersetzer ins Gedächtnis zurückzurufen.

Es ist nicht die Sache des Mannes, in allen Stücken auf eigenen Füfsen zu stehen. Es giebt Taten im Reiche des Geistes, die für alle getan sind, welche darin mitarbeiten. Eine solche Tat war Lachmanns Wiederherstellung des Nibelungenliedes in seiner ursprünglichen Gestalt; eine solche Tat ist die Rekonstruktion der Völuspá durch Müllenhoff. — Als sich Karl Müllenhoff, den Tod im Herzen, gegen Ende des Jahres 1883 entschlofs, die erste Abteilung des V. Bandes der Deutschen Altertumskunde der Öffentlichkeit übergeben zu lassen, da war es der heilige Zorn der Wahrheit gegen den Unfug der Bangschen Theorie von dem Sibyllinischen Ursprung der Eddalieder, der den erprobten Kämpfer zu diesem letzten Streite trieb. Und wenn wir heute nach nicht ganz sechs Jahren mit Julius Hoffory (Göttingische gel. Anz. 1885, abgedruckt in „Eddastudien“ 1889) sagen dürfen, dafs mit diesem letzten Werke Müllenhoffs ein Wendepunkt in der nordischen Philologie eingetreten sei, und dafs die Eddaforschung künftig auf der Grundlage, die Müllenhoff geschaffen, zu bauen haben werde, so mufs es uns höchlich wundern, bei Jordan auch nicht einmal dem Namen jenes Gelehrten zu begegnen, während der Dichter doch mit Selbstzitaten, insbesondere mit Hinweisungen auf seine Epischen Briefe, durchaus nicht sparsam ist.

Und gerade an der von ihm selbst so hoch gestellten Völuspá hätte Jordan ein Prachtstück seiner Übersetzungskunst liefern können, wenn er sich dazu hätte herbeilassen wollen, die Müllenhoffsche Rekonstruktion, die inzwischen (1887) durch A. Heusler einem weiteren Kreise von Gebildeten in Ursprache und Übersetzung zugänglich und durch einführende und erklärende Bemerkungen leicht verständlich gemacht worden ist, zu grunde zu legen und durch die von Müllenhoff selbst und seinen Schülern beigegebene Übersicht über die Komposition dieser „höchsten Blüte der ganzen altgermanischen Weltanschauung“ zu illustrieren. — Sehen wir uns sein Verfahren etwas näher an!

Leihet dem Liede lautlose Andacht,
Hohe und niedre Heimdallssprossen —

ein prachtvolles Exordium zum Hohenliede vom Anfang und Ende der Dinge! Und schon waren wir geneigt, es weit über das Müllenhoffsche

Schweiget alle, friedheilige Scharen,
Heimdalls Söhne, hohe und niedre!

zu stellen. Da trafen wir zwei Seiten weiter (Strophe 6) auf die Stelle, wie die Götter sich versammeln, um Namen zu ersinnen für Nacht, für Morgen, für Mittag und Abend,

„für Jause und Vesper, um Jahre zu zählen.“

Was ist „Jause“ (undorn)? — Dem Referenten liegen in der Regel zwei deutsche Wörterbücher, Weigand und Kluge, zur Seite,

aber keines von beiden erteilt Auskunft. Und wie leicht hätte ihm der Übersetzer die Mühe, noch weiter suchen zu müssen (er ist nämlich kein Baier), ersparen können, wenn er mit Müllenhoff die Strophen 5 und 6*) als Interpolation unübersetzt gelassen hätte, wie er ja auch die Strophen 9—15 in die Anmerkungen verweist, wobei er freilich wiederum mit Müllenhoff bis Strophe 19 hätte gehen müssen.

Wieder ein fataler Stabvers findet sich Strophe 35 (M. 21):

Ein Oststrom ergiefst sich durch giftige Täler
Von Schlamm und Schlick, den heifst man Slidur.

Diesmal weist uns Weigand wirklich unter „Schlich" ein niederdeutsches sick (Referent ist auch kein Niederdeutscher) -Schlamm nach. Aber wozu die gezwungene Lesart „saurom ok svördhum", wenn aufser Müllenhoff u. a. auch die neueste Eddaausgabe, die von Finnur Jónsson 1888), „söxom ok sverdhom" bietet? — Und wiederum hätte ein höchst belehrender Exkurs über den Flufs Slídhr (Müll. a. a. O. 113—118) dem Übersetzer zeigen können, dafs die „Schneiden und Schwerter" an dieser Stelle nicht nur nicht „unsinnig" erscheinen, sondern sogar einen ganz vortrefflichen Sinn geben, wenn wir an die Visio Godeschalci vom Winter 1189/1190 denken, in der von einem Flufs die Rede ist, voll von eisernen Schneiden (ferreis aciebus), den der Bauer mit den Schuhen, die an der Linde gehangen, durchwatet; oder wenn wir die weit verbreitete Sitte erwägen, Verstorbene für die Reise ins Jenseits mit Schuhen zu versehen, wobei dann weiter Gelegenheit geboten war, daran zu erinnern, „dafs auch wir von einem schneidigen Nordost, von grimmiger, schneidender, bitterer und selbst giftiger Kälte reden". — Ein ähnlicher Mangel an genauerer Kenntnis der einschlägigen Litteratur findet sich am Schlusse des Gedichtes, wo Jordan die Wala in die Tiefe tauchen läfst, während es bei Müllenhoff ganz sachgemäfs der Drache Nídhhöggr (hann, das vor Müllenhoff auch schon andere für hón aufgenommen hatten) ist, der, nachdem er noch einmal aufgestiegen war und das neue Reich des Friedens und der Freude erblickt hatte, ebenso rasch wieder versinken mufs.

Nicht geringes Gewicht legt Jordan auf die von ihm befolgte Methode, wonach schwierige, dem heutigen Leser unverständliche Stellen in der Nachbildung selbst ihre Erklärung finden sollen, wenn auch die betreffende Strophe dadurch um einen oder mehrere Halbverse anwachse. Ein sprechendes Beispiel ist die Nachbildung des Halbverses Naglfar losnar (Müllenhoff, Strophe 35, bei Jordan 46):

Entfesselt naht sich
Das aus Fingernägeln
gefügte Fahrzeug

*) Vgl. über dieselben aufserdem: J. Hoffory, Sitzungsbericht der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften vom 4. Juni 1885, abgedruckt in „Eddastudien" 1889.

Ganz schön! Ist aber dadurch eine weitere Erklärung überflüssig geworden? Der Übersetzer giebt sie (Anmerkung 17), ohne damit allzu weitläufig zu werden, in 7 Zeilen. — Die Edda wird niemals im Boudoir ihre Heimstätte finden; ernsten Männern aber dürften die zwei oder drei Worte im Text (etwa „Naglfar löst sich“) nicht zu wenig, die 7 Zeilen der Erklärung kaum zu viel sein.

Doch es ist Zeit, die Völuspá zu verlassen und noch mit einigen Zeilen der oben erwähnten kleineren Beanstandungen zu gedenken. Wir meinen damit nicht die „Roheiten“, zu denen, wie Wagner durch die geforderte Treue der Charakteristik, so Jordan durch die gebotene Treue der Übersetzung genötigt war (vgl. Harbartslied, Hindlalied, Lokasenna etc.). Aber auch „Missetaten“ — nennen wir's etwas milder Gewalttaten — „an Logik und Sprache“ sind uns begegnet. Und warum auch nicht bei einem „Buche unter sieben Siegeln“? So ist zum Beispiel, um nur einen kurzen Gang durch die Spruchdichtung und die Lieder der Heldensage zu tun, in den „Sprüchen des Hohen“ Strophe 138 „So schenk' einen Scherf“, wenn auch das Wort bei Luther in dieser Form vorkommt, doch mindestens sehr gesucht, ebenso wie in „Helgi Hörwardsohn“ Strophe 3 die Wendung „den Kauf gültig toppen“ (französisch toper, spanisch topar), während im ersten Helgilied 23 die „Matrosen“ (als Stabreim auf „Traunos“) doch etwas gar zu modern klingen. Wiederum entlegen erscheint uns „im Tieff des Sundes“ (ebenda 47), sowie der „goldgetrenste“ Hengst im zweiten Helgilied 35. Ganz und gar aber will uns nicht in den Sinn, dafs Sigfrid von Griper „in traulichem Kosen“ sein Schicksal erfahren will (Gripisspá 14: í hugadhs roedhu), sowie, dafs die Schwägerfreundschaft mit Gunther „unerschwinglich“ sein soll (ebenda 44: at yndhi verdha). Hart ist ferner in demselben Liede Strophe 49: „Als Ihr den Gunther zum Gatten ihr auftrogt“ (triegen = betrügen, also „aufbetrügen“ für „vélum beita“), während das „Genasführ“ in der Mär von Fafner recht wohl geeignet ist, den vielbesprochenen Erfindungen Wagners nach dieser Seite beigezählt zu werden (Fáfnismál 11: fyr neissum hafa, „für Genasführ nehmen“), wozu denn auch das „Mordgewürzel“ im ersten Lied von Brunhild (Sigrdrífumál 8: miödhr meinblandinn) zu stellen wäre. Recht unglücklich erscheint uns ferner Gudrun als „Schadenschützin“ in Strophe 50 des dritten Sigfridsliedes (Sigurdharkv. III 54 L.: skeyti skoedha skatna mengi), und die „mit Gold gestanzte stählerne Klinge“ in Strophe 59 desselben Liedes (málmr hringvaridhr, egghvast iárn, 65 L.) dürfte kaum dem armen Mime (Regin) soviel Mühe gemacht haben, wie der Lexikograph sie haben würde, das Verbum „stanzen“ nach seinem Sprachgebrauch zu verfolgen.

Von dem kühneren syntaktischen Gebrauche einzelner Wörter wie „hinnen“ = von hinnen, „jeder unser“ = quisque nostrum (Atlisage 96) u. s. w. wollen wir absehen, um zum Schlusse noch ein Wort zu sagen über die Frage, ob nicht auch bei Jordan der Stabvers „das Ohr mit unerträglichem Geklapper martere“. Und da mufs

sich denn Referent als einen unverbesserlichen Verehrer des Stabverses, bei Wagner sowohl wie bei Jordan, bekennen. Wagner behandelt denselben in seiner Nibelungen-Tetralogie mit Meisterschaft, und er wendet ihn gerade hier an, weil seine Quellen ihn boten, nicht etwa, weil die musikalische Klangwirkung ihn unbedingt forderte. Und wenn sich Jordan aus gleicher Pietät für den gegebenen Stoff ein über die alte Skaldentechnik hinausgehendes System für die Behandlung des Stabverses in seinem Epos schuf (vgl. seine Schrift: Der epische Vers der Germanen und sein Stabreim) und die packende Wirkung desselben an vielen Tausenden von Zuhörern erprobte, so ist er ganz in seinem Recht, diesen Vers nun auch — unter Verzicht auf die Unterscheidung des Málaháttr und des Ljódhaháttr — bei seiner Übersetzung der Edda in Anwendung zu bringen. Die oben getadelten Stabreime aber, deren Liste sich vielleicht auch noch um einige Dutzend vermehren liefse, wollen wahrlich nichts sagen gegen die ungezählten Beispiele einer glänzenden Technik, die eine eingehende Kritik des Buches zusammenzustellen imstande wäre. — —

Im wesentlichen in vorstehender Fassung war unsere „Besprechung" bereits in die Druckerei gewandert, um in Heft 6 des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift zu erscheinen, als sie wegen Stoffüberfüllung der Redaktion zurückgesandt und von dieser mit Rücksicht auf die inzwischen in anderen Zeitschriften veröffentlichten Rezensionen dem Referenten zu nochmaliger Durchsicht übermittelt wurde. Wir unterzogen uns gerne dieser erneuten Prüfung, konnten aber — ebenso im wesentlichen — nichts an unserm Urteil ändern. Dafs der Übersetzer nicht auf der Höhe der Forschung steht und dennoch von diesem Standpunkte aus nicht selten mit Härte über seine Vorgänger urteilt, haben auch wir lebhaft bedauert. Allein so lange nicht einer unserer Germanisten von Fach uns mit einer Eddaübersetzung beschenkt, „die mit genauester Sprach- und Sachkenntnis dichterischen Geist und ein ausgebildetes Formtalent verbindet", so lange sind wir (von den erklärenden Anmerkungen abgesehen, die wir allerdings zum grofsen Teil recht gerne in den Kauf geben) für eine Leistung dankbar, die in vielen Punkten jenem erstrebten Ziele näher kommt als manche andere derartige Arbeit. — Was insbesondere die Technik des Stabverses betrifft, so will es uns doch sonderbar erscheinen, dafs man den Dichter der Gegenwart unbarmherzig in die engbegrenzte Skaldenkunst zurückbannen will, ohne dabei auch nur mit einem Worte von der oben angeführten Schrift des Übersetzers oder von seinen eigenen poetischen Schöpfungen Notiz zu nehmen.*) Bezüglich der Ausstellungen im einzelnen aber hat uns der ungenannte Rezensent in Nr. 21 der „Grenzboten" durch die Entdeckung überrascht, dafs

*) Wenn der Rezensent der „Grenzboten" genannte Schrift, die er allerdings gelegentlich erwähnt, etwas genauer angesehen hätte, dann hätte er wissen müssen, dafs die S. 372 oben angeführten Verse nicht Beispiele „voller Stabung" sind, da Jordan nur einfache Konsonanz mit einfacher und doppelte mit doppelter als stabreimend annimmt.

Jordan das altnordische „if“ mit „Eifer“ kombiniere. Wir haben das zweimalige Vorkommen dieses Wortes (Helgakv. Hiörv. 33 und Sigurđharkv. III 55) sowie das des gleichbedeutenden „ifi“ (Háv. 108) verglichen und in der Übersetzung auch keine Spur von „Eifer“ erblickt, ja sogar zu der einen Stelle in der Anmerkung ausdrücklich „Zweifel ist im Rate der Söhne Jonakurs“ als wörtliche Übersetzung hinzugefügt gefunden. Sollte das nicht auch als ein Verfahren bezeichnet werden können, „für das ein parlamentarischer Ausdruck noch gefunden werden soll“? — Und wenn endlich in verschiedenen Besprechungen dem Übersetzer mit Vorliebe der Vorwurf des Dilettantismus gemacht wird, so möchten wir daran erinnern, dafs z. B. auch Schiller auf dem Gebiete der Geschichtsforschung Dilettant war, dafs aber dennoch eine gerechte Kritik mit Schiller eine neue Methode der Geschichtschreibung beginnen läfst. Und war nicht auch Goethe auf manchen Gebieten Dilettant? — Suum cuique! Die Mitwelt beginnt, gegen den grofsen Rivalen Jordans, gegen Richard Wagner, gerecht zu werden. Seien wir gerechter gegen den noch lebenden Epiker, als dieser selbst es gegen den um wenige Jahre älteren Toten gewesen ist. Beide haben, jeder in seiner Art, sich redlich bemüht, dem deutschen Volke sein ureigenstes Erbe wieder zu gewinnen. Ein Schritt vom Wege sollte doch nicht den Hohn der Mitstrebenden herausfordern.

Darmstadt. Karl Landmann.

HUGO HOLSTEIN: Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts. Halle, Commissionsverlag von Max Niemeyer. 1886. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. 14/15.) — VIII, 287 S. 8° M. 2,40.

Die Reformation, die in Deutschland das ganze geistige Leben des 16. Jahrhunderts durchdrang und erregte, hat mit ihren Ideen auch das Drama jener Zeit erfüllt und in seine Geschichte in mehr als einer Beziehung tief eingegriffen. Der Kampf, der für oder gegen Rom sich auf den Kanzeln und in ungezählten theologischen Streitschriften erhoben hatte, trat bald, mit Waffen des Spottes und der Satire nicht weniger wie mit überzeugungsvoller dogmatischer Begründung geführt, in die volkstümliche Dichtung und auf die Bretter der Schaubühne. Sogar über Deutschland hinaus. Wie hier, um von Holstein übersehene wichtigere Belege herauszugreifen, das schon 1523 verfafste und oft aufgelegte Fastnachtspiel Clawes Bur für die Reformation eintrat, so kämpft in Dänemark in gleichem Geiste das älteste Drama seiner Litteratur, der Peder Smed, gegen die katholischen Lehren. Und umgekehrt richtet der Dichter der „Gemeinen

Beichte der Prädikanten" Angriffe, voll von demselben Gift, das die berüchtigte Monachopornomachia erfüllt, gegen Luther und seine Anhänger. Erscheinen den protestantischen Verfassern die katholischen Priester als des irdischen Wohllebens feile Diener, so malen der Soester Daniel und gleich ihm viele andere Luther und seine verheirateten Geistlichen als dem Teufel verschriebene Anhänger fleischlicher Lüste. Und auch später, als der Sieg der Reformation auf weitem Gebiete endgiltig entschieden war und die persönliche Polemik zurücktrat, hört das Schauspiel nicht auf, Träger reformatorischer Gedanken zu sein. Die in die Hände theologischer Scholarchen gelegte Schulkomödie wurde, nicht zum Besten ihrer künstlerischen Fortbildung, zum theologischen Tendenzdrama. Biblische Stoffe sah die zuschauende Bürgerschaft fortan mlt Vorliebe agiert, möglichst getreu ist der Bericht der heiligen Schrift wiedergegeben und zugleich benutzt, um evangelische Grundlehren, wie die Rechtfertigung allein durch den Glauben, lehrhaft zu begründen und der Zuschauerschaft einzuprägen. Aber selbst in Stücken, die in die religiösen Fragen gar nicht bestimmt waren einzugreifen, begegnen Wendungen und Bezüge, welche den streitbaren Geist und den Eifer in Glaubenssachen bekunden, der die Menschen des 16. Jahrhunderts so sehr erfüllte und beseelte, dafs er auch ohne Anlafs zu Tage trat. Der Prolocutor der „Bauernbetrügerei", die von den betrügerischen Praktiken der Bauern handelt, verweist z. B. auf die falschen Lehrer des Wortes Gottes, die ehedem die Menschheit betrogen haben; und im Gegensatz zu früheren Jahrzehnten mit ihren häufigen Bezügen auf die Väter der Kirche und zumal den heiligen Augustin, wird seit der Reformation gern auf den Wortlaut der Bibel Bezug genommen und sie in den Dramen mit genauer Angabe von Buch und Kapitel angezogen.

Ein farbenvolles Bild würde schaffen können, wer die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Litteratur des 16. Jahrhunderts darstellen wollte. Wer ein solches Bild aber in dem vorliegenden Buche zu finden hofft, hat eine vollständige Enttäuschung zu erwarten. Gerade das, was der Titel verspricht, bietet das Werk nicht; ja die in dem Titel gestellte Aufgabe wird nicht einmal gestreift. Viel eher entspräche der umgekehrte Titel „Die dramatische Litteratur des 16. Jahrhunderts im Lichte der Reformation" Holsteins Buche, doch sind in ihm auch solche Dramen behandelt, die zu der Reformation und ihren Ideen auch nicht in der fernsten Beziehung stehen.

In Wirklichkeit bietet das Buch eine auf weitere Leserkreise berechnete Darstellung der gesamten Dramendichtung Deutschlands von der Reformation bis zum dreifsigjährigen Kriege, eingeleitet durch eine kurze Übersicht über die Entwicklung des Dramas bis zur Reformation und zwei wertvolle Kapitel über die Stellung der Reformatoren zum Drama und die auf dasselbe bezüglichen Vorschriften der alten Schulordnungen. Von den Dramen selbst ist eine gröfsere Anzahl mit Angabe wissenswerter Einzelheiten über Verfasser, Aufführung und Tendenz, sowie mit Andeutung oder ausführlicher Dar-

legung ihres Inhalts besprochen. Hans Sachs, dessen dramatische Tätigkeit übrigens nur obenhin betrachtet wird, ist ein besonderer kurzer Abschnitt gewidmet. Im übrigen sind die Dramen nach Inhalt und Stoff zusammengestellt, zuerst die biblischen, dann je in einem besonderen Kapitel das allegorische Drama, das kirchlich-polemische, das didaktisch-satirische und zuletzt das Jesuitendrama. Diese Anordnung, bei der z. B. die Abraham-, Lazarus- oder Acolastusdramen zusammen sich besprechen lassen, hat für die Dramengeschichte des 16. Jahrhunderts, in welchem die stoffliche Tradition die Selbständigkeit der Dichter weit überwiegt und wörtliche Entlehnungen in ausgedehntester Weise erlaubt oder geübt sind, die gröfsten Vorzüge. Vorbild und Nachahmung, erster Entwurf und verbesserte Bearbeitung stehen neben einander und Fortschritt und Entwicklung vor Augen. Freilich hat Holstein selbst die Vorteile seiner Anordnung nicht ausgenutzt, er pflegt ebenso wenig anzumerken, wie weit die älteren Dramen Vorbild oder Quelle für jüngere gewesen sind, wie er auf die Fortschritte in der Tektonik der Dramen oder die psychologische Durchbildung der Charaktere aufmerksam macht. Diese Selbstbeschränkung des Verfassers mag einesteils durch die Scheu, sich in zeitraubende Vorstudien und gelehrte Einzelheiten zu verlieren, veranlafst sein, anderseits steht sie im Zusammenhange damit, dafs die Dramen der einzelnen Stoffkreise in wenig vollständiger Anzahl herangezogen sind.

Obgleich für weitere Leserkreise berechnet, wird das Buch doch auch gelehrten Forschern mitunter von Nutzen sein. Holstein gehört zu den wenigen Litteraturhistorikern, welche die meist nur in wenigen Exemplaren erhaltenen und in den verschiedensten Bibliotheken versteckten Dramendrucke des 16. Jahrhunderts zu einem beträchtlichen Teile aus eigener Einsicht kennen und er ist deshalb oft in der Lage, Angaben über dieselben zu machen, die man in keinem andern Werke findet, auch führt er hin und wieder ein Drama an, dessen Kenntnis dem bibliographischen Sammelfleifse Gödekes entgangen ist. Dann hat er das Verdienst, aus Luthers Schriften und den Schulordnungen des 16. Jahrhunderts eine Sammlung der auf die dramatischen Aufführungen bezüglichen Stellen gegeben zu haben, welche die von Gödeke zusammengestellte um ein vielfaches übertrifft. Die Holstein in hohem Mafse eigene Vertrautheit mit dem Stoffe, den er behandelt, hebt denn auch sein Buch trotz seiner Mängel hoch über andere populäre Darstellungen der älteren dramatischen Litteratur. Das Einleitungskapitel, welches das 14. und 15. Jahrhundert behandelt, wird man freilich von diesem Lobe ausschliefsen müssen.

Das biblische Reformationsdrama ist der deutschen Litteratur eigentümlich, weder in Frankreich noch den in Niederlanden oder England findet es sich in gleicher Weise wieder. Man könnte hierin eine Bestätigung der verbreiteten und auch von Holstein vertretenen Ansicht finden, dafs nämlich Luther „gewissermafsen der geistige Urheber des biblischen Dramas, das von da ab einen besonderen Zweig

der Litteratur bildet" gewesen ist, und könnte in dieser Ansicht bestärkt werden, wenn man die Entschiedenheit sieht, mit welcher Luther in seinen Schriften und Briefen für die Aufführung biblischer Dramen eingetreten ist. Bei alledem darf man die Entwicklung dieses Zweiges der dramatischen Dichtung nicht dem persönlichen Einflusse des grofsen Reformators, in wie hohem Mafse er denselben auch gefördert hat, zuschreiben. Wäre seinem Einflusse diese Dramengattung zu verdanken, so müfste sie zuerst und vor allem sich in Norddeutschland und zumal in Sachsen entwickelt haben. Tatsächlich ist aber gerade die reformierte Schweiz der Boden, wo das biblische Drama zuerst besondere Pflege gefunden hat. Nicht die Reformatoren, sondern die Reformation hat das biblische Drama entwickelt. Durch sie waren die Legenden als „Lügenden" erklärt und der gesamte Bürgerstand mit dem lebendigsten Interesse für die Bibel erfüllt worden. Die Folge war, dafs die Legende aufhörte, Stoffe für neue Dramen zu bieten, und die evangelischen Theologen, welche den Stadtschulen vorstanden, sich auf die Bibel hingewiesen sahen und ihr entnommene Stoffe um so eher den Schulkomödien zu Grunde legten, als diese Stoffe des Interesses der Zuhörer sicher waren.

Berlin. Wilhelm Seelmann.

GOLTHER, DR. WOLFGANG: Die Sage von Tristan und Isolde. Studie über ihre Entstehung und Entwicklung im Mittelalter. München 1887. Christian Kaiser. VIII. u. 124 Seiten. M. 3,20.

Auch zu der vorliegenden Arbeit Golthers, seiner zweiten, hat wie zu der vorigen über das deutsche Rolandslied (siehe diese Zeitschrift 1, 365 ff.) Konrad Hofmann die dankenswerte Anregung gegeben. Nach den trefflichen und nahezu abschliefsenden Bemühungen Heinzels und Kölbings um die Thomas- oder Gottfried-Version der Tristansage schien es an der Zeit, zumteil auf grund der Eilhart-Ausgabe Lichtensteins in gleicher Weise auch die andere, die Berol- oder Eilhart-Version in Angriff zu nehmen. Bei solcher Arbeit mufste nach Golthers eigenem Bekenntnisse „unwillkürlich die Frage nach dem Ursprung und dem Entstehen der Sage auftauchen." Ich gestehe, dafs die Beantwortung gerade dieser Frage mir am allerwichtigsten zu sein scheint, viel wichtiger, als der Nachweis von Übereinstimmungen und Abweichungen in den verwandten oder entgegenstehenden Tristan-Versionen.

Die allgemeine Ansicht vom keltischen Ursprunge der Sage ist

*) Bei Heinzel (1869), bei W. Hertz (1877), bei Lichtenstein (1877) noch Berox.

lange Zeit ohne Prüfung hingenommen worden. Man beruhigte sich einfach mit der Annahme, dafs eine auf keltischem Boden erwachsene Sage nach Frankreich verpflanzt worden sei, dort in ihrer Weiterentwickelung als Grundlage epischer Kunstwerke gedient und schliefslich von da aus die Wanderung durch die europäischen Litteraturen angetreten habe.

Schon vor geraumer Zeit hat Wilhelm Müller in der Tristansage eine Siegfriedsage erblicken wollen, aber diese Andeutungen hatten so gut wie keine Beachtung gefunden. Auch was Brynjulfson über den Einflufs skandinavischer Dichtung auf die Ausbildung des Tristanromans vorbrachte, ist bei uns in Deutschland kaum vernommen worden. Georg Sarrazin war es, der zuerst bei uns mit Entschiedenheit germanische Sagenmotive im Tristanroman nachzuweisen suchte (in dieser Zeitschrift 1, 262 ff.). Für Golther war dies eine treffliche Vorarbeit, auf die er auch Bezug nimmt und deren wichtige Ergebnisse er sich zu eigen macht, wenn er sich auch nicht mit allen Folgerungen Sarrazins einverstanden erklären kann.

Zuerst fafst Golther wie Sarrazin die Namen ins Auge, wobei er sich wie dieser auf Förstemanns Namenbuch, zugleich aber auch auf die aufserordentlich lehrreichen Anmerkungen bezieht, welche Wilhelm Hertz seiner Neubearbeitung des Gottfriedschen Tristan beigegeben hat.

Auch Golther sieht in Isolt, Isalt wie Sarrazin die jüngere Form von Is-walda, Eiswalterin, Eisherrscherin. Germanisch sind ferner Morold, Gurmun und in französischer Umhüllung Rual. Die keltischen Namen wiegen vor, wie Tristan*), Riwalin, Brangaene, Morgan, Marjodoc, Kaherdin. Aber neben sie stellen sich französische wie Blanscheflur, Rugier, Rual li foitenant, Kurvenal (Gouverneil), welche nur auf französischem Boden, unter den Händen französischer Dichter der Sage einverleibt werden konnten. Wenn der Schauplatz der Handlung vorzugsweise auf keltischem Boden ist, so kann dies nicht ohne weiteres als Beweis für den notwendigen keltischen Ursprung der Sage gelten. Weiterhin betrachtet Golther vorhandene Reste und Spuren in keltischer Sage selbst. Aber auch diese reichen nicht aus, uns den keltischen Ursprung zu erweisen. Auch den mythologischen Erklärungsversuchen gegenüber meint er ein skeptisches Verfahren einhalten zu müssen. Die Betrachtung der Sage nach ihrer stofflichen Seite, die auf mannigfache Episoden und sich wiederholende Motive führt, zwingt zu dem Ergebnisse, dafs neben einzelnen Spuren keltischer Überlieferung die allgemeine, im Mittelalter beliebte Märchen- und Novellen-Litteratur der Sage die Grundlage geboten hat. Hierzu gesellen sich auch einzelne Züge aus der antiken Sagenwelt. Die einzelnen Bestandteile sind meist nur lose zusammengefügt, und diese Zusammenfügung, die Sagenausbildung, kann nicht in die älteste Zeit zurückgehen. Nach Golthers Ansicht mufs sie in den siebenziger Jahren des 12. Jahrhunderts zum Abschlufs gekommen sein.

*) Inzwischen hat Golther über den keltischen Ursprung des Namens Tristan gehandelt in der Zeitschrift für romanische Philologie 12 (1888), 348.



Wie man sieht, ist Golthers Untersuchung über die Entstehung der Tristansage zu einem vorwiegend negativen Ergebnisse gelangt. Nach seinen sehr interessanten Auseinandersetzungen wird schwerlich jemand mehr an der früheren unbestimmten Meinung, dafs die Tristansage keltisch sei, festhalten wollen. Golther hat aber zugleich auch die Unmöglichkeit dargetan, die Sage bis in ihre Uranfänge zu verfolgen. Die Sage ist aber doch nun einmal da. Wenn sie nun nicht keltisch ist, sondern nur einzelne keltische Züge aufweist, was ist sie sie denn? Golthers Betrachtung hat es genugsam gezeigt, dafs die Sage in ihren überaus mannigfaltigen, zu einem Ganzen verknüpften Bestandteilen ein Konglomerat ist, das selbst wieder neue Rätsel aufgiebt.

Diese Rätsel sind von Golther keineswegs gelöst worden. Was er zunächst im folgenden Kapitel mit der Überschrift: „Die Spielmannsversion der Tristansage“ über die litterarische Entwickelung der Sage in Frankreich vorbringt, ist so wenig klar, dafs ich aus diesen Auseinandersetzungen, wenn auch vieles Einzelne verständlich und annehmbar erscheinen mag, nicht recht klug geworden bin, was er denn eigentlich meint. Dieser Teil sticht gegen den ersten sehr unvorteilhaft ab. Die folgende längere Vergleichung des französischen Prosaromans mit den beiden Hauptversionen der Sage, insbesondere mit der sogenannten Berol-Version ist gewifs an sich verdienstlich, ist aber für den Zweck der Schrift zu breit und umständlich. Eine Hervorhebung des Wichtigsten hätte genügt. Der litterarhistorische Gewinn dieses Kapitels kann insofern nicht als ein ansehnlicher bezeichnet werden, als wir nur erfahren, dafs zu den bekannten Bearbeitungen jener einen Version, also zu Berol, Eilhart, Ulrich, Heinrich und mit Einschränkung zum čechischen Tristan auch der französische Roman hinzutritt. Dagegen hat die Vergleichung dieser Bearbeitungen manche wichtige und interessante Einzelheit gefördert. Golther hat es vermieden, von der Berol-Version zu sprechen, wenn er es doch tut, bezeichnet er sie ausdrücklich als die „sogenannte“ Berol-Version. Er stellt sich der Ansicht entgegen, als haben zwei Dichter, Berol und Thomas, beide gleich berechtigt und gleich selbsttätig, die Tristansage in Frankreich in eine bestimmte Form gegossen. Man dürfe vielmehr nicht von einer Version des Berol reden und die Version nicht an einen bestimmten Dichternamen anknüpfen; am besten möge der Name „Spielmannsversion“ passen, denn sie ruhe in den Händen mehrerer Dichter. Eine künstlerische, bleibende Form sei dieser Version nicht geworden. Für die französischen Bruchstücke mag das zugegeben werden, aber ist denn Eilharts Gedicht nicht ein einheitliches Kunstwerk? Wir werden nicht aufhören, wenn wir die ältere Version im Gegensatz zu der von Gottfried gewählten bezeichnen wollen, nach wie vor von der Eilhartischen Version zu sprechen. Und für den praktischen kurzen Ausdruck wird gleicher Weise die Berol-Version bestehen bleiben. Ich glaube kaum, dafs sich der vorgeschlagene Terminus „Spielmanns-Version“ einbürgern werde.

Im dritten Kapitel mit der Überschrift: „Die höfische Version, das Thomasgedicht“, zieht Golther bei der Vergleichung der einzelnen hierzu gehörigen Dichtungen zu den schon bekannten und genugsam betrachteten auch die verschiedenen nordischen Lieder und Prosaromane heran, nicht minder das merkwürdige niederdeutsche Fragment (ed. Lambel und Titz), welches zum erstenmale von der Existenz eines deutschen Gedichtes Kunde giebt, das den bei Gottfried fehlenden Schlufs im wesentlichen nach derselben Tradition behandelte, der die Quelle Gottfrids, der nordischen Saga und des englischen Gedichtes folgte. Auch über das verlorene Kunstepos des Christian de Troyes wird hier gehandelt.

Nicht ohne Spannung bin ich gerade an dieses Kapitel herangetreten. Ich wollte doch erfahren, wie sich Golther in der bekannten Streitfrage entscheiden würde, ob für Kölbing, oder für Heinzel. Schon im vorhergehenden Kapitel hatte sich der Verfasser gegen Heinzel erklärt, indem er den Berol nicht als den Dichter eines einzelnen Liedes, sondern aller Fragmente der Spielmanns-Version betrachtete. Hier nun nimmt er ganz in gleicher Weise gegen Heinzel an, dafs Thomas die ganze Tristansage, nicht blos einen Teil derselben, behandelt habe, doch geht er mit Verweis auf Kölbings Untersuchungen in seinen beiden Ausgaben sowie auf Vetters und Röttichers kleine Schriften auf diese Frage nicht näher ein. Eine andere Frage, die mit dieser ersten zwar eng zusammenhängt, sich aber doch nicht mit ihr deckt, die Frage, ob wir in der nordischen Saga das Abbild der französischen Vorlage Gottfrids zu erkennen haben, wird von Golther überhaupt nicht näher besprochen, sondern nur gestreift. Aus einzelnen Äufserungen scheint hervorzugehen, dafs er auch hier auf Kölbings Seite steht.

Schliefslich möchte ich noch eine kleine Einzelheit berühren. Golther gedenkt auch gelegentlich des bekannten Aufsatzes über die Tristansage oder genauer der Beurteilung von Büschings und v. d. Hagens Buch der Liebe in der Leipziger Litteraturzeitung vom Jahre 1812, setzt aber den Namen des Verfassers, Jacob Grimm, mit einem Fragezeichen in Klammer. Früher hat man allerdings geschwankt und nicht recht gewufst, ob von Jacob oder von Wilhelm Grimm jene Recension herrühre. Jetzt aber wird kein Zweifel mehr sein. Im Chronologischen Verzeichnisse der Schriften Jacob Grimms (kleinere Schriften von Jacob Grimm, 5. Band, S. 486) ist die Recension mit eingereiht. Und im 6. Bande der kleineren Schriften ist sie zur Befriedigung vieler Fachgenossen auch mit aufgenommen worden (S. 84—100).

Wenn das Buch von Golther, namentlich in seinem zweiten Abschnitte, auch nicht alle Erwartungen erfüllt, so ist es doch im ganzen als eine sehr willkommene und förderliche Erscheinung zu begrüfsen.

Rostock. Reinhold Bechstein.

HERMANN BAUMGART: Handbuch der Poetik. Eine kritisch-historische Darstellung der Theorie der Dichtkunst, Stuttgart, Cotta 1887. 735 S. gr. 8°.

Dies anerkennenswerte Buch ist für seinen näheren Zweck vielleicht etwas zu lang geraten. Denn es ist im Grunde eine Streitschrift und vertritt besondere Ansichten des als klassischer Philologr und Goethekenner wohlbekannten Verfassers über höhere poetische F agen. Im Mittelpunkt steht seine im Gegensatz zu J. Bernays aufgestellte Katharsistheorie, wie sie der Verfasser in Fleckeisens Jahrbüchern (1875 S. 81 ff.) und in den Monographien, πάθος und πάθημα im Aristotelischen Sprachgebrauch (1873) und „Aristoteles Lessing und Goethe" (1877) bereits begründet hat. Die betreffenden Ausführungen, die einen grofsen Raum einnehmen, stehen nun in einem gewissen Mifsverhältnis zu der anderen Seite des Buches, die sich mit breiter Behandlung der rein traditionellen Schemen, litterarhistorischen Übersichten mit Auszügen und Analysen bekannter Dichtungen und endlich mit seitenlangen Mitteilungen populär gehaltener Schriften berühmter und bekannter Philologen wiederum an ein sehr weites Publikum wendet. Sowohl dem Gebildeten als dem Gelehrten wäre hier durch eine mehr zusammengedrängte Darstellung gedient. Denn die Halbbildung greift doch wohl kaum nach einem Buche, in dem die Fragen der höheren philologischen Kritik, und die sicherlich nicht allzuleicht verständlichen Probleme der Psychologie und spekulativen Ästhetik erörtert werden. Der Gebildete aber zieht nach unseren Erfahrungen grade in rein theoretischen Dingen eine resultatreiche Kürze allen wohlmeinenden d. h. seinem Verständnis entgegenkommen wollenden Erörterungen vor. Breite Behandlung gelehrter Streitfragen gehört aber heutzutage in der Blütenperiode gelehrter Zeitschriften kaum mehr in ein Buch, am wenigsten in ein solches von auch nur annähernd populärem Charakter.

Namentlich die Frage, welche den Grundkern des Buches ausmacht, die Katharsistheorie, hätte durch eine angemessenere, namentlich mehr konzentrirte Darstellung gewonnen. Um so eher wäre eine solche zu erzielen gewesen, weil sie ihre polemischen Phasen vor dem zugehörigen Publikum bereits hinter sich hat. Scharfe, meinetwegen rein dogmatische Anwendung der Ergebnisse wäre nunmehr und gerade an solcher Stelle recht wohl am Platz. Es fände nunmehr die Stichprobe auf die strittigen Punkte hin statt, dem Gelehrten wäre es interessant, die Gestaltung der ganzen Theorie aus diesem springenden Punkte zu beobachten und das Publikum könnte bewähren, in wie weit er Triebkraft genug besitzt, seine Anschauungen zu bestimmen.

Die Theorie selbst, gegen die sich Baumgart hier also wie gegen eine Art von poetischem Gemeinschaden wendet, nämlich die Bernayssche Interpretation der Katharsis als „medizinische Entladung" ist weder so „willkürlich" noch so „wunderlich" wie sie Verfasser S. 433 charakterisiert. Dafs es kein blofser paradoxer Einfall ist, beweist z. B. die

übersehene Tatsache, dafs schon Bernays nächster Vorgänger in der Katharsiserklärung, nämlich Fr. v. Raumer (in s. hist. Taschenb. N. F. III 186) die Möglichkeit dieser Interpretation zurückweist. Da man in diesem Gelehrten nun gerade am wenigsten einen philologischen Schnüffler vor sich hat, so mufs denn doch wohl etwas da sein, worauf sie sich stützt. Aber es kommt sehr darauf an, wie man ein Aperçu ausspricht und wie man es begründet. In dieser Hinsicht kann von einer Vertrautheit mit demselben bei Lessing, Herder, Goethe (S. 433) nicht die Rede sein. Entladung von Furcht und Mitleid (auf das Wort „Entladung" kommt es an!) als Stimmungsphänomen am Schlusse einer Tragödie – wem ist es noch nicht aufgefallen? (vgl. Gust. Freytag Technik des Dramas[3] 77). Es ohne Rücksicht auf moralische und aesthetische Folgerungen dem Aristoteles vindiciert zu haben ist Bernays Verdienst. Angreifbar sind daher höchstens die Folgerungen, nicht der Satz selbst. So ist es mit den beruhigenden Wirkungen gerade der enthusiastischen Musik (Abh. der Bresl. Gesellsch. B. I S. 141) eine mifsliche Sache, weil die Musik keine logische Gewalt über den Hörer hat wie die Handlung der Tragödie. Tatsachen wie die Brüsseler Augustrevolution bei Aufführung der Stummen von Portici sprechen hier deutlich. Man weifs nicht, wo der Punkt der Erschöpfung beim Hörer hier anzusetzen ist. Das wäre näher zu bestimmen, wirkt auch auf einzelnes bei der Tragödie ein — Aber wir wollen nicht hier auch noch anfangen!

Verfasser vermischt das Stimmungsergebnis in der Tragödie mit ihren pädagogischen Begleitwirkungen (aesthetischen und moralischen) auf Schritt und Tritt. Die mifsbräuchliche Anwendung der psychologischen Sollicitation gegen die sich übrigens Bernays im III. Abschnitt selbst wehrt) versetzt ihn fortwährend in Angst. Diese aber hat ihren Grund in ganz anderen Dingen, als in unrichtiger Auffassung der Katharsis. Eine solche könnte von einem derartigen Künstler nur als Maske gebraucht werden (wie dies wohl geschieht und geschehen ist), aber es hält meines Erachtens nicht schwer, sie ihm abzureifsen. Eine Anleitung hierzu wäre fraglos lobens- und wünschenswert. Aber sie müfste auch nicht mehr sein wollen.

Baumgart aber will damit zu einer Auffassung der Poesie hinleiten, die mindestens ebenso gefährlich für ihre praktische Ausgestaltung ist als die von ihm bekämpfte Katharsistheorie (wie sie sich ihm nun einmal darstellt). Unmerklich aber tiefgreifend, überall um sich fressend, schleicht sich ihm das verhängnisvolle teleologische Prinzip in die Kunst ein, die unglückliche unter den vielen glücklichen Hinterlassenschaften seines Meisters Aristoteles. Daraus entspringt bei ihm der weite Gebrauch der „Hyponoia" in ihrer bedenklichsten Form der Allegorie und in Folge davon die symbolische Interpretation, die moralische Nutzanwendung, die ethische Rettung von Charakteren der Dichtung u. s. w. Wie breit steht unter den lyrischen Gattungen der Abschnitt VII „über die sogenannte didaktische Poesie"! und gar Fabel und Parabel verlangen eine ganze Reihe Kapitel für sich

und bilden natürlich wie bei „Bodmer und Breitinger“ die Basis für das ganze Epos. Gliederung ist überhaupt Baumgarts Sache nicht; es ist nicht die bloſse Übersicht, die wir darunter verstehen möchten. An Definitionen und Bestimmungen aesthetischer Momente ist er überreich, aber keineswegs einheitlich, infolgedessen, wo er Neues versucht, selten befriedigend. Der Geschmack daran scheint sich überhaupt zu verlieren, er hat schon zu lange in Blüte gestanden.

Der persönliche Standpunkt des Verfassers ergiebt sich schon daraus von selbst. Sein schroffer Aristotelismus schliefst Kantschen Kritizismus aus, woran Schiller auch poetisch ein wenig Teil hat. In Anbetracht von Baumgarts eigener Individualität wird Herder von ihm sehr stiefmütterlich behandelt, als Dichter unnötig oft tadelnd herbeigezerrt. Nicht ohne Grund mufs sich wohl zu guterletzt noch Euripides eine umständliche Vernichtung gefallen lassen. Verfassers Heroen sind Goethe und Shakespeare, aber man wird verstehen, warum gegen das allegorische Element im ersteren und die phantastischen Teile des letzteren der ganze Dichter stark zu kurz kommt. Als Philolog ist Verfasser Gegner der Liedertheorie und beweist in langen Erörterungen über das Nibelungenlied, dafs hauptsächlichste Momente des ganzen Gedichts gerade in von Lachmann gestrichenen Strophen liegen (s. 298, 301 u. ö.). — Im ganzen ist es ein ernstes, tüchtiges Buch, dessen Einseitigkeiten selbst in unserer Zeit von Nutzen sein werden. Das Publikum täte gut, sich mehr an solche Erzeugnisse dieses offenbar gesuchten Litteratur-Zweiges zu halten, als an — andere, die sich einer problematischen Beliebtheit erfreuen. Auch der Forscher wird — besonders auf ähnlichen Wegen — es nicht umgehen können und wenn auch nicht immer Förderung so doch Stoff zum Nachdenken genug finden.

Berlin. Karl Borinski.

J. S. TURGENIEW, Briefe von. Erste Sammlung (1840—1883). Herausgegeben von der „Gesellschaft zur Unterstützung hilfsbedürftiger Schriftsteller und Gelehrten“ in St. Petersburg. Aus dem Russischen übersetzt und mit Einleitung versehen von Dr. Heinrich Ruhe. Leipzig, F. W. v. Biedermann 1886.

Der Hauptwert der vorliegenden Sammlung liegt nicht in Mitteilung neuer literarhistorischer Tatsachen, sondern in dem Einblick, welchen sie uns in die sympathische und edle Persönlichkeit Turgeniews tun läfst. Die Briefe sind nicht etwa systematisch gesammelt oder ausgewählt, sondern es hat eine Anzahl der Korrespondenten des Schriftstellers sich zusammengetan, um, was ihnen von seiner Hand

übrig geblieben, zu einem gemeinsamen Denkmal zu vereinigen. Weitere Sammlungen dieser Art sind, wie der Titel angiebt, noch zu erwarten. Die Briefe sind chronologisch geordnet, und wenn auch ungleich über den langen Zeitraum von dreiundvierzig Jahren verteilt, so doch bei ihrer grofsen Anzahl (488) im Ganzen wohl imstande, einen Überblick über Turgeniews Lebensgang seit der Mitte der fünfziger Jahre zu geben. Der gröfste Teil der Briefe ist an den Schriftsteller Polonski und dessen Gattin gerichtet, mit denen Turgeniew durch nahe Freundschaft verbunden war.

Unbedingte Wahrhaftigkeit, verbunden mit aufrichtiger Teilnahme für die Freunde, grofse Unbefangenheit in Beurteilung seiner eigenen Leistungen, aufrichtige Vaterlandsliebe, die jedoch eine scharfe Beurteilung der Schwächen des eigenen Volkes nicht ausschliefst, charakterisieren die Briefe Turgeniews. Sein Urteil über die neuen Erzeugnisse seiner litterarischen Freunde ist niemals schablonenhaft, sondern giebt sichtlich mit vollkommener Offenheit den empfangenen Eindruck wieder, bald in hoher Anerkennung, bald auch in schärfstem Tadel. Niemals aber wird auch das Urteil in gesuchter, pointierter Form ausgesprochen, um etwa Geist und Scharfsinn des Kritikers zu erweisen; es ist stets einfach und sachlich. Was seine eigenen Werke betrifft, so war sich Turgeniew dessen bewufst, dafs sie bei ihrer scharfen Darstellung, der Schattenseiten des heutigen Rufsland, keinen Anklang bei der Masse seiner Landsleute fanden; um so mehr liegt ihm an dem Urteil der Freunde, die seine „Welt“ bilden; des Wertes seiner Hauptwerke ist er sich dabei freilich voll bewufst; von kleineren Arbeiten ist er leicht bereit zuzugeben, dafs sie nicht ernsteren Anforderungen entsprechen.

Sein Nationalgefühl ist lebhaft; aber weder der Panslavismus noch die europafeindliche Abgeschlossenheit des Altrussentums finden an ihm einen Verbündeten. Was er an dem russischen Volke schätzt, ist im Gegenteil das Allgemein-Menschliche, Sympathische seines Charakters; Geduld, Genügsamkeit, Gottergebenheit, wie dies besonders in dem schönen Briefe hervortritt, den er 1874 in Anlafs der Hungersnot im Gouvernement Samera an Polonski geschrieben hat. Der Türkenkrieg von 1877 und die angeblich „befreienden“ Bestrebungen gegenüber Serben und Bulgaren erregen seinen Hohn; offen spricht er es aus, dafs der Krieg hauptsächlich zur Ablenkung innerer Unzufriedenheit unternommen sei; um des abenteuernden General Tschernajew willen kommt es fast zur Entzweiung zwischen ihm und seinem Freunde Polonski.

Die beiden Länder, deren Gastfreundschaft er Jahrzehnte lang in gleichem Mafse genossen, Deutschland und Frankreich, beurteilt er mit Unparteilichkeit. Im Jahre 1870 begrüfst er in Baden-Baden freudig den Sturz des napoleonischen Kaisertums und bewundert die Begeisterung Deutschlands, äufsert sich aber auch unwillig über Manches, was er hier wahrgenommen hat.

Bei dieser ruhig objektiven und doch zugleich gemütvollen Sinnes-

und Urteilsweise wirken doppelt ergreifend die wenigen Stellen, wo die tiefe Schwermut seines Wesens aus dem Innersten ans Tageslicht tritt. Sie erregen hohe Achtung vor der Seelenstärke des Mannes, der trotz solchen Druckes dennoch weder zum Menschenfeinde wird, noch die künstlerische Klarheit und Festigkeit einbüfste.

Eine Äufserung über die Kunst, der er sich selbst gewidmet, möge den Schlufs dieses Referats bilden; sie ist an einen jungen Novellisten gerichtet, der sich um Rat an Turgeniew gewandt hatte. „Wenn es Sie mehr interessiert, die menschliche Physiognomie und das fremde Leben kennen zu lernen, als Ihre eigenen Gedanken und Gefühle darzulegen; wenn es Ihnen z. B. angenehmer ist, die äufsere Gestalt nicht nur eines Menschen, sondern auch eines einfachen Dinges richtig und genau kennen zu lernen, als die Gefühle, welche Sie beim Anblick dieses Menschen oder dieses Dinges empfinden, hübsch und herzlich auszudrücken: Dann sind Sie ein objektiver Schriftsteller und können eine Novelle oder einen Roman vornehmen. Ohne Arbeit, ohne strenge Arbeit wird jeder Künstler ganz gewifs ein Dilettant bleiben; hier kann man nicht auf die . . . Minuten der Begeisterung warten . . . Und nicht nur an seinem eigenen Werke mufs man arbeiten, . . . nein man soll auch in Alles, was uns umgiebt, einzudringen versuchen und bemüht sein, das Leben in allen seinen Erscheinungen zu erkennen und zu verstehen, sowie jene Gesetze zu studieren, nach welchen es verläuft, und die nicht immer zum Vorschein kommen. Man mufs durch das Spiel der Zufälligkeiten hindurch zu Typen zu gelangen trachten und dabei der Wahrheit treu bleiben, nicht mit oberflächlichem Lernen sich begnügen und nicht nach Effekt und Täuschung haschen“.

Die Übersetzung der Briefe liest sich gut und giebt dem, der Turgeniew's Stil kennt, den Charakter desselben in wohltuender Treue wieder; doch ist an der Schreibweise der Eigennamen mancherlei auszusetzen. Im Russischen gilt die Regel, den fremdländischen Namen so zu schreiben, dafs der Russe nach der Art, wie er die Buchstaben spricht, denselben Wortklang wie der Ausländer dem Namen geben könne; dadurch verändert sich das Wortbild oft bis zur Unkenntlichkeit. Der Übersetzer hat die Pflicht, die Namen wieder zu ihrer heimatlichen Orthographie zurückzuführen. Wenn Dr. Ruhe aber Turgeniew von einer Novelle Geizes reden läfst, so werden manche Leser kaum vermuten, dafs Heyse gemeint sei; ebenso steht fälschlich Lipgart für Liphart, den livländischen Maler, der in Paris Turgeniews Bildnis entwarf. Auch in der Wiedergabe der russischen Namen finden sich einige, — jedoch wie es scheint, absichtliche Inkorrektheiten; so Tschedrin statt Schtschedrin.

Indessen werden diese Einzelheiten den Leser nicht hindern, aufrichtig dafür zu danken, dafs dieser inhaltreiche Briefwechsel auch dem deutschen Publikum zugänglich gemacht worden.

Berlin. Otto Harnack.



Nachrichten.

Im I. Bande der N. F. S. 127 hat R. von Liliencron die Musikgeschichte als eine notwendige Hilfswissenschaft der Poesie bezeichnet. Einen schlagenden Beweis für diese Behauptung liefern Oswald Kollers „Klopstockstudien" (Sonderabdruck aus dem Jahresberichte der Landers - Ober-Realschule zu Kremsier 1889). Mit gründlicher, sowohl litterarhistorischer wie musikalischer Kenntnis behandeln die Studien I. Klopstock als musikalischer Ästhetiker, II. Klopstocks Beziehungen zu zeitgenössischen Musikern. Ein Verzeichnis von Kompositionen Klopstockscher Texte ist als Anhang beigefügt. Der trefflichen Arbeit gebührt uneingeschränktes Lob.

Gegenüber den mancherlei Anfechtungen, welche der deutsche Sprachverein fortwährend erfährt, möchten wir doch auf Haltung und Inhalt der von Professor Sanders geleiteten „Zeitschrift für deutsche Sprache" (Hamburger Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., vormals J. F. Richter) aufmerksam machen, da die Bekanntschaft mit Sanders Zeitschrift wohl geeignet ist, Vorurteile zu beseitigen. Die an neu erscheinenden Büchern und Zeitschriften geübte sprachliche Kritik zeigt, wie viel eine Zeitschrift als Sprachwart mahnend wirken kann. Aus dem reichen Inhalte der letzten Hefte hebe ich hervor: Sprachliche Bemerkungen zu Dorothea Schlegels Übersetzung der Corinna; Eigentümlichkeiten und Eigenheiten in Chamissos Sprache: zu einigen Stellen in Goethes Hermann und Dorothea.

Von der Neuen Folge des „Bibliographisch-kritischen Anzeigers für romanische Sprachen und Litteraturen" (Berlin, Richard Heinrich) liegen nun die ersten drei Hefte, redigirt von Dr. E. Ebering, vor.

Angeregt durch Scherers Forderung einer empirischen Poetik, zugleich freilich auch gegen Scherer und Lachmann Stellung nehmend, hat Reinhold Merbot eine Studie veröffentlicht, welche trotz mancher recht kühner Behauptungen doch Beachtung verdient: „Forschungsreisen der Geisteswissenschaften.. I. Beitrag. Forschungsreisen der Litteratur-Wissenschaft insbesondere dargelegt an den Grundlagen der Liedertheorie" (Frankf. a. M. C. Könitzers Verlag). Merbot sucht in scharfer Polemik nachzuweisen, daſs alle bisherigen Liedertheorien mehr oder minder willkürliche Annahme seien und vor einer nach naturwissenschaftlicher Methode geführten Untersuchung nicht Stand halten könnten. Es ist nicht uninteressant zu sehen, wie zu gleicher Zeit dieser wissenschaftliche Angriff auf die Liedertheorie erfolgt, und von ihr ausgehend Werner Hahn eine kritische Wiederherstellung und Nachdichtung des Volksgesanges, wie die Liedertheorie ihn konstruiert hat, in seiner „Kriemhild" (Eisenach 1889. Verlag von J. Bacmeister) versucht.

Die tragische Katharsis in der Auffassung Lessings hat Wilhelm Feller in einem Duisburger Programme von 1888 (Verlag von G. Fock in Leipzig) darzustellen unternommen. Mit Berücksichtigung der zahlreichen einschlägigen Schriften hat Feller die Richtigkeit der Lessingschen Auffassung, vor allem Goethe gegenüber darzulegen versucht. Die tüchtige Untersuchung hebt sich höchst vorteilhaft aus der grossen Masse der Programmarbeiten hervor.

Untersuchungen zur Entwickelungsgeschichte des Stoffes von Romeo und Julia.

Von

Ludwig Fränkel.

I. Die allgemeine Überlieferung des Stoffes.

Wie Shakespeares im feurigsten Ungestüm jugendlicher Begeisterung aber doch schon mit reifendem Kunstverständnisse gedichtete Tragödie ‚Romeo und Juliet' von jeher für die Untersuchungen der modernen Ästhetiker*) und Dramaturgen**) ein allseitig zu durchackerndes Feld gebildet hat, um psychologisch-kunstphilosophische beziehentlich scenisch-repräsentative Probleme zu lösen, so kann die Litteraturgeschichte an ihr höchst lehrreiche Studien machen, wenn sie rückwärts die Wandelgänge verfolgt, welche der beliebte Stoff auf seinen Reisen durch Süd- und Westeuropa durchlief. Der Übertritt von romanischem auf germanisches Sprachgebiet, welcher denselben seiner klassischen Prägung entgegenführte, ist dabei die interessanteste Phase. Denn er bedeutet den Eingang zu der genialen inneren Vertiefung***), welche die spannende Fabel empfangen sollte, als sie auf

*) Mit zu dem Besten rechnet in dieser Hinsicht noch heute A. W. Schlegels ‚Über Shakespeares Romeo und Julia' (1797 in Schillers Horen III, 6. Stück; Werke VII 71 ff.), daneben L. Tieck Dramaturgische Blätter I (1825) S. 237—277 unter gleicher Überschrift.

**) Von älteren Arbeiten dieser Gattung verdient besonders hervorgehoben zu werden (trotz einer gewissen Vorliebe für theoretisches Konstruieren) H. Th. Rötscher „Romeo und Julia, mit besonderer Beziehung auf die Kunst der dramatischen Darstellung entwickelt" (zuerst in „Abhandlungen zur Philosophie der Kunst" IV, 1842, S. 1 ff.).

***) Vgl. die vortreffliche auch unser Stück berücksichtigende Bemerkung K. Frenzels Berliner Dramaturgie I 252.

Jahrbuch = J. der deutschen Shakespeare-Gesellschaft.

britischem Boden das leichtgeschürzte Novellengewand gegen die strengere dramatische Form tauschte.*) Die einzelnen Durchgangsstufen dieser Wanderung von Italien nach Westen und Nordwest, deren Gesamtheit nicht einmal fünf Vierteljahrhunderte umfafst, hat man erst spät deutlich zu sondern begonnen. Die meisten neueren Äufserungen schildern die Wechselbeziehungen der verschiedenen Zeugnisse unvollständig und undeutlich oder geradezu falsch. Ja, noch nicht einmal der veraltete Standpunkt, Shakespeare habe unmittelbar aus italienischen Novellisten geschöpft, ist völlig beseitigt. Da die heutige Kritik diese Ansicht grundsätzlich verwerfen mufs, so ist die scharfe Gegenüberstellung der bisher fortgeschleppten Anschauungen und des tatsächlichen Sachverhalts nötig.

Zu diesem Behufe eröffne eine Übersicht derjenigen Fassungen des Stoffes, welche selbst zu einem anderen Gliede der Reihe in einem nachweisbaren Quellen- oder Abhängigkeitsverhältnisse stehen.

Diejenigen Bearbeitungen, welche Örtlichkeiten und Personen nicht in der üblichen Weise benennen, sind eingeklammert. Die Aufeinanderfolge ist die chronologische, soweit sich in jedem Falle das Entstehungsjahr annähernd ermitteln läfst. Dasselbe steht dann voraus, während das Jahr, in welchem die betreffende Bearbeitung im Druck erschien oder zweifelsohne vorhanden war, dem Titel folgt. Bei der Angabe des letzteren ist nirgends Vollständigkeit des Wortlauts angestrebt.

Italiener 1) (Masuccio, Il Novellino [nov. 33]. Napoli 1476.)
2) 1524 da Porto, Hystoria nouellamente ritrouata di due nobili Amanti. (1530 o. J. gedruckt Venetia, Bendoni) Venetia 1535.

*) Grotos im folgenden genannte Dramatisierung ist zwar ungefähr 20 Jahre älter als Shakespeares Stück, aber doch nur eine Verballhornung des Novellenstoffs mit pseudoantikem Überwurf und rhetorischem Aufputz. Lopes Bearbeitung ist sicherlich jünger wie die Shakespeares und streift überdies so nah ans Burleske, dafs von einer Verinnerlichung des Novellenthemas durch neue ethische Momente nicht die Rede sein kann. Die einzige vor Shakespeare liegende tragische Gestaltung erfuhr der Stoff in einem bisher ganz übersehenen aber auch mir unerreichbaren Werke. M. de Beauchamps, Recherches sur les théâtres de France (Paris 1735) I p. 464 berichtet unter der Jahreszahl 1580 dazu: ‚Cosme de la Gambe, dit Chateauvieux. Le capitaine Bouboufle, C(omédie). Jodés, C. Romeo et Juliette, T(ragédie). Edoüard, roi d'Angleterre, T. Alaigre, C. tirée du printemps d'hiver. Plusieurs autres tragédies et comédies. Il étoit valet de chambre du roi et de M. le duc de Nemours. Il récita publiquement ses pieces devant Charles IX. et Henri III. elles ne sont point imprimées‘. Diese Notiz blieb für mich unkontrolierbar, trotzdem ich allerlei Hilfsmittel zu Rate zog.

3) 1530 Clitia (Gherardo Boldiero), L'Infelice Amore dei due Fedelissimi Amanti Giulia e Romeo, scritto in Ottava Rima. Vinegia, Giolito 1553.
4) 1553 Bandello, La seconda parte de le novelle del Bandello. Lucca 1554 (nov. 9: p. 43b—69b).
5) (1572 Groto, La Hadriana. Venetia 1578.)
6) dalla Corte, Istoria di Verona I (Ven. 1594) p. 589 ff.

Franzosen 7) (1540 Sevin, Le Philocope de Messire Jehan Boccace, Florentin. Contenāt l'histoire de Fleury et Blanchefleur, divise en sept livres tradvictz d'italien en françoys. Paris, Gilles Corrozet 1542. Fol. IIIb—VIa.)
8) 1557 Boaistuau, Histoires tragiques. Extraictes des euures Italiennes de Bandel, et mises en langue Françoise. Paris 1559 (nov. 3).
9) 1560 Châteauvieux, Roméo et Juliette, tragédie.
10) 1560 Guyon, Histoire d'vne damoiselle Veronoise: Les diverses Leçons Lyon 1604 I.

Spanier 11) 1602 Lope de Vega, Castelvines y Monteses: Comedias XXV. 1647.
12) 1650 Rojas y Zorrilla, ‚Los Bandos de Verona. Montescòs y Capeletes': Obras (Comedias famosas) II. Sevilla et Madrid 1680.

Engländer 13) 1561 Brooke, The Tragicall Historye of Romeus and Juliet. London 1562.
14) Painter, Rhomeo and Julietta: Palace of Pleasure, London 1567, II. 25. nouell (Fol. 218—247).
15) 1593 Shakespeare, Romeo and Juliet. London 1597.

Den Fortschritt von heute mag man daraus ersehen, dafs der berühmte Bibliograph Brunet 1843 in der 4. Ausgabe seines ‚Manuel du libraire' III 820 nur 1, 2, 4, 6, 8, 13, 14 und 15 nennt.

1831 gab K. Simrock in den — mit Echtermeyer und Henschel herausgegebenen — „Quellen des Shakespeare in Novellen, Märchen und Sagen" III 139—162 eine übersichtliche Studie anmerkungsweise zu einer Verdeutschung der betreffenden Novellen Portos und Bandellos. Doch geht er in der Hauptsache nur auf Würdigung des — nach seinem Dafürhalten sehr beträchtlichen — sagenhaften Elements aus. Verschiedentlich verbessert und mannigfach erweitert erschien diese

Skizze erneut in der 1870 gedruckten 2. Auflage des genannten Werkes I S. 77—99. Mit gröfster Vorsicht nur zu benutzen sind die mit phantasievoller Kritiklosigkeit wenn auch vielseitiger Sachkenntnis aufgeführten Kombinationen bei J. L. Klein, Geschichte des Dramas V (1867) S. 423—461 und X (1874) S. 340—355, und anderwärts daselbst verstreut. Gut wenn auch ungleichmäfsig und keineswegs fehlerlos besprach das gegenseitige Verhältnis der Darstellungen G. Pace-Sanfelice in den erläuternden Beigaben zu seinem Abdrucke der vermutlich ältesten, undatierten Ausgabe von Portos Novelle (Cambridge 1868). Er behandelte im wesentlichen die Italiener und ihren etwaigen Einflufs auf Shakespeare. P. A. Daniel, hochverdient als abschliefsender Textkritiker und Herausgeber der Shakespeareschen Tragödie, lieferte in der ‚introduction' des von ihm für die New Shakspere Society besorgten Neudrucks von Brookes und Painters Dichtungen (London 1875) einen knappen aber die Hauptfragen mit Sorgfalt erwägenden Abrifs der Quellengeschichte. Endlich versuchte auf Daniels und anderer Vorgänger Schultern K. P. Schulze (‚Die Entwickelung der Sage von Romeo und Julia'[1]) Jahrb. 11, S. 140—225 (1876) ein zusammenfassendes Bild aller Behandlungen zu entwerfen und gelangte auch in einigen Punkten über das vor ihm Geleistete hinaus. Aber eine endgiltige Erledigung war nicht zu erzielen, wo beinahe jeder Forscher ganz von frischem aufbauen wollte, ohne eigentlich viel neues Material zur Hand zu haben. Auch Schulzes sehr fleifsiger Aufsatz urteilt in vielen Fällen nach Angaben anderer oder ungenügenden eigenen Hilfsmitteln. Von Masuccio lag ihm kein Originaldruck vor, von Porto, Bandello, Groto, Boaistuau nicht die nötigen ersten Ausgaben, die Spanier kannte er nur aus schlechten englischen Teilübersetzungen, Clitia und Sevin erst aus nicht unbedingt zuverlässigen Mitteilungen eines anderen, der auch nicht nach eigener Einsichtnahme sprach, bei Dalla Corte beruhigte er sich mit dem Citat; Châteauvieux und Guyon entgingen ihm gänzlich. Mir glückte es nun, sämtliche angeführte Bearbeitungen in mafsgebenden Drucken prüfen oder wenigstens auf Grund von völlig gesicherten Feststellungen beurteilen zu können. Wenige an Ort und Stelle namhaft gemachte Abweichungen ausgenommen, beruht meine Kritik auf folgenden Drucken als Ausgangsmaterial:

1. a) Novellino de Masvccio Saiernitano. Alte Ausgabe (des 15. Jahrhunderts?) o. O. u. J. (Leipziger Universitätsbibl. Litt. Ital. 1) Fol. 48a bis 49b. — b) Le Cinqvante Noueiie di Massuccio Saiernitano intitola te ii Noueliino, nuovamēte

cō somma diligentia reuiste, corrette et stampate. 232 p. 8. Vinegia, Marchion Sessa 1531. p. 155a—160a. — c) Ausgabe mit gleichem Titel und gleicher Druckernotiz, Vinegia 1541, p. 139b—143b. — d) Il Novellino di Masuccio Salernitano in Toscana favella ridotto. In Ginevra 1765. Tomo secondo, p. 168—182. — e) Vergleichsweise der Neudruck in: Il Novellino di Masuccio Salernitano, restituto alla sua antica lezione da Luigi Settembrini Napoli 1874. — b, c und d nach Exemplaren der königlichen Bibliothek zu Berlin.

2. a) Giulietta e Romeo, Novella storica di Luigi da Porto di Vicenza. Editio XVII, colle varianti. Pisa 1831. 8. (Alessandro Torri besorgte diese wirklich vorzügliche Ausgabe, welche u. a. auch die Behandlung des Stoffes in Italien eingehend erörtert sowie mehrere wichtige Texte nebst einer sauberen Bibliographie enthält). — b) The original story of Romeo and Juliet by Luigi da Porto. By G. Pace-Sanfelice. Cambridge 1868. (Bietet ‚the italian text of 1530, and an english translation, together with a critical preface, historical and bibliographical notes and illustrations'.)*)
3. Clitia's Gedicht nach dem Abdruck unter 2a. Vgl. Account of an early Italian Poem on the Story of Romeo and Juliet. By a member from the first: The Shakespeare Society's Papers IV (1849) p. 6—16.
4. Bandello in der oben angeführten ersten Ausgabe nach dem Exemplare der königlichen Bibliothek zu Berlin.
5. a) La Hadriana. Tragedia nova di Luigi Groto Cieco d'Hadria. Nuovamente ristampata. In Venetia 1586. — b) Ausgabe mit demselben Titel: Vinegia, appresso Ant. Turino 1612.
6. Girolamo dalla Corte, dell' istorie della citta di Verona, Venezia 1744 (3 Tom. Fol.) II, 78—83. (Vgl. Della Corte's account of Romeo and Juliet: The Antiquary III [Lond. 1881] p. 265 f.)
7. Alb. Cohn (‚Adrian Sevin's Bearbeitung der Sage von Romeo und Julia') Jhb. 24, 125—130; abgedruckt aus dem „CXCII. Katalog des antiquarischen Bücherlagers von Albert Cohn in Berlin. 1888" unter Nr. 101 verzeichneten ‚Exemplaire aux armes de Mme de Pompadour'.
8. Boaistuau-Ausgabe mit angegebenem Titel, Paris 1564 (königliche Bibliothek zu Berlin Xx 2990) p. 71—152. Histoire troisiesme de deux amans, dont l'vn mourut de venin, l'autre de tristesse (p. 72 Sommaire).
9. Vgl. die oben anmerkungsweise gegebenen Ausführungen.
10. a) Les diverses Leçons de Lo(v)ys Gvyon e. t. c.**) Lyon 1625. I p. 606—608 (‚Histoire d'vne Damoiselle Veronoise'). — b) Variarum Lectionum Selecta Per Iohannem à Nyenborg. Groningae Frisiorum 1660. p. 181—183 (‚Histoire d'une Damoiselle Veronoise'). Vgl. hierzu die kritischen Darlegungen in Kapitel II.
11. und 12. Las dos comedias famosas Los Bandos de Verona de Francisco de Rojas y Los Castelvines y Monteses de Lope de Vega segun les mejores ediciones

*) Zu den daselbst S. 73 aufgezählten 3 bekannten Exemplaren der editio princeps ist noch das der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden hinzuzufügen.

**) Den buchstäblichen Titel nebst Erläuterung der einschlägigen Verhältnisse findet man unten Kap. II Eingang.

viejas españolas en un tomo colegidas y reimpresas por el Conde de Hohenthal-Stetteln y Deuben. Leipsique-Paris 1839.

13. und 14. a) Collier-Hazlitt Shakespeare's library[2] (1875) 169—204 bez. 205—260. — b) Ausgabe von P. A. Daniel: New Shakspere Society. Series III Part I (London 1875). Für 14 verglichen: William Painter, Palace of pleasure. From the edition printed by T. Marsh, 1575. Edited by Joseph Haslewood. London 1813 (2 vol.) II. nr. 25.

15. a) The Works of W. Shakespeare. Edited by Clark and Wright. The Globe Edition. Cambridge—London 1865. p. 712*)—740. — b) Romeo and Juliet. Parallel Texts of the first two Quartos. Edited by P. A. Daniel: New Shakspere Society Series III Part I (London 1874).

Auszugehen hat die Untersuchung von dem verdienstlichen Werk der Mrs. Ch. Lennox, Shakespear Illustrated or the Novels and Histories on which the Plays of Shakespear are founded, 1753 anonym (By the Author of the Female Quixote) zu London erschienen. Hier wird I p. 38—88 ‚The Ninth Novel of Bandello, Volume the Second' in englischer Übertragung mitgeteilt und p. 89—100 in ‚Observations on the use Sh. has made of the foregoing Novel in his Tragedy of Romeo and Juliet' die Ansicht, dafs Bandello als Quelle des britischen Dramatikers zu gelten habe, weitläufig vorgetragen. Trotzdem steht in aller Unschuld S. 89f. die Notiz: A literal Translation of this Story, from the French, is in the second Tome of the Palace of Pleasure! Miss Lennox citiert dabei die ‚Histoires Tragiques extraictes des Oeuvres de Bandel' (von 1571), ohne etwas Näheres von Boaistuau und seiner Bedeutung für die Romeofabel auf englischem Boden zu wissen. Man wird hiernach begreiflich finden, wenn auch Lessing in einem Brief an Eschenburg (Lachmann-Maltzahn, XII, S. 482) die italienischen Novellisten im allgemeinen als Shakespeares unmittelbare Quellen ansieht.**) Trotzdem war durch die Arbeit der Lennox auch für Romeo and Juliet das Eis gebrochen und späteren Forschern die Bahn gewiesen, die zur Erkenntnis des wahren Sachbestandes führte. Ein Anfang geschah schon dazu, als Chr. Fel. Weifse 1767 im „Beytrag

*) Im Inhaltsverzeichnis falsch 721.

**) Ohne hier das Urteil irgendwie vorweg beeinflussen zu wollen, sei bemerkt dafs für Shakespeares Kenntnis italienischer Originallitteratur mit Entschiedenheit eingetreten sind: Elze, W. Shakespeare, S. 439f. [gestützt auf anscheinend erwiesene Entlehnungen aus Ariost (R. Grant White, Shakespeares Works I, XXI ff.), Accolti (Klein, Geschichte des Dramas, IV, S. 548 ff.), Berni, besonders Giordano Bruno (Tschischwitz, Shakespeare-Forschungen, I, S. 50 ff.), König, Jahrbuch S. 11, 97 ff. (Vgl. R. Beyersdorff, Giordano Bruno und Shakespeare. Progr. Oldenburg 1889)], Schmidt, Anmerkungen zu Shakespeares Dramen XX; Simrock Quellen des Shakespeare[2] I, S. 98.

zum deutschen Theater“ V. 1767 sein philiströses Rührstück ‚Romeo und Julie‘, eine sogenannte Verbesserung der Shakespeareschen Tragödie, mit einer litterarischen Rechtfertigung begleitete, in welcher er sich rühmte, auf die ‚richtigen‘ Quellen der Fabel zurückgegangen zu sein. Wie sehr seine Zeitgenossen ihm hierin vertrauten, als er sich auf die wirkliche Bandellosche Novelle, den ‚Luigida Porto‘ und den ‚Givolamo Corte‘ berief, zeigt die Auseinandersetzung bei Chr. H. Schmid, Biographie der Dichter II (Leipzig 1770) S. 106—111. Dieser vielschreibende Professor der Rechte errichtet seine ganze Besprechung von Shakespeares ‚Romeo and Juliet‘ auf einem Vergleiche mit Weifses Stück, der entschieden zu des letzteren Gunsten ausfällt. Er weist dabei auf die genannten Fassungen „der ursprünglichen und ächten Erzählung“ hin, nennt Weifses trauriges Machwerk „das deutsche Original, worauf Deutschland stolz ist“ — über dessen Vorzüge wird unten bei besonderem Anlasse gesprochen — und begründet sein Urteil mit der folgenden bedeutsamen Mitteilung (S. 107): „Shakspear hat nicht unmittelbar aus diesen Quellen (Porto, Bandello, Corte) geschöpft, sondern aus einer schlechten französischen Übersetzung derselben, oder vielleicht gar aus einer englischen Übersetzung der französischen, das heifst, entweder aus den Histoires tragiques extraites des Oeuvres de Bandel, oder aus Painters Palace of Pleasure, wo diese Geschichte aus dem Bandell übersetzt steht.“ Auch Wartons Ansicht, Shakespeares Abweichungen von den Italienern erklärten sich aus der Benutzung einer alten Ballade, kennt er. Indem wir verschiedene wenig charakteristische Äufserungen der folgenden Jahrzehnte überspringen, beachten wir, dafs die richtige Anschauung durch die von Schlegels Übersetzung hervorgerufenen Forschungen zum Durchbruch gelangte. Man findet sie z. B. 1825 bei C. Tamms (anonym) Alte und neue Anmerkungen zu Shakespeares dramatischen Werken I, S. 1f. Mit Recht stellt er Porto an die Spitze der Reihe, welche er mit Bandello und Boistueau geradlinig fortsetzt. Sodann leitet er von letzterem Brooke und Painter ab, und beschreibt deren Eigenheiten ebenso knapp wie richtig. Shakespeare habe „hauptsächlich nach Anleitung“ Brookes, „wiewohl mit Zuziehung“ Painters gedichtet, daneben aber auch Porto gekannt, „was aus einigen Umständen wahrscheinlich wird“. Es schlofs sich Simrocks „Sagenvergleichung“ hieran an im 3. Bande von Echtermeyer-Henschel-Simrock Die Quellen Shakespeares (1831), wo die Erläuterungsweise der Mrs. Lennox mit reicheren Mitteln aufgenommen wurde. 1843

folgte Colliers ‚Shakespeares Library', welche für Romeo and Juliet wiederum auf Brooke und Painter fufste. Selbst die von Hazlitt 1875 besorgte neue Ausgabe bezeichnet diese beiden noch I S. 58 als ‚the two chief sources'. An gleicher Stelle wird auch der Vorwurf erhoben, der wenn gerecht alle anderen Quellenforscher über Romeo and Juliet ebenfalls treffen würde: ‚Mr. Halliwells „Dictionary of Old Plays" 1860, takes no notice of the Latin play on this favourite story anterior to Shakespeare's, and also in probability to Brooke's novel, of which a fragment is in Sloane M. S., 1775. It is not likely, however, to have served Shakespeare'. Dem ruhigen Kenner der älteren Bearbeitungen braucht hierbei das Herz nicht zu schlagen. Das höchst unbedeutende Bruchstück läfst zu wenig Anhaltspunkte, um es bestimmt in die Textgruppe einzuordnen; schon nach dem geringen Zeitabstande zwischen dem Erscheinen von Boistueaus und Brookes Gedichten ist obiges ‚anterior — in probability to Brooke's novel' höchst unwahrscheinlich.*)

Es ist eigentümlich, dafs trotz des grofsen Fortschritts in der Beantwortung der Quellenfrage noch lange Irrtümer, zum Teil wesentlicher Art, vorwalteten**). Gervinus' Angaben in seinem ‚Shakespeare' (1849) waren noch mit beträchtlichen Fehlern durchsetzt, welche noch nicht einmal Genées Revision in der 4. Auflage von 1872, I 263 f., weggeschafft hat. Abgesehen von Nebensächlicherem (wie Masuccios Erscheinungsjahr 1470), wird z. B. Boaistuaus eingreifende Vermittlung einfach übergangen und damit überhaupt die Behandlung der Romeofabel in Frankreich. Recht gut ist der Überblick bei Ulrici in der knappen Einleitung zu seiner vortrefflichen Ausgabe von Shakespeares Romeo and Juliet S. 6 f. Obwohl er schon entschieden

*) Man dürfte hier kaum eine neue Stütze für die nicht haltbare Ansicht finden, Brookes Notiz in seiner „Address to the Reader": ‚I saw the same argument lately set forth on stage' beziehe sich auf eine ältere Darstellung des Stoffes auf der englischen Bühne. Delius hat den Glauben an ein solches Stück mit lexikalischen Argumenten arg erschüttert. Nach N. Drake (Shakespeare and his Times. London 1817, II, S. 359) und Collier (The Hist. of Engl. Dram. Poetry and the Stage II, p. 416) soll es sogar Shakespeare geradezu benutzt haben!

**) Erwähnt sei beispielsweise das konfuse Gerede von Chateaubriand, Essai sur la littérature anglaise I (1836) p. 223, wo Shakespeare als Schüler von englischen Nachahmungen der antiken Klassiker erwiesen werden soll: c'est ce qu'on voit par ‚Romeo et Juliette', dont il n'a pris l'histoire ni dans Girolamo de la Corte, ni dans la nouvelle de Bandello; mais dans un petit poème anglais, intitulé la tragique Histoire de Roméo et Juliette. Faktisch richtig ohne eine Spur von Verständnis für den Sachverhalt.



dazu neigt, Brooke als einzige Quelle derselben zu betrachten, kleidet er seine Ansicht doch noch in die mildere Form, Shakespeare habe zwar wohl beide gekannt, sich jedoch tatsächlich „enger an Brooke“ angelehnt. Das Verhältnis der älteren Bearbeitungen ist richtig skizziert. In demselben Jahre, 1853, besprach Heussi in seiner erklärenden Ausgabe von ‚Romeo and Juliet‘ auf S. 2 f. die anderen Behandlungen ohne Selbständigkeit und daher ohne Förderung der Frage. Recht verständig stellte Th. Sträter in seiner tüchtigen Studie „Die Komposition von Shakespeares Romeo und Julia“ (1861) S. 21 ff. die Ergebnisse seiner Vorgänger zusammen. Die höchst sachkundigen Korrekturen, welche Hazlitt bei der Neubearbeitung von Wartons „History of english poetry“ anbrachte, konnten sich bezüglich unseres Stoffes blofs auf Brookes und Painters Dichtungen beziehen. IV (1871) S. 340 f. findet man dieselben mit kritischer Genauigkeit eingefügt, leider durch die nunmehr hinfällige Schlufszeile entstellt: Shakespeare ‚went only to Broke and Painter‘. Kreyfsigs „Vorlesungen über Shakespeare“ enthalten in der 2. ‚verbesserten‘ Auflage (1874) II S. 22 f. mehrere kleine Versehen: die vererbte falsche Jahreszahl 1470 für Masuccio, verunstaltete Namen des Liebespaares in dessen Novelle u. s. w. Mehreres davon geht anscheinend auf Gervinus zurück, so auch die völlige Vernachlässigung der Franzosen. Robert Prölfs' Auslassungen in dem „Quellen des Dramas“ überschriebenen Abschnitte seines Kommentars*) S. 31 ff. strotzen von Mifsverständnissen aller Art, mit deren allgemeinen Rüge ich mich bescheiden will, da der Verfasser auch infolge verwandter Arbeiten im Rufe eines ziemlich oberflächlichen Schriftstellers steht**). Was v. Friesen Shakespeare-Studien II (1875) S. 168, über Shakespeares Quellen bemerkt, scheint absichtlich flüchtig gehalten. Aber doch weifs er von Masuccios Existenz überhaupt nichts, wenn er ‚annimmt‘, dafs Porto die Geschichte ‚zuerst erzählt‘ habe, und aufserdem nennt er Brooke nur ‚wahrscheinlich Shakespeares Quelle‘. Die äufserst gründliche und fleifsige Lebensarbeit Karl Elzes, sein „W. Shakespeare“ (1876), ist in Abschnitt V, der die wichtigsten Daten für die Kenntnis der einzelnen Werke zusammenstellt, am schwächsten. Für ‚Romeo and Juliet‘ entschuldigt er S. 403 seine Gedrängtheit: „Die von Shakespeare benutzten Quellen

*) Shakespeares Romeo und Julia erläutert (Erläuterungen zu den ausländischen Klassikern. 1.) Leipzig 1874.

**) Dies zeigt sich auch in dem Shakespeare betreffenden Kapitel seiner Geschichte des neueren Dramas II 2, S. 86 ff., wo Romeo and Juliet S. 134—136 behandelt ist.

sind hinlänglich besprochen, sie scheinen bei wenig Stücken so reichlich geflossen zu sein, als bei diesem", worauf die übertreibende Notiz folgt: „Dafs es schon um 1560 ein englisches Stück gleichen Inhalts gab, gilt als ausgemacht." Nur auf der Oberfläche hinschwankend sind die Bemerkungen, welche H. Starke seinem Führer durch Gounods Oper ‚Romeo und Julia'*) einleitungsweise vorauschickt, soweit sie sich auf Feststellung des Verwandtschaftsverhältnisses der älteren Stoffbehandlungen erstrecken. Nach Starke wäre Shakespeare dem Della Corte in umfänglichem Mafse tributpflichtig (S. 6);**) „einzig und allein das Werk seines Genius ist die Balkonszene"! Della Cortes Istoria di Verona, wo die Geschichte überdies ganz nebenbei ohne jeden dramatischen Anstrich erzählt wird, erschien mehrere Jahre nach dem von Delius und Anderen angenommenen Datum der Niederschrift von Romeo and Juliet! Delius selbst läfst noch in der dritten ‚revidierten' Auflage von ‚Shakespeares Werke, herausgegeben und erklärt' (1872) II, S. 158 und 162 Shakespeare Brooke und Painter benutzen, ohne für die letztere Behauptung einen Beweis mitzuteilen. Wenn somit mafsgebende Shakespeareforscher, wie Elze und Delius, über die wahre Sachlage sich im Unklaren befinden, so ist anderen ein Mangel an Genauigkeit weniger zu verargen. Ein aufserordentlich kenntnisreicher Mann, wie Hense, hätte sich nicht den Satz entschlüpfen lassen sollen:***) „Ich will an die Novelle Bandellos, welche Shakespeare nach Painters Bearbeitung bekannt war, erinnern", und seinen folgenden Ausführungen den Glauben unterlegen, Shakespeare habe nach Bandello gearbeitet. Dann wäre man wieder auf dem harmlosen Standpunkte angelangt, den Baker-Reed-Jones' Biographia dramatica noch 1812 (III, 221) vertrat: ‚The story, with all its circumstances, is given us by Bandello, in one of his Novels, vol. II, Nov. 9, and also by Girolamo de la Corte, in his ‚History of Verona'. Den gleichen Irrtum hält L. Herrigs weitverbreitetes Handbuch: The british classical authors (fifty-seventh ed. 1885) p. XXI aufrecht: Romeo and Juliet was the original con-

*) Die Inscenierung und Charakteristik deutscher, italienischer und französischer Opern. Lieferung III. Erfurt (1876).

**) Shakespeare als Plagiator Cortes stellt allerdings noch 1868 Pace-Sanfelice (s. oben) hin; p. XXXIV sagt er: „Shakespeare had read Dante also, or the history of Verona, of Girolamo della Corte, and he is indebted also either to the former (!) or (as we think more probable) to the latter (!). Dies schrieb ein Professor der italienischen Litteratur am Queen's College zu Liverpool!

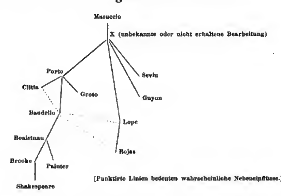
***) Shakespeare. Untersuchungen und Studien. (Halle 1884.) S. 338.

ception of the Italian writer, Bandello, but Shakespeare most probably took the story from Arthur Brooke's poem on the same object. Auch G. Körting, Grundrifs zur Geschichte der englischen Litteratur (Münster 1887, S. 215) giebt zwar als Shakespeares Stoffquelle unumwunden Brooke an, führt aber dessen Gedicht unmittelbar auf die italienischen Novellisten zurück, obwohl er Schulzes eingehende Untersuchung ausdrücklich namhaft macht. Wenn sich nun diese Versehen sogar bis in die allerjüngste Vergangenheit erhalten haben, so ist eine erneute Begründung der tatsächlichen Beziehungen gewifs nicht zwecklos. Denn noch 1887 schrieb C. Philips, Lokalfärbung in Shakespeares Dramen I*) S. 3: Die Hauptquellen zu Romeo und Julia sind Arthur Brokes . . . Novelle in Versen und die trockene Prosa-Erzählung „Romeus and Julietta", welche sich in Paynters Novellensammlung „Palast des Vergnügens" findet", und im folgenden stützt er sich auf den längst veralteten Malone, der „schon nachgewiesen, dafs Shakespeare von Paynters fast wörtlicher Übersetzung verhältnismäfsig wenig Gebrauch gemacht habe." Das klingt nicht anders, wie 1851 bei Dunlop, Geschichte der Prosadichtung (deutsch von Liebrecht), S. 270 über die Romeofabel: „In England erschien sie in Paynters Palace of Pleasure, jedoch entlieh Shakespeare hauptsächlich der versifizierten History of Romeus and Giuliet [!] von Arthur Brook [!] Stoff und Anlage seines Trauerspieles." So heifst es ganz entsprechend auch in der Introductory notice zu L. Pröscholdts Ausgabe von ‚Romeo and Juliet' in Wagner-Pröscholdts Gesamtausgabe der Shakespeares Plays (Hamburg 1887/88) S. 6: ‚The two chief sources of Shakespere', seien Brooke und Paynter gewesen. Den neuesten Rückschritt kennzeichnet aber eine Notiz von Ad. Graf von Schack im Deutschen Montagsblatt, Berlin 1888, No. 14, S. 4, dafs „Shakespeares Romeo und Julia, Othello, Was ihr wollt, Mafs für Mafs, gar nicht existierten, wenn er nicht die betreffenden [italienischen] Novellen gekannt hätte, und dafs auch italienische Schauspiele nicht ohne Einflufs auf die seinigen geblieben sind". Der Irrtum des alt- und hochverdienten Geschichtsschreibers des spanischen Dramas gemahnt fast an eine Äufserung von Ludwig Noiré, Zwölf Briefe eines Shakespearomanen (Leipzig 1874), S. 50: „Aber zürnen wir dem armen Shakespeare nicht so sehr, er ist an den meisten seiner Sünden unschuldig, denn bei Gelegenheit von ‚Romeo und Julia' erfahren wir,

*) Jahresbericht der höheren Bürgerschule der Stadt Köln. Ostern 1887.

dafs er, weil er sich Stoff und Einzelheiten der Charakteristik aus der italienischen Novelle angeeignet hat — wie in den meisten Fällen — sich mit ‚Plagiat oder litterarischem Diebstahl' rechtfertigen kann."

Als Schlufsergebnis einer wiederholten scharfen Unterscheidung des in den einzelnen Berichten gegebenen Sachinhalts mufs folgende Stammtafel, die freilich erst im Verlaufe der Untersuchung sich bestätigen kann, gelten. Die relative Unsicherheit mehrerer Ableitungen wäre dabei noch durch Fragezeichen anzudeuten.



[Punktirte Linien bedeuten wahrscheinliche Nebeneinflüsse.]

Da Masuccio und Porto in ihrem Zusammenhange eine genauere Sonderbetrachtung gewidmet werden soll, so setzen wir hier mit Clitia ein. Ihr Gedicht, 1831 durch Torri neu gedruckt, wurde erst 1849 durch einen Auszug in The Sh. Society's Papers in den näheren Gesichtskreis der Shakespearephilologie gerückt. Dafs Clitia (oder Clizia) ein Pseudonym und die an die Entstehung des Gedichts geknüpfte Liebesgeschichte*) vorgeschützt sei, entnahm man aus ‚the publishers somewhat enigmatical dedication of the poem'**) und geriet so auf den vermutlichen Verfasser Gherardo Boldiero (oder Bold[i]eri).***) Bezeugt und überliefert ist nur ein Druck von 1553;

*) Nach der Aufschrift ist das Buch ‚ad Ardeo suo' gerichtet und ‚Rime di Ardeo in morte di Clicia sua' sind ihm angehängt. Die angebliche Verfasserin wird als ‚nobile Veronese' bezeichnet.

**) Daniel, New Shakspere Society III, I p. IX. Als Verleger werden Gabriel Giolito de Ferrari et fratelli in Venedig genannt, eine sehr renommierte Firma jener Zeit.

***) Dalla Corte II (1744) p. 82 f. bemerkt: e ragionando io di questo fatto col Cavaliere Gerardo Boldiero mio zio, dal qual fui cola introdotto, mostrommi oltra l predetto sepolcro un luogo nel muro e. t. c.

nach Klein*) ist aber die Entstehungszeit schon ‚spätestens um 1530‘ anzusetzen. Die von demselben behauptete Einwirkung auf Brooke ist eine müſsige und grundlose Annahme.

Ob Bandellos ‚Nouelle‘, wie angegeben wird, 1580 bereits eine Übersetzung ins Englische**) erlebten, ist höchst ungewiſs. Jedenfalls ist die Legende beseitigt, daſs Shakespeare für Romeo and Juliet einen englischen Bandello benutzt habe. Zur Charakteristik des italienischen Novellisten sei die Stimme eines neueren landsmännischen Litterarhistorikers, Luigi Settembrinis, gehört, die seine Bedeutung als Shakespeares Vorgänger in ein helleres Licht setzt. Lezioni di letteratura italiana [3]II (Napoli 1875) p. 130: Un altra lettera scrive al Fracastoro, a cui manda la pietosa novella di Giulietta e Romeo, narrata prima da Luigi da Porto, e fatta bellissimo dramma dal Poeta inglese. Queste lettere sono una invenzione felicissima, legano la novella alla vita reale, e ci ritraggono i costumi del tempo in cui nelle brigate si soleva novellare dai leggiadri parlatori, i quali nelle corti dei signori non pontevano toccare di politica, avrebbero annoiato con la morale, e narravano piace volezze ed oscenità, che sono sempre piacute e piacerauno a chi vive delicatamente e non ha l'animo occupato da nobili pensieri.

Luigi Groto***) zubenannt ‚il Cieco di Hadria‘, entlehnte den Stoff seiner Tragödie sicherlich Porto, daneben wohl für manche spezielleren Züge Bandello zu Rate ziehend. Gaspary †) hat sie neuerdings genau datiert und urteilt: „an einen Vergleich mit Shakespeare sollte man gar nicht denken.“ ††) Groto war nämlich mehr gelehrter Verse-

---

*) Geschichte des Dramas V S. 435 und X S. 341 A. 5.

**) Aus der Autornotiz in einem damaligen Briefe, W. W., hat man auf William Webbe oder eher auf William Warner schlieſsen wollen, der aber nichts vor 1585 veröffentlichte, Warton-Hazlitt IV S. 341 auf George Whetstones Heptameron of Civill Discourses (1582), dessen Novelle von Promos und Cassandra Shakespeare für ‚Measure for Measure‘ verpflichtet ist

***) Vgl. im allgemeinen Klein a. a. O. IV S. 817 ff. Sc. Maffeis Notizen in „Verona illustrata“ kennzeichnen ihn auch als Schauspieler. A member of the arcadian academy of Rome (Walker), Historical memoir on Italian Tragedy (Lond. 1799) p. 49 bis 64 über Groto.

†) Geschichte der italienischen Litteratur II S. 567. Shakespeare's Abhängigkeit behauptete zuerst Walker S. 51—61.

††) Vgl. demgegenüber die ausführliche Auseinandersetzung bei Klein V S. 423 f. und S. 432 ff.

macher*) mit allen Schwächen eines solchen**) als ein echter Poet von Gottes Gnaden.***) Dafs er das seitens seiner Vorgänger durchaus modern gefafste Thema in eine künstlich konstruierte vorrömische Welt hinüberspielte, bestätigt diese anderweitig gemachte Beobachtung. Otway, der rhetorisierende Dramatiker der puritanisch gezogenen englischen Bühne des 17. Jahrhunderts, hat ihn hierin sich gewifs zum Vorbild gewählt,†) als er den Inhalt der von ihm unverschämt ausgeschriebenen††) Romeotragödie Shakespeares ins Zeitalter des ersten Bürgerkriegs der römischen Republik versetzte und seine Liebesheldin wie jener Lavinia taufte.

Corte ist als späte und abgeleitete Darstellung ohne Quellenwert. Was in diesem vorgeblich historisch getreuen Berichte, dessen eigentlicher Charakter den meisten Forschern rätselhaft blieb, für Vergleichung einzelner Züge brauchbar ist, wird gegebenen Orts seinen Platz finden. Dafs er nur nach den Novellen erzählte, beweist seine Einführung mit der sofort an jene erinnernden stereotypen Formel ‚tanto infortunato caso di quei due infelicissimi amanti.‘ Ein weiterer Beweis ergiebt sich aus dem vollständigen Stillschweigen aller älteren und zeitgenössischen Annalisten Veronas. Der bedeutendste derselben, Torello Sarayna, teilt in seiner streng geschichtlichen Chronik, welche zu Verona 1540 bei Ant. Puttelati lateinisch, 1542 bei A. Portese in der Landessprache erschien,†††) nicht das geringste über unseren Stoff mit.

*) Als solcher erscheint er namentlich in den kleineren lyrischen Erzeugnissen, die mir in einem Drucke des 1. Teils der ‚rime‘ (1577; die Randumschrift des Titelporträts nennt den Dichter ‚di eta d'anni XXXI‘) und einer Gesamtausgabe von 1610 vorliegen.

**) Welti, Geschichte des Sonettes in der deutschen Dichtung S. 77 A. bei den Spielereien älterer italienischer Sonettisten, in jedem Verse dasfelbe Wort in verschiedener Form und Bedeutung anzubringen: „Im 16. Jahrhundert soll sich Luigi Groto in solchen Kunststücken besonders ausgezeichnet haben.“ Ein würdig Mitglied der 1579 zu Venedig ernannten Boccacciokastrierer!

***) Vgl. seine ‚Le orationi volgari et latine, recitate in diversi tempi‘ 1586, 1593 und 1609.

†) Groto bei B. Jonson Volpone III² (Elze Jahrbuch 7, 33), ‚La Adriana‘ in Florios (Shakespeare bekanntem) italienisch-englischen Lexikon citiert, also auch Otway nicht entlegen.

††) Vgl. R. Mosen in Kölbings ‚Englische Studien‘ I S. 445 ff.

†††) Brunet, Manuel⁴ IV p. 205 nennt als erste überdies unvollständige italienische Übersetzung eine solche von 1586. Der Titel der italienischen Bearbeitung von 1542 lautet: ‚Le historie e fatti de Veronesi nelli tempi d'il popolo et signori Scaligeri‘ in Quart (Katalog Carlo Morbio [Leipzig List u. Franke 1889] II p. 43, 803). In Deutsch-

Ebensowenig die samt und sonders in Verona gedruckten Werke: P. Zagata, Cronica della città di Verona ampliata e supplita da G. B. Biancolini. 2 Teile. 1745 und 1749; G. Biancolini, Dei vescovi e governatori di Verona. 1757; Venturi, Compendio della storia sacra e profana di Verona. 1825; G. Orti Manara, Illustrazione di due antichissimi tempj cristiani Veronesi. 1840; auch nicht der kundige Scipio Maffei in ‚Verona illustrata' oder ‚Dell antica condizione di Verona; ricerca istor.' (Venedig 1719). Es bleibt also unerfindlich, welcherlei Nachrichten eigentlich in dem — leider nicht erlangbaren — Büchelchen ‚Breve compendio degli amori ed infelice fine di Giulietta e Romeo tratto da varj scrittori della storia di Verona. Verona, 1817. Tipografia Bisesti. 24 p.' geboten werden können. Die wahrscheinliche Entstehungsart der Romeofabel soll uns an einer anderen Stelle beschäftigen.

Adrian Sevins Behandlung der Geschichte, deren Wichtigkeit in der Entwicklung bisher ganz unerkannt blieb, zog zuerst 1816 Dunlop*) heran, aber nur in äufserster Knappheit und sie offenbar mit verwandten Erzählungen verquickend. Da es keinen Neudruck der aufserordentlich seltenen Sevinschen Philocopo-**) Übersetzung gab, war man auf den dankenswerten Auszug bei Daniel a. a. O. S. VII f. angewiesen; doch auch dieser steht ja erst seit 1875 zu gebote. Endlich machte A. Cohn 1889 den kurzen Text von Sevins Umgestaltung der Veroneser Historie zugänglich (s. oben), allerdings ohne den Faden zu den andern Bearbeitungen zu finden. Er, der sich vergeblich bemüht hatte, „die Quelle der nach Morea verlegten Geschichte zu ermitteln", machte mir vorher freundlichst in einem Briefe folgende Angabe: „Die Geschichte ist weniger interessant als man erwarten mag. Sie enthält nur ein Stück der Romeofabel, die feindlichen Familien fehlen ganz, im Gegenteil, die Liebenden werden mit einander auferzogen, der Bruder des Mädchens mifsbilligt die Verbindung mit dem Geliebten und wird von diesem getötet, dann nimmt die Handlung einen ähnlichen Verlauf wie in den anderen Versionen der Geschichte." Was nun Sevins, Gentilhomme de la

land scheint das Werk kaum A. Schmidt Anmerkungen zu Shakespeares Dramen (1842) S. 143 bekannt geworden zu sein. Eine Ausgabe Verona 1648 weicht kaum ab. ‚M. Torello, Dell' origine et ampiezza di Verona. Verona 1586' blieb mir unzugänglich (XVI. Katalog F. Rohracher Lienz-Tirol, 1886, No. 1769).

*) History of fiction, Ausgabe von 1845, p. 256.

**) Das Original von 1472 und die alten Ausgaben ‚Philocolo': vgl. Gaspary Zeitschrift für roman. Phil. III, 395 f.

maison de Mr. de Gié, Verhältnis zu späteren Bearbeitern betrifft, so sei nicht übergangen, dafs von Belleforest, dem Fortsetzer und Herausgeber der Bandello-Übersetzung Boaistuaus, 1561 verschiedene Liebesgedichte bei Estienne Groulleau, dem Drucker des Sevinschen ‚Philocope de Jehan Boccace‘ von 1555, erschienen. Übrigens kamen bei demselben Buchhändler 1575 (Paris und Lyon)*) 19 Novellen Masuccios in französischer Sprache heraus,**) unter denen sich vielleicht auch die hierher gehörige befand. Aufserdem kehrt auffälligerweise bei Jean François Ducis in seinem vermeintlich Shakespeare verbessernden Drama ‚Roméo et Juliette‘ (1772) das merkwürdige Motiv wieder, dafs Romeo von Jugend auf mit Julia erzogen wird und später den Bruder der Geliebten erschlägt;***) freilich wendet es Ducis zu berechnet und wenig geschickt an.†) Aber er hat doch Sevins Darstellung vor sich haben können. Auf andre aufschlufsreiche Einzelheiten Sevins wird Kapitel IIb eingehen. Hier nur noch eine Notiz über die seltsamen Personennamen bei ihm. Diese scheinen nämlich wie in persiflierender Absicht gewählt, wozu auch die Lokalisierung in ‚Courron‘,††) einem weltverlorenen Städtchen der Peloponnes, trefflich stimmt. Wie die Formen uns vorliegen, dürfte sie keine europäische Sprache als ihrige anerkennen. Das ist ganz deutlich bei der Benennung des Antonio Capelletto, der Karilio Humdrum umgetauft wird. In ‚Karilio‘ mag ein leiser Anklang an die überkommene Fassung liegen, wie auch in ‚Malchipo‘ für ‚Montecchio‘. Giulia heifst Burglipha (die gleichen Vokale!), Romeo mufs sich die Verstümmelung in ‚Halquadrich‘ gefallen lassen, seine Mutter, sonst unbenannt, erscheint als ‚Harriaquach‘, die Gräfin Capulet mit einzigem halbwegs griechischen Namen ‚Kalzandra‘ (wohl auch bewufst verdreht!), dazu tritt die neugeschaffene Figur des fürsorglichen Bruders Bruhachin. Nur der Diener des Halquadrich-Romeo, Bostruch, besitzt einen Namen,

*) Man bedenke, dafs nicht lange danach in Lyon Guyons Werk erschien.

**) Novellino di Masuccio, Ginevra 1765, I, p. XXIII.

***) Bei seinem Zeitgenossen L. S. Mercier, Les tombeaux de Vérone, kommt dieser Zug nicht vor.

†) Vgl. Kühn, Über Ducis in seiner Beziehung zu Shakspeare (Jen. Diss. 1875) S. 11 ff.

††) Gemeint ist Koron „an dem westlichen der in den südlichen Peloponnes einschneidenden Busen, jetzt von Koron, bei den Alten von Messenien genannt“ (Daniel, Lehrbuch der Geographie[43], S. 251). Es ist seit dem Mittelalter her befestigt und besafs in der neuesten Zeit 370 eigene Schiffe (Stein-Wagner-Delitsch, Geographie für Schule und Haus[27], S. 373).

der noch leidlich an seinen Doppelgänger auf italienischer Erde erinnert. Denn derselbe ist sicherlich nichts anderes als ein verballhorntes ‚Petrucchio‘ (d. i. Peterchen), und in der Tat heifst bei Bandello, dessen Romeonovelle etwa 12 Jahre nach Sevin geschrieben wurde, die entsprechende Person ‚Pietro‘. Welche eigentümlichen Verwechslungen sodann mit dieser „Bedientenseele“ *) bis auf Shakespeares Spaltung in den überdienstfertigen Balthasar und den drolligen Kauz Peter vorgegangen sind, wird bei weiterer Gelegenheit zu erörtern sein. Der Mönch, wie anderwärts der Vertraute des Paares, tritt ebenso wie bei Masuccio, auf den Sevins Fassung auch sonst zurückweist, nur mit dem Appelativ ‚(vng vieil) prebstre‘ auf. Jedenfalls lauten die Namen fast sämtlich für die abgeschliffene Geschmeidigkeit von Sevins Muttersprache zungenbrecherisch und mufsten das feinfühlige Ohr des Franzosen beleidigen. Dafs ein Schriftsteller auf solch ungeheuerliche Bildungen verfiel, wird für ein Jahrzehnt, in welchem Rabelais' Gargantua-Roman mit seinen grotesken Namenverzerrungen vor ein und dasselbe Publikum trat, leicht verständlich sein. Sie hemmten nicht die weite Verbreitung des Werkes. Schon Grässe**) wies, ohne den interessanten Wert desselben zu ahnen, folgende Ausgaben nach: Paris, Denys Janot, 1542; ebenda, Gilles Corrozet 1555 (Drucker: Etienne Groulleau);***) ebenda, Robinot 1575; ebenda, Abel d'Angelier, 1575. Überdies erschien dasselbe Werk des Florentiner Meisters 1567 und 1587 englisch bei Henry Byneman in London von H. Grantham.

Über Pierre Boaistuau, †) der wahrscheinlich zuerst ††) ‚Histoires prodigieuses extraictes de plusieurs fameux auteurs grecs et latins‘, Paris 1556, veröffentlichte (ein Werk, welches ebenfalls bei E. Groulleau 1561 wieder aufgelegt ward), sei der Kürze halber auf Biographie universelle, 4 (1811) p. 604 f. und Nouv. biogr. génér. 6 (1862) p. 472 verwiesen. François de Belle-Forest, welcher Boaistuaus Werke vollendete und beträchtlich erweiterte, ein charakterloser Vielschreiber und litterarischer Lohnarbeiter, gilt sonst, z. B. bei ‚Hamlet‘, als

*) Vgl. Romeo and Juliet, IV, 5, 117 f. the serving-creature.

**) Trésor de livres I, p. 455 b. In der Überschrift haben sich bei ihm einige kleine Versehen eingeschlichen: Boccaccio nennt er ‚Jean‘ statt ‚Jehan‘, Sevin ‚Adrien‘ (für ‚Adrian‘).

***) Vgl. oben, zu den Drucken auch Bolte, Vierteljahrsschrift für Litteraturgesch. II, 578 A. 9.

†) Ferner belegt: Boastuau, Boistuau (Boystuau), Boistau, Boisteau, Boaistau.

††) Grässe Trésor, I, p. 444 gegen Brunet Manuel⁴, I, p. 368.

Shakespeares mittelbare Quelle.*) Über ihn wird gehandelt Biographie universelle, 4, 99—101 von D(e)m(ogeo)t und Nouv. biogr. génér. 5 (1855) 236 f. Der Romeonovelle sowie überhaupt des Verhältnisses zu Shakespeare wird weder hier noch in den genannten Angaben über Boaistuau gedacht. Beide Schriftsteller, namentlich Belleforest,**) stehen litterarisch zu tief und zu unselbständig da, um dem grofsen britischen Dramatiker aufser rein sachlichen Bezügen irgend etwas Wertvolleres zuzutragen. Bevor er ‚Romeo and Juliet' beendet hatte, hat er kaum Schriften von ihnen kennen gelernt. Die Übersetzung von Belleforests ‚Cent Histoires Tragiques', der Fortsetzung von Boaistuaus ‚Bandel', ins Englische erschien erst 1596, vielleicht sogar noch unvollständig.***)

Zu Châteauvieux nur eine freilich äufserst fragwürdige Hypothese.†) „Bacon, qui séjourna en France trois ans, sous le règne de Henri III., de 1577 à 1580, put y voir jouer Roméo et Juliette, pièce de Châteauvieux (Côme de la Gambe, dit). Ce drame français avait été représenté pour la première fois vers 1560; et par conséquent il est antérieur de trente-cinq ans au drame anglais qui porte le même titre et qui date seulement de 1595." Dies wäre Wasser auf die Mühle des Baconianers Graf Vitzthum. Er hätte sich die Verwertung dieser Notiz ‚Shakespeare und Shakspere' (1888) S. 218 nicht entgehen lassen, wo es heifst: „Einige Kommentatoren gehen so weit, die erste Aufführung in das Jahr 1580 zurückzuversetzen. Unmöglich wäre es nicht, dafs der kaum zwanzigjährige Bacon dieses Scenarium kurz nach seiner Heimkehr aus Frankreich entworfen haben könnte und dafs wir vielleicht darin einen seiner ersten dramatischen Versuche zu begrüfsen hätten."

Auf Guyons bisher unbekannte Darstellung komme ich in anderm

*) Ebenso seine Bandelloübersetzung (von I, 22) zu ‚Much ado about nothing'.

**) Noël et de la Place, Leçons françaises de littérature[17] (1859) p. XVII: Jean Louveau, Gabriel Chapuis, Belleforest, quoique postérieurs à Rabelais, appartiennent plutôt au genre qu'avait mis en vogue la reine de Navarre. Leurs contes ne sont guère que les traductions ou les imitations de l'italien et de l'espagnol. (Chapuis' 1584 zu Paris erschienene Übersetzung von Cinthios Novelle ist vielleicht Shakespeares Quelle zum ‚Othello'.)

***) Für dies u. ä. vgl. N. Drake, Shakespeare and his Times (Paris 1838) p. 272 ff.

†) Problème littéraire. Bacon est-il l'auteur des oeuvres dramatiques ou de quelques-unes des oeuvres dramatiques attribuées à Shakespeare? Solution par J. Villemain. A Paris. Chez M. J. Villemain (1875) p. 14: Nota.

Zusammenhange zurück. Lope de Vegas Stück, erst seit Dunlop 1816 (H. of f. II S. 401) beachtet, lag unter meinen Vorgängern wohl nur Graf Schack (Geschichte der dramatischen Kunst in Spanien II S. 331 ff.) im Urtext vor. Kleins (a. a. O. X S. 340) Inhaltsangabe ist ebenso unklar wie die von ihm verfochtenen Beziehungen zu Shakespeare. Auch Furness (Variorum edition of Shakespeare I) kannte wohl blofs ‚Extracts from Lope de Vegas play‘. Die vielen widersinnigen Angaben erklären sich aus der Beurteilung nach Notizen zweiter Hand, d. h. entweder den höchst lücken- und mangelhaften englischen Übersetzungen von Will. Griffin (1770) und F. W. Cosens (1869)*) oder der brockenweisen Belehrung der wenigen Sachkundigen. Schon Dunlops Worte, von Liebrecht in der deutschen Ausgabe unverändert beibehalten, sind ganz wirr, und auch die späteren Forscher vermochten, weil sie den Inhalt nicht bis ins Einzelne verfolgen konnten, sein Verhältnis zu Shakespeare nicht genau zu bestimmen. Während man bis vor kurzem ziemlich allgemein Lopes Quelle zwar unter den Italienern, am liebsten bei Bandello suchte, warf neuerdings Max Krenkel**) die Ansicht auf, Lopes Drama gehe eher auf Masuccio zurück, der „nach der Zahl der Ausgaben zu schliefsen, im 16. Jahrhundert nächst Boccaccio der beliebteste italienische Novellist gewesen sein mufs“. Diesen Behauptungen, namentlich der letzten, trat A. L. Stiefel***) entgegen und führte Folgendes aus: „Masuccios Novelle ist wohl das Vorbild späterer Novellisten (da Porto, Bandello), aber auf keinen Fall Lopes Quelle gewesen.. Es ist ferner noch nicht ausgemacht, dafs dieser Bandello benützt hat.†): Die Romeo- und Julia-Fabel war im 16. Jahrhundert so verbreitet (selbst in historischen Werken findet sie sich), dafs der Spanier sie auch anderswoher nehmen konnte. In der Tat ist seine Fabel so abweichend von Bandello, so eigenartig gestaltet, dafs sich die Annahme einer anderen Quelle, viel-

*) Griffins Arbeit ohne Autornamen Biographia dramatica 1812 III 223; über Cosens s. Jahrbuch 5, 348.

**) Klassische Bühnendichtungen der Spanier, herausgegeben und erklärt. III. Calderon Der Richter von Zalamea nebst dem gleichnamigen Stücke des Lope de Vega S. 55Leipzig 87) S

***) In der Besprechung von Krenkels Arbeit: Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie X p. 67 (Februar 1889).

†) Graf von Schack II S. 330 f. läfst es in der Schwebe, doch scheint er zu Bandello zu neigen, für den R. Prölfs Geschichte des neueren Dramas I 295 sich entscheidet, aber freilich nur wegen des Stoffes als Gesamtheit. Auch Hense, Shakespeare S. 589 behandelt es als Gewifsheit.

leicht der Verschmelzung zweier Erzählungen von selbst aufdrängt". Der von mir bereits geahnte Zusammenhang wird durch Stiefels Darlegung nur noch mehr befestigt. Vom Standpunkte derjenigen, welche Lope de Vega ohne weiteres an Bandello anschliefsen möchten, ohne ein überzeugendes Argument dafür beibringen zu können, ist der von mir hiermit vorgeschlagene Ausweg einer Vermittlung durch Boaistuau freudig zu begrüfsen. Es giebt nämlich von dessen grofser Novellensammlung eine — mir unzugänglich gebliebene — spanische Übersetzung von Andrea Pescioni, Medina del Campo 1586, welche erst Graesse*) nachwies, nachdem Antonio als älteste ihm bekannte die Madrid 1603 herausgekommene bezeichnet hatte. Graesse will sogar noch eine zweite, Anvers 1593 erschienene, kennen. Jedoch scheint mir dabei eine Vermischung mit der 1594/95 ,Anvers chez Guislain Janssens' erschienenen Belle-Forest'schen Fortsetzung des Boaistuauschen Werkes vorzuliegen. Wissen wir nun auch vorläufig nicht, ob sich in der Übersetzung ins Spanische auch die Romeonovelle befunden hat, so verbietet doch nichts den Schlufs, dafs auch diese bis in die Mitte des letzten Jahrzehnts (d. h. der Neunziger Jahre), vor der Lopes Drama keinesfalls zu Papier gebracht wurde, in Spanien Eingang gefunden hatte. Mich selbst halten von Annahme eines derartigen Einflusses auf Lope lediglich die Rücksichten der Stoffvergleichung, welche auf andre Ergebnisse führt, zurück. Andrerseits unterlasse ich nicht, den Vertretern der Einwirkung Lopes auf Shakespeare, mit der ich mich ganz und gar nicht befreunden kann, ein willkommenes Moment zur Unterstützung ihrer Ansicht darzubieten. Man hat gegen Shakespeares etwaige Kenntnis des Lopeschen Stückes mit Unrecht geltend gemacht, dafs das spanische Schrifttum erst während seines Mannesalters in England Eingang zu finden begonnen habe. Selbst Elze**) u. a., welche wider diese grundlose Behauptung Material vorbrachten, liefsen sich bei ihren Nachweisen fast nur auf die „erste Hälfte des 17. Jahrhunderts" ein. Ungleich stärker wiegt aber das Ergebnis der Feststellungen C. Krickaus***) über rein syntaktische Vorgänge des damaligen Englisch. Danach stand schon ungefähr zwei Menschenalter vor Shakespeare Lord Berners, der Übersetzer

*) Trésor a. a. O.

**) W. Shakespeare S. 442 ff. Vgl. vor ihm Jahrbuch 5, 350 f.; 6, 367 ff. und 11, 202 ff. (Schulze).

***) Der Akkusativ mit dem Infinitiv in der englischen Sprache, besonders im Zeitalter der Elisabeth: Göttinger Dissertation 1877, S. 29 f. und 34 f.

Froissarts,*) sogar unter dem grammatischen Banne seiner spanischen Vorbilder. S. 29 heifst es z. B.: „die Einwirkung des Spanischen auf Lord Berners dürfen wir nicht von der Hand weisen, denn er hatte eine genaue Kenntnis dieser Sprache und hat auch die Vertrautheit mit ihrer Litteratur durch die Übersetzung von „the Castle of Love“ hinreichend bewährt“. Man ist hiernach berechtigt für Shakespeares Zeit, wo inzwischen ein spanischer Herrscher Gemahl der Königin von England gewesen war, eine gewisse Bekanntschaft Gebildeter mit spanischen Litteraturwerken zu behaupten.**) Ich lenke absichtlich die Aufmerksamkeit auf diese und andere Belege gegnerischer Ansichten über das Quellenverhältnis, um dann alle etwaigen Einwürfe wider meine Auffassung desselben möglichst mit einem Schlage zu entkräften. Auch andere Beweisgründe liefsen sich für eine Art unmittelbarer Verbindung zwischen beiden Meistern des modernen Dramas ins Feld führen. Ich weise z. B. noch auf eine Notiz bei Flögel-Ebeling „Geschichte des Grotesk-Komischen“ (Leipzig 87) S. 55 hin, wo es bei Besprechung der spanischen Posseneinlagen heifst: „Ein gelungenes Beispiel von Lopes Versuchen auf diesem Wege ist ein Zwischenspiel mit einer Darstellung der Geschichte der Helena (el robo de Helena), welche uns an eine ähnliche Unterhaltung von Pyramus und Thisbe im Sommernachtstraum erinnert“. Nichtsdestoweniger wird man, da jeder äufsere Anhalt eines Zusammenhangs fehlt, genötigt sein, die volle gegenseitige Unabhängigkeit Lopes und Shakespeares aufrecht zu erhalten.***) Man übersehe nicht, dafs bei dieser ganzen Auseinandersetzung das chronologische Moment unberücksichtigt blieb, da weder von Shakespeares noch von Lopes Drama ein unantastbares Datum überliefert ist. Dennoch aber rechtfertigen es mehrere Gründe, ein höheres Alter des ersteren anzunehmen, aufs entschiedenste, und hierdurch wird ihrer Verbindung

*) Vgl. Warton — Hazlitt History of engl. poet. IV 57 und 66. Die auf Veranlassung König Heinrichs VIII. unternommene Übertragung von Froissarts Chronik wurde 1523, The Castle of Love um 1530 gedruckt. In Lord Berners' Übersetzung des Romans von ‚Huon de Bordeaux‘ kommt vor Shakespeare zuerst im Englischen der Name des Elfenkönigs vor (vgl. u. a. Tiessen Herrigs Archiv 58, S. 1).

**) Im allgemeinen sowohl wie bezüglich Shakespeares mufs man hier aber in jedem Falle vorsichtig prüfen: vgl. Schulze, Jahrbuch 11, 204 ff. (besonders 207 f.), Zupitza ebendaselbst 23, 3.

***) Vgl. auch „‚Romeo and Juliet‘ and ‚Castelvines y Monteses‘“: Notes and Queries 1884 july 5.

überhaupt jeder Halt entzogen, da Shakespeares Werk dem Spanier gewifs nicht zugänglich war.

Wenn die meisten Kritiker ihr Votum über Francisco de Rojas y Zorrilla im wahrsten Sinne ,ohne Ansehung der Person' abgegeben haben, so ist das noch weniger entschuldbar als bezüglich Lopes. Denn von seinem Romeodrama kann man aus keinem der sonst in solchen Fällen, wo eine litterarische Erscheinung rasch mit ein paar Worten bezeichnet werden mufs, um Rat befragten Handbücher etwas erfahren.*) Daher erklären sieh auch die erstaunlichen Fehler in den bibliographischen und sonstigen Angaben über das Stück und den Verfasser selbst. Neuere Forscher wie Schulze in seinem zusammenfassenden Aufsatze mufsten sich auf den 1874 erschienenen ungenauen Auszug von F. W. Cosens verlassen, der, obschon auf dem Titel als ,Los Bandos de Verona Monteses y Capeletes. By Fr. d. R. y Z. Englished' bezeichnet, doch nur die bei Shakespeare ähnlich ausgeführten Stellen wiedergiebt.**) Auch der kurze Inhaltsabrifs bei Klein, Geschichte des Drama 11, 185 ff. schöpft hieraus. Früher wufste man nicht einmal den richtigen Wortlaut des Titels und warf Lopes und Rojas' Dramen durcheinander. J. O. Halliwell machte in den ,notes and additions' zu der 1850 für die Shakespeare Society gearbeiteten Übersetzung ,The remarks of M. Karl Simrock on the plots of Shakespeares plays' auf die beiden spanischen Stücke aufmerksam, aber mit welch geringer Sachkenntnis, zeigt Simrocks Notiz 1870:***) „Schliefslich entnehme ich aus Halliwells Zusätzen, dafs auch Lope de Vega in seinem Schauspiel Los Castelvies y Monteses Bandellos Novelle benutzt hat, jedoch mit grofser Freiheit und veränderten Namen der Personen, und noch ein anderes spanisches Schauspiel, Los Vardos de Verona, auf dieselbe Novelle gegründet ist." Abgesehen von der Oberflächlichkeit der Quellenkritik, sind beide Titel falsch angegeben. Was Wunder, wenn z. B. Heussi†) 1853 folgende sinnlose Auslassung veröffentlichte: „Vor Shakspeare gab es ein spanisches Schauspiel von Lope de Vega, unter dem Titel Los Castelvies y Monteses, und ein anderes von Don Francisco de Roxas, betitelt Los Vandos de Verona, dann ein italienisches von Luigi Groto, die alle

*) z. B. Brunet Manuel du libraire[4] IV, S. 136: Poète distingué par ses pièces d'intrigue, au nombre de 24 au moins. Quelle dieser Angabe?

**) Vgl. Jahrbuch 10, S. 376, zum Stück überhaupt 5, S. 350.

***) Die Quellen des Shakspeare, I[2], S. 99.

†) Romeo and Juliet von William Shakspeare. Erklärt (Brl.) S. 3.

denselben Gegenstand behandeln; es bleibt daher zweifelhaft, ob Brooke ein englisches Schauspiel oder eins von diesen gesehen habe.“ Zur Kontrolle wiederhole ich: Brooke 1562, Shakespeare c. 1593, Lope um 1602 (1647 gedruckt), Rojas nach 1635 (1679 gedruckt),*) endlich Groto, der den Schauplatz ja völlig verschob, 1572 (1578 gedruckt)! Die Namensform Roxas ist ein würdiges Seitenstück zu dem Lopez de Vega, welches sich durch Griffins obengenannte Übersetzung der C. y. M. 1770 in England eingeschmuggelt zu haben scheint. Noch 1868 schreibt Pace-Sanfelice in der trefflichen Einleitung zu seinem Neudruck des da Porte p. IX von den ‚adventures of Romeo and Juliet‘: ‚In Spain they inspired the stupendous drama of the famous Lopez de Vega, and likewise that of De las Roxas‘! Prölſs (Shakespeares Romeo und Julie erläutert S. 35) 1874 sagt: „Schon [nämlich vor Brooke!] Lope de Vega hatte den Stoff nach Bandellos Novelle zu einem Schauspiele: Los Castelvies y Monteses benützt. Ein anderes spanisches Stück: Vardos de Verona, behandelt ihn gleichfalls.“ Ja selbst noch M. Koch ist sich in der Einleitung seiner revidierten Shakespeare-Übersetzung (1882) wenigstens über die Zeitfolge nicht klar, denn er nennt Rojas vor Lope (III, S. 104f.), schreibt aber, wohl einer der ersten, Namen und Werktitel richtig. Das in die meisten neueren Angaben übergegangene Monteses in Rojas' Titel stammt aus der willkürlichen Ergänzung, die Cosens der Lopeschen Überschrift entnahm. Dieser Familienname steht bei Rojas weder im Titel noch im Personenregister; denn die betreffende Familie heiſst bei ihm Romeo, während gleichsam ihre Gentilbezeichnung Montesco lautet. Sowohl bei Rojas wie bei Lope wird die Zusammenstellung der beiden Adelsnamen in der ersten Unterredung eingeführt; Montesco y Capeletes (Hohenthals Neudruck S. 3), entsprechend: Monteses y Castelvines (ebd. S. 105). Wer also nicht einmal di Namen richtig mitteilt, hat die beiden Dramen überhaupt nicht angesehen. Einige Worte erheischt noch die Datierung von Rojas' Stück. Man weiſs über den Dichter selbst nur, „daſs er im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zu Toledo geboren und im Jahre 1641 zum Ritter des Ordens von San Jago ernannt wurde. Das Jahr seines

*) Dreifach verwirrend muſs Dunlops Angabe gewirkt haben. Er sagt bei Erwähnung der spanischen Romeodramen: „Das eine von Fernando Rojas [ein ganz andrer Schriftsteller, um 1500!], einem Zeitgenossen Shakespeares(!) stimmt vollkommen mit dem Trauerspiele des Letztern überein(!) (Liebrechts deutsche Bearbeitung S. 270; das Original II, S. 401: the former coincides precisely with ‚Romeo and Juliet‘).

Todes ist unbekannt."*) Vor 1635 wird er seine gran comedia — so sagt der Titel — gewifs nicht gedichtet haben, weil Lope, der gefeierte, noch lebte und er dessen Drama wohl kaum durch seine Neuaufnahme des Stoffes mittelbar hätte anfeinden dürfen, er der junge aufstrebende Berufsgenosse, der auf Lopes Tod ein feierndes Sonett zu verfassen für gut befand. Da nun Lopes ‚Castelvines y Monteses' vor 1647 wohl nicht gedruckt vorlag, so ist Rojas aller Wahrscheinlichkeit nach erst um diese Zeit an die Abfassung oder wenigstens Niederschrift seines Stückes gegangen. Es ist die einzige erwiesenermafsen nachshakespearesche Behandlung der Romeofabel, welche quellengeschichtlichen Wert besitzt, da es eine, wenn auch indirekte Ableitung einer unbekannten Bearbeitung sein mufs. Höheres litterargeschichtliches oder gar ästhetisches Interesse ist ausgeschlossen. An sich eine schwächliche Leistung, die einem bedeutenden Thema nicht eine ansprechende Seite abzugewinnen weifs, ergiebt sie sich zugleich als merklichen Rückschritt gegenüber der früheren dramatischen Betätigung des Verfassers.**)

Über Brooke und Painter darf man getrost auf die vortreffliche Darlegung Daniels New Shakespeare Society III, I p. XI ff. und die daran anschliefsenden Untersuchungen Schulzes Jahrbuch 11, 177 ff. verweisen. Die daselbst ausführlich und gediegen erteilte Auskunft macht alle älteren Parallelen durchaus überflüssig. Was Schulze beispielsweise über Brookes Stellung als — bis auf 2 ganz nebensächliche Bagatellen, die vielleicht ein oberflächliches Überlesen Painters bezeugen — alleinige Quelle Shakespeares sagt, hat völlig überzeugende Kraft und wird fortan ein Hauptmoment der Betrachtungsweise bilden, trotz Delius Widerspruch***).

Um eine sichere Grundlage für die verschiedenartigen Hypothesen zu gewinnen, fassen wir das Verhältnis des ältesten Schriftstellers, der die forterbenden Züge auf die Geschichte von Romeo und Julia übertrug,†) zu seiner vermutlichen Vorlage, das Porto's zu Masuccio, ins Auge. Des ersteren Novelle, ‚Giulietta',††) — wie sie italienische Litte-

*) H. Dohm, Die spanische National-Litteratur in ihrer geschichtlichen Entwicklung (Berlin 67) S. 497. Einige geben 1607 als Geburtsjahr an.

**) Schack a. a. O. III, S. 318.

***) Jahrb. 16 (1881), 213—227.

†) H. Schück, W. Shakspere, hans lif och värksamhet (Stockholm 1884), S. 162: Först omkring 1530, uppträda Romeo och Juliet i en novell af Da Porto.

††) Meist als seine einzige Betätigung in Erzählungslitteratur betrachtet (vgl. J. Scherrs vergleichende Notiz: Allgemeine Geschichte der Litteratur [8]I 302). Aber

ratoren der Kürze halber betiteln — scheint fast „ganz in der Manier Boccaccios gehalten“, von „ziemlich weitschweifender Darstellung“ abgesehen.*) Darf man dem rauhen Kriegsmanne — er verteidigte als venetianischer Söldnerhauptmann in jugendlichem Alter**) von 1510 ab seine friaulische Heimat***) gegen die nordischen Verbündeten — zunächst nur wenig Federgewandtheit zutrauen, so überrascht er trotz angeborener Nüchternheit durch klaren Blick in die Irrgänge der zeitgenössischen Politik in ‚Lettere storiche‘,†) so dafs man auch ohne unsere Kenntnis des Masuccio annehmen müfste, er habe den ihm ungewohnten, aber geschickt angebauten Boden belletristischer Darstellung nur mit der sicheren Stütze einer fertigen Bearbeitung von älterer Hand betreten. Allerdings giebt er vor, seinen Stoff als Condottiore in Friaul von einem ihn begleitenden Söldner Peregrino††) als ein Vorkommnis in dessen Vaterstadt Verona gehört zu haben, und will nun hiernach ‚una compassionevole novella da me gia piu volte udita‘ schreiben. Zur Würdigung dieser Angabe erwäge man folgendes: 1524 war Portos Handschrift abgeschlossen†††) und doch datiert die erste mit Jahreszahl versehene Ausgabe erst von 1535; auch der ohne solche erschienene Druck, nach der Tradition als ältester betrachtet,*†) läfst sich nicht über 1530 hinaufrücken. Die

Bart. Gamba teilt in ‚Lettere storiche di Luigi da Porto dall' anno 1509 al 1512‘ (Venezia, Alvisopoli, 1832) p. 201 beziehungsweise 212 „deux historiettes du même da Porto“ mit (Brunet, Manuel [4]III 820).

*) K. M. Sauer, Geschichte der italienischen Litteratur (Leipzig. 83), S. 330.

**) Er war 1485 geboren und starb 1529, sein fünf Jahre älterer Nachahmer Bandello erst 1560. Im allgemeinen vgl. J. Milan, Notizie intorno alla vita egli scritti di L. da P. Padova, 1830.

***) Er stammte aus Vicenza (Vgl. Sanfelice p. XLV ff. An abstrat of the life of L. da Porto).

†) „schildern die italienischen Kriege von 1509–12 mit grofser Anschaulichkeit und bieten ein treues Bild der Zustände jener Zeit“ Sauer a. a. O. S. 341. Giuseppe Todeschini hat sie Firenze 1857 mit kritischen Beilagen herausgegeben. Aufserdem vgl. die oben genannte Ausgabe von Gamba.

††) Dafs dieser Name, nur als Ausrede vorgeschützt, leicht symbolisch zu deuten ist, fiel merkwürdigerweise noch nicht auf. Bandello beruft sich auf einen Mann desselben Namens als seinen Gewährsmann. Der mittelhochdeutsche Epiker Wirnt von Gravenberc sagt, er erzähle die Geschichte von Wigalois, wie er sie von einem Knappen erfahren habe.

†††) Klein, a. a. O. V. p. 432.

*†) Exemplare in der Trivulziana zu Mailand, in der Quiriniana zu Brescia auf der Königlichen Bibliothek zu Dresden; ein viertes besafs früher Borromeos Biblic

Novelle ist somit erst nach dem Tode ihres Verfassers erschienen. Sollte nun nicht der diplomatisch geschulte Porto die Geschichte absichtlich mit jener unschuldigen Finte über seine Quelle eingeleitet und ihr Bekanntwerden in weiteren Kreisen so lange hinausgeschoben haben, weil Tomasio de' Guardati — so lautete der bürgerliche Name Masuccios — noch lebte*) und er dies inhaltliche Plagiat an dem allbeliebten Erzähler**) der Gegenwart doch nicht wagte? Allerdings wurde das litterarische Besitzrecht gerade damals oft genug recht ungeniert verletzt. Aber eben anscheinend nebensächliche Änderungen, wie die des Frate des Santo Agostino in den des San Francesco sind besonders bezeichnend für das Verfahren des Schriftstellers, der damit vielleicht Unkundige von der richtigen Fährte ableiten wollte. Luigi da Porto pafst vor allem zum Träger solcher Modifikationen. Verona, der Schauplatz seiner Novelle, und seine Vaterstadt Vicenza, waren beide schon seit 1405 im Besitze der Venetianer, seiner Kriegsherren, so dafs er bei der Nähe und seiner persönlichen Stellung Einzelheiten eines tatsächlichen Vorfalls aus erster Hand erhalten konnte.

Es ist aber in der Tat keine leere Voraussetzung, dafs Porto den Masuccio stark ausgenutzt hat. Dessen Novellino, „die bedeutendste Novellensammlung des 15. Jahrhunderts",***) bot ihm, wie zählreichen anderen Erzählern seines Zeitalters, in den inhaltlich knappen Umrissen des Stoffes eine willkommene Unterlage. Vorgelegen hat ihm jedenfalls bei der Ausarbeitung die 1522 zu Venedig erschienene Ausgabe, nachdem er den Inhalt der nov. 33 gewifs schon aus einem Exemplar der Ausgabe von 1510 kennen gelernt hatte. Eine Nachvergleichung des 1525 veranstalteten Abdrucks hat später gewifs nicht mehr stattgefunden. Es darf sich also eine Textkollation auf die beiden genannten Ausgaben beschränken.†)

Aufser diesen beiden Ausgaben kennt man aus dem 16. Jahrhundert eine von 1539 und eine von 1553. Vgl. die bibliographischen Notizen in Pace-Sanfelices Neudruck, p. 73 ff.

*) Dafs derselbe hochbejahrt starb, ist überliefert. Er „scheint manche seiner Novellen noch in den sechziger Jahren verfafst zu haben" Gaspary, Geschichte der italienischen Litteratur II, (1888). S. 297. Sein Todesjahr ist unbekannt.

**) Vgl. Gasparys eingehende Würdigung ebendaselbst. S. 295 ff. (und Stiefel oben).

***) Gaspary a. a. O. S. 295. Leider erstreckt sich dessen sorgfältige Behandlung nicht auf die 33. Novelle.

†) Die Grundlegung der Romeofabel in der dann üblich gewordenen Form durch Luigi da Porto gab schon E. Ruth, Geschichte der italienischen Poesie. II, (1847), S. 64 f. im ganzen richtig, ebenso sein Verhältnis zu Masuccio, Bandello und Groto.

Dies ist der Standpunkt, welchen die streng historisch-kritische Forschung zuerst einnehmen mufs. Es werden sich aber im Gange unserer Untersuchung mehrfach Anhaltspunkte für die Ansicht bieten, eine verlorene oder noch nicht wieder aufgefundene Fassung des Themas habe die einschneidenden Veränderungen vorgenommen, welche wir bei dem zu Gebote stehenden Material noch Porto zuschreiben müssen. Manchem, der das gesamte weite Gebiet übersah, sind bereits leise Zweifel aufgestiegen, mit denen er sich irgendwie abzufinden suchte. Dafs Stiefel Lope de Vegas Quelle in einer nicht erhaltenen Novelle eines Italieners vermutet, wurde oben angeführt. Auch Schulze (a. a. O. S. 153) verfiel auf einen ähnlichen Ausweg, als er den Widerspruch der Berichte nicht auszugleichen vermochte: „Möglich wäre es allerdings auch, dafs Masuccio und Luigi da Porto aus einer gemeinschaftlichen, älteren, uns verloren gegangenen Quelle geschöpft haben, welcher Luigi streng folgte, während Masuccio umänderte". Als Beweis erscheint ihm ein unvereinbarer Gegensatz zwischen dem Berichte der narrazione des Masuccio und dem vorangestellten argomento, von denen nur einer zu Porto stimmt. Auch ebd. S. 171 kommt Schulze der Gedanke, einen älteren italienischen Autor als Quelle der ersten französischen Bearbeitung, Sevins, zu mutmafsen. Neuestens hat sich auch Cohn (Jahrbuch 24, 123 ff.) notgedrungen für Sevin demselben Auswege zugewandt.

Jedenfalls aber hat man in Luigi da Portos Novelle die indirekte Vermittelung der alten, von Masuccio geformten Fabel an Shakespeare zu erblicken. Doch teilt er das Geschäft, zwischen diesen beiden die litterarische Brücke zu bilden, mit anderen Schriftstellern des 16. Jahrhunderts. Nämlich auch The Merchant of Venice*) und namentlich Measure for Measure**) arbeiten mit Motiven, welche, trotzdem sie mannigfach umgewandelt erscheinen, durch uns verdeckte Kanäle aus Masuccio geflossen sind.

IIa. Die Gestaltung des Stoffes durch Guyon.

a) Allgemeiner Teil.

Trotzdem schon eine lange Reihe von nichtitalienischen Bearbeitungen der Romeofabel bekannt war, mangelte es doch bis jetzt an dem sicheren Nachweise einer solchen, welche, obwohl zweifellos an

*) Vgl. Skottowe, Life of Shakspeare, I 322 f. Drake, Shakespeare and his Times (Paris 38). p. 527.

**) Vgl. Simrock, die Quellen des Shakespeare ²I, S. 157.

eine italienische Novelle aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhundert unmittelbar angelehnt, deutliche Handhaben zur Ermittlung der vermuteten verlorenen Quelle darböte. Es ist mir nun im März 1888 gelungen, eine solche aufzufinden. In einem in meinem Besitze befindlichen*) Buche, des Titels: Variarum Lectionum Selecta, Figuris aeneis applicata: Per Johannem à Nyenborg. Groningae Frisiorum, Apud Jacobum Sipkes, Typographum. Anno MDCLX, entdeckte ich p. 181—183 die Geschichte von Romeo und Julia unter der Aufschrift ‚Histoire d'une Damoiselle Veronoise' in stark komprimierter Prosagestalt. Da sich das Buch, im ganzen überschaut, als ein äufserst buntscheckiges Gemengsel wenig verdauter Lesefrüchte herausstellte, so durfte man auch hierin die einfache Abschrift eines älteren Textes suchen und ein Fingerzeig zur Ermittlung eines solchen fand sich denn auch in der Schlufsnotiz ‚dit L. Gujon'. Das Endergebnis der hiernach angestellten Nachforschungen führte auf Louis Guyons ‚Diverses Leçons', 1604 zuerst gedruckt, als Quelle, über deren eigentümliche Beschaffenheit und Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte dieser Abschnitt meiner Untersuchungen handeln soll.

Bei dem hier folgenden Textabdruck wurde natürlich der Guyonsche Text zu Grunde gelegt, und zwar wie er mir in dem Exemplar der Königlichen Bibliothek zu Berlin vorlag, dessen Titel unten genau kopiert ist.**) Die Varianten Nyenborgs sind unter jenen gesetzt, wobei auch orthographische Abweichungen berücksichtigt wurden.

A Veronne, ville d'Italie, vne[1] fille nommee Iuliette[2], de la noble maison des Montesches, son pere ne l'ayant voulu marier lorsque les partis se presentoyent, et que la fille estoit pourueuë d'aage nubil, parquoy[3] en sa plus grande[4] fleur, espousa à l'insceu de ses parents le fils d'vne autre maison et famille gentilhomme, appellee Capelets, nommé[5] Romeau, ennemie capitale des Montesches[6]. Ce mariage ne rapporta sinon[7] que la mort ignominieuse des deux amans: et voicy comme cela aduint[8]: Iceux s'estans mariez[9] clandestinemẽt[10], et par les mains d'vn[11] Cordelier, bien[12] versé aux choses naturelles, ayant compassion de la feruente[13] amitié[14] et peine que se portoyent ces deux

[1]une [2]Juliette [3]par quoy [4]grand [5]nommè [6]Montesces [7]si non [8]advint: [9]maries [10]clandestinement, [11]un [12]Cordelier bien [13]fervente [14]amitiè

*) Die verglichenen Exemplare der Stadtbibliothek zu Leipzig und der Königlichen Bibliothek zu Berlin stimmen genau überein.

**) Diese Note folgt auf der nächsten Seite.

amans, il aduint[15] vn[16] iour[17], qu'vn[18] oncle de Iuliette[19], pour l'inveteree[20] inimitié[21] de deux familles, chargea Romeau, lequel en fin tua ledit oncle, son corps defendant, dont fut banny, ou s'absenta de Veronne. La fille ayant fait ses doleances au bon homme de Cordelier sur l'absence de son amy, soubz ombre de confession, luy donna aduis de prendre vn[22] petit breuuage[23], lors qu'elle se voudroit mettre au lict, lequel[24] la feroit*) dormir plus de trente heures, si bien qu'on la tiendroit pour morte: Ce que hardiment elle fit, et ses parens cuidans qu'elle fust morte, la firent enseuelir[25] dans le tombeau ou caueau[26] de ses predecesseurs, doù le Cordelier la (607) deuoit[27] venir tirer à certaine heure de la nuict, et la conduire en habit de Cordelier, comme nouice[28] à Romeau banny, qui demeuroit en la terre d'vne[29] autre iurisdiction[30], non guiere[21] loin de la ville: cela estoit faisable,

[15]advint [16]un [17]jour, [18]un [19]Juliette, [20]inveterne [21]inimicitié [22]un [23]breuvage, [24]laquel [25]ensevelir [26]caveau [27]devoit [28]novice [29]une [30]juris-diction, [31]gujere

*) feroit ist das letzte Textwort bei Nyenborg p. 181; doch ist nach bekannter alter Sitte dor- noch daruntergesetzt.

(Anmerkung zu voriger Seite.)

**) Es ist die Ausgabe von 1625 und enthält die Geschichte I. p. 606—608.

Der mit allegorischen Bildern geschmückte Vordertitel lautet:

Les diverses leçons de LOVYS GVYON Sr de la Nauche, e. t. c.

Suiuans celle de Pierre Messie, et du Sieur de Vaupriuaz.

Contenans plusieurs Histoires et faicts memorables, recueillis de diuers Autheurs, et de diuerses Nations.

A Lyon, par Antoine Chard,
En Rue Merciere au sainct Esprit.
1625.
Auec permission des Superieurs.

Der eigentliche Titel auf dem folgenden Blatte lautet:

Les diverses leçons de Loys Guyon, Dolois, Sr de la Nauche, Conseiller du Roy en ses Finances au Lymousin:

Suiuans celles de Pierre Messie, et du Verdier, Sr de Vaupriuaz.

Divisees en cinq livres.

Contenans plusieurs Histoires, Discours, et faicts memorables, recueillies des Autheurs Grecs, Latins, François, Italiens, Espagnols, Allemans, et Arabes.

Reueiles, corrigées, et augmentées de beaucoup par l'Autheur en ceste troisiesme edition.

Auec deux Indices, l'vn des Chapitres, et l'autre des Matieres.

A Lyon,
Pour Antoine Chard, en ruë Merciere,
à l'enseigne du Sainct Esprit.
M. DCXXV.
Avec priuilege dv Roy.

car communement on n'enterre[32] point les corps de decedez dans des fosses, comme par deça[33], mais dans des caueaux[34] voutez.

Il aduint, pendant que ces choses se faisoyent, que le seruiteur[35] de Romeau alloit et venoit à Veronne, pour porter des recõmendations[36] à Iuliette[37], qui rapporta à son maistre la mort de Iuliette[38] certaine, et qu'il auoit[39] assisté à sa sepulture. Romeau pressé de tristesse, trouua[40] moyen d'entrer le soir dans Veronne à porte fermante[41], estant preque nuict, en habit dissimulé[42], et de nuict trouua[43] moyẽ[44], auec[45] l'ayde de son seruiteur[46], d'ouurir[47] le tombeau, et d'entrer dedans auec[48] vn[49] flambeau, et ayant fait retirer son seruiteur[50], appres[51] auoir[52] baisé[53] plusieurs fois Iulliette[54], qu'il cuidoit estre morte, huma du poison tresmortel, qui fit incontinent son operation' lequel il auoit[55] acheté d'vn[56] necessiteux Apoticaire, puis se coucha sur le corps de Iuliette[57]. Le breuuage[58] de Iuliette[59] ayant fait son operation, se resueilla, et vit par le moyen du flambeau que Romeau estoit mort: de desplaisir qu'elle[60] eut se tua*) pareillement, par le moyen d'vn poignard que ledit Romeau auoit[61] pendu à sa ceinture. Le bon homme de Cordelier vint, celuy sembloit, à l'heure opportune, que Iuliette[62] deuoit[63] sortir du sommeil artificiel, imitãt[64] du tout la mort, et tronua[65] ce piteux et tragique spectacle. Le lendemain, la mort de ces deux amans fut descouuerte[66], et recitee cõme[67] le tout s'estoit passé par frere Laurent, (608) ainsi s'appelloit[68] le Cordelier: et voila le funeste desastre qui aduint, à cause que le pere de Iuliette[69] ne le maria comme il estoit requis. Je vay alleguer vne[70] de nostre France, qui est aduenuë[71] de mon tẽps.[72]

Eine Durchsicht der Varianten bietet folgende Arten: durchgängiger Übergang des konsonantischen u in v und des vokalischen v in u, des konsonantischen i in j (aufser in Juliette noch 17, 30, 31), Auflösung des Abkürzungszeichens für m und n (10, 36, 44, 64, 67, 72); Änderung des accent aigu in den accent grave (5, 42, 53) und modernere Schreibungen (3, 7 (?), 9) gehören in das

[32]n enterre [33]deca [34]caveaux [35]serviteur [36]recommendations [37]Juliette [38]Juliette [39]avoit [40]trouva [41]fermant [42]dissimulè, [43]trouva [44]moyen [45]avec [46]serviteur, [47]d'ouvrir [48]avec [49]un [50]serviteur, [51]apres [52]avoir [53]baisè [54]Juliette, [55]avoit [56]un [57]Juliette. [58]breuvage [59]Juliette [60]qu elle [61]avoit [62]Juliette [63]devoit [64]imitant [65]trouva [66]descouverte, [67]comme [68]s appelloit [69]Juliette [70]une [71]advenuë [72]temps. dit L. Gujon.

*) Hier schliefst bei Nyenborg p. 182.

rein orthographische Gebiet. Diesen Abweichungen stehen die wirklichen Veränderungen gegenüber: Offenbare grammatikalische Fehler (4, 24, 41) neben Berichtigungen von (Druck-)Versehen (51, 54, 65), denen ein eigener Druckfehler (20) zur Seite steht, dazu eine eigenmächtige Namensänderung (6; Druckfehler?) und eine seltsame Wortumbildung nach lateinischer Analogie (21), endlich Flüchtigkeiten, bestehend in Weglassung der Interpunktion und des Apostrophs (12 Komma; 32 und 68 Apostroph; 33 Cédille), die aber auch vielleicht dem Setzer zur Last fallen.

Nyenborgs Persönlichkeit*) braucht uns nicht weiter aufzuhalten, da ja die Darstellung der Romeofabel von ihm wörtlich abgeschrieben ist und er auch sonst kein litterarisches Interesse bietet. Über Louis Guyon findet sich im Nouveau dictionnaire historique ou histoire abregée de tous les hommes, qui se sont fait un nom (Par une société de gens — de lettres) Caen-Lyon 1789 IV p. 319 angegeben: Il y avait eu auparavant [vor Symphorien Guyon] un autre Guyon, (Louis) dont les Leçons diverses, imprimées à Lyon 1625, 3 vol. in 8°, sont au nombre des livres peu communs et curieux. Diese Angabe erweiterte W(eis)s: Biographie universelle, ancienne et moderne 28, 248 f. (1817). Genauer behandelte L—z—e in der Nouvelle biographie générale publiée par Firmin Didot Frères 22 (1859), 933 f. den Schriftsteller, welchen in Deutschland schon 1787 Adelung, Fortsetzung zu Jöchers allgemeinem Gelehrten-Lexikon II S. 1694 erwähnt.

---

*) „van Nyenborgh (Janus), ein holländischer Historicus und Poet zu Gröningen, lebte zwischen 1659 und 1670, und schrieb: Hofstede; selecta variarum lectionum; Toneel der Ambachten“ Chr. G. Jöcher, Allgemeines Gelehrten-Lexicon III (1751) S. 1003. „van Nyenborgh (Janus), siehe Jöcher III. pag. 1003. Das Buch: Hoffstede, en andere Historien en Gedichten enz. Item Toonel of Winckel der Handwerken en Coophandelsbericbt enz. erschien zu Gröningen 1660. 4. — Het Wonder — tooneel, of Lusthof der Historie Paerlen Vremdigheden en Singedichten enz. ibid. 1657. 12.“ Adelung u. Rotermund. Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöchers a. G.-L. V (1816) S. 872 f. Der Katalog der ‚Bibliotbèque de feu M.—A. M. Ledeboer (Leyden, Brill 1888)‘ p. 137 zählt unter J. v. Nyenborch (No. 2083–2085) folgende Titel auf: 1. De weeckwercken der ghedenckwaerdighe historiën, leergedichten, sprenken, enz. Grong. Jan Cölln 1657. 2. Tooneel der ambacbten of den winckel der bandtwercken en konsten enz. Midsg. Het Bericht van den Koop-handel. 2e dr. Gron. J. Sipkes 1659. — 2 dln. 3. Hofstede met desselfs andere bedenckingen, gedichten en historiën. Grong. — 1659. Jakob Sipkes, bei dem auch die variarum lectionum selecta erschienen, war eine im 17. Jahrhundert angesehene, heute nicht mehr bestehende Buchhändlerfirma (direkte Mitteilung des Herrn cand. philol Auke Postma in Leuwarden in Friesland). Vgl. L. Fränkel, Jan van Nyenborgh: Harrwitz' Mitteilungen aus dem Antiquariat und verwandten Gebieten I (1889) S. 81.

Die Geschichte steht bei Guyon in einem Kapitel, welches Beispiele für die unglücklichen Folgen später oder gewaltsamer Verheiratung von Töchtern zusammenstellen will. Einige weitere Mitteilungen aus demselben werden Entstehungszeit und Anschauungsweise dieser Fassung beleuchten und den Unterbau für die Verwertung der letzteren in der Entwickelungsgeschichte des Stoffes bieten. P. 602 rät Guyon,*) Töchter à pouruoir, lors qu'elles commencent a estre en pubertés, qui est au treziesme an, ou pour le plus au seziesme ou dixhuictiesme an. Man vergleiche dazu die unten genau angestellte vergleichende Beobachtung über Julias Alter. Ebenfalls p. 602 wird ganz allgemein ein interessantes Motiv angegeben, welches, auf der eben mitgeteilten These beruhend, einen Haupthebel der Katastrophe in der Romeofabel bildet: Il se voit iournellement, que quand les parens veulent pouruoir leurs filles vn peu aages, refuserõt le party qu'on leur aura recherché, ou qui se representera, alleguãs qu'elles ont mis leur fantaisie à vn autre, et bien souuent à vn qui sera mortel ennemy de leur maison. Den Schlufs dieser Auseinandersetzungen bildet p. 603 die Notiz: ce que ie veux prouuer par aucunes histoires, tirees du Bandel Italien, et des annales de France. Dafs aber gleichwohl Guyons Darstellung der Romeofabel nicht auf Bandello zurückgeht, wird die unten gegebene Inhaltsvergleichung ergeben. In der dem 1. Bande seines Werkes vorgedruckten Tabelle der ‚avthevrs citez av present livre, par ordre alphabetique' steht Bandello nicht, wohl aber sein Übersetzer ‚Belle forest', ferner der angeblich von den Veroneser Fürsten della Scala abstammende Scaliger, ein ‚M. Laurens Medecin', auch andere Italiener, die auch den Stoff erzählt haben könnten.**)

P. 603 wird als Beleg für Guyons Lehre erzählt: Adelasie, die Tochter Kaiser Ottos III., ‚s'enamourast d'vn puisné, de la maison de Saxonne, et tous deux s'estans mariez clandestinement . . . . . se mirent en chemin, habillez en pelerins: Adelasie estant vestue en garçon'. Abgesehen von der Übereinstimmung in der Grundlage der Geschichte, beachte man die in der Romeofabel wiederkehrende Verkleidung als Pilger, sowie die Flucht des Mädchens in Mannstracht.

P. 608 f. teilt Guyon gemäfs der Ankündigung am Ende seiner

*) Der III p. 144—152 ein volles Kapitel (21) dem Satze widmet: Qu'il seroit bon que le consentement des peres et meres fust requis de necessité aux mariages de leurs enfants.

**) Biographisch interessant ist auch, dafs unter diesen Quellenschriftstellern angegeben wird: ‚Estienne Guyon, Iesuiste, neueu de l'auteur, en ses declamations'.

Romeogeschichte vne de nostre France, qui est aduenue de mon temps mit.*) Der Inhalt dieser sachlich uninteressanten ‚Histoire d'vne Damoiselle de Paris' spielt in der Zeit ‚du Roy François second' (1559—60) und ist dem Erzähler von dem Vater der modernen Julia, einem Edelmann am Hofe des Königs und seinem Freunde, mitgeteilt. Die ganze Ähnlichkeit beschränkt sich darauf, dafs ein Mädchen, welches einen reichen jungen Advokaten ehelichen soll, mit dem Lehrer seiner Brüder davonläuft und ins Elend gerät.**)

Tiefer liegende Berührungspunkte enthält die p. 609 f. erzählte Novelle ‚Lucrece fille de Rome tue son mary et elle apres'. Dieselbe verdient deshalb auszugsweise herangezogen zu werden.

A Rome . . . . . . vne fille, nomee Lucrece, espousa vn ieune homme clandestinement . . . . . les deux peres desdits mariez ennemis iurez . . . . . il aduint que le pere de Paul voulut marier son fils . . . . . . et qu'il luy commandoit de le trouuer bon, à fin que le mariage sortist à effet en peu de iours. Le fils differoit tant qu'il prouuoit, en fin pour obeyr à son pere, print temps d'y penser'. Als Paul seine Geliebte wieder einmal besucht, tötet sie ihn im Schlafe und dann sich selbst. ‚Cest acte tant lugubre et funeste fut sçeu, et paruint aux oreilles du Pape Paul quatriesme, qui ne voulut qu'on leur donnast sepulture: mais vn docte Theologien, Iacobite de religion, ayant fait vne belle harangue au Pape pour les parens des deffuncts, premit leur estre fait obseques, et donner sepulture: et vne (610) vieille femme, seruante de Lucrece, qui auoit assisté à leur mariage, fut bruslee vifue par auctorité de iustice, pour n'en auoir aduerty les parens'.

Es kommen also hier folgende charakteristische Züge der Romeofabel vor: Heimliche Eheschliefsung (im Beisein der alten Dienerin) infolge der erbitterten Feindschaft der Väter; der eine Teil***) soll zur Heirat gezwungen werden und erwirkt sich Bedenkzeit. Tod beider aus Verzweiflung.†) Ein gelehrter Mönch ver-

*) Dieselbe ist von Nyenborg (p. 183 f.) abgedruckt worden.

**) Diese stoffliche Unterlage erinnert an J. M. R. Lenz' Komödie „Der Hofmeister" (1774). Vergl. dazu O. Gruppe, Reinh. Lenz S. 261 u. 264.

***) Freilich ist es hier der Jüngling. Aber öfters tritt in der Überlieferung ein derartiger Wechsel ein. Vom nordadriatischen Meere wird eine Fassung erwähnt, wo umgekehrt das Mädchen ganz die Stelle des Geliebten erhält.

†) Vielleicht ist auch beachtenswert, dafs Lucrece den Geliebten durch einen Schlaftrunk in Schlummer versetzt zu haben scheint.

wendet sich bei dem Staatsoberhaupte für das Liebespaar (zu dem er doch wohl auch in dieser Parallelerzählung in Beziehung gestanden hat). ‚Die alte Dienerin wird zum Feuertode verurteilt, weil sie den Eltern den Vollzug der Heirat nicht mitgeteilt'! Dieser Zug scheint ein ursprünglicher der Tradition zu sein. Nämlich noch bei Brooke heifst es V. 2986 ff.

Escalus sagely decreeth thus:
The nurse of Juliet is banisht in her age,
Because that from the parentes she dyd hyde the mariage,
Which might have wrought much good had it in time be knowne,
Where now by her concealing it a mischeefe great is growne.

Weiterhin fügt Brooke noch hinzu, dafs Romeos Diener, weil er nur aus Gehorsam gegen seines Herrn Befehle gehandelt hatte, ungestraft ausgehe, der Apotheker aber, der Romeo das Gift verkaufte, gefoltert und gehängt würde (vgl. R. a. J. VI, 1, 66 ff.); dem Pater wird verstattet, sich in eine Einsiedelei unfern von Verona zurückzuziehen, wo er seine Tage in Bufsübungen endete.*) Auch bei Shakespeare (V3, 308) werden diese Verfügungen noch angedeutet. Rom als Schauplatz ist möglicherweise ebenfalls ein Zug der älteren Tradition. Es ist leicht denkbar, dafs diese hier von Guyon mitgeteilte Geschichte aus Bandellos Romeonovelle (wo sich dieser Zug ganz ähnlich findet) und der nov. I No. 42 in desselben Sammlung ‚kontaminiert'**) worden ist. Diese letztere spielt in Valencia und wurde von Shakespeares Zeitgenossen Beaumont und Fletcher in ‚Triumph of Death (Four Plays in One III)' nach England verpflanzt,***) wobei sie eine listige Dienerin, die den Geliebten zum Mädchen lockt, und einen Schlaftrunk einführten.

Auch sonst werden übrigens bei Guyon hie und da Fragen behandelt, welche Motive der Romeofabel berühren. Ich nenne nur: II, p. 40 ff. chap. 8: En quels cas les duels, et combats peuuent estre permis, et comme l'on y peut proceder, sans en estre repris de la Iustice. I, p. 83 ff. (chap. 13): Que tous venins n'ont pas

*) Auch Painter in seiner Übersetzung von Boistuaus Bandello-Bearbeitung (Daniels Neudruck p. 143 Zl. 8 ff.) erzählt dies alles übereinstimmend.

**) Dieser t. t. der altrömischen Litteraturgeschichte (s. P. Terenti Hauton Timorumenos. Erklärt von W. Wagner. Berlin 1872. S. 11) ist hier ebenso wohl anwendbar, wie öfters bei Shakespeare.

***) Nach Bandello wurde die Geschichte aufgenommen bei Henri Estienne (Henricus Stephanus) Apol. pour Herod. c. 19, 2.

propriété de tuer le coeur, mais que beaucoup par certaine propriété occulte, ou manifeste, agissent plustost contre vne certaine partie, que contre vne autre; und ähnlich p. 88 ff. (chap. 14): A sçauoir si vn empoisonneur peut si bien accommoder sa poison, qu'il puisse limiter l'heure, le iour, la semaine, mois, et an qu'il intention de faire languir, et mourir la personne, par luy meschamment empoisonnee.

Über die Entstehungszeit der Guyonschen Bearbeitung der Romeofabel wird sich leider nichts Bestimmtes ermitteln lassen. Nur soviel darf als gesichert angesehen, dafs sie älter ist als das Shakespearesche Drama. Guyon, der um 1630 als hochbejahrter Greis starb, scheint allerdings diese erst 1604 in der ersten Ausgabe seiner ‚Diverses leçons' veröffentlicht zu haben. Aber die Bewältigung des riesigen Materials, das er für seine meist lehrhaft gewürzte Anekdotensammlung zusammengescharrt hatte, mufste bei einem Manne, dessen Berufspflichten auf einem ganz anderen Felde lagen, gewifs lange Jahre in Anspruch nehmen. Zudem zeigt auch die Notiz im Eingange der erwähnten zeitgenössischen Parallele zur Romeofabel, dafs er 1560 kein Kind mehr war. Auch gelegentlich eingestreute Personalien*) berechtigen zu diesem Schlufs.

Die nüchterne äufserst ungelenke Formulierung der Geschichte giebt, worauf es für die genauere Feststellung der Quellenverhältnisse eben ankommt, den ganzen Rohstoff, auf die denkbar einfachsten Grundlinien zurückgeführt. Von der berauschenden Fülle ursprünglicher Poesie, welche den Stoff in seiner englischen Gewandung durchströmt, läfst sich aus dieser trocknen Aufführung des nackten Thatbestandes nichts ahnen, am wenigsten von der gewaltig ergreifenden Seelenbewegung, welche der vertiefende Dramatiker dem Novellenthema entlockte. Ist schon bei Shakespeare im Rahmen der Theaterszenerie der drängende Fortschritt der Handlung ein so unaufhaltsamer,**) dafs sich dieselbe fast allen episodischen Beiwerks entäufsert und in schnurgeradem Laufe abspinnt, so schneidet Guyon ganz wie

*) Als Beispiel diene II, p. 110: Le grand Roy François premier de ce nom [1515—1547 König] . . . . recercha la femme d'vn Aduocat de Paris, que ie ne veux nommer, car il a laissé des enfans poureus de grands estats, et qui sont gens de bonne renommée. Diese Bemerkung mufs sehr lange vor 1604 geschrieben sein.

**) Ein bühnenkundiger Kritiker, K. Frenzel, sagt (Dichter und Frauen, III, S. 149): „Die dramatische Bewegung ist in ‚Romeo und Julie' schnell und sprunghaft".

ein mittelalterlicher Beispielsammler*) sein Paradigma aufs engste zusammen und spendet nur soviel wie einem quellenstrengen Chronisten notwendig erscheinen würde, dem Zeit Lust und Begabung zu liebevollem Ausmalen mangeln. Wir erfahren nichts von Romeos erster Liebe, das Fest beim Grafen Capulet wird als unwesentlich für die Katastrophe beiseite geschoben, überhaupt das was Shakespeare in Akt I und II vorführt in wenige Sätze zusammengedrängt. Obwohl kaum ein unvermifsbarer Zug wegbleibt, empfängt man im ganzen wenig mehr als den Faden.

Ein bezeichnender Punkt sei besonders herausgegriffen. Man berücksichtige, dafs sich die Eigenart eines solchen Nachahmers viel stärker in dem offenbart, was er wegzulassen für nötig befand, und in der Weise, wie er seinen Stoff beschnitt, als in dem was er giebt. Demgemäfs sind die Figuren der Amme und des Mercutio (sowie die ganze Verwicklung der Briefbestellung) in Guyons Fassung, die nur die grofsen Thatsachen mitteilt und daher motivierende und erläuternde Züge einfach unterdrückt, nicht zufällig ausgemerzt beziehentlich in ihrer wenig individuellen Rohform als unwesentlich übersehen worden. Ihm schien sein Inhaltsexzerpt diese beiden entbehren zu können. Thümmel**) nennt die Amme bei Shakespeare wie die verwandte Mistress Quickly in Henry IV.***) einen weiblichen Clown, und Dowden†) bringt sie in die richtige Gesellschaft des Falstaff und des Sir Toby Belch in ‚What you will'. Während Goethe††) in der Komik der nurse und ihres Pendants Mercutio eine unerträgliche Beeinträchtigung der tra-

*) Dahin gehört auch seine fast dogmatisch angehängte Nutzanwendung des zu beweisenden allgemeinen Satzes. Eng berührt sich damit die von Gleim der von ihm (um 1744) gedichteten ersten deutschen Romanze ‚Marianne' vorausgeschickte Inhaltserläuterung „Traurige und betrübte Folgen der schändlichen Eifersucht wie auch heilsamer Unterricht, dafs Eltern, die ihre Kinder lieben, sie zu keiner Heirat zwingen, sondern ihnen ihren freien Willen lassen sollen". Auch er verdankt das Thema französischer Anschauung, nämlich Moncrif. Wie ungleich höher steht Romeo and Juliet, V, 3, 291 ff.! Auch Cymbel. III, 4, 90 ff. gehört hierher.

**) Vorträge über Shakespeares Charaktere. Halle 1881. S. 248.

***) Die beiläufig II, 1, 83 des 2. Teils dem Alp dieselbe Eigenschaft zuschreibt wie Mercutio der Mab Romeo and Juliet, I, 4, 92 f.

†) Shakespeare, s. Entwickelungsgang. Übers. v. Wagner, p. VII.

††) Sämtliche Werke S. 45, 54. In gleichem Geleise bewegt sich eine Äufserung Schillers (sämtliche Werke, Cotta 1869, 12, 195): „Wie tief läfst uns nicht der erhabene Shakespeare zuweilen sinken." Über Goethes Behandlung von Romeo and Juliet s. Hense a. a. O. S. 270. — Sein Mercutio ist ganz eine eigene Schöpfung Shakespeares: H. Schück a. a. O. S. 162.

gischen Stimmung erblickte, suchte Thümmel*) ihre Einführung ebenso wie die des Schalks Peter durch Annahme einer beabsichtigten Milderung zu rechtfertigen, indem er zugleich dem ‚Humoristen‘ Mercutio einen bedeutungsvolleren Posten anweist. Wenn er**) ihn aber unter „die Repräsentanten des Gemeinen, Niedrigen und Bösen“ einreihte, so verdiente er den scharfen Tadel seines Rezensenten R. Mosen,***) welcher für Mercutio eine Lanze brach, weil „der bei aller zur Schau getragenen Derbheit und Keckheit eine durchaus edle und vornehme Natur ist, als welche er auf der deutschen Bühne ja auch längst behandelt zu werden pflegt.“ Mercutio steht in der Rangordnung von Shakespeares komischen Personen†) hoch und ist weit mehr als eine Durchschnittsgestalt.††) In ihm und der Amme schuf der Dichter ‚problematische Naturen‘, deren Verständnis dem Ästhetiker und Psychologen, deren Darstellung dem Dramaturgen und Schauspieler harte Nüsse bietet. Auch die Amme vertritt Thümmel ausführlich gegenüber den Angriffen von Gervinus und Ulrici†††) auf ihre Handlungsweise. Neben letzteren hat Grabbe das Wesen derselben völlig mifsverstanden, wenn er*†) sie in seiner derben Manier „eine gemeine widerliche Person,*††) keineswegs eine zur Handlung nötige“ titulieren kann. Das wichtige Element des Humors*†††) in vielen episodischen und genrehaften Gestalten†*) Shakespeares ist mehrfach verkannt

*) Jahrbuch 11, 83 f. und 90.

**) Shakespeare-Charaktere, II. Halle 1887. II, 213.

***) Deutsche Litteraturzeitung. IX. Sp. 1008 (14. Juli 1888). Vgl. H. Schücks Charakteristik des M. a. a. O. S. 259 f.

†) Vgl. Ed. Vehse, Shakespeare als Protestant, Politiker, Psycholog und Dichter (Hamburg 1851) II, S. 6.

††) Andrerseits meint K. Frenzel, Renaissance und Rococo (Berlin 1876) S. 115: „Im Allgemeinen sieht der eine Narr aus wie der andere; Mercutio ist aus demselben Holz geschnitzt wie Benedict; Rosalinde ist die Stiefschwester Beatricens, beide sind unter einem tanzenden Stern geboren.“

†††) Shakespeares dramatische Kunst, 3. Auflage, II, S. 19.

*†) Sämtliche Werke, herausgegeben von O. Blumenthal, IV, S. 164.

*††) Chiarini in d. Nuova Antologia, III, 15, 26: la grottesca figura della nutrice, che assorda l'aria e stanca la pazienza altrui col suoi sconclusionati e petulanti discorsi.

*†††) Vgl. die Bemerkungen von L. Scharf ‚On the humour of Shakespeare‘ in dessen Leipziger Dissertation ‚Chips from english literature‘ (1881) p. 66 ff.

†*) Auch bei einem fast verschollenen Zeitgenossen Shakespeares, dem Strafsburger lateinischen Dramatiker Caspar Brülow von Pyritz (der in Shakespeares Todesjahr einen ‚Julius Caesar‘ schrieb) findet sich „die Einmischung komischer Nebenfiguren und Scenen in die ernsteste Handlung mehrfach“ (W. Scherer in Lorenz und Scherer, „Geschichte

worden. Bei ihm verbindet sich ein mäfsiger Beisatz desselben auch in ‚Romeo and Juliet' aufs trefflichste mit der düstertragischen Grundstimmung.*) So darf man auch ebenda die Veranlassung dafür suchen, dafs Guyon diese beiden Gestalten gänzlich überging, wo Schulze hübsch die Ursache aufgezeigt hat, die in Frankreich überhaupt keine vollwertige poetische Gestaltung unseres Stoffes zu stande kommen liefs.**)

Leider können jedoch alle Punkte der kritischen Inhaltsvergleichung keine fortlaufende Kette ergeben, welche wenigstens in Umrissen die Rekonstruktion jenes alten Originals X (s. oben Kap. I) erlaubte, dessen Verfasser zweifellos ein begabterer und sinnreicherer Dichter war als Luigi da Porto, für uns der älteste Aufzeichner der Geschichte von Romeo und Julia. Neben der äufseren Unvollkommenheit unseres neu erschlossenen Hilfsmittels fehlen anscheinend einige Einzelglieder der Verbindung völlig, deren Merkmale sich auch aus einer genauen Gegenüberstellung der bekannten Bearbeitungen nicht abstrahieren lassen. Man vermag das Bild der ursprünglichen Vorlage nicht einmal bis zu der Deutlichkeit zu führen, dafs sie sich bestimmt in die Reihe der Berichte einordne, indem nämlich das zeitliche und sachliche Verhältnis zu Porto schwerlich zu klären sein wird. Die

des Elsasses" II, S. 52). Es sei dies hier erwähnt, weil auch sonst verschiedene Berührungspunkte zu einem Vergleiche herausfordern, den Scherer (a. a. O. S. 63) auch angedeutet hat. Vgl. Janke, Über den gekrönten Strafsburger Dichter Caspar Brülow aus Pyritz (Programm des Gymnasiums Pyritz) 1880, S. 9 f., im allgemeinen Litteraturblatt für germ. und rom. Phil. VI, S. 406.

*) Schön hat Fr. Hebbel (Gesammelte Werke, X, S. 382 im Aufsatze über L. Holberg) Shakespeare auf seine Doppelgewalt im Tragischen und Komischen hin als „den Dichtergeist, der mit gleicher Höhe und gleicher Schärfe in die dunkle wie in die beleuchtete Hemisphäre der Welt hineinschaut" bezeichnet (und damit einen wertvollen Beitrag zu seiner eigenen Charakteristik geliefert: siehe H. Krumm, Rede zur Enthüllung des Hebbel-Denkmals in Wesselburen, Kiel 1888, S. 9).

**) „.... weil den Franzosen der Stoff zu genial war. Ihrer verstandesgemäfsen Poesie lag ein derartiger Stoff mit seinen gewaltigen Leidenschaften, die kühn die Schranken des Herkommens und der Sitte überspringen, fern, und sie waren zu nüchtern und verständig eine Posse daraus zu machen" Jahrbuch 11, 225. Ein einsichtiger kritischer Kopf wie St. Beuve gab das indirekt unumwunden zu: nous n'avons à citer parmi nos souvenirs du vieux temps ni de Juliette, ni de Françoise de Rimini, ni d'Inès de Castro, ni de Macias l'amoureux, ni aucun de ces tendres et ravissants sujets des poésies romantiques (Oeuvres ed. Troubat I [Tableau de la poésie frçs. au XVI. siècle] 1876, p. 338).

mit Bestimmtheit vermutete ältere italienische Bearbeitung deckt sich zwar in der Hauptsache mit Porto, in Einzelheiten aber nur, sofern sie allen Bearbeitungen im wesentlichen gemeinsam angehören. Mannigfach stimmt sie mit Masuccio überein, wie in dem Plane des Mädchens als Mönch zu fliehen, in der Zubereitung eines Tranks, in der Rolle die ein Oheim spielt, in der Betonung des politischen Gegensatzes des Verbannungsortes u. s. w.: dies sind Dinge, welche Porto aufgab oder modifizierte, so dafs sie aus dem Material der von ihm abhängigen Gruppe verschwanden. Sicher ist dafs ihre Niederschrift und Herausgabe erst nach 1500 fällt, in welchem Jahre Tarchaniota Marullus starb, welcher die Lokalisierung in dem von den della Scala regiérten Verona noch nicht kennt,*) aber auch vor 1541, wo Sevins Bearbeitung in der Dedikation zu seinem ‚Philocope de Jehan Bocacce' privilegiert wurde. Denn die von Schulze (Jahrbuch 11, S. 171) als Sevins Quelle substituierte Bearbeitung läfst sich bequem als jene denken, zugleich als die ältere italienische Version, der Lope in verschiedenen Punkten tributpflichtig ist.**) Die meisten Anzeichen machen die Hypothese wahrscheinlich, diese Bearbeitung vor Porto zu setzen und eine Benutzung durch ihn nicht auszuschliefsen. Um 1510 hätte man dann ihre Entstehung anzunehmen.

Eine Nutzanwendung aus diesen Betrachtungen zu ziehen, liegt nahe genug, sobald man klarlegen will wie Shakespeare den Stoff umgeschaffen und zwar endgiltig umgeschaffen hat. Je weniger man einseitig der Ansicht huldigt, dafs eine ausgedehnte stoffliche Abhängigkeit den Ruhm seiner Leistung schmälern kann, umsomehr mufs man Wert auf eine Würdigung der berechneten Sachänderungen legen, wenn man in das wahre Geheimnis seiner dichterischen Kunstübung eindringen will. Die auf eine Untersuchung dieser Art verwandte Mühe ist nicht als eine verlorene, an eine unwürdige Sache verschwendete zu erachten. Denn wenn Shakespeares künstlerisches Vermögen im Verhältnis zu seinen Quellenunterlagen und stofflichen Vorarbeitern unermefslich hoch anzuschlagen ist, so erweist sich seine einzige Gestaltungskraft, welche den herausgeschälten Inhaltskern von der über-

*) Vgl. die Darlegung der historischen Schicksale der Skalas in Abschnitt b zu ‚qui demeuroit'.

**) Während die Anklänge bei Rojas gewifs aus seiner weitgehenden Benutzung des Lopeschen Stückes zu erklären sind.

kommenen aktenmäfsig registrierten Fabel loslöst, um erst das dramatische Problem daranzuknüpfen, gegenüber der ohnmächtigen Unfähigkeit nachgeborener Schwächlinge, den tappenden Versuchen eines Chr. F. Weifse und eines G. F. Ducis, seine unsterbliche Liebestragödie von Romeo und Julia zu ‚verbessern‘, auf einer einsamen Höhe unerreichter Vollendung.

Leipzig.

Zur Frage nach der Entstehung der bretonischen oder Artus-Epen.

Von

Wolfgang Golther.

Bechstein hat im vorangehenden Hefte (S. 163) anläfslich einer Besprechung meiner Schrift, die Sage von ‚Tristan und Isolde' mit Grund zu erinnern gehabt, dafs ich mich über verschiedene Fragen nicht mit der genügenden Klarheit ausgedrückt habe. Überhaupt mufs ich bedauern, dafs infolge äufserer zufälliger Umstände die Form meiner Schrift und die Beweisführung im einzelnen oft recht mangelhaft ausfiel, so dafs ich für die im ganzen freundliche Aufnahme der Abhandlung unter den Fachgenossen doppelt dankbar bin. Es möge mir verstattet sein, im Folgenden einzelnes nachzutragen und vor allem die hauptsächlichste und wichtigste Frage in deutliches Licht zu rücken. In seinen Ausgaben der Werke des Chrestien von Troyes wird W. Foerster mehrfach Gelegenheit finden, die Frage nach dem Ursprung und der Entstehung der sogenannten bretonischen oder Artusepen zu beleuchten, ob sie dem keltischen, enger dem britischen, d. h. in der Bretagne, Cornwall, Wales, oder dem französischen, d. h. anglonormännischen und normännischen Volke zuzuschreiben sind. Da dieses Problem dadurch mehrfach in den Kreis wissenschaftlicher Erörterungen gezogen werden wird, so soll hier der Versuch gemacht werden, die dabei notwendigen Erwägungen zu begrenzen und zu bestimmen. Durch Verwirren der verschiedenen Punkte, welche auseinander gehalten werden müssen, kann leicht die ganze Untersuchung Schaden leiden.

Drei von einander verschiedene Stufen sind in der Geschichte der *‚Matière de Bretagne‘* zu erkennen: 1. Die Sagenbestandteile, 2. die Sagendichtung, 3. die vorhandenen altfranzösischen Epen aller Art. Unter Punkt 1 verstehe ich z. B. die deutlich erkennbaren Episoden, aus denen sich der Stoff der bretonischen Epen zusammensetzt (vgl. meine Schrift S. 13 ff.) und die auch aufserdem für sich allein vorkommen. So ist die Scene vom Gottesgericht eine novellenartige Erzählung, die durchaus nicht notwendig an die Namen Tristan und Isolde geknüpft erscheint, obwohl sie in diesem Zusammenhang die gröfste Verbreitung gewann. Die Sagenbestandteile gleichen den einzelnen Bausteinen, aus denen ein einheitliches Gebäude errichtet wird. Durch das Aufgehen in dem gröfseren Ganzen müssen sie vielfach ihrer Eigenart sich entäufsern, müssen da und dort behauen werden und bestehen eben nur noch als Glied einer Gesamtheit fort. Trotzdem ersieht der aufmerksame Beobachter an den Fugen noch gut, was zuvor für sich allein bestand. Die Sagendichtung, Punkt 2, darf aber einem solchen Bau verglichen werden. Sie läfst sich vom höheren, zusammenfassenden Gedanken bei der Behandlung des Stoffes leiten. Natürlich läuft manche Unebenheit mit unter und der ästhetische Beurteiler wird dann dem Gesamtwerk das meiste Lob zu spenden geneigt sein, wenn eine einheitliche Idee mit vollendeter Klarheit alle einzelnen Teile beherrscht und in sich aufgehen läfst. Das Verfahren des Sagendichters beim Perceval und Tristan ist offenbar darin gelegen, dafs die Beiden zu Helden verschiedener Geschichten gemacht worden sind, die dadurch mit einander zu einer einheitlichen Erzählung verbunden wurden. Die Sage von Tristan oder von Perceval tritt aber natürlich erst mit dem Augenblick ins Leben, als aus den einzelnen Teilen ihre Lebensgeschichte zusammengefügt wurde. Somit besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen 2, der Sagendichtung der bretonischen Romane, worunter wir die Sagen von Tristan und Isolde, Perceval, Erec, Ivain u. s. f. verstehen, und 1, den Bestandteilen, welche dabei benützt und verarbeitet worden sind. Schlüsse, welche von einer der beiden Entwicklungsstufen gelten, haben für die andere keinerlei Gewicht.

Fragt man nun nach dem Anteil, welcher Briten oder Franzosen bei der Schöpfung der Romane der *‚Matière de Bretagne‘* zukommt, so wird sich die Entscheidung namentlich darnach bemessen, wem die zweite Entwickelungsstufe, die Sagendichtung, zufällt. Dafs die unmittelbaren Vorlagen der altfranzösischen Gedichte nicht etwa britisch

waren, braucht wohl kaum besonders ausgesprochen zu werden. Freilich, wer an die keltische Ursprünglichkeit der in Frage kommenden drei Märchen *(mabinogion)* von Geraint (Erec), jarles y fynnawn (Ivain), Peredur (Perceval) in irgend welcher Gestalt glaubt, spricht damit zugleich auch die Ansicht aus, dafs die französischen Gedichte mehr oder weniger Übersetzungen aus dem Britischen sind. Es dürfte aber eine solche Annahme denn doch mit der romantischen Zeit der Keltomanen ihren Abschlufs gefunden haben. Den Anspruch, für den Schöpfer der bretonischen Romane zu gelten, darf sicherlich dasjenige Volk allein mit Recht und Fug erheben, welchem die Sagendichtung zukommt; aufser Ansatz mufs dagegen das Volk bleiben, oder diejenigen Stämme, unter denen die einzelnen Sagenteile entstanden sind. Unseres Erachtens fällt die Sagendichtung aber allein den Franzosen anheim, und darum sind wir befugt, in den viel bewunderten Sagen des Mittelalters die Schöpfung des französischen Geistes zu sehen. Die Kelten-Briten kommen nur für Punkt 1 in Betracht, insofern sie sehr viel Einzelstoff, aber durchaus nicht allen von ihrer Seite aus beitrugen.*) An eine zusammenfassende Bearbeitung haben sie nie gedacht, das blieb den französischen Dichtern des 12. Jahrhunderts vorbehalten. Zu dieser Auffassung führen uns nicht etwa vorgefafste Meinungen, sondern allein die Quellenzeugnisse selber.

Was an kymrischen Mabinogion und an kurzen Notizen in den sogenannten Triaden, d. h. annalenmäfsige Aufzeichnungen, welche immer drei Namen oder Ereignisse als die bemerkenswertesten der Insel Britannien zusammenstellen, vorliegt und Zusammenhang mit den Artusepen aufweist, kann heutzutage wohl nimmer als die Quelle fürs Französische betrachtet werden, vielmehr sind umgekehrt alle derartigen Geschichten und Nachrichten von Tristan und Essylt, Peredur etc. aus den französischen Dichtungen hervorgegangen. Das zeigt sich schon darin, dafs zumteil französische Eigennamen und Wörter stehen geblieben sind (vgl. z. B. jarles *y fynnawn* = la dame de la *funtaine*), zumteil aber auch von anklingenden keltischen, z. B. Peredur für das französische Perceval ersetzt wurden. Soweit es

*) Zu der Mischung von keltischen und aufserkeltischen Bestandteilen in der Tristansage vgl. Singer, Anzeiger für deutsches Altertum 14 (1888) S. 232—237. Auch Singer ist der Ansicht, dafs nicht nur die Tristansage, sondern die meisten Sagen des Artuskreises *la glorieuse propriété, la création du génie français* seien (S. 238/39).

möglich ist, die in Frage kommende britische Litteratur zu überschauen, darf der Satz ausgesprochen werden, dafs keine einzige sichere Spur aufzufinden ist, wonach das Vorhandensein der Sagendichtungen (d. i. Punkt 2), innerhalb des Keltischen nachgewiesen werden könnte. Was man von der Beschaffenheit der britischen Litteratur in der älteren Zeit weifs, trägt auch einen sehr verschiedenen Charakter, so dafs man solche Geisteserzeugnisse nicht erwartet.

Wenn man aber andererseits die französischen Quellen auf ihren Inhalt prüft, so bestätigt sich diese Annahme vollkommen, nämlich, dafs die Sagendichtungen auf französischen Verhältnissen beruhen, welche eine britische Vorstufe nicht verlangen, ja geradewegs gegen eine solche sprechen. Man findet neben Episoden, Sagenteilen, welche keltischen Ursprung erraten lassen, auch solche, die der mittelalterlichen Novellistik angehören. Freilich kann auch hier behauptet werden, dafs jene Erzählungen die britische Durchgangsstufe durchlaufen haben; aber diese Annahme ist unnötig und gesucht.

Es liegt näher, zu schliefsen, dafs diese Teile auf französischem Boden hinzutraten. Denn hier war ja die Novellistik besonders beliebt und verbreitet. Defshalb darf man sie aber auch nicht für eine Art von Interpolationen, Zutaten halten, welche die britische Sagendichtung in der französischen Bearbeitung erfahren hätte. Denn oft bilden sie gerade den Kern, oder doch wenigstens ein hochwichtiges Stück des Ganzen. Am meisten keltisches scheint immerhin der ‚Perceval‘ zu enthalten, aber auch nur in Hinsicht auf die Sagenteile, aus denen die Dichtung erwuchs, nicht als solche selber.*) Zur selben Ansicht leitet das Namensmaterial hin. Ein grofser Teil der Personen führt entschieden keltische Namen, ein anderer aber französische. Tristan und Isolde (kymrisch *Drystán,* aus gaelischem *Drostán* und fränkisch *Ishilde* oder *Iswalda*)**) zeigen deutlich die Mischung. Die Behauptung,***) der germanische Name für die blonde Königstochter von Dublin sei leicht zu erklären, da er aus der Zeit der norwegischen Herrschaft in Irland stamme, welche bis ins 11. Jahrhundert

*) Ich werde diese Behauptung anläfslich einer demnächst in dieser Zeitschrift erscheinenden Besprechung von A. Nutts vortrefflichem Buch ‚*studies on the legend of the holy grail*‘ näher zu begründen versuchen.

**) Vgl. Zeitschrift für roman. Phil. 12, S. 351 f. u. 524/5.

***) Romania 17, S. 606.

herabreicht, ist unrichtig. Es ist eine bekannte Tatsache, dafs keine Sprache in dem Mafse, wie die irische und überhaupt die keltische, fremdes Sprachgut bis zur Unkenntlichkeit sich anpasste. Ein altnorwegischer Name Ishildr, ist erstens gar nicht bezeugt, und zweitens hätte er in der irischen Sprache eine Form angenommen, die schwerlich mehr die beiden Formen Isolt und Iselt zu entwickeln vermochte, welche beide mit den bei Behandlung germanischer Eigennamen im Französischen herrschenden Lautgesetzen sich in Übereinstimmung befinden. Der Name Isolde kann demnach weder durch die irische Sage, noch durch sonstige geschichtliche Erwägungen in einem für die keltische Herkunft der Tristansage günstigen Sinne ausgelegt werden; er scheint vielmehr, wie die ganze Gestalt der blonden Königin, eben der dichterischen Phantasie der Franzosen zu entstammen. Man kann nun einwerfen, dafs die unbezweifelten französischen Namen im bretonischen Epos neben und zumteil an Stelle von ursprünglich keltischen getreten seien. Aber andererseits findet auch gerade das Umgekehrte statt: Der Franzose setzt keltische Namen in einen Stoff, der nicht keltisch ist, so Chrestien im Ivain (Owen) nach Foersters Ausführungen. Die keltischen Namen mit ihren wunderlichen Formen sind modisch geworden, je mehr, desto besser. Sie gestatten aber keinerlei Rückschlüsse irgend welcher geschichtlichen Art. Wir treten in ein Reich der Phantasie ein, wo alles im glücklichen Augenblick erfunden ist. Die Namen stehen in den Gedichten so zufällig, wie heute im modernen Roman; es fehlt jeder geschichtliche, mythische, oder besonders tiefsinnige Zusammenhang zwischen ihnen und den Sagen, in welchen sie vorkommen. Wie im gewöhnlichen Leben in den vom britischen Stamme besetzten Gegenden in Urkunden britische und französische Namen gemischt sind, so auch im Reich der Phantasie. Die keltischen Namen im höfischen Ritterepos können noch viel weniger für etwaigen keltischen Ursprung der Dichtungen sprechen, als etwa 300 Jahre zuvor die fränkisch-germanischen der épopée nationale deren germanischen Ursprung dartun. Die Dichtung bleibt in beiden Fällen ein rein französisches Werk. Infolge von geschichtlicher Notwendigkeit, weil der Kern der Franzosen fränkisch-germanisch war, gingen germanische Bestandteile in das Nationalepos über, aus Mode und Laune später keltische in die Dichtung, welche nach der Eroberung Englands unter den Normannen erblühte und sich dort mit dem heranwachsenden Rittertum verband.

Wenn wir uns eine Vorstellung von der Entstehung der Artusepen machen wollen, so mufs von den ‚lais bretons‘ ausgegangen werden. Das waren ursprünglich britische Volkslieder, Text und Melodie. Ihr Inhalt war ein Märchenstoff, wenig umfangreich und in sich abgeschlossen. Die einschmeichelnden Weisen verschafften den kleinen Dichtungen rasch Verbreitung. Es kam dann wohl auch vor, dafs man zu den fremden Weisen französische Worte erfand, um unmittelbar durch den Inhalt auf die Hörer zu wirken. Bald verstand man unter ‚lais‘ kurze, märchenhafte Erzählungen*) in gereimten Verspaaren, die nicht mehr für den Gesang bestimmt waren und nur teilweise durch ihren Inhalt mit den ursprünglichen lais in Zusammenhang standen. Nicht blofs in dichterischer Form, sondern auch in prosaischer Erzählung fanden die britischen Geschichten unter den Franzosen Eingang als einfache schlichte Märchen. Neben den ‚Chanteurs' wirkten die ‚Conteurs‘.**) Wir haben uns diese Überführung keltischer Stoffe ins Französische unter einer Klasse von fahrenden Dichtern vorzustellen, welche der beiden Sprachen mächtig waren. Ihre Werke sind verloren, die gereifte Frucht ihrer Bemühungen erntete der ritterliche Kunstdichter. Die Dichterin Marie de France übte wenigstens teilweise in ihren Gedichten noch ein solches Verfahren aus. Vornehmlich in England scheinen die ‚Chanteurs‘ und ‚Conteurs‘ tätig gewesen zu sein, aber auch in Frankreich unter den Bretonen bot sich ihrem Schaffen ein ebenso günstiges Feld. Waren die Stoffe einmal in französiche Form gegossen, dann stand ihrer weitesten Verbreitung nichts mehr im Wege. Sie wurden behandelt wie jede andere französische Dichtung auch ohne Rücksicht auf ihren Ursprung. Unter denselben unbekannten und unbenannten fahrenden Dichtern ist die Entstehung der meisten bretonischen Epen, die Sagendichtung also zu suchen. Zwar in vereinzelten Fällen, wie beim Ivain, scheint der Sagendichter mit dem Kunstdichter zusammen zu fallen, aber meistens setzt der Kunstdichter eine längere vorhergehende Entwickelung unter den Fahrenden voraus. So gestaltet sich sicherlich das Verhältnis bei der Tristansage und darum wählte ich in meiner Schrift den Ausdruck *‚Spielmannsversion‘*, um damit die Stufe anzudeuten,

*) Eine prächtige Auswahl in meisterhafter deutscher Übertragung giebt W. Hertz im Spielmannsbuch, Stuttgart 1886.

**) vgl. über diesen Punkt histoire littéraire 30 (1888) S. 1—19.

auf welcher die Sagendichtung entstand und auch eine Zeit lang verharrte. Die Zeit der Entstehung darf in die Mitte des 12. Jahrhunderts gesetzt werden; der Ort war vermutlich England; anglonormännische, nicht normännische Dichter, sind die Erfinder der Stoffe gewesen. Die Geographie, soweit sie nicht gänzlich ins Fabelhafte sich verläuft, verrät mehrfach genauere Kenntnis Englands, ja auch Irlands. Freilich weisen wiederum auch unverkennbare Spuren auf die Bretagne, was sich aus dem regen Verkehr und der noch lebhaft gefühlten Zusammengehörigkeit der Normannen in England und Frankreich genügend erklärt. Mit der Annahme der Sagendichtung als auf englischem Boden entstanden, vereinigt sich auch G. Paris*) Ansicht, der zufolge hier und da englische Einflüsse, vielleicht hervorgerufen durch englische Bearbeitungen britischer Lais sich bemerkbar machen.

Die wesentlichen Vorzüge und Nachteile der bretonischen Epen lassen sich auf ihre Entstehung zurückführen. Sie entbehren eines gediegenen, festen Kernes der Handlung, wie sie die mit der geschichtlichen Vergangenheit eines Volkes stets eng verknüpfte nationale Epik, die Heldensage aufweist. Aber eben darum sind die Dichtungen auch nicht mit einem bestimmten Volke fest verwachsen, sie eignen sich ihres internationalen Charakters halber vortrefflich dazu, zur Unterhaltung und Erbauung der ritterlichen Gesellschaft zu dienen; mit ihrem Leben sind sie verknüpft, mit ihr entstehen sie und verbreiten sich und müssen mit ihr zugrunde gehen oder verflachen. Die Handlung der bretonischen Epen beruht auf der Erfindung ihres Schöpfers, welcher die Geschichte seines Helden dadurch zuwege bringt, dafs er ihn in einer Reihe von Episoden auftreten läfst, die teils bereits vorher, aber für sich allein bestanden, teils auch erdichtet sind. Ist die Fabel gut erfunden und beherrscht der einheitliche Gedanke die verschiedenen Teile, so nähert sich die Erzählung einer vernünftigen, widerspruchsfreien und abgerundeten Geschichte, deren Vollkommenheit freilich im Mittelalter fast niemals erreicht wurde.

Was Artus anlangt, so ist sein Auftreten im bretonischen Epos wohl nur gelehrten Ursprungs. Bekanntlich findet sich seine ‚histoire poétique‘ erst im 12. Jahrhundert bei Galfrid von Monmouth. Die französischen Dichter wissen nichts wesentliches neues über ihn zu erzählen, als was eben auch bei Galfrid steht und von dort aus

*) Romania 14, S. 604 ff.

durch die verschiedenen französischen Bearbeitungen seines Werkes allbekannt wurde. Artus mit seinem Hofe bildet eine stereotype leblose Figur in den Epen; sein Hoflager bildet nur den Punkt, an dem sich die Helden zeitweilig treffen und von wo aus die Abenteuer ihren Anfang nehmen. Insoweit ist Artus Hof nur eine Wiederholung der Maihöfe, mit denen viele Karlsepen beginnen. Die Tafelrunde *dont Breton dient mainte fable'* kennt Galfrid zwar nicht, aber es fragt sich, ob diesem Zusatze seiner französischen Bearbeiter irgendwelche tiefere Bedeutung unterliegt, etwa eigene Benützung britischer Sagen. Warum vermochten sie in diesem Falle nicht mehr und Wichtigeres von Artus zu berichten? Ob die runde Tafel auf eine keltische Sage zurückgeführt werden darf, ist mir zweifelhaft. Wir möchten in dem zwölfsitzigen Tische eine Nachahmung der Abendmahlstafel Christi annehmen. Die zwölf auserwählten Artusritter vermochten sich im bretonischen Epos leicht einen hervorragenden Platz zu gewinnen, da sie an den 12 Pairs von Frankreich ein altbekanntes Vorbild hatten.

Die drei Entwicklungsstufen, auf deren notwendige Unterscheidung am Eingang dieser Bemerkungen hinzuweisen war, verteilen sich auch entsprechend auf die verschiedenen Dichter und Völker, denen ein Einflufs in dieser Frage überhaupt zukommt. Briten und Franzosen sind bei den Sagenteilen tätig, bei der Gewinnung des Materiales, den anglonormännischen fahrenden Dichtern und Spielleuten kommt die Verarbeitung zu, die Sagendichtung, unter den Händen der französischen Kunstdichter entstanden endlich die altfranzösischen Epen, welche die Romanlektüre für die ritterlichen Kreise abgaben. Es ist eine Hypothese, die damit aufgestellt wird, und die manches im Dunkel läfst. Aber man wird schwerlich weiter kommen, als zu hypothetischen Behauptungen, welche mit dem vorhandenen Quellenmaterial möglichst im Einklang stehen müssen. Die hier aufgestellte Erklärung von dem französischen Ursprung der Sagendichtungen vermöchte ich nur dann aufzugeben, wenn unzweideutige Beweise erbracht werden könnten, dafs die Sagen bereits unter den Briten in der in den altfranzösischen Epen vorliegenden Form unabhängig von den letzteren in Umlauf waren, nicht nur die einzelnen Sagenbestandteile. Dieser Nachweis ist unseres Erachtens noch nirgends überzeugend geführt worden. Ich beabsichtige mit diesem kurzen Artikel weiter nichts, als auf die Schwierigkeit der zu entscheidenden

Frage hinzuweisen, und an Stelle eines unklaren Abschnittes meiner Schrift eine bessere und mehr durchdachte Darlegung meiner Ansicht zu geben. Wenn Bechstein a. a. O. S. 164 eine Äufserung meinerseits über die Streitfrage, ob Thomas den ganzen Tristan gedichtet hat, vermifst, so bemerke ich hier nachträglich, dafs mir diese Streitfrage durch Kölbings Ausgabe der Tristramsaga in vollkommen überzeugender Weise bejaht und gelöst zu sein scheint.

München, Dezember 1889.

Die Scharfsinnsproben.

Von

Siegmund Fraenkel.

Die bei Arabern, Persern und Indern verbreiteten Erzählungen von wunderbaren Proben des Scharfsinns hat nach dem Vorgange von Benfey (Orient und Occident III, 2, 264—268) neuerdings Huth (Mitteilungen des akademisch-orientalischen Vereins zu Berlin 2, S. 5 ff. und in dieser Zeitschrift N. F. II, 404 ff.)*) behandelt, ohne aber die ursprüngliche Heimat definitiv festzustellen. Überdies ist sowohl ihm wie Benfey entgangen, dafs noch zwei Versionen der ersten Scharfsinnsprobe in jüdischen Quellen erhalten sind. Diese mögen hier zunächst in wortgetreuer Übertragung folgen.

Im Midrasch Êchâh Rabbâh wird zu I_1 (ed. Lemberg fol. 72a) erzählt:

Ein Athener kam nach Jerusalem und blieb da drei und ein halbes Jahr, um Weisheit zu lernen. Aber er lernte Nichts; denn nach drei und einem halben Jahre kaufte er einen Sklaven, und der war einäugig**). Da sprach er zu sich: „Nun habe ich also nach drei und einem halben Jahre doch einen einäugigen Sklaven gekauft." Aber man erwiderte ihm: „So wahr du lebst, er ist dafür aufserordentlich klug und sieht auf weite Entfernung"***). Als sie aus dem Tore getreten waren, sprach der Sklave: „Beeile dich, dafs wir einen Reisetrupp erreichen". Da erwiderte er: „Ist denn ein Trupp vor uns?" „Ja, sprach der Sklave, vor uns zieht eine Kameelin, die einäugig ist und mit zwei Jungen

*) Die Fortsetzung von Gg. Huths Arbeit folgt im nächsten Hefte (Die Red.).

**) Wie er nach abgeschlossenem Kaufe erst erkannte.

***) Ergänze: Sie machten sich auf den Weg.

trächtig geht. Sie trägt zwei Schläuche, einen Schlauch Wein und einen Schlauch Essig; von uns ist sie noch vier Milien entfernt und ihr Treiber ist ein Heide." Da rief der Herr: „O du hartnäckiges Volk! Wie kannst du mit einem Auge sehen, dafs sie auf einem Auge blind ist?" „Sieh her, erwiderte er, die eine Seite des Weges ist abgeweidet, die andere aber nicht." „Wie dafs sie mit zwei Jungen trächtig geht?" „Sie hat sich gelagert und ich erkenne die Spuren der Beiden." „Wie, dafs sie zwei Schläuche, einen Schlauch Wein und einen Schlauch Essig trägt?" „Aus den*) Tropfen; die des Weines ziehen in den Boden ein, die des Essigs quellen auf." „Woraus erkennst du, dass der Treiber ein Heide ist?" „Er hat mitten auf dem Wege geharnt; ein Jude aber tut das nicht mitten auf dem Wege, sondern in einem Winkel." „Woher weifst du endlich, dafs sie noch vier Milien von uns entfernt ist?" „Auf vier Milien erkennt man die Spur eines Kameels, von da an ist sie nicht mehr erkennbar."

Die zweite Version findet sich im babylonischen Talmud Tractat Sanhedrin fol. 104a unten und lautet:

Zwei Männer waren auf dem Karmelgebirge gefangen genommen worden, und der sie gefangen genommen hatte, trieb sie vor sich her**). Da sprach der eine der Gefangenen zum andern: „Die Kameelin, die vor uns des Weges zieht, ist blind auf einem Auge und trägt zwei Schläuche, einen Schlauch Wein und einen Schlauch Öl. Es führen sie aber zwei Männer, ein Heide und ein Jude." Da rief ihr Gebieter: „O du hartnäckiges Volk! Woher wifst ihr das Alles." Da sagten sie: „Die Kameelin frafs von den Sträuchern nur auf der einen Seite, wo sie sieht, auf der anderen aber nicht. Sie trägt einen Schlauch Wein und einen Schlauch Öl. Der erste tropft und seine Tropfen ziehen ein; der Schlauch Öl tropft auch, aber dessen Tropfen schwimmen oben auf. Von den Führern ist einer ein Jude, der andere ein Heide; der Heide verrichtet seine Notdurft mitten auf dem Wege, der Jude aber bei Seite." Nun lief er ihnen nach und fand alles so, wie sie gesagt hatten. Da kehrte er zurück, küfste sie auf's Haupt und brachte sie in sein Haus. Dann bereitete er ihnen ein Mahl, tanzte vor ihnen und sprach: „Gepriesen sei der des Abrahams Samen ausgewählt und ihnen von seiner Weisheit verliehen hat."

Untersuchen wir nun das Verhältnis der beiden Versionen zu

*) Erg. zu Boden gefallenen.

**) Wörtlich: und der sie gefangen hatte, ging hinter ihnen.

einander, so ergiebt sich die Midrascherzählung (M) auf den ersten Blick als die schriftstellerisch vollkommnere. Sie enthält als Hauptpointe die Einäugigkeit des Sklaven und setzt dadurch seinen Scharfsinn in ein besonders helles Licht, sie führt zwei Proben mehr auf als die talmudische Erzählung (T) und ist auch besser erzählt. Dafs sie aber älter als T ist, ist natürlich damit durchaus nicht bewiesen; im Gegenteil, es könnte ja grade der minder geübte Erzähler auf ein früheres Zeitalter hinweisen. Überdies ist der Midrasch Èchâh nach dem Urteile von Zunz (Gottesdienstliche Vorträge S. 180) erst in der Mitte des 7. Jahrhunderts n. Chr. redigiert, während die Redaktion des Talmud schon in eine frühere Zeit fällt, nämlich in das 6. Jahrhundert. Unsere Erzählung aber mufs noch viel früher angesetzt werden; denn sie zeigt durch die an der Spitze stehende Einleitung: „Unsere Lehrer haben berichtet“, dafs sie einer älteren, der sogenannten Mischnâh gleichzeitigen Sammlung entlehnt ist, spätestens also schon um 250 n. Chr. vorhanden war (Zunz a. a. O. S. 51). Es könnte also, wenn man diese Verhältnisse in Betracht zieht, M sehr wohl eine geschickte späte Bearbeitung von T sein. Dagegen sprechen aber doch mehrere Umstände. Vor allem weist die Nennung Athens in M auf die frühe Kaiserzeit hin (Mommsen, Röm. Gesch. V, 255, Z. 2—5). Ferner zeigt doch wohl die Lokalisierung von T das Bestreben des Erzählers, seiner Geschichte eine gröfsere Authenticität zu sichern, wie er denn mit der Gefangennahme im Karmelgebirge wohl auch auf ein bestimmtes, allgemein bekanntes, historisches Faktum anspielt; aber gerade dies scheint ein jüngeres Zeitalter zu verraten. Auf diese Annahme führt auch der grob tendenziöse Schlufs dieser Fassung, während M einfach als amüsanter Schwank betrachtet sein will. So ist also an eine Ableitung von M aus T schwer zu glauben. Aber andererseits ist auch die Annahme, dafs T, auch wenn er kleine tendenziöse Änderungen vornahm, sich die besten Pointen von M hätte entgehen lassen, sehr mifslich. Wir werden also zu dem Schlusse gedrängt, dafs sie auf zwei verschiedene Quellen zurückgehen,

Diese zu finden, soll der Gegenstand der folgenden Untersuchung sein. Da ähnliche Anekdoten in der indischen Litteratur vorkommen, so wäre die Möglichkeit, dafs M und T aus ihnen geflossen sind, nicht unbedingt zu verneinen. Denn indische Erzählungen sind schon in früher Zeit nach dem Westen gewandert, wie gewisse Darstellungen auf pompejanischen Wandgemälden zeigen (Lignana in den Actes du sixième congrès international des Orientalistes III. 1. S. 121 ff.). Wenn

die griechischen Litteraten und Schauspieler von den baktrisch-indischen Höfen in die Heimat zurückkehrten, konnten sie auch mancherlei indische Sagen und Märchen in den Occident einführen. Aber dafs auch Palästina an jener möglichen litterarischen Verbindnng Anteil gehabt habe, ist nicht recht wahrscheinlich. (In späterer Zeit mag allerdings durch die Perser den babylonischen Juden eine gewisse Bekanntschaft mit Indien vermittelt worden sein; vgl. Freudenthal, Orient und Occid. Bd. III.). Natürlich ist auch die Annahme, dafs die indischen Erzählungen auf die jüdischen zurückgehen, ebenso unwahrscheinlich. Wir würden also schon dadurch zu der Vermutung gedrängt, dafs sowohl die indischen wie die jüdischen Erzählungen einer gemeinsamen Quelle entstammen.

Um deren Heimat zu ermitteln, wird man vor allem das Grundmotiv der Fabel entwickeln müssen. Alle Erzählungen gehen von dem Glauben aus, dafs es besonders scharfsinnige Menschen giebt, die im Stande sind, aus den Fufsspuren am Wege die Individuen zu erkennen, von denen sie herrühren. Da wo diese Fähigkeit einen besonders hohen Grad erreichte, mufs unsere Erzählung entstanden sein. Es ist nun aber weder von den Bewohnern Indiens noeh von denen Palästinas bekannt, dafs sie in dieser Kunst sich ausgezeichnet hätten. Dagegen hat zu allen Zeiten Arabien in dem Rufe gestanden, dafs seine nomadischen Bewohner glänzende Proben dieser Fertigkeit zeigten. Es ist auch durchaus natürlich, dafs sich diese Kunst unter den auf die Beobachtung des geringsten Wegzeichens notwendig angewiesenen Beduinen entwickeln mufste. Sie bedurften dieser Kunst, um den Weg in der Wüste zu finden, um sich vor dem nahen Feinde zu retten, um zu sicherem Raube zu gelangen. Die jahrhunderte lange Übung der Generationen erhob sie allmählich zur Vollkommenheit. Einige Stellen aus arabischen Schriftstellern mögen zunächst hierfür Zeugnis ablegen. Mas'ûdî (Les prairies d'or ed. Barbier de Meynard) III. 342 berichtet: „Wenn Jemand den Arabern, die das Land Gifâr, das ist die Sandwüste zwischen Ägypten und Syrien, bewohnen, Datteln von ihren Palmen raubt, so erkennen sie ihn, auch wenn er jahrelang von ihnen fern bleibt, als den Räuber ihrer Frucht sofort ohne Schwanken wieder. Diese ihre Fähigkeit ist allbekannt; es bleibt ihnen eben keine Fufsspur verborgen. Ich habe in jener Gegend Leute getroffen, die auf Anordnung der Obrigkeit in der Wüste umherzogen. Sie führen den Namen *Ḳuṣṣâ* d. i. Spurensucher. Diese gehen allen Spuren, menschlichen und anderen

nach und berichten dann, wer das Land betreten hat, ohne dafs sie die Individuen gesehen haben, blos auf Grund der Besichtigung der Fufsspur." Von derselben Gegend erzählt Jâkût (Geographisches Wörterbuch ed. Wüstenfeld) II. 90/20. „Sie brauchen für ihre Palmenpflanzungen keine Wächter, weil keiner sich an die eines Anderen heranwagt. Denn wenn Jemandem von seiner Besitzung etwas fehlt, dann sieht er nur auf die Fufsspur im Sande und verfolgt sie auf eine oder zwei Tagereisen, bis er den Dieb erwischt. Nach Einigen sollen sie an der Fufsspur erkennen, ob sie von einem Jüngling oder Greis, einem Weifsen oder Schwarzen, Weib oder Mann, einer Jungfrau oder Frau herrührt. Wenn das wahr ist, so ist es äufserst wunderbar."

Übereinstimmend damit berichtet Kazwînî (Kosmographie ed. Wüstenfeld) I. 318, 6 v. u. „Die Kunst aus menschlichen oder tierischen Fufsspuren auf die Individuen zu schliefsen ist gewissen Leuten im Magrib eigen, deren Boden sandig ist. Wenn ihnen jemand entflieht oder ein Dieb sie überfällt, so folgen sie seinen Fufsspuren und schliefslich erreichen sie ihn. Wunderbar ist, dafs sie, wie man erzählt, die Fufsspur eines Jünglings von der eines Greises, des Mannes von der eines Weibes, des Fremdlings von der des Einheimischen unterscheiden können."

Dafs die Araber auch über die Grenzen ihres Landes hinaus als Meister ähnlicher Künste bekannt waren, soll uns ein talmudischer Bericht bezeugen:

Bâbâ Bâthrâ fol. 73b 6 v. u. heifst es: Rabbâ bar bar Chânâ erzählt: „Wir reisten einmal durch die Wüste. Da schlofs sich uns ein Araber an.*) Der nahm nun Sand vom Boden und roch daran. Dann sagte er: der eine Weg führt nach dem Orte N. N.; der andere nach dem Orte X. Y. Dann fragten wir ihn: Wie weit sind wir**) vom Wasser entfernt. Da verlangte er wieder den Sand. Er untersuchte ihn und sagte dann: 8 Parasangen.***) Darauf gaben wir ihm zum zweiten Male.†) Da sagte er:††) Da sind wir 3 Parasangen vom

*) Ergänze: Da kamen wir an einen Kreuzweg und wufsten nicht, nach welcher Richtung wir gehen sollten.

**) Ergänze: Auf jedem von beiden Wegen.

***) Wenn wir diesen Weg einschlagen.

†) Nämlich von dem Sand des anderen Weges.

††) Ergänze: Auf diesem Wege.

Wasser entfernt. Da kehrte ich's um*) aber ich konnte ihm nicht beikommen.“**)

Natürlich sind alle diese Histörchen nicht ernsthaft zu nehmen wie denn der Volkswitz in der Darstellung von Fähigkeit und Unfähigkeit zur Übertreibung neigt, aber dafs alledem ein tatsächlicher Kern zu Grunde liegt, können wir, wie von anderen, auch von dem neuesten und besten Beobachter und Darsteller des Lebens der Beduinen lernen. Doughty (Arabia deserta London 1888 II, 225) erzählt: „I was in advance and saw camel's footprints. Calling the *rafiks* (Begleiter). I enquired if they were not of yesterday, they said they were three days old.“ Das schon geübte Auge der Reisenden vermag allerdings, wie er weiter berichtet, richtiger zu beurteilen, ob die Spuren von Dromedaren oder Kamelen herrührten. Ein andermal als sie Kamelfufsspuren finden my *rafiks* said the trace were of a *raḥla* (Zug) five to ten days old; but taking op the *gella* (d. i. Kamelmist) they thougt it might be of five days ago.“ Dies letztere Beispiel zeigt, dafs der Beduine auch die anderen Merkzeichen früherer Wanderer sorgsam beachtet. Hiermit läfst sich eine Erzählung aus der Biographie des Propheten vergleichen. Ibn Hišâm Leben Muhammeds ed. Wüstenfeld I. 437/7: „Da kam Abu Sufjân zu ihrem Lagerplatze und untersuchte den Kamelmist. Als er nun Dattelkerne darin fand, sagte er: Das sind Kamele, die in Jathrib (= Medina) gefüttert wurden.“ (Vgl. auch denselben Bericht Buḫârî (ed. Krehl) II. 258.)

Die Koreisch stehen noch heute in dem Rufe to be of some great insight in the nomad landcraft and the people name them Beny Fahm „children of understanding“. There by said Nâsir of the Koreysch, who can declare by the footprints if a man be wedded and wether a woman be maiden or wife. If a Koreyshy lost a strayed *nâga* (Kamelin) with calf and he find the footprint of her young one even years afterward he will know that it his own. (Doughty Arabia deserta II. 525.) Aus den angeführten Nachrichten, die sich noch vermehren liefsen, erhellt wohl zur Genüge, dafs die erste Probe der Söhne des Nizâr eine arabische Erfindung ist. Die Volksüberlieferung hat die Kunde von der höchsten Vollkommenheit in der Kunst bewahrt, durch die sich die Araber auch später noch von benachbarten Nationen auszeichneten. Solche Anekdoten aber müssen in verschiedenen

*) Die Reihenfolge der Sandproben.

**) Er erkannte jedesmal, zu welchem Wege jede Probe gehörte.

Formen schon Jahrhunderte vor ihrer Aufzeichnung unter den Arabern kursiert haben. Von ihnen haben sie schon zeitig die Juden aufgenommen und zwar scheinen die zwei jüdischen Versionen auf zwei verschiedene arabische Fassungen zurückzugehen. Die gehäuften Vermutungen in M können auf eine ältere arabische Quelle zurückgehen; ebenso denkbar wäre aber auch, dafs wir hier eine freie Ausgestaltung vor uns haben, wie denn der Midrasch Êchâh noch eine ganze Reihe von Schwänken enthält, die nicht fremden Vorbildern entlehnt sind. Bei der vielfachen Berührung, die zwischen Juden und Arabern in den ersten Jahrhunderten nach Christ. G. stattfand, darf man aber die Wanderung des Grundmotivs nicht auffällig finden. In Palmyra zum Beispiel mag in jener Zeit zwischen Juden und Arabern ein ziemlich reger Verkehr geherrscht haben. Nach dem Laufe der Geschichte ist es sodann ganz natürlich, dafs die Anekdote der Scharfsinnigen auch nach Persien und entweder von da, oder auch direct mit den arabischen Eroberern nach Indien wanderte, wo sie dann vielfach variiert und übertrieben wurde.

Wenn nun aus dem Grundmotiv der Erzählung mit Recht der Schlufs gezogen worden ist, dafs sie auf arabischen Ursprung zurückgeht, so ist damit aber über die Entstehung und das Zeitalter der uns erhaltenen litterarischen Fassung derselben noch nichts entschieden. Untersucht man nämlich die Formen, in denen sie von den Arabern überliefert ist, genauer, so sieht man, dafs auch schon die älteste derselben eine litterarische Durchbildung und Folgerichtigkeit zeigt, die der eigentlichen Volksüberlieferung kaum angehören kann. Vor allem zeigt das Auftreten der vier Söhne des Nizâr in unserer Geschichte, dafs wir es hier nicht mit unverfälschter Volkssage zu tun haben. Denn diese Söhne des Nizâr sind ebensowenig wie ihr Vater Persönlichkeiten, die die Volksüberlieferung kannte, sondern, wie bekannt, Glieder des von den alten arabischen Historikern mit Verwendung der alten Stammnamen hergestellten künstlichen, systematischen Genealogien. Ist nun also schon diese historische Grundlage das Zeichen einer verhältnismäfsig späten litterarischen Bearbeitung der Anekdote, so enthält namentlich die Einleitung zu derselben auch im einzelnen mehrere Züge, die zu demselben Schlusse drängen. Des bequemen Nachweises wegen sei sie hier in der Form, in der sie von Ṭabarî (I. 1108) überliefert wird, wiedergegeben.

„Als Nizâr b. Ma'add“ heifst es dort, „seinen Tod herannahen merkte, machte er sein Testament und verteilte sein Vermögen unter

seine Söhne mit folgenden Worten: „O meine Söhne, dies Zelt — das war aber ein Zelt aus rotem Leder — und alles was ihm von meiner Habe gleicht, gehört Muḍar (der wurde darnach Muḍar mit dem roten (alḥamrâ) genannt); dies schwarze Zelt und was ihm von meiner Habe gleicht gehört Rabî'a (er hinterliefs nun auch schwarze Pferde und nach denen wurde er Rabî'a mit dem Pferde genannt); diese Sklavin und was ihr von meiner Habe gleicht, gehört Jjâd (sie war aber grau und er nahm also die grauen Pferde und kleinen Schaafe) und dieser Beutel und das Gemach für Anmâr, dafs er darin sitze (Anmâr nahm nun, was ihm zugefallen war). Wenn Euch aber bei der Teilung eine Schwierigkeit aufstöfst und ihr dabei in Streit geratet, so suchet Af'â, den Gurhumiten, auf."

Hier ist nun zunächst die Zuteilung des roten Zeltes an Muḍar als die Erfindung eines Schriftstellers zu erkennen, der für den in den alten Gedichten tatsächlich vorkommenden Beinamen Muḍars *al ḥamrâ**) eine Veranlassung angeben wollte. Nicht anders verhält es sich mit Rabî'a mit dem Pferde**). Ferner führt auch der Beutel, den man sich doch wohl mit Geld gefüllt zu denken hat, in ganz andere Kulturverhältnisse, als wir sie bei den heidnischen Arabern voraussetzen dürfen, auch wenn man nicht die ganz anachronistische Erklärung „damit sind die Dirhams gemeint" (so urteilt al Af'â am Schlusse) annimmt***). Endlich scheint die ganze Vorstellung, dafs es zu Erbstreitigkeiten unter Brüdern kommen könne, zu den einfachen altarabischen Verhältnissen nicht recht zu stimmen. Trägt aber die Einleitung in Einzelheiten das Gepräge einer späteren Zeit, so wird wohl auch die Annahme gestattet sein, dass der Verfasser derselben sich an fremde Vorbilder angelehnt hat. Nun sind uns aber Erzählungen von merkwürdigen Testamenten in der jüdischen Litteratur mehrfach erhalten. Vor allem kommt hier eine Geschichte in betracht, die gerade wieder im Midrasch Êchâh überliefert wird. Ein Mann hat sein Vermögen bei einem Gastfreunde in Athen deponiert und bestimmt, dafs sein Sohn erst dann in den Besitz desselben gelange, wenn er diesem gegenüber drei Beweise seiner Klugheit gegeben habe. (Midrasch Êchâh

*) Vgl. Goldziher Muhammedan. Studien p. 268 und dazu noch Jâḳût geograph. Wörterbuch III. 357 ult.

**) Vgl. Mas'ûdi les prairies d'or III. 451 ult.

***) Bei Ṭabarî und al Fâsî werden zu den rotfarbigen Dingen in der Endentscheidung auch die Denare gerechnet; diese Erklärung ist wenigstens bei Mas'ûdi vermieden. Da hören wir nur von „Gold".

ed. Lemb. f. 68b.) Vgl. ferner eine Erzählung aus dem Midrasch Tanchûmâh, in der von einem merkwürdigen Testamente berichtet wird (Deutsch bei Levi — Seligmann Parabeln etc. aus Talmud und Midrasch. Leipzig 1863 p. 233.) Wenn nun auch grade das direkte Original zu der Einleitung in jüdischen Quellen nicht nachweisbar ist, so darf man doch wohl schon die schriftstellerische Gewandtheit, die sich in der Durchführung der ganzen Erzählung kund giebt, auf die Bekanntschaft des Verfassers mit fremden Litteraturerzeugnissen zurückführen. Noch mehr. In der Erzählung von den Söhnen des Nizâr ist eine zwar versteckte, aber bei näherer Untersuchung doch deutliche Tendenz zu ermitteln. Ala'fâ, bei dem sich die Brüder Rats erholen, ist ein *Kâhin** (Priester) oder *Ḥakam* (Schiedsrichter), welche zwei Begriffe leicht ineinander übergehen (vgl. Wellhausen Reste altarabischen Heidentums 131). Nun kann aber bei der hohen Achtung, in der diese Priester bei den vormuhammedanischen Arabern standen, eine Geschichte, in der der Priester den Männern, die ihn um Rat fragen, schliefslich in jedem Betrachte unterliegt, nicht gut in der altarabischen Zeit entstanden sein. Man hat vielmehr in dieser Fassung bereits den Reflex der durch den Islam vollzogenen Wandlung der Auffassung zu sehen. Wenn hier der weise Schiedsrichter und Zauberer bei Weitem nicht soviel Scharfsinn beweist, als die einfachen Männer, die zu ihm kommen, so lehrt die Fabel ganz unwillkürlich, dass all dieser Zauber doch eigentlich zum alten Eisen geworfen werden mufs. Nun erinnert uns aber dieser Zug auffallend an die Gegenüberstellung des einfachen — noch dazu einäugigen — Sklaven und seines Herrn, der aus Athen, der Stadt der Weisheit und Gelehrsamkeit, kommt in der ersten jüdischen Geschichte. Die witzige Pointe, dass jener sich diesem bei weitem überlegen zeigt, scheint in der Tat eine jüdische Erfindung zu sein, wie denn in demselben Midrasch noch in einer ganzen Reihe von Erzählungen die Athener von den klugen Einwohnern

*) Noch deutlicher erscheint er als solcher in einem anderen, bei Weitem kürzeren Berichte im 'Ikd des Ibn'Abd Rabbihi (3 Jahrh. der Hégra) Bd. II. S. 56. Dieses berichtet auf die Autorität des Abû Abdallah Muhammed b. Abdassalâm al Hušani: Nizâr b. Ma'add hinterliefs bei seinem Tode vier Söhne: Muḍar, Rabî'a, Anmâr und Jjâd und bestimmte, dafs der Kâhin Saṭîḥ sein Vermögen unter sie teilen solle. Als Nizâr gestorben war, liess sie Saṭîḥ vor sich hintreten und nahm die Teilung auf Grund der *Firâsa* (Physiognomik) vor. Er gab Rabî'a die Pferde, der darnach Rabî'a mit den Pferden hiefs, Muḍar die rote Kameelin, der darnach Muḍar mit der roten hiefs, Anmâr die Esel und Jjâd das Hausgerät. Als man ihn nun fragte: Woher hast du diese Kenntnis? erwiderte er: „Ich habe sie von meinem Bruder", er hatte es nämlich von Moses am Tage des Berges Sinai (der Gesetzgebung) gehört."

Jerusalems dupiert und verhöhnt werden. Da nun unsere arabische Geschichte auf Ibn 'Abbâs zurückgeführt wird, dieser aber, wie an anderer Stelle gezeigt werden soll, eine ganze Anzahl jüdischer Legenden überliefert und zum Teil umgestaltet hat, so darf man annehmen, dafs auch unsere jetzige Fassung der Geschichte der Scharfsinnsproben von ihm unter Anlehnung an die ähnlichen jüdischen Anekdoten gebildet worden ist.

Zu eben diesem Schlusse wird man auch durch die genauere Untersuchung der zweiten Scharfsinnsprobe gedrängt. Auch von dieser sind wiederum zwei jüdische (von Benfey und Huth nicht berücksichtigte) Versionen erhalten, die zunächst hier folgen mögen.

Die eine findet sich in dem bereits angeführten Midrasch Èchâh (ed. Lemberg fol. 69b unten) und lautet:

Vier Männer aus Jerusalem kamen nach Athen und wurden dort von einem Manne gastlich aufgenommen. Zum Abend bereitete er ihnen ein Mahl, und als sie gegessen und getrunken hatten, machte er vier Betten für sie zurecht, das eine aber war zerbrochen und an ein anderes angelehnt. Als sie sich schlafen legten, dachte er bei sich: „Ich habe gehört, dafs die Leute aus Jerusalem sehr weise sind; nun will ich einmal hören, was sie sagen werden!“ und legte sich nebenan hin. In der Nacht stand der, der auf dem zerbrochenen Bette lag, auf und sagte: „Glaubt Ihr etwa, dafs ich auf einem Bette liege? ich liege auf der Erde und [halb] schwebe ich [in der Luft].“ Da sprach der Zweite: „Auch das Fleisch, das wir am Abend gegessen haben, schmeckte wie Hundefleisch.“ Der Dritte sagte: „Auch der Wein, den wir getrunken haben, schmeckte nach einem Grabe.“ Der Vierte aber sprach: „Darüber wundert Ihr Euch? Der Hausherr, unser Wirt, ist ja gar nicht der Sohn seines Vaters.“ Als der Mann dies gehört hatte, dachte er: „Eine Wahrheit und drei Lügen.“ Am Morgen ging er zum Fleischer und sagte: „Gieb mir von dem Fleische, das Du mir gestern gegeben hast.“ Der erwiderte: „Ich habe keines mehr.“ „Was war denn das für Fleisch?“ fragte er nun. Jener antwortete: „Wir hatten ein Lamm, das noch saugte. Da starb das Mutterschaf und von da saugte es an einer Hündin, die wir besitzen. Gestern waren wir nun in grofser Not um Fleisch, als Du welches verlangtest und da wir kein anderes hatten, haben wir Dir davon gegeben.“ Da dachte er: „Zwei Wahrheiten und zwei Lügen.“ Darauf ging er zu dem Gastwirt und sagte: „Gieb mir von dem Weine, den Du mir gestern ge-

geben hast.“ Der erwiderte: „Ich habe keinen mehr.“ Darauf fragte er: „Was war das für Wein?“ Da erzählte Jener: „Wir hatten einen Weinstock auf dem Grabe unseres Vaters gepflanzt, diesen Wein haben wir gekeltert und in Kufen gefüllt. Als wir nun in Not waren, wie Du welchen verlangtest, und keinen anderen hatten, gaben wir Dir davon.“ Da dachte er: „Drei Wahrheiten und eine Lüge.“ Nun ging er zu seiner Mutter und fragte: „Wessen Sohn bin ich?“ Da erwiderte sie: „Mein Sohn, Du bist Deines Vaters Sohn.“ Da sagte er: „Sage mir die Wahrheit, wessen Sohn bin ich? denn sonst schlage ich Dir das Haupt ab.“ Da sprach sie: „Mein Sohn, Dein Vater zeugte keine Kinder und da fürchtete ich, dafs seine Verwandten [nach seinem Tode] mir das Vermögen nehmen werden. Habe ich nun schlecht gehandelt, wenn ich die Ehe gebrochen und dadurch Dich zu all dem Reichtum und Vermögen gebracht habe?“ Da überlegte er: „Was erlebt man? Da kommen die Leute aus Jerusalem und werden uns alle zu Bastarden machen. Wir werden uns verabreden, nie wieder einen von ihnen aufzunehmen.“

Die zweite Version enthält der Midrasch Jalkut (II. fol. 166_2). Eingeleitet wird sie durch eine Erzählung, die mit der oben S. 220 mitgeteilten talmudischen Geschichte der ersten Scharfsinnsprobe fast identisch ist. Um den Zusammenhang deutlich erkennen zu lassen, möge sie hier vollständig folgen: Man erzählt: Ein Heide führte zwei Knaben aus dem Lande Israel gefangen fort und sie liefen vor seinem Pferde her. Da sprach der eine zum andern: Auf dem Wege, auf dem wir uns jetzt befinden, geht ein einäugiges Kameel; es trägt zwei Schläuche, einen Schlauch Wein und einen Schlauch Essig und hinter ihm gehen zwei Männer, ein Jude und ein Heide.“ Da sprach ihr Herr zu ihnen: „Woher wifst Ihr, dafs das Kameel einäugig ist?“ Da erwiderten sie: „Sieh die Pflanzen an, die an den Seiten des Weges stehen; wo ihr Auge blind ist, hat es nichts berührt; wo sie gefressen hat, ist ihr Auge sehend; da konnte sie die Pflanzen sehen.“ „Sie trägt zwei Schläuche, einen Schlauch Wein und einen Schlauch Essig?“ „Sieh her, mitten auf den Weg, wo die Tropfen hinfallen; wo die Weintropfen hinfallen, ziehen sie in den Boden ein, die Essigtropfen aber quellen auf.“ „Und dafs ihr zwei Männer, ein Jude und ein Heide folgen?“ „Der Heide hat seine Notdurft mitten auf dem Wege verrichtet; der Jude aber ist zur Seite gegangen.“ Da lief er jenen nach und fand alles, wie es die Knaben

gesagt hatten. Als er an das Tor Roms gelangt war, sagte der Eine: „Ich rieche Lauch aus Judaea, der in einem Topfe von Kefar Hananjâh gekocht ist.“ Da ward ihr Herr zornig und sprach: „Euer Gott hat Euch nicht ertragen können; nun soll ich es mit Euch aushalten.“ Während er sie noch schalt, kam ein königlicher Beamter in ihre Nähe. Den fragte er: „Woher kommst Du?“ Er erwiderte: „Ich bin heute aus Judaea abgereist.“ „Wie,“ sagte er, „willst Du etwa heute aus Judaea abgereist sein, da die Reise doch 400 Parasangen beträgt?“ „Der Wind hat das Schiff getrieben; ich bin wirklich heute von da aufgebrochen und wenn Du mir nicht glaubst, sieh her, Lauch von Judaea, den ich in einem Topfe [von Kefar Chananjâh]*) abgekocht und noch nicht gekostet habe.“ Darauf ging er in sein Haus. Da kam seine Mutter, schlachtete ein Lamm, machte ihm allerlei Leckerbissen zurecht, öffnete ein Fafs Wein und er setzte sich zu dem Mahle, das seine Mutter ihm bereitet hatte. Die Knaben aber standen daneben und der eine sagte: „Das Fleisch riecht wie Hundefleisch und der Wein riecht nach Leichen.“ Da sagte er zu seiner Mutter: „Wie ist es mit dem Fleische?“ Da erwiderte sie: „Ich hatte ein Mutterschaf und zog es auf. Es wurde trächtig und warf ein Junges. Dann aber starb die Mutter und das Junge blieb übrig. Da es nun nicht gesäugt wurde, so gab ich es zu einer Hündin, die eben geworfen hatte; diese säugte es, bis es grofs geworden war. Dann fütterte ich es mit Kräutern und Gerste, und als Du nun gekommen warst, habe ich es geschlachtet und Du speist jetzt davon.“ „Wie ist es mit dem Weine?“ fragte er nun. „Der Wein,“ erwiderte sie, „kommt von dem Grabe her, in dem Dein Vater begraben liegt; der Weinberg zieht sich nämlich am Grabe Deines Vaters entlang. Und da ich weifs, dafs unter allen Weinbergen, die Dein Vater hinterlassen hat, keiner so guten Wein hervorbringt, wie dieser, habe ich ein Fafs davon gefüllt, es verspundet und versiegelt und mir gedacht: Ich werde dieses bei der Rückkehr meines Sohnes öffnen. Nun aber, als ich Dich gesehen habe, freute ich mich sehr, habe das Lamm geschlachtet und das Fafs geöffnet.“ Da afs er nun und trank. Mit jenen Knaben aber freute er sich mehr, als mit allem Übrigen, was er von seiner Fahrt heimgebracht hatte; denn alles, was sie gesagt hatten, hatte er, als er nachgefragt hatte, wahr gefunden. Als er ge-

*) Die eingeklammerten Worte fehlen augenscheinlich durch Textverderbnis in der Ausgabe, auch sonst scheint der Text mehrfach entstellt.



gessen und getrunken hatte, stand er auf und tanzte. Da sagte der eine zum anderen: „Sieh her, die Füſse unseres Herrn gleichen den Füſsen von Ehebrechern. Seine Mutter hat sich mit einem Tänzer vergangen und ist von ihm schwanger geworden.“ Als der Mann diese Worte gehört hatte, nahm er sein Schwert, ging zu seiner Mutter und sprach zu ihr: „Alles, was jene Knaben bis jetzt gesagt haben, ist wahr; ich habe alles untersucht. Wenn Du mir nun nicht sagst, wessen Sohn ich bin, so tödte ich Dich.“ Da erwiderte sie: „Mein Sohn, tödte mich nicht! Ich werde Dir die Wahrheit bekennen. Einmal brachte Dein Vater einen Sänger und Tänzer mit. Seine Stimme aber war süſs. Und Dein Vater hatte keine Kinder gezeugt; so habe ich mich ihm ergeben, bin von ihm schwanger geworden und habe Dich geboren.“ Als er nun gehört hatte, was sie getan hatte, dachte er bei sich: „Da habe ich mir etwas nach Hause gebracht, was meine Schmach unter die Menschen bringen wird.“ Dann ging er zu ihnen heraus und sagte ihnen: „Gehet in Frieden! Ich bin nicht würdig, Euresgleichen zu Dienern zu haben.“ Darauf gab er ihnen noch allerlei Speise als Zehrung auf den Weg und geleitete sie, bis sie von ihm gegangen waren. Dann kehrte er nach Hause zurück und war beruhigt.

Wenn wir nun das Verhältnis dieser beiden Versionen zu einander untersuchen, so ergiebt sich, auch ganz abgesehen davon, daſs der Midrasch Jalkut eine sehr späte Sammlung ist, die Version dieses Midrasch schon durch die Einschiebung der nur durch ein Wunder zu erklärenden Lauchepisode als die jüngere. Bei der groſsen Breite und Ausführlichkeit aber, mit der sie erzählt wird, hat uns grade diese späte Version, wie es scheint, den Schlüssel nicht nur für die andere jüdische, sondern auch für die arabische Geschichte erhalten. Die unechte Abstammung des Mannes wird an seinen *Füſsen* erkannt; diese Vorstellung wird im Jalkut mit deutlichen Worten zum Ausdrucke gebracht, in den übrigen Versionen aber muſs sie notwendig ergänzt werden, sei es nun, daſs sie wirklich ausgefallen ist*) oder,

---

*) Die Relation Ṭabaris enthält noch eine deutliche Spur davon, daſs ursprünglich auch die Begründung der Vermutungen in der Geschichte enthalten war. Es heiſst da (a. a. O. p. 1110 l. 12). Man sagte zu Muḍar: „Woran erkanntest du, daſs der Wein auf einem Grabe gewachsen war“. Da erwiderte er: „Weil ich nach dem Trunke heftigen Durst bekam“. Auch eine Antwort des Rabi'a wird wenigstens angedeutet.

weil die Anschauung ganz bekannt war, von jedem Hörer ergänzt wurde.

Diese Vorstellung aber ist nun wieder spezifisch arabisch. Hören wir darüber zunächst Masʿûdî (a. a. O. p. 338)! Der *Ḳâif* (d. i. der die Kunst, die Abstammung zu bestimmen, ausübt) mufs auf den Fufs sehen; denn wenn ein Kind seinem Vater in dem Wesen seiner Handlungen nicht gleicht und auch in der Gestalt sich von ihm unterscheidet, so wird es in den meisten Fällen doch in der Bildung der Füfse ihm ähnlich sein" — Ǵaʿfar b. Abû Ṭâlib berichtet (Freytag Chrestomath. Arab. p. 31). „Der Gesandte Gottes (Muhammed) ging als kleines Kind einmal aus, um zu spielen. Da sahen ihn Leute von den Banû Mudliǵ — das sind aber die *Ḳâfa* (Plur. von *Ḳâif*) —, die riefen ihn heran und betrachteten seine Füfse. Später vermifste ihn ʿAbd al Muṭallab und ging aus, um ihn zu suchen. Endlich kam er zu den Banû Mudliǵ und fand den Gottesgesandten bei ihnen, wie sie ihn aufmerksam betrachteten. Die sprachen nun zu ihm: „Wer ist dieser Knabe?" Er erwiderte: „Mein Sohn". Da sagten sie: „Nimm ihn wohl in Acht, denn wir kennen keinen Fufs, der dem Fufse auf dem Maḳâm Abrahams mehr gleicht*) als den seinen". Die Banû Mudliǵ aber sind in der Kunst der *Ḳijâfa* berühmt; „sie war", heifst es in einer anderen Erzählung aus der Jugendzeit des Propheten, in der ein *Ḳâif* aus diesem Stamme die spätere Bedeutung Muhammeds prophezeit, (Freytag a. a. O. p. 30) bei ihnen erblich und die Araber richteten sich nach ihren Entscheidungen".

Den Beinamen *al Ḳâfa* führen die Banû Mudliǵ auch schon bei Ibn Ḳutaiba p. 32 l. 11.**) — Ḳazwînî I. 318: „Die Ḳijâfa nach der äufseren Erscheinung ist der Schlufs von der Gestalt der Glieder auf die Abstammung.***) Es ist aber diese Kunst einem bestimmten arabischen Stamme, den Banû Mudliǵ, eigen. Wenn man einem von diesen ein Kind zeigt und daneben zwanzig Frauen, von denen keine seine Mutter ist, so wird er das Kind keiner zusprechen; ebenso wird

*) Maḳâm Abrahams heifst der schwarze Stein der Kaʿba, der die Fufsspur Abrahams zeigt (Jâḳût, Geogr. Wörterb. IV. 589/5).

**) Der Stamm zeichnet sich auch sonst durch besondere Schlauheit aus (Jâḳût, Geogr. Wörterb. 32. C. 14).

***) Ein anderes merkwürdiges Urteil s. bei Wellhausen Hudhailiten No. 231.

er aber auch unter zwanzig Frauen, unter denen sich des Kindes Mutter befindet, diese herausfinden".*)

Nach alledem kann es wiederum nicht zweifelhaft sein, dafs das Grundmotiv der zweiten Scharfsinnsprobe echt arabischen Ursprungs ist. Die Durchführung der arabischen Erzählung scheint aber ebenfalls Züge zu enthalten, die auf Anlehnung an fremde Vorbilder schliefsen lassen. Für einen solchen aus der Fremde stammenden Zug darf man wohl die Vermutung über den auf dem Grabe des Vaters gewachsenen Wein halten; für Arabien, das (mit Ausnahme Jemens) ein durchaus weinarmes Land ist, scheint er schlecht zu passen. Dasselbe läfst sich von einer nur noch bei Mas'ûdî erhaltenen Vermutung sagen. Die Brüder erhalten eine Honigwabe und sagen: „Wir haben niemals wohlschmeckenderen, süfseren und schöneren Honig genossen". Da sagte Jjâd: „Da habt Ihr wohl recht, wenn ihn nur nicht die Bienen in den Schädel eines grofsen Tieres gelegt hätten". Die Vermutung bestätigt sich, indem der Hausverwalter erklärt, dafs der Bienenstock, den er habe ausnehmen lassen, sich an einem Orte befunden habe, an dem eine grofse Masse Knochen verstreut lag; der Honig aber fand sich in einem dort liegenden Schädel". Dieser Zug findet sich zwar nicht in den jüdischen Versionen, aber mag doch wohl einer verlorenen jüdischen Quelle entstammen. Denn man wird doch hier ganz unwillkürlich an das bekannte Rätsel Simsons (Richter 14, 14) „Vom Starken kam Süfses" erinnert. Wir dürfen also auch in der zweiten Scharfsinnsprobe fremden litterarischen Einflufs erkennen.

Der Kern der ganzen Geschichte ist aber, wie aus den Zeugnissen deutlich erhellt, echt arabisch; die beiden Proben sind gewissermafsen

*) Ḳazwînî berichtet dann noch eine augenscheinlich nach dem Muster der zweiten Scharfsinnsprobe bearbeitete Erzählung, in der wiederum ein Mann von den Banû Mudliǵ eine Rolle spielt. Ein Kaufmann erzählte: Ich hatte von meinem Vater einen alten Negersklaven geerbt. Auf einer Reise nun, zog an mir, während ich auf dem Kameele safs und der Sklave es führte, ein Mann von den Banû Mudliǵ vorüber. Der sah uns scharf an und sagte dann: „Wie sehr gleicht doch der Reiter dem Kameelführer". Von diesem Ausspruche ward mir das Herz schwer und als ich zurückgekehrt war, erzählte ich meiner Mutter, was jener Mann gesagt hatte. Da sprach sie: „Wisse, mein Sohn, er hat Recht. Dein Vater war ein begüterter alter Mann ohne Nachkommen. Da fürchtete ich nun, dafs sein Vermögen mir [nach seinem Tode] entgehen würde. Da habe ich mich denn diesem schwarzen Sklaven ergeben und dich zur Welt gebracht. Schliefslich würdest Du das doch im Jenseits erfahren haben; sonst hätte ich es Dir hier nicht gesagt".

die Fixierung und Individualisierung der beiden Seiten, die die *Ḳijâfa* hat (Wellhausen, Reste altarabischen Heidentums p. 151).

Wenn durch neuere Untersuchungen gar manche hübsche Erzählung aus 1001 Nacht, die man früher für arabisches Geistesgut hielt, dem arabischen Boden entzogen wurde, so erschien es dem gegenüber billig, für diese nach West und Ost weit gewanderte Fabel Arabien in sein ursprüngliches Besitzrecht wieder einzusetzen.

Breslau.

BESPRECHUNGEN.

Zur Philosophie der Renaissance.

Die Errichtung des Denkmals von Giordano Bruno in Rom auf dem Platze, wo er verbrannt worden, hat die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf ihn und seine Genossen gezogen, ja auch die Ungebildeten sind durch den Eifer der Ultramontanen, die selbst in den Dörfern Sühnemessen abhielten, auf den hervorragendsten Denker dieser Epoche hingewiesen worden; aber sowohl durch Freunde, die ihn wie einen Herold eigner irreligiöser materialistischer Ansichten hinstellen, wie durch Gegner, die mit dem Papste ihn als einen Gottesleugner ohne jegliche Zierde mifshandeln, sind die Vorstellungen über ihn verwirrt worden.

Im Jahre 1847 erschien mein Buch über die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit, das als die Häuper derselben neben dem Deutschen Jakob Böhme die Italiener Bruno und Campanella darstellte und dartat, dafs alle drei weder als Pantheisten noch als Deisten zu bezeichnen seien, dafs sie vielmehr neben der Einheit alles Seins und Lebens und der Immanenz Gottes in der Welt auch dessen Transscendenz, sein sowohl in sich seiendes Selbst wie seine Entfaltung und Offenbarung in der Natur und im Reich der Geister betonten und überhaupt in keimkräftiger Totalität noch die Gegensätze in sich trugen, die dann in Spinoza und Leibniz auseinandergingen; coincidentia opportorum war ja eine Losung Brunos. Gleichzeitig hatte Bartholomess in Paris ein französisches Werk über Bruno veröffentlicht. Ein wesentlicher Fortschritt geschah durch den Italiener Berti, der nach der Übergabe Venedigs Einsicht in die Archive gewann und die Protokolle über das Verhör Brunos vor dem dortigen Inquisitionsgericht veröffentlichte. Dadurch erhielt seine Biographie manche Erweiterung und Berichtigung, und in Bezug auf seine Lehre ward meine Auffassung und die Ansicht, dafs solche am reifsten in seinen italienischen Dichtungen ausgesprochen sei, durch ihn selbst bestätigt. Er erklärte: „Ich lehre ein unendliches Universum, die Wirkung der unendlichen göttlichen Macht, weil ich es für unwürdig der göttlichen

Allmacht und Güte hielt, eine endliche Welt hervorzubringen, während eine unendliche möglich war; und ich betrachte unsere Erde als ein Gestirn unter den Planeten und anderen Sternen, deren unendlich viele das unendliche All bilden. In diesem Universum sehe ich eine allgemeine Vorsehung, kraft welcher jedes Ding lebt und sich bewegt und in seiner Vollkommenheit besteht, und das verstehe ich in doppelter Weise: einmal wie die Seele im Körper gegenwärtig ist, und dies nenne ich Natur, Schatten und Spur der Gottheit; zweitens in der unaussprechlichen Art, in welcher Gott durch Wesen, Gegenwart und Macht in allem und über allem ist. In der Gottheit aber begreife ich drei Attribute: Macht, Weisheit und Güte, oder Geist, Verstand und Liebe; vermöge des Geistes haben die Dinge das Sein, vermöge des Verstandes das geordnete und unterschiedene Sein, vermöge der Liebe die Harmonie und Symmetrie; denn Gott ist in allem und über allem, da nichts sein kann, ohne an seinem Wesen Teil zu haben".

Bertis Buch veranlasste den Professor Sigwart zu einer neuen Biographie Brunos, und bald folgte in Deutschland ein Buch über Brunos Leben und Lehre von Brunnhofer, in England das Life of G. Bruno by J. Frith, beide Bücher ausführlich und verständnisvoll, nur dass der Deutsche wieder in der Vorstellung vom gewöhnlichen Pantheismus zurückbleibt, dem doch auch H. Ritter in seiner Geschichte der Philosophie mit Betonung der theistischen Elemente begegnet war.

Nachdem vor einiger Zeit Adolf Lasson die grundlegenden italienischen Dialoge Brunos über die Ursache, das Princip und das Eine ins Deutsche übertragen, ist nun auch ein anderes sehr eigentümliches Werk: Spaccio della bestia triomfante (die Vertreibung der triumphierenden Bestie) von Ludwig Kuhlenbeck unter dem Titel „Giordano Brunos Reformation des Himmels" deutsch herausgegeben worden. Bruno erscheint hier als später Sohn der Renaissance, wie dieselbe bereits in das Barocke übergeht: eine antikisierende Allegorie mit dem Apparat der olympischen Götter wird zum Vorspiel einer neuen Ethik, durch welche er die Welt von dem Hader der Konfessionen und ihren unvernünftigen Dogmen erlösen und zu Freiheit und Frieden führen möchte. Die Sternbilder des Himmels tragen meist den Namen der Tiere, und die Götter haben mit diesen und anderen Wesen ihre eigenen Sünden an das Firmament gesetzt; Jupiter, der Repräsentant des zu seiner idealen Würde sich erhebenden Menschengeistes, schlägt nun vor: an die Stelle der Tiere die Tugenden treten zu lassen, Momus als Sprecher dss Gewissens, führt mit ihm das Wort, andere Götter beraten und machen Vorschläge, und so tritt an den Ort der Bärin, die den Polarstern enthält, die Wahrheit als das Zentrum alles Seins; Betrug, Falschheit, Wiedersinn werden vom Himmel vertrieben, Klugheit, Weisheit, Gesetz nehmen ihre Stelle ein. Der Adler weicht mit der Ehrsucht und Tyrannei dem Edelmut und der freien Menschenwürde; der Schütze wird zum Sinnbild des Verstandes und zielbewussten Willens etc. Dies ist nun mit vielen mythologischen

Anspielungen, mit satirischen Bemerkungen über Zeitverhältnisse, Völker, Dogmen und Einrichtungen durchwoben, und die Grundgedanken Brunos schimmern da und dort leuchtend hervor. Der Übersetzer hat nicht nur den Ton des Originals getroffen, er hat auch jene Anspielungen und Beziehungen erläutert, und in einer Beilage das Leben und die Lehre Brunos übersichtlich dargestellt. Gelegentlich fehlt es nicht an einer Übertreibung; so wenn Kuhlenbeck sich zu Brunnhofers Ausspruch bekennt: „an spekulativem Gehalt und Ideenfülle überrage dies Werk alle anderen Schriften Brunos um Hauptеslänge". Das ist nicht der Fall; die Dialoge über das Eine, die lateinischen Gedichte über die Monade und das Unendliche sind vielmehr die massgebenden Schriften für unseren Dichterphilosophen, und die Furori eroici, die Auslegung einer Reihe italienischer Gedichte zur Verherrlichung der Liebesbegeisterung für alles Ideale, stehn dem Spaccio nicht nach, ja ich ziehe sie ihm vor; auch Brunos Ethik findet da ihre Krönung: In jedem Wesen schlummert ein Funke aus dem Urlichte, aus Gott und sehnt sich nach Vereinigung mit ihm. Wenn auch der endliche Geist den unendlichen niemals ganz erfafst, und wenn er das als Qual empfindet, so ist doch das Ringen nach der vollen Wahrheit die Freude und Ehre der Geisteshelden. In der Liebe werden wir eins mit dem Geliebten. Durch treue Hingabe erlangt dies auch das einfach schlichte Herz; der Heldengeist will nicht blofs Organ und Gefäfs, sondern selbstkräftiger Künstler und Schöpfer sein; Gottes voll ist er hochsinnig sich selber das Gesetz und tut er das Rechte; in selbstbewusster Erkenntnis will er Gott in allen Dingen und in seiner ewigen Wesenheit schauen, in rastlosem Ringen das Ideale verwirklichen. Und mit dieser Gesinnung und Erkenntnis soll Bruno ein frivoler Gottesleugner und ohne alle Zierde gewesen sein!

Etwas seltsam hat Bartholmess das Spaccio eine divina commedia genannt; Kuhlenbeck übertreibt das statt es zu deuten: Bruno habe Dante überflügelt. So sieht man gar manches Juvenile in seinen Erörterungen, und fast im Ernst möchte er uns bereden, dafs Bruno in unserem Schiller wiedergeboren sei; indefs weifs er sinnig gar manche Parallelstelle aus den Gedichten und Abhandlungen des Deutschen zur Erläuterung des Italieners heranzuziehen, und seine Begeisterung für Bruno ist so wohltuend als warm.

Eben kommt mir noch eine populäre Schilderung vom Leben und der Lehre unseres Denkers zu: Bruno, der Märtyrer der neuen Weltanschauung, von Rudolf Landseck. Sie bietet wissenschaftlich nichts Neues, ist aber mit Einsicht und Liebe abgefafst und auf die gröfseren Kreise der Gebildeten berechnet, die durch die Aufrichtung des Denkmals für Bruno ein Interesse gewonnen; sie bringt auch Bilder von der Statue und den Reliefs an der Basis desselben. Wissenschaftlich von Wert ist ein Oldenburger Gymnasialprogramm, in welchem Robert Beyersdorff die völlige Haltlosigkeit der Behauptung von Benno Tschischwitz und Wilhelm König nachweist, dafs Shakespeare mit Bruno bekannt gewesen und manches von ihm entlehnt habe.

Ich erinnere dabei an Max Kochs Hinweisung auf Hamlets Liebesvers: doubt that the sun doth move, das wohl kein Bekenner von Kopernikus' Lehre geschrieben hätte, und das sei ja Brunos Mission gewesen, die neue Weltanschauung auszubilden. Indefs sind bei Bruno alle Gestirne in lebendiger Bewegung!

Sigwart hat im ersten Band seiner kleinen Schrift biographische Darstellungen geboten, die zumeist der Renaissance angehören. Was Bruno über sein Leben und seine Lehre vor der Inquisition bekannt hat, das nimmt er zum Ausgangspunkt, um darnach seine Geschichte zu erzählen und darzutun, wie Bruno vor allem in der Verkündigung einer neuen Naturanschauung seine Sendung gesehen, wie ihn die katholische Dogmatik so wenig wie die lutherische oder calvinische befriedigt, wie er aber gehofft habe, seinen Frieden mit der Kirche zu machen, wie er als Philosoph lebe und lehre, ohne ihre Satzungen anzugreifen. Er dachte an die Tage von Julius II. und Leo X.; er war, wie Lasson treffend sagt, ein Spätling der Renaissance.

Verwandt mit ihm ist Thomas Campanella, auch ein Märtyrer seines kühnen Strebens. Vor seiner Seele hat sich ein Ideal des menschlichen Lebens nach Art der Platonischen Republik gestaltet, geordnet durch die Weisheit in einer Gemeinsamkeit ohne Privateigentum und Ehe, in Arbeit, Bildung und Frieden. Er glaubt astrologisch die Nähe dieses goldenen Zeitalters zu gewahren, er läfst sich in eine Verschwörung gegen die Herrschaft der Spanier in Neapel ein, mit türkischer Hilfe soll das Land befreit, der Sonnenstaat eingerichtet werden. Die Verschwörung wird entdeckt, Campanella eingekerkert, gefoltert, dann länger als zwanzig Jahre in gelinder Haft gehalten. Da schreibt er die Gedichte nieder, in welchem er im dunklen Kerker seine Ideen ausgeprägt, da schreibt er seine Metaphysik, da kommt er nun zu der Ansicht, dafs die Monarchie von Spanien zur Weltherrschaft werden, der Papst durch die Überwindung der Protestanten Geistermonarch werden, und so der Boden für das Ideal des Sonnenstaats vorbereitet werden solle. Der Papst erlöste ihn aus der Gefangenschaft in Neapel, indem er ihn vor das geistliche Gericht nach Rom forderte: dort aber war er vor den Spaniern nicht sicher, und so kam er nach Paris, wo Richelieu seiner sich annahm. Auch hier haben die Italiener neue Dokumente aus den Archiven veröffentlicht, die im Wesentlichen mit dem übereinstimmen, was Campanella selber berichtete. Sigwart hat das für die Biographie verwertet, er hat die Fülle von grossartigen Gedanken anerkannt, durch die Campanella ein Vorläufer von Cartesius und Kant war, aber auch auf das Phantastische hingewiesen, das in dem Glauben an Magie und Astrologie, wie in den praktischen Ideen sich geltend machte. Wie Bruno auf Macht, Weisheit und Liebe als auf die Attribute Gottes hindeutet, in denen er die Dreieinigkeit begreiflich findet, so hat Campanella diese drei Ideen zur Grundlage seiner Philosophie, zu Prinzipien alles Lebens gemacht. Gedichte Campanellas in metrischer Übersetzung findet der Leser in meinem Buche; das hat Sigwart, der sie wünscht,

übersehen! Dann widmet Sigwart zwei Deutschen zwei vortreffliche Abhandlungen. Paracelsus erscheint als mystischer Naturphilosoph, und der Luther der Medizin, wie er sich selbst gern nennen hörte, wird zu einem Sohne der Renaissance, wenn seine leitenden Ideen in Zusammenhang mit der neuplatonischen Philosophie, mit Ficin und Pico von Mirandola in überzeugenden Zusammenhang gebracht werden. Auch Paracelsus glaubt an die Dreiheit der intellektuellen, himmlischen und irdischen Welt; auch ihm stehen diese Welten im Wechselverkehr: die Wirkungen der göttlichen Macht fliessen durch die Geisterwelt in die Gestirne, durch diese in die irdischen Elemente ein; der Himmel mit seinen Sternen hat sein Gegenbild an der Erde mit ihren Metallen, Pflanzen und Tieren, diese ihre Urbilder im Himmel; was als Stern vom Himmel leuchtet, ist Metall, Kraut, Tier der Erde; wer die Zeichen dieses Zusammenhanges, wer die Signatur der Dinge versteht, der erkennt ihr Wesen und ihre Wirkenskraft. Mercurius, Sulfur und Sal sind die Prinzipien des Flüssigen, Feurigen, Festen; im Holz ist was raucht Mercurius, was brennt Sulfur, was als Asche übrig bleibt, Sal. —

Nicht minder ist auch Agrippa von Nettersheim ein Ausdruck der gärenden kämpfenden Zeit, er mit seinen Abenteuern, seiner Magie und seiner Einsicht in die Eitelkeit, in die Grenzen aller Erkenntnis und Wissenschaft: so gemahnt er an den Faust der Sage, wie denn der Volksmund in seinem grossen Hunde den Teufel sah, mit dem er im Bunde stehe.

Zur Klarheit, zur wissenschaftlich beweisenden Erkenntnis kommt aus mancherlei phantastischen Anfängen und Irrfahrten Johannes Kepler, der herrliche Mann, dem auch Sigwart ein Denkmal setzt, indem er betont: wie derselbe im Licht der Philosophie, von philosophischen Ideen aus, aber in engster Verbindung mit der Beobachtung und Erfahrung zur Entdeckung seiner Weltgesetze und zu deren mathematischem Ausdrucke gelangt. Die Erfahrung lehrt uns erkennen was ist, die Wissenschaft soll einsehen, dafs und warum es so sein mufs, soll es als vernünftig verstehen, aus dem Wesen Gottes als seinem letzten Grunde begreifen. Das war Keplers belebender leitender Gedanke. Von der Idee der Harmonie ging Kepler aus, sie suchte er im Sonnensystem; sie fand er. Ich sage mit Sigwart: „Keplers philosophisches System, seine philosophische Gesinnung war es, die sein mathematisches Talent erst recht fruchtbar machte". Jenes freilich luftige und leicht aufstrebende Gefüge seiner Spekulation, setzt Sigwart hinzu, war das Gerüst, durch dessen Hilfe er allein die ungeordneten Materialien der Beobachtungen zu einem schönen und gesetzmäfsigen Bau zusammenfügen konnte; das Gerüst war vergänglich und ist schnell wieder abgebrochen worden, der Bau steht für alle Zeiten. „Das Gerüst", ja, das waren die mannigfaltigen Versuche Keplers, von seinen Ideen aus die Harmonie in der Erfahrung zu finden; aber sein System war nicht vergänglich. Sein Grundgedanke ist Gott als Leben und Tätigkeit, als allmitteilsame Güte, so dafs sein Wesen in der

Welt offenbar wird; die Seelen sind Strahlen des göttlichen Lichts, das ihnen innewohnen bleibt. Wie die Blumenblätter und Staubfäden der Pflanze, so sind die Ideen der Seele eingeboren und treten in der Entwickelung hervor; machen wir uns einstimmig mit der idealen Melodie der Weltordnung, und beginnen einen Gesang, der früher nicht gehört ward, dann ahmen wir Gott nach, der die Harmonie selber ist, und ein Bild seines Wesens überall darstellt. Hier stimmt Kepler vollständig mit seinem grofsen italienischen Zeitgenossen Bruno überein. Und so sage ich wieder mit Sigwart: „dafs der Grundgedanke seines Strebens, das Ideal einer die ewige Vernunft in den Dingen suchenden Erkenntnis, zwar vor der Teilung der Arbeit in den Hintergrund treten, aber ohne Schaden der Wissenschaft selbst nicht verloren werden kann; die Gröfse des Gedankens bleibt bestehen, dafs Mafs und Gesetz, die in gleicher Weise dem menschlichen Geiste wie den Dingen eingeboren sind, das Dasein der göttlichen Gedanken selbst sind.“

Zum Schlufs sei noch der neuen kritischen Ausgabe gedacht, die Professor Lagarde in Göttingen von Brunos italienischen Schriften hergestellt hat; möge auch die durch den Tod eines Herausgebers unterbrochene italienische Ausgabe seiner lateinischen Dichtungen bald ihren Abschlufs, mögen diese reifsten Früchte seines Geistes einen ihnen gewachsenen deutschen Übersetzer finden!

München. Moriz Carriere.

RICHARD M. WERNER: Der Wiener Hanswurst. Stranitzkys und seiner Nachfolger ausgewählte Schriften. (Wiener Neudrucke No. 6 und 10). Wien, Verlag von C. Konegen 1883 u. 86.

Die bisher erschienenen Bände der von A. Sauer veranstalteten „Wiener Neudrucke“ haben die Daseinsberechtigung dieser Sammlung bewiesen. Inzwischen suchte die Schwester an der Spree durch „Berliner Neudrucke“ auch auf diesem Gebiete der österreichischen Kaiserstadt erfolgreich nachzustreben. Die Schwierigkeiten, mit welchen Werner schon beim blofsen Zusammensuchen von Stranitzkys Schriften zu kämpfen hat, sprechen am nachdrücklichsten für die Notwendigkeit eines Neudrucks, der jene halbverschollenen Werkchen wieder allen zugänglich macht. Freilich, wer in Hanswursts Einfällen einen Genufs sucht, wird den Neudruck enttäuscht bei Seite legen: denn so bewundernswert und erfrischend der in zahllosen Streichen sich nimmer erschöpfende Humor des Hanswurst dem Zuschauer erscheinen mochte, auf den Leser wirken die bogenlang aneinander gereihten Ein- und Ausfälle desselben Charakters in verschiedenen Situationen

ermüdend und dabei ziemlich schal. Als Litteraturdenkmäler sind indessen Stranitzkys Schriften von singulärer Bedeutung für die Geschichte der Volksbühne und namentlich zur Erkenntnis des deutschen Narrentypus.

Werner giebt zunächst die „Lustige Reyſs-Beschreibung aus Saltzburg in verschiedene Länder“ und die „Ollapatrida des durchgetriebenen Fuchsmundi“. Weiteres steht in Aussicht. Nach den bis jetzt vorliegenden Schriften Stranitzkys konnte nicht einmal mit Sicherheit festgestellt werden, ob er den Hanswurst als fertigen Typus auf die Wiener Bühne brachte, oder ob sich diese Figur allmählich herausgebildet. Ungern vermisse ich deshalb in den ausführlichen Einleitungen Werners, deren Quellenforschung interessante Belege beibringt, die Vorgeschichte Hanswursts. Durch dieselbe kann wenigstens so viel festgestellt werden, daſs der Wiener Hanswurst Stranitzkys und seiner Nachfolger mit der seit dem 16. Jahrhundert bekannten volkstümlichen Figur des Namens Hanswurst nichts wesentliches gemein hat.

Viermal ist dieser Name in der Litteratur des 16. Jahrhunderts belegt: 1519, 1541, 1553, 1573, davon nur die beiden letztenmale im Drama; und auch auf der Bühne des 17. Jahrhunderts ist Hanswurst bisher nur zweimal, 1630 und 1692, nachweisbar. Den ältesten Beleg bringt Zarncke bei: die 1519 erschienene niederdeutsche Bearbeitung des Sebastian Brantschen „Narrenschiffs“ bietet Hans Worst für Hans Mist der hochdeutschen Urschrift. 1541 bereits erklärt Luther in seiner bekannten Schrift gegen den Herzog Heinrich von Braunschweig „Wider Hans Worst“: „Du weiſsest wohl, daſs dies Wort, Hans Worst, nicht mein ist, noch von mir erfunden, sondern von anderen Leuten gebraucht wider die groben Tolpel, so klug sein wollen, doch ungereimbt und ungeschickt zur Sachen reden und thun. Also hab ichs auch oft gebraucht, sonderlich und allermeist in der Predigt.“ 1553 erscheint sodann Hans Wurst oder vielmehr ein naher Verwandter desfelben, nämlich Haintz Wurst, zuerst nachweisbar in der dramatischen Litteratur: Peter Probsts Fastnachtsspiel „Vom kranken Bauer und seinem Knecht Simon Hempel“ bietet ihn als Bauernnamen neben Fritz Knopf, Kunz Flegel und Utz Tennzapf, wie denn auch dieselbe Handschrift einen Bauern Fritz Wurst aufweist (s. Schnorrs Archiv IV, 409 ff.). Auch 1573 in Rolls „Fall Adae und Evae“ findet sich Hans Wurst nicht als einziger Generalnarr verwendet, sondern neben ihm erscheint Hans Han (siehe Gottscheds „Nöthigen Vorrath“ I, 118). Schon Gottsched nennt ferner ebd. I, 189) unter dem Jahre 1630 Hans Worst im Personenverzeichnis eines Stückes der englischen Komödianten: „Komödia von Macht des kleinen Knaben Cupidinis“, — wie denn die Engländer, die schon in Holland komische Figuren aufgegriffen hatten, auch Hans Supp und Hans Knappkäse verwenden. Schlieſslich wird aus dem Jahre 1692 von einer Berliner Aufführung der Geschichte des verlorenen Sohnes berichtet, in welcher Hanswurst die Hauptrolle spielte; namentlich

prügelte er sich im 2. Akt mit einem Heiligen und zwei Teufeln wacker herum, so dafs der Hof noch vor Schlufs dieses Aktes den Schauplatz verliefs (s. Plümicke: Entwurf einer Theatergeschichte von Berlin S. 65). Hierzu treten zwei Verwendungen der Umstellung Wursthans im 16. Jahrhundert, beidemal charakteristischerweise wieder neben einer anderen lustigen Person: 1597 erscheint Wursthänsel im Spielverzeichnis der Sackevilleschen Truppe neben Jan; 1550 im „Wiltbad“ von Hans Sachs ist Wursthans zugleich mit Schramfritz ein „reisig knecht“ ohne irgendwie typische Narrenzüge.

Danach scheint mir die seit Gottscheds Zeit herumspukende Annahme, dafs Hanswurst im 16. Jahrhundert als stehender Lustigmacher der deutschen Komödie aufgekommen sei und neben Harlekin, Pickelhäring, Jahn und andern ausländischen Typen auf unserer Bühne sein Wesen getrieben habe, soweit er nicht von diesen fremden Eindringlingen zurückgeschoben worden sei, jeglicher Begründung zu entbehren. Lassen wir die Tatsachen sprechen: 1519 wird Hans Wurst mit Hans Mist gleichbedeutend gebraucht, schon 1541 als im Volk gebräuchlicher Spottname für vorlaute dumme Tölpel bezeichnet, noch 1553 aber wird sein fast gleichnamiger nächster Verwandter als ein Bauernname neben anderen vorgeführt, und 1573, 1630, sowie 1692 erscheint Hans Wurst vereinzelt, wie so viele Hänse als Narr, ohne dafs einer derselben als ständiger Generalnarr, als die lustige Figur der deutschen Volksbühne hervortritt. Will man durchaus von einer solchen Allgemeinbezeichnung des deutschen Narren reden, so darf man nur den Hans schlechtweg nennen, und jede Spezialisierung oder — ich möchte sagen — jede Schattierung des Narrentums wurde durch Zusatz eines Beinamens — bald nach seinem Stand, bald nach seiner Tracht, bald nach seiner Lieblingsspeise — ausgedrückt.

Woher nun die Verwendung der Wurst als eines Beinamens für den Narren Hans? Die Wurst als Speise scheint mir höchstens indirekte Veranlassung hierzu. Schon seit 1350 wurde (vgl. Schmellers „Bairisches Wörterbuch“) beim Nürnberger Schönbartlaufen, einem Privileg der Metzgergilde, an einer Stange eine Wurst in der Stadt herumgetragen, und beim deutschen Policinellospiel figurierte neben der „Gredel in der Butten“ der Hans mit einer langen, dicken, ledernen Wurst. Auch sagt noch Abraham a S. Clara 1686 („Judas der Erzschelm“ I, 433): „Mit seiner Wurst und ledernem Scepter eilt der Fastnachtsnarr auf die Gassen.“ Selbst die Erläuterung Luthers läfst, obschon in etwas anderer Wendung, die Wurst als äufseres Kennzeichen Hanswursts erscheinen: „Wohl meinen Etliche, ihr haltet Meinen Gnädigen Herrn darumb für Hans Worst, dafs er von Gottes Gaben stark, fett und volligs Leibes ist.“ Nach alledem darf wohl Hans Wurst in eine Kategorie mit Hans Han gestellt werden: wie dieser von dem Hahnenkamm der Narrenkappe, so wird Hans Wurst von einem andern, noch gebräuchlicheren Attribute des Narren seinen Namen erhalten haben.

Auch den Charakter, welchen man Hanswurst im 16. Jahrhundert beilegte, erkennen wir am anschaulichsten aus Luthers schon erwähnter Schilderung: es ist diejenige Narrenspezies, welche klug sein will, doch ungereimt und ungeschickt redet und handelt, — mit einem Worte: eine passive komische Figur, eine Zielscheibe des Spottes und Witzes. In direktem Gegensatz hierzu ist Stranitzkys Wienerischer Hanswurst — ganz wie der Arlequin des von Stranitzky so ausgiebig benutzten Théâtre Italien — die aktive komische Person, welchem seinerseits alle Welt als Zielscheibe seines Witzes dienen mufs.

Wir wissen nunmehr, dafs Hanswurst vor Stranitzky jedenfalls nicht der Narrentypus der deutschen Volksbühne κατ' ἐξοχήν, sondern einer der hervorragenden Narrentypen des deutschen Volkslebens war, welcher als solcher neben anderen auch bisweilen dramatische Verwendung fand. Wir wissen ferner, dafs Stranitzkys Lieblingsfigur selbst mit diesem Typus des Volkslebens im Charakter nichts gemein hat. Um die Herkunft des Wienerischen Hanswurst nach allen Seiten klarzustellen, erübrigt jedoch noch ein Blick auf sein Kostüm. Das Ränzlein in Form einer dicken Wurst ist zur Rechtfertigung des Namens von den alten deutschen Narrenattributen herangezogen; ebenso soll der kronenartige Haarbüschel auf dem Scheitel offenbar ein Ersatz des Hahnenkammes der alten Narrenkappe sein, wie denn auch schon vor Stranitzky Narren mit kolbichtem Haarschnitt abgebildet werden. Auch das larvenfreie Gesicht und die Bundschuhe sind von der deutschen Volksnarrentracht übernommen. An Stelle des deutschen Narrenkolbens tritt aber Harlekins Holzpritsche, und auf den nach deutscher Narrenfarbe blauen Brustfleck ist in Nachahmung von Harlekins Buntheit ein grünledernes Herz genäht. Wie Harlekin, trägt der Wienerische Hanswurst statt der Narrenkappe einen leichten Hut, welcher aber gleich der Joppe in Salzburger Tracht gehalten ist. Äufserlich will Stranitzkys komischer Typus demnach wesentlich als Deutscher gelten, wie er denn auch einem der bekannten deutschen Volksnarren seinen Namen entlehnt. Nimmt man dazu den Einflufs von Abraham a S. Clara, sowie einige Volkslieder, -Sprüche oder -Rätsel und lokale Anspielungen, so hat man alle deutschen — teils nationalen, teils provinziellen — Elemente in den Spässen von Stranitzkys Figur erschöpft.

1708 nennt sich Stranitzky als Verfasser eines ganz ernsten Werkchens bereits Hanswurst; 1711 wird dieser Name dagegen in der komischen Sammlung „Ollapatrida“ überhaupt nicht genannt, der Spafsvogel heifst Fuchsmundi, der Verfasser Schalkterrae, und die Illustration zeigt die lustige Person noch nicht im Salzburger Gewande. Wenn es nicht voreilig ist, nach dem bisherigen dürftigen Material zu schliefsen, so wird wohl Hanswurst in letzter Form als Ergebniss längeren Experimentierens zu betrachten sein. Fuchsmundi hat noch nicht einmal, wie Werner (Ollapatrida S. X) behauptet, schlechtweg die Profession des Hanswurst. Wenn er unter seinen

zahllosen Verkleidungen auch einmal zum Sauschneider wird, welcher den Barbier spielen will (S. 256), so läfst sich daraus so wenig auf einen einheitlichen Beruf schliefsen, wie wenn er sich ein andermal (S. 321) als Advokatenkutscher ausgiebt, welcher den Prokurator ersetzen kann, oder als Fürst von China (S. 359) u. s. f. Noch in einer anderen Hinsicht möchte ich gegen eine zu frühe Datierung des Hanswurst zum mindesten Bedenken äufsern. Werner zitiert (Ollapatrida S. XI f.) aus Pater Abrahams „Narrenfest“ (Passauer Ausgabe XIII, 1, 64), man hätte einem aufschneiderischen Narren „einen grünen Hut versprochen, damit er als ein Aufschneider hinfüro mit denen Sauschneidern möge herumwandern und die Welt besser besichtigen.“ Sieht man hierin mit Werner eine Hindeutung auf Hanswurst, so dürfte man mit gleichem Rechte weiter behaupten, Hanswursts Reisebeschreibung, die Werner nach Zeitanspielungen 1717 ansetzt, wäre dem Pater Abraham († 1. Dezember 1709) bereits bekannt gewesen. Dieser liebt es aber wahrlich, die Dinge drastisch beim rechten Namen zu nennen; warum sollte er statt von Hanswurst ganz unbestimmt von „denen Sauschneidern“ reden? Werner selbst läfst die Möglichkeit einer ihm unbekannten Deutung jener Stelle offen. Wie, wenn die durch Wien ziehenden Sauschneider, durch ihren Beruf ja zum Herumwandern veranlafst und jedenfalls den hervortretenden Typen des Volkslebens zugehörig, — — grüne Hüte getragen hätten? Auf diese einfache Weise wäre dann zugleich die auffallende Tatsache erklärt, dafs Hanswurst — eben wegen der Kostümähnlichkeit — zugleich Salzburger Bauer und Sauschneider ist!

Schliefslich will ich einen Zweifel nicht unterdrücken, ob die Ollapatrida wirklich, wie Werner vermutet (Reisebeschreibung S. VIII), das Neujahrsgeschenk des Narren an seine Gönner für 1711 war. Der „Hauscalender“ von 1713 wird ausdrücklich als „Neuen Jahres-Present“ bezeichnet; auch die von Werner ins Jahr 1714 gesetzten „Farciminiana“ tragen die Bezeichnung: „In diesem Jahre schon gedruckt, das kaum aus seinem Fenster guckt.“ Abgesehen davon, dafs jene gewöhnlich aus 11—13 Blättern bestanden, die Ollapatrida aber 524 Seiten umfafst (ein etwas kostspieliges Neujahrsgeschenk!!), lautet deren Zeitangabe ausdrücklich: „In dem Jahre, da Fuchsmundi feil war! 1711.“ Allenfalls könnte sie Ende 1711 gedruckt sein und das bisher fehlende Neujahrsgeschenk für 1712 in irgend einer Form ersetzen.

Es sollte mich freuen, wenn die von mir gemachten Zusätze und Einwendungen die Fortsetzung von Werners verdienstlichen Forschungen irgendwie fördern könnten.

Kiel. Eugen Wolff.

DIE LAIS DER MARIE DE FRANCE herausgegeben von Karl Warnke. Mit vergleichenden Anmerkungen von Reinhold Köhler. (Bibliotheca normannica III). Halle, Niemeyer 1885. CVIII und 276 SS. gr. 8. M. 10.

Nachdem vor nahezu 70 Jahren zum ersten Male Roquefort die Lais der Marie de France veröffentlicht hatte, legt hier Warnke eine nach modernen kritischen Grundsätzen ausgeführte Ausgabe dieser Dichtungen vor. Eine Besprechung des hier gebotenen Textes, der vorangeschickten Einleitung mit ihren Untersuchungen über das Leben der Dichterin, über die handschriftliche Überlieferung, die Sprache etc., oder gar des beigegebenen ausführlichen Glossars würde aufserhalb des Rahmens dieser Zeitschrift fallen, aufserdem besser einem kompetenteren Referenten anzuvertrauen sein. Für diese Zeitschrift ist nur der zwischen Einleitung und Text selbständig eingefügte 50 SS. umfassende Abschnitt „Vergleichende Anmerkungen", welcher Reinhold Köhler zum Verfasser hat, von Interesse, und ich beschränke mich auf eine Besprechung dieses.

R. Köhler bespricht die einzelnen Lais der Reihe nach, und fast jeder seiner Artikel giebt Veranlassung, die bekannte, ganz aufserordentliche Belesenheit des Verfassers zu bewundern. Daneben tritt auch hier — wie überhaupt in seinen Arbeiten — das Bestreben hervor, in den Schlüssen bezüglich des Abhängigkeitsverhältnisses einzelner Versionen von einander möglichst vorsichtig zu sein.

Dafs unter diesen Verhältnissen Köhlers „Anmerkungen" nur verhältnismäfsig selten Gelegenheit zu Ergänzungen oder Veranlassung zu Polemik bieten, ist nur natürlich.

Zum Lai Le Fraisne wäre jetzt noch auf Wilh. Hertz' Anmerkungen in seinem „Spielmannsbuche" 340 zu verweisen, wo Hertz aber den Hinweis auf „bekannte deutsche Märchen", gegen welchen Köhler polemisiert, unterdrückt hat. Die S. LXII erwähnte englische Volksballade Lord Thomas and Fair Annie liegt jetzt, mit einer ausführlichen Einleitung versehen, auch in Childs grofser Balladensammlung III, 63 vor. Für die Geschichte der Drugiolina und die Oktaviansage (S. LXXI fl.) hätte die Abhandlung von P. Streve, die Oktaviansage (Erlangen 1884) angeführt werden können. Aufser der von Köhler erwähnten me. Bearbeitung, welche zuerst Weber veröffentlicht hat, existiert eine zweite, zuerst von Halliwell (Percy Soc. 1844) herausgegeben. Beide Texte sind dann 1885 neu von Sarrazin veröffentlicht worden (Altenglische Bibliothek III). Bezüglich der Quelle dieser beiden me. Versionen kommen Streve und Sarrazin unabhängig von einander (denn letzterer hat die Arbeit des ersteren nicht gekannt) zu dem gleichen Resultate, nämlich dafs beide Texte auf dem zuerst von Vollmöller veröffentlichten altfranzösischen Gedichte beruhen.

Zum Lai Lanval wären zunächst wieder Hertz' Anmerkungen im „Spielmannsbuche" 323 zu erwähnen. Wie Köhler sich das Verhältnis des Lanval zum Graelent denkt, sagt er nicht deutlich.

Doch scheint der Passus, der von einer „gemeinsamen Grundlage der beiden Lais“ spricht, worunter Köhler allerdings nur die beiden Texten gemeinsamen Züge versteht, darauf hinzudeuten, dafs er beide als nicht von einander abhängig, sondern aus einer gemeinsamen Quelle geflossen betrachtet. Dies ist auch das Resultat der Untersuchung der Sache durch Kolls, zur Lanvalsage (Berlin 1886); und ich habe (Deutsche Litteraturzeitung vom 21. VII, 1888) aus den wörtlichen Übereinstimmungen zwischen den beiden Texten, die vereinzelt sogar in den Reimwörtern vorhanden ist, geschlossen, dafs diese gemeinsame Quelle nicht der Volksmund, sondern eine schriftliche Aufzeichnung war. — Gar nichts sagt Köhler von den me. Bearbeitungen, deren Existenz ihm unbekannt geblieben zu sein scheint. Zwei me. Texte führt Warnke in unserem Bande S. IX an und nach ihm Hertz a. a. O. Eine dritte Bearbeitung, die nur in Fragmenten vorliegt, haben Hales und Furnivall, Percy's Folio Ms. I, 142 ff. veröffentlicht, und Kolls hat dieselbe in seiner Arbeit berücksichtigt. Dagegen ist eine vierte Bearbeitung, die in einer Rawlinson-Hs. vorhanden ist, auch Kolls unbekannt geblieben. Über das Verhältnis der englischen Texte zu einander und zu den altfranzösischen handelt Warnke und ausführlicher Kolls. Meine teils zustimmende, teils ablehnende Stellung zu den Ergebnissen dieser Untersuchungen habe ich Deutsche Litter. Zeitung a. a. O. angedeutet.

Zu Les dous Amanz und Yonec wären wieder Hertz' Bemerkungen a. a. O. 336, bezw. 330 nachzutragen. Zu Köhlers Hinweis (S. LXXXIX) auf Cosquins Mitteilungen in der Romania über eine gewisse Gruppe von Märchen darf hinzugefügt werden, dafs dieselben, durch weitere Nachweise vermehrt, sich auch in desselben Gelehrten selbständigem Werke Contes populaires de Lorraine II, 221 ff. finden; vgl. Ztschr. N. F. I, 102.

In Köhlers Anmerkungen zu dem Lai Laustic ist es mir, nachdem ich bereits 1884 in meiner Schrift über die Quellen von Longfellows Tales of a Wayside Inn die Ansicht, dieser Lai sei die Quelle der vierten Novelle des fünften Tages des Dekameron, zurückgewiesen habe, nicht uninteressant zu sehen, dafs Köhler hier, unabhängig von meiner, wohl erst nach Fertigstellung seiner „Anmerkungen“ erschienenen und nur in einem Nachtrage erwähnten Schrift, zu demselben Ergebnisse gelangt ist.

Zum Lai Eliduc gehören wieder Hertz' Anmerkungen. Die schottische Ballade Brown Robyn's Confession ist jetzt auch bei Child a. a. O. III, S. 13 zu finden.

Erlangen. Hermann Varnhagen.

Neue Schriften zur Geschichte des deutschen Humanismus.

Die nachstehende Übersicht unterscheidet sich von früheren ähnlichen zusammenfassenden Referaten durch zwei Umstände: 1. Durch ihre Kürze, 2. durch die Einflechtung einer kleinen selbständigen Untersuchung in die Kritik. Die letztere bedarf wohl keiner besonderen Erklärung und Rechtfertigung; die Behandlung jenes Dichters, welchem die gleich mitzuteilende Untersuchung gilt, ist für eine Monographie zu kurz und darf sich daher passend der Besprechung einer Schrift einfügen, in welcher sein Name genannt wird. Die Kürze der diesmaligen Übersicht — die vielleicht in den Augen mancher Leser als Vorzug, nicht aber als Mangel erscheint — erklärt sich aus mancherlei Umständen. Zunächst ist die Zahl der zur Besprechung vorliegenden Schriften weit kleiner als sonst, da die Zeit zwischen dieser Übersicht und der zuletzt zum Abdruck gelangten verhältnismäfsig sehr kurz ist. Sodann sind einige der hier in Betracht kommenden Arbeiten von mir in anderen Zeitschriften, der „Deutschen Litteratur-Zeitung“ und der Beilage der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ besprochen und mufsten deswegen an dieser Stelle übergangen werden, da ich das Meiste von dem, was ich kritisch zu bemerken wufste, an jenen Orten vorweggenommen hatte; endlich bin ich gegenwärtig mit Studien ganz anderer Art beschäftigt und konnte mir nur einen Bruchteil meiner Arbeitszeit abmüfsigen, um den Renaissance-Teil dieser Zeitschrift, der schon in dem ersten Hefte des vorliegenden Bandes sehr zu kurz gekommen war, nicht völlig ausfallen zu lassen.

Die Übersicht kann ich nicht wie sonst durch den Hinweis auf ein allgemeines Werk eröffnen, sondern mufs mit einer Lokalgeschichte beginnen, welche auch der Entwickelung des Humanismus gedenkt. Siegmund Riezler hat in seiner Geschichte Baierns*) auch ein umfangreiches Kapitel der Bildung, Litteratur und Kunst des 15. Jahrhunderts gewidmet. Über das Buch selbst vermag ich kein Urteil zu fällen; 1000 Seiten zu lesen, welche einen kleinen Zeitraum einer Specialgeschichte behandeln, gestattet meine Mufse nicht. Auf das etwa ein Zehntel des Bandes füllende Kapitel über die litterarischen Bestrebungen war ich sehr begierig, zumal, da der für die Zeitungen beigelegte Rezensionszettel der Verlagshandlung Folgendes besagte:

„Ausführlich wird endlich über die Bildung, die Litteratur und die Kunst in diesem Zeitraum gehandelt. Wir heben daraus vor allem die Wirksamkeit des berühmten Erneuerers der platonischen Philosophie und Widersachers der Scholastiker hervor, des geistvollen und formgewandten Dichters Pickel, genannt Celtis, dem Kaiser Friedrich 1487 auf der Nürnberger Burg den Dichterlorbeer zusamt dem philosophischen Doktorhut überreichte.“

*) 3. Band. (Von 1347 bis 1508.) Gotha. F. A. Perthes 1889. XXIV und 980 Seiten.

Aber meine Erwartung wurde gründlich getäuscht. Denn statt einer neuen Darstellung von Celtis Wesen, welche übrigens nach dem von F. von Bezold gegebenen vollständig genügenden Charakterbilde überflüssig, zudem an diesem Orte, da Celtis seinen ständigen Aufenthalt nicht in Baiern hatte, ungehörig gewesen wäre, finden sich über den genannten Dichter nur 4 Seiten. Glaubte die Verlagshandlung durch jene Verheifsung ein gröfseres Lesepublikum anzulocken, so müfste derjenige, welcher die Renaissancestudien mit Vorliebe pflegt, über einen solchen Glauben sehr erfreut sein, aber um so unzufriedener mit der Nichterfüllung der Verheifsung. Vielmehr enthält der grofse litterarische Abschnitt für die Geschichte des Humanismus aufser den wenigen über Celtis handelnden Seiten manches, aber nichts unbekanntes über Locher und ein paar zerstreute Notizen, die dankbar angenommen werden; der Hauptteil ist der historiographischen und sonst der wissenschaftlichen Litteratur gewidmet, welche von dem Humanismus verhältnismäfsig wenig berührt wird.

Im Anschlufs an diese grofse bairische Geschichte mag eine kleine Studie Riezlers*) wenigstens mit einem Worte genannt werden, welche die Herzogin Kunigunde von Baiern betrifft. Freilich, in die sehr verschlungenen Wege möchte ich nicht näher eingehen, welche Herzog Albrecht und seine Diplomaten zu gehen hatten, um den schwankenden, bald jenem Herzog geneigten, bald seinen Vergröfserungsgelüsten abholden Kaiser zur Einwilligung in jene Ehe zu bestimmen. Vielmehr nenne ich die durch Beherrschung eines weitschichtigen Materials, durch Scharfsinn und Besonnenheit ausgezeichnete Studie nur deshalb, weil es sich in derselben um jene Kunigunde handelt, welche in dem Reuchlin-Pfefferkornschen Streite den Einflufs, welchen sie bei ihrem Bruder Maximilian hatte, zu Gunsten ihres Schützlings Pfefferkorn zu verwenden suchte.

Streift Riezler in seinem Werke nur den bairischen Humanismus, so führt R. v. Reinhardstöttner einen Vertreter desselben, freilich aus der späteren Zeit, der Periode der Nachblüte des deutschen Humanismus, Martinus Balticus, in ausführlicher Darstellung vor.**) Balticus, dessen deutscher Name — denn so kann ein ehr-

*) Die Vermählung Herzog Albrechts IV. von Baiern mit Kunigunde von Österreich. Von S. Riezler. München 1889. Akademische Buchdruckerei von F. Straub. (Sitzungsbericht der bairischen Akademie philosophisch-historischer Klasse. Bd. II, H. 3, S. 375—394.)

**) Martinus Balticus, ein Humanistenleben aus dem 16. Jahrhundert, von K. von Reinhardstöttner, Zeichnungen von Philipp Sporrer. Bamberg, Buchnersche Verlagsbuchhandlung 1890. 85 Seiten. Das Büchlein ist allerliebst ausgestattet, z. B. mit Bild und Wappen des Dichters und einzelnen landschaftlichen Darstellungen nach alten Bildern. Das Bändchen bildet den ersten Teil einer von dem Genannten und K. Trautmann begründeten und herausgegebenen „bayrischen Bibliothek“, welche den Zweck verfolgt, in selbständigen, aus den Quellen geschöpften, populär und gut geschriebenen und in hohem Mafse künstlerisch ausgestatteten Schilderungen die politische, Litteratur- und Kulturgeschichte Baierns darzustellen. Zunächst sind 60 Bändchen, 4 Serien, à 15 in Aussicht genommen. Wenn ich die Zeit und den Umfang der Renaissancestudien ziemlich weit nehme, so darf ich unter diesen Bändchen folgende,

licher Baier dazumal doch nicht ursprünglich geheifsen haben — bisher unbekannt geblieben ist, war in München c. 1532 geboren. Er erlangte seine Erziehung in Bruck durch den protestantischen Pfarrer Zach. Weichsner, setzte seine Studien in Joachimsthal fort, wo Bergleute und Liederdichter zu Hause waren, und studierte kurze Zeit in Wittenberg. Von dort zog er nach München, wo er, vielleicht durch Melanchthon, den er sehr verehrte, empfohlen, in Berbinger und dem uns bekannten Schaidenreifser (vgl. Zeitschrift N. F. II, 478) Gönner fand und Bittgedichte an Münchener Patrizier und Beamte richtete. (Denn so sind doch wohl die S. 17 erwähnten und analysierten Elegieen aufzufassen; aus ihnen geht nur hervor, dafs Balticus sich mit Bettelgedichten an alle Welt wandte, nicht aber, dafs er „mächtige Gönner gehabt habe.") 1553 wurde er Schulmeister zu St. Peter in München, 1556 wurde er definitiv zum „Poeten", wie die Münchener Schulmeister offiziell hiefsen, ernannt. Sein Gehalt von 80 Gulden, nebst dem von den Schülern zu beziehenden Schulgeld, war für jene Zeit nicht unbeträchtlich. Doch verliefs er, da er ohnedies seiner reformatorischen Gesinnung wegen, auf Grund einer Schulordnung Herzog Albrechts V., welche von den Lehrern „unverdächtige" katholische Anschauungen forderte, Ungelegenheiten befürchtete, nach dem Tode seiner ziemlich vermögenden Frau freiwillig (1559) München — der Bericht, dafs er aus der Stadt gepeitscht worden sei, ist erdichtet — und ging als Rector der Schule nach Ulm. Er war als Lehrer und Leiter eifrig, vielleicht etwas übereifrig, kam daher mit manchen Kollegen in Differenzen, wurde aber wenig anerkannt, kam vielmehr, möglicherweise in Folge seiner Unverträglichkeit, oder ungehörigen Benehmens der Seinigen, in üblen Ruf und wurde 1592 seiner Stelle entsetzt. Er starb c. 1600, nachdem er die letzten Jahre seines Lebens als Sachwalter und Schriftsteller sich beschäftigt hatte. Seine schriftstellerische Tätigkeit ist eine quantitativ und qualitativ bedeutsame. Freilich fürchte ich, dafs der Biograph auch diesmal seinen Helden überschätzt. Seinen Satz: „Ohne unsere dermaligen Bestrebungen zu verkleinern, müssen wir doch an denjenigen eines Balticus die Tiefe und Gründlichkeit, das ideale Aufgehen in denselben ganz besonders bewundern", möchte ich nicht unterschreiben. Auch die Schätzung der Gedichte und Dramen ist meinem Gefühl nach übertrieben; als „grofsartige Leistungen" (S. 52) würde ich jene poetischen Arbeiten nicht bezeichnen. So wenig ich in der Beurteilung einiger poetischer Bettelbriefe mit Reinhardstöttner übereinstimme, so wenig werde ich nach seinem Vorgange bei Betrachtung einzelner Verse des Balticus (S. 14 fg. 22 fg.) an Verse Goethes und Schillers erinnert. Die Ähn-

zufällig der ersten Serie angehörige, aufzählen: Ad. Buff, Augsburg zur Renaissancezeit; Sieg. Günther, Martin Behaim; K. Trautmann, die Renaissancegärten der Wittelsbacher in Baiern; W. Vogt, Elias Holl, der Reichsstadt Augsburg Bau — und Werkmeister; F. von Wegele, Aventin. Jedenfalls ist den geschickt ausgewählten, umsichtig geleiteten und mit erlesenem Geschmack ausgestatteten Sammlung das beste Gedeihen zu wünschen. Der Preis der einzelnen Bändchen ist aufserordentlich billig.

lichkeit ist, wenn überhaupt vorhanden, unendlich äufserlich. Die von Reinhardstöttner gegebene Übersetzung mancher Disticha kann man nicht als gelungen bezeichnen. Aufser zwei Gedichtsammlungen, den bereits erwähnten Elegieen und den 1593 erschienenen Evangelia et epistolae hat Balticus 4 Dramen veröffentlicht: Joseph, Daniel, Sanherib, Christogonia — Geburtsgeschichte Jesu —, andere geplant, ja aufführen, aber nicht drucken lassen, einzelnes aus fremden Sprachen übersetzt. Alle diese Dramen werden ausführlich analysiert, die Gedichte eingehend gewürdigt. Die letzteren, namentlich die erste Sammlung, die ohne Jahr erschienene Poematum libri tres, bilden zugleich eine der Hauptquellen der Biographie und sind als solche sehr geschickt benutzt. Überhaupt ist der Sammeleifer und die sorgsame, scharfsinnige Verwertung des zerstreuten Materials, z. B. Kämmereirechnungen von München und Ulm, Aufzeichnungen der Zeitgenossen, unvollendet gebliebene Vorarbeiten früherer Gelehrten, sehr zu loben; nur stört der allzu panegyrische Ton und reizt den Leser zum Widerspruch. Nur eine Kleinigkeit soll hervorgehoben werden. Reinhardstöttner sagt S. 46: „Der gefeierte Humanist Bebel führte (1501) die Ulmer Schule unter den berühmtesten Deutschlands auf“ und citiert dafür ein neueres Werk (1842) von K. Pfaff, „Versuch einer Geschichte des gelehrten Unterrichts von Württemberg.“ Nun habe ich aber (Renaissance und Humanismus S. 421), auf eine sogenannte Komödie Bebels de optimo studio scholasticorum hingewiesen, in welcher gerade der Ulmer Schulmeister als Vertreter der ganz veralteten Richtung aufgeführt und mit Spott behandelt wird. Es scheint mir daher, wenn man nicht an eine radikale Sinnesänderung Bebels glauben, oder ihn mit sich selbst in seltsame Widersprüche verwickeln will, wenig geraten, Bebel als Zeugen für Ulms günstige Schulverhältnisss aufzuführen.

In dieselbe Zeit, in welche uns die früher (Bd. II, S. 457 ff.) charakterisierten Amerbachbriefe führten, geleiten uns die neuerdings veröffentlichten Briefe eines anderen Baselers, nämlich des Thomas Platter an seinen Sohn Felix,*) nur dafs die letzteren nicht aus und über Italien reden, sondern über Frankreich und dafs sie uns ausschliefslich Äufserungen des Vaters mitteilen, während jene Vater und Sohn, wenn auch nicht gleichmäfsig, zu Worte kommen liefsen. Über die beiden Persönlichkeiten braucht den Fachgenossen Nichts gesagt zu werden, denn ihre Autobiographieen spielen in der Geschichte des Humanismus eine wichtige Rolle; über den Inhalt des Briefwechsels habe ich in der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ 1889, Nov. ausführlicher gehandelt, worauf ich verweisen kann. Hier daher nur Einiges über die Ausgabe und ein paar kritische Bemerkungen. Die Briefe, fast durchaus lateinisch, nur mit einigen deutschen Sätzen untermischt,

*) Herausgegeben von Achilles Burckhardt. Basel. C. Detloffs Buchhandlung 1890. VI und 106 SS. Die Schrift ist dem Gymnasium zu Basel zur dritten Säcularfeier gewidmet.

welche Grüfse und Bestellungen enthalten, befinden sich in einem Bande des Frey-Grynäischen Instituts in Basel, welcher die Bezeichnung trägt: Epistolarum latinarum tomus XIX Ms. II, 19. Die Ausgabe entspricht durchaus dem Original, nur verbessert sie offenbare Schreibfehler und erleichtert das Verständnis durch Hinzufügung von Interpunktionszeichen. Dem Text sind ganz kurze Bemerkungen hinzugefügt, welche Näheres über die angeführten Personen und die angedeuteten Bibel- und Klassikerstellen angeben; ein gutes Personen- und Sachregister trägt gleichfalls Manches zur Erklärung bei. Die Briefe sind ein wertvoller Beitrag zur Kulturgeschichte in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, wenn sie auch freilich wichtiger sind für das französische Studienleben in Montpellier und für die persönlichen Schicksale der beiden Korrespondenten, als grade für die Entwickelung des deutschen Humanismus.

Der ebengenannte Thomas Platter, der in den vorstehenden kurz erwähnten Briefen gelegentlich von seinen Schulnöten klagt, tritt mit seiner der Schule gewidmeten Tätigkeit uns klarer in einer jüngst erschienenen Geschichte des Basler Gymnasiums*) entgegen. Von diesem grofsen, aus den Quellen, mit Benutzung der Fechterschen Vorarbeiten aber hauptsächlich nach anderweitigem handschriftlichen, auch archivalischen Materiale gearbeiteten Werkes kann freilich nur ein verhältnismäfsig kleiner Teil, der erste Abschnitt, betrachtet werden, denn die übrigen vier Kapitel, welche die Entwickelung des Gymnasiums durch das 17. und 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart verfolgen, liegen unserem Interesse und unserer Beurteilung fern. Dieser erste Abschnitt giebt eigentlich nur die Vorgeschichte, denn er schliefst 1589 mit der Begründung des Gymnasiums und behandelt aufser dieser Begründung die Lateinschulen von 1530—1544, die Münsterschule unter Thomas Platter 1544—1578, Vicentius Prallus 1578—1589. Anmerkungen und Beilagen sind grade zu diesem Abschnitte besonders reichhaltig; die letzteren sind: Gutachten des Bonifacius Amerbach 1540, Lehrplan zur Schulordnung von 1540, Thomas Platters Gutachten 1541, desselben Lehrplan 1546, Schulordnung und Pensum von 1586 und 1589. — Eine ausführliche Analyse des an neuen Mitteilungen sehr reichhaltigen Werkes kann nicht gegeben werden; ich begnüge mich mit einigen Notizen und wenigen kritischen Bemerkungen. Der erste Schulplan (1529) gilt für Oekolampads Eigentum. Gegen diese schon in der Reformationszeit allgemein verbreitete Annahme (vgl. S. 235) kann die zweifelnde Frage, welche Bonifacius Amerbach dem Namen zugesetzt hat: sed quis scit kaum ins Gewicht fallen. Wenn ferner in dem judicium gefordert wird, Gastmähler und Trinkgelage bei den Promotionen gauz abzutun; in einem Briefe aber, den Oekolampad kurz vor seinem Tode geschrieben hat, erklärt wird, die Zeit sei zu derartigen Reformen nicht geeignet, so schliefst diese Erklärung Oeko-

*) Geschichte des Gymnasiums zu Basel. Zur dritten Säkularfeier im Auftrag der Schulbehörde verfafst von Th. Burckhardt-Biedermann. Basel. Druck und Verlag von Emil Birkhäuser. 1889. X und 337 SS.

lampads Urheberschaft nicht aus, macht vielmehr nur wahrscheinlich, dafs seine ziemlich radikalen Vorschläge nicht durchdrangen. Denn auch andere derselben, z. B. der der Unentgeldlichkeit des Schulbesuches konnten nicht ausgeführt werden, wogegen der des völligen Ausschlusses der deutschen Sprache die Billigung der Zeitgenossen fand. Schon 1540 wurde, unter besonderer Beteiligung des Bonifacius Amerbach, dessen Gutachten und Schulplan, wie schon bemerkt, erhalten ist, eine Schulreform geplant: Die Einrichtung eines Pädagogiums, d. h. einer Mittelanstalt zwischen den niederen Schulen und der Universität, die aber in dieser Gestalt ebenso wenig zu Stande kam, wie die Einrichtung eines Inspektorats über die bisherigen Lateinschulen. Dagegen wurde 1544 das Pädagogium als eine Art Unterklasse der Universität eingerichtet; die eine der Schulen, die Münsterschule in Bezug auf Zucht und Unterrichtsweise reformiert. Dieser wurde von der Stadt, nicht von der Universität, die in Folge dessen etwas scheel dazu sah, Thomas Platter vorgesetzt. Platters Wesen, die Art seines Unterrichts, im Gegensatz zu der Sturms wird gut charakterisiert, die Streitigkeiten, in welche Platter als städtischer Rektor mit der Universität, als der eigentlichen Schulaufsichtsbehörde geriet, ausführlich auseinandergesetzt. Die Tätigkeit des folgenden Rektors, Vincentius Prallus, ist von geringerer Bedeutung. Seit 1583 beginnen dann die Versuche, eine Neuordnung des Schulwesens zu schaffen, d. h. die bisherigen gröfseren Lateinschulen in eine zu verwandeln, zu welcher man von einer deutschen Elementarschule aufstieg, und von welcher aus man die Universität bezog. Dieses Gymnasium oder die lateinische Stadtschule wurde im Jahre 1589 begründet und bezogen. Im Ganzen waren es 6 Klassen mit 6 Lehrern und 2 Adjunkten, die namentlich für die erste (unterste) Klasse und für das Alumnat gebraucht wurden; sie wurde mit 354 Schülern eröffnet; die Zahl vermehrte sich bald dermafsen, dafs man an Teilung der unteren meistbesuchten Klassen gehen mufste. Der erste Rektor war Beatus Helius. Die Unterrichtsgegenstände waren aufser Religion, die übrigens keinen allzugrofsen Platz einnahm, Latein, Griechisch, Gesang. Sehr merkwürdig ist die kritische Ausführung S. 240 ff.: Thomas Platter kann erst 1544 nach Basel berufen sein, obwohl er zu wiederholten Malen (1572—1578) als das Jahr seines Amtsantritts 1541 angibt; er mufs letzteres Jahr, in welchem die Verhandlungen begannen, mit dem des Anfangs seiner Amtstätigkeit verwechselt haben. Die übrigen Anmerkungen geben keinen Anlafs zu weiteren Erinnerungen: sie legen alle Zeugnis ab von gewissenhafter Benutzung und völliger Beherrschung des Materials.

Von den Matrikelbüchern der Universität Bologna und deren Wert beziehungsweise Unwert für die Geschichte des deutschen Humanismus ist schon früher die Rede gewesen (oben Bd. II, S. 460); für einen weiteren Kreis als Kolde in der dort angeführten Arbeit verwertet Holstein,*) der übrigens die Kolde'schen Resultate gleich-

*) Die „deutsche Nation" auf der Universität Bologna in „Blätter für Handel" (s. fgde. Anm.) Nr. 37, S. 292 fg., Nr. 38 S. 298 ff.

falls annimmt, die daselbst mitgeteilten Aufzeichnungen. Er schildert die Zustände der „deutschen Nation", teilt das Gedicht des Fil. Beroaldo mit (1501), durch welches man den von der Nation in der Kirche erworbenen Platz geschmückt hatte, und stellt dann die deutschen Humanisten und die deutschen Fürsten zusammen, welche nach Ausweis des Matrikelbuchs, die altehrwürdige Universität Bologna besuchten. Kritische Untersuchungen anzustellen lag dem Verfasser für die hiergenannte Skizze fern; dafs solche gemacht werden müssen, wenn jene urkundliche Publikation wirklich nutzbar werden soll, ist nach dem Frühergesagten aufser Frage. Wie wir hören, ist G. Knod beauftragt, eine Art Ergänzungsband zu jener Publikation abzufassen, in welchem über die Genannten biographische Daten gegeben und die vielen anderen nötigen Zutaten hinzugefügt werden sollen.

Die Beziehungen der Kurfürsten Johann Cicero und Joachim I. von Brandenburg zum Humanismus werden von H. Holstein*) untersucht. Der gelehrte Kenner der deutschen und lateinischen Litteratur des 16. Jahrhunderts verweilt besonders ausführlich bei dem jüngeren der Fürsten und legt vornehmlich dessen Verhältnis zu Eitelwolf von Stein, Joh. Carion, Joh. Tritheim dar; Stücke aus dem Briefwechsel des Letztgenannten mit dem Kurfürsten werden in deutscher Übersetzung gegeben, Tritheims Aufenthalt in Berlin eingehend nach den Quellen d. h. nach Tritheims Briefwechsel geschildert. Auch der Universität Frankfurt a/O. wird, in Anlehnung an das neu veröffentlichte Matrikelbuch, eine Darstellung zu teil. Das Material, über welches der Verfasser verfügen konnte, erstreckt sich nur auf die Jahre 1505—1507; „eine Anfrage nach Briefen im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin wurde dahin beantwortet, dafs Briefe des Kurfürsten Joachim I., welche sich auf den Humanismus beziehen, dort nicht vorhanden sind." Auf eine andere Quelle jedoch hätte der Verfasser seinen Bliek lenken sollen — und es ist zu bedauern, dafs er es nicht getan hat — nämlich auf die kleinen Druckschriften, Gedichte und Reden, welche zur Zeit des Humanismus in Frankfurt erschienen. Ohne irgendwie den Anspruch zu erheben, das Gebiet zu erschöpfen, will ich zur Probe auf eine Sammlung des Herm. Trebelius Notianus — ein oftangeführtes aber unauffindbares Gedicht desselben habe ich in der Zeitschrift für Geschichte der Juden in Deutschland II, S. 314 genannt und, freilich bisher vergeblich, um eine Nachweisung desselben gebeten — hinweisen. Die genaue bibliographische Beschreibung des Büchleins**) ist durch seine

*) Blätter für Handel, Gewerbe und sociales Leben. Beiblatt zur Magdeburgischen Zeitung 1889. Nr. 34, S. 267 ff., Nr. 35, S. 273 ff., Nr. 36, S. 281 ff.

**) *Hermanni Trebelii Notiani | Poetae Laureati ad Diuum Joachimum Sacri | Romani Imperii Principem Electorem et Marchio | nem Brandenburgensem etc. et alios Heroas Car | mina Francophordie nuper tumultuanter deducta.* | 1508. Darunter das grofse Wappenbild eines Adlers. Darunter die Verse:

Inter aves omnes haec est dilecta tonanti:
Haec eadem summi Caesaris arma juvat.
Sed quia magnanimos vincis Joachime tyrannos
Hanc volucrem Caesar cum Jove signa dedit.

grofse Seltenheit gerechtfertigt; Böcking, aus dessen Sammlung es in den Besitz der Strafsburger Bibliothek gelangt ist, bezeichnet es als „wahrscheinlich unicum".

Das kleine Heft wird eröffnet durch zwei Lobgedichte auf unsern Dichter von zwei Schülern, Eberhard Verberius und Andreas Manovius,**) denen der Hochruf: vivat Trebelius musarum assertor, zum Schlufs angehängt ist. Die Gedichtsammlung des Trebelius selbst wird eingeleitet durch sein grofses Poem an den Kurfürsten Joachim, in dessen Aufschrift er sich als poeta et vates laureatus bezeichnet. Er sei arm und könne daher keine Schätze spenden, aber sein Geschenk daure ewig

nostrum durabit in aevum
Nestoreum munus, cum ferro marmora vincet
Et Jovis aetherea demissum fulmen ab arce
Effugiet regumque simul post sceptra manebit
Et tua per totum cum munere gloria mundum
Constabit, capiesque tuae praeconia laudes
Cum patrio ignoti regnabant orbe nepotes.
Tunc tua tunc crescet virtus, tunc omnia vinces
Nomina majorum priscum laudata per aevum.

Zum Entgelt habe der Fürst den Dichter zu belohnen. Denn die Zeit, in der er lebe, sei schlimm, ohne Sinn für das Geistige, voll materiellen Strebens; nur Joachim mache eine Ausnahme. Freilich rühmt der Dichter an dem Fürsten zunächst seine Kühnheit und Kunst in der Jagd und vergleicht ihn darin mit seinem fürstlichen Vater, dessen Lob er in vollen Tönen singt, aber er verherrlicht auch seine Liebe zur Geistestätigkeit:

Nanque ubi sanguineae Bellonae desinis artes
Et triviae studium piget exercere Dianae
Palladis ad dotes animos et pectora vertis.

Ein vorzügliches Zeichen seiner wissenschaftlichen Neigung sei die Errichtung der Universität Frankfurt, die alle Erwartungen übertroffen habe, durch den Glanz ihrer Lehrer, durch die Pracht ihrer Gebäude, durch die Annehmlichkeiten des Lebens. Der Dichter schliefst mit den Worten:

8 Bll. in 4°. Die Rückseite des Titels enthält die zwei im Texte erwähnten Widmungsgedichte, am Schlufs die Druckangabe: Transscriptum typis Francophordi Oderae per me Johannem Jamer 1509.

**) Der Letztere ist in der Frankfurter Matrikel veröffentlicht von E. Friedlaender, (Leipzig 1888, S. 23) als Andreas Manow de Kösslihn pauper 1508 inscribiert. Bei der Gelegenheit sei auf einige seltsame Namen hingewiesen, die in der Frankfurter Matrikel 1506—1508 sich finden: „Gutjahr, Hundertmark, Salzundbrot". Es wäre lehrreich, auch aus den übrigen Matrikeln des 16. Jahrhunderts derartige Namen zu sammeln; man würde dann sehen, dafs die durch K. E. Franzos „Namensstudien" in „Aus der grofsen Ebene". Stuttgart 1888. Bd. II zusammengestellten komischen Namen, Zeugnisse des Humors und des Hasses österreichischer Beamten, ihre Vorläufer schon im 16. Jahrhundert haben.

Hinc victu facilis vivit studiosa juventus
Quae te semideum concordi ab sydera cantu
Tollit et ingenti celebrat tua numina plausu.

Ein zweites an denselben gerichtetes Gedicht variiert eigentlich nur den Gedanken des ersten, nur dafs in ihm die antiken Anspielungen, die in dem ersten ziemlich selten waren, häufiger werden und dafs der Dichter sich ausdrücklich gegen den Vorwurf verwahrt, er trete als Schmeichler auf. Einmal wird der Versuch gemacht, den Gefeierten zu schildern, aber er bleibt ganz konventionell. Er hebt an:

Est tibi perfacilis vultus generosaque forma

aber er fährt dann gleich fort:

Et laudat faciem Marsque Venusque tuam.
Ut superat coeli radiantia sydera Phoebus
Sic superas claros magnanimosque duces.

Das dritte Gedicht, an Theodor von Bülau, den Kanzler der Frankfurter Universität, in schwierigem Versmafs, enthält das Lob des Angesungenen und der hohen Schule zu Frankfurt, welche z. B. Theben überträffe; zur Abwechselung wird diese Blüte, die im vorigen Gedicht dem Fürsten zugeschrieben wurde, hier dem Kanzler als Verdienst angerechnet. Aber der Dichter vergifst auch sich nicht. Bald rühmt er sich:

Musiphilos inter quorum (!) mihi cognita fama est
Plus ego te veneror,

bald empfiehlt er sich der Gunst des Kanzlers, woraus doch hervorgeht, dafs er damals noch keine feste Anstellung hatte, denn er sagt:

Nam tibi cum placeam, me Francophordia vatem
Laetior accipiet.

Zwei andere Lobgedichte sind je eines an den bekannten, auch von Hutten vielgepriesenen und oben bereits genannten Mäcen, Eitelwolf von Stein, und an des Dichters Schüler, den Ritter Christoph Gerstorph (immatrikuliert 1506 als Christofferus Gersdorff de Barith, 1506, Friedländer S. 15) gerichtet. Der Letztere wird als ein des Meisters würdiger Schüler gepriesen, der, kindliche Spiele verachtend, sich der Dichtung zuwende, der Erstere sehr gefeiert als Ritter und Gelehrter. Ihm wird Nestorgleiches Alter und unvergleichlicher Ruhm gewünscht; auch seine Frau Dorothea, die natürlich mit Lucretia und Portia verglichen wird, empfängt am Lobe des Gatten ihren vollwichtigen Anteil. Ein letztes Gedicht — der Reihe nach das vorletzte — mag hier seinen Platz finden, so phrasenhaft es auch ist, einmal, weil es einem Manne gilt, der sonst sehr wenig bekannt ist, und dann, weil es einen Künstler feiert, ein sonst von den deutschen Humanisten jener Zeit selten angeschlagenes Thema!

De mira arte Jacobi de Barbaris Pictoris Veneti.
Desine jam priscos cantu celebrare vetustos
Plus nostri possunt dexteritate dies.

Non mihi nuncquisquam narret quid Cous Apelles
Pinxerit aut Zeuxis Parrhasiique manus;
Eupompus cedat, sileat quoque pictor Ulysses
Picturae cernunt tempora nostra decus.
Fata dedere virum natum quem Pallade credas
Cujus mirantur terra polusque manum.
Nil erit altiloqui jactent quod carmine vates
Quam fuerit pulchrum Pygmalionis opus.
Pygmalion taedae consortem scalpserat atque
Viveret ut Veneris numina magna rogat.
Non didicit superos Jacobus flectere votis
Quod prece Pygmalion, ingenio ille facit.

Eine Biographie dieses Dichters zu schreiben, ist nach dem bisher vorliegenden dürftigen Material unmöglich. Einzelnes bio- und bibliographische findet man bei Boecking, Opera Hutteni I, Index bibliogr. S. 3. Daselbst S. 16 Anm., wo auch die bibliographische Beschreibung unserer Gedichtsammlung, Bd. III, S, 65, 545 fg., Bd. VII, S. 485. Dazu füge ich aus Krauses Veröffentlichung der Briefe Mutians, S. 68, 94 fg., 285, 629, 632, wo aufser Hinweis auf einzelne Verse des Genannten die Bekanntschaft mit Mutian, die Dichterkrönung durch den Kurfürsten von Sachsen vor 1508 bemerkenswert ist, mit welcher Mutian nicht zufrieden war. Dafs Trebelius noch 1515 bez. 1516 lebte, geht aus den Dunkelmännerbriefen hervor. Goedeke II[2], S. 89 bietet nichts Neues, nur einige Titel, schwerlich aus eigener Anschauung, sondern aus abgeleiteten Quellen. In Grässe, V, 1257, findet sich die Notiz, die ich aber mit einem grofsen Fragezeichen versehen möchte, dafs das Elementale introductorium in idioma graecanicum, Erfurt 1501, von Herm. Trebelius herrührt. Die Notizen, auf welche Grässe verweist, anzusehen, Allgemeine Litteratur-Zeitung III, 1792, S. 360, Strobels Neue Beiträge, Band IV, St. 2, S. 83 fg., Freytag. App., T. II, p. 748, ist wohl schwerlich der Mühe wert. Nach den oben mitgeteilten Proben aber, und nach dem von Böcking Berichteten und Wiedergegebenen würde es sich wohl lohnen, den Spuren dieses Vergessenen nachzugehen. Für einen jüngeren Forscher läge hierin eine recht dankenswerte Aufgabe vor. Vielleicht haben diese Zeilen den Erfolg, einen solchen auf ein die Bearbeitung verdienendes und Ernte versprechendes Thema hinzuleiten.

Von des Freiherrn G. von Crefs Arbeit über die Berufung des Cochläus nach Nürnberg kann ich jetzt ausführlicheren Bericht erstatten.*) Es war bekannt, dafs der Propst Anton Crefs Cochläus zum

*) Titel und Druckort sind oben Band II, S. 460 genannt. Ich freue mich, konstatieren zu können, dafs mein a. a. O. abgedruckter Appell an die Lokalgeschichtsvereine die gute Folge gehabt hat, dafs Herr G. v. Crefs mir die hier genannte Arbeit und zwei andere auf den Humanismus bezügliche Studien zugeschickt hat, ebenso das früher erschienene 6. und das jetzt (Oktober 1889) ausgegebene 8. Heft der „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte der Stadt Nürnberg." In den letzteren findet sich die Abhandlung Hartmanns über Celtes (oben Band II, S. 460) wiederholt gedruckt. Sonst

Rektor der Nürnberger Lorenzschule empfohlen hatte und dafs Cochläus auf diese Empfehlung hin am 5. März 1510 berufen worden war; unbekannt waren aber die vorher und nachher von Cochläus an seinen Gönner gerichteten Schreiben. Sie werden hier abgedruckt und mit einer Einleitung versehen. Es sind im Ganzen 5 Briefe des Cochläus, eine Antwort des Crefs nach dem Konzept und drei bereits gedruckte Briefe von Crefs, Tetzel und dem Rate der Stadt Nürnberg, die sich auf dieselbe Angelegenheit beziehen und daher mit Recht hier wiederholt werden. Sie beginnen am 6. Juni 1509 und enden am 18. März 1510. Cochläus war damals in Köln, hatte eine ziemlich unsichere Nachricht von der Stelle gehört und sehnte sich danach, nach Nürnberg zu kommen, das er halb als seine Vaterstadt betrachtete. Zu bemerken ist, dafs Cochläus in einer nicht eben humanistischen Weise den Adressaten mit dominatio vestra und überhaupt mit der zweiten Person Pluralis anredet, dafs er ferner das von den epp. obscur. vir. bespöttelte quandoquidem häufig anwendet. Auch die Wortstellung, der Gebrauch vieler Ausdrücke zeigt den noch sehr ungewandten Latinisten. Dagegen verraten die Deklamationen, die vielfachen Citate aus klassischen Schriftstellern den angehenden Humanisten. Cochläus erbittet den Rat seines Korrespondenten, ob er gleich sich um das Baccalaureat in der Theologie bemühen, oder noch einige Zeit warten solle, um gleich den theologischen Doktorgrad zu erwerben. Nach einer Äufserung des Cochläus scheinen seine Gönner in Köln es nicht gern gesehen zu haben, dafs er das Lehramt an einer städtischen Schule übernahm und wünschten ihn zu bestimmen, in einen Orden einzutreten. Am 7. März 1510 erfolgte die Berufung, vom 18. März 1510 ist Cochläus Dankschreiben an seinen Gönner datiert. Charakteristisch in demselben ist die echt humanistische Wendung gegen einen eingebildeten Gegner. Einmal heifst es: ut detractorum spiculi nulla sit opportunitas futuri. An einer anderen Stelle hofft er, dafs seine Berufung nicht ullius barbari idiotae mala suggestione in vanum retro abire.

enthält das starke (268 Seiten) und sehr schön ausgestattete Heft nichts speciell der Geschichte des deutschen Humanismus Angehöriges, wohl aber sehr interessante Beiträge, gröfsere Abhandlungen und kleine urkundliche Mitteilungen zur deutschen Litteratur- und Kulturgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts. Die zwei anderen oben erwähnten von Georg Freiherr v. Crefs, mit Einleitungen und Anmerkungen (Nürnberg o. J.) herausgegebenen Veröffentlichungen führen den Titel: Acht Briefe Willibald Pirkheimers an Anton Crefs 1499–1594; Briefe des Dr. Sixt. Tucher, Propsts bei St. Lorenz in Nürnberg an seinen Nachfolger Anton Crefs 1502—1504. Beide Publikationen bieten für die Nürnberger Gelehrtengeschichte und damit für die Gesamtgeschichte des deutschen Humanismus interessantes Material und bekunden an einem neuen Beispiel, wie reich gerade die Nürnberger Privat- und öffentlichen Bibliotheken an handschriftlichen Schätzen sind, welche für unsere Zwecke erschlossen werden müssen. Es wäre sehr zu wünschen, dafs die Nürnberger Gelehrten in ihrem Eifer fortführen, gerade diese Zeiten zu beleuchten und in ihrer Liebenswürdigkeit nicht ermüdeten, auch anderen als ihren Stadtgenossen die Früchte ihrer Arbeit mitzuteilen. Da aber meine Bitten in Nürnberg ein geneigtes Ohr gefunden haben, so erneuere ich meinen Aufruf an die Gelehrten und Vorstände der Geschichtsvereine in allen deutschen Städten, von ihren die Kultur und Litteratur der Renaissance betreffenden Aufsätzen und Veröffentlichungen mir persönlich oder der Verlagshandlung dieser Zeitschrift Kenntnis zu geben.

Gleichfalls auf Cochläus bezieht sich eine kleine Studie Kolde's,*) die hier erwähnt sein mag, obwohl sie unser Gebiet überschreitet und in das der Reformationsgeschichte hineinreicht. Kolde sucht aus einem von ihm abgedruckten Briefe des Cochläus an Capito (29. Januar 1521) wahrscheinlich zu machen, dafs nicht die Veröffentlichung der gegen Luther gerichteten Bannbulle, sondern der Wunsch, Beziehungen zum Mainzer Hofe zu erlangen und die Gunst desfelben sich zu erwerben, Cochläus zu seiner Sinnesänderung gegen Luther getrieben, oder dieselbe mindestens beschleunigt hat. Kolde schreibt den Namen unseres Humanisten beständig Cochleus. So lautet freilich auch die Unterschrift in dem von Kolde benutzten Autograph. Aber ist diese Unterschrift wirklich ständig von dem Humanisten gebraucht, oder nur zufällig, aus Liebhaberei bei diesem einen Briefe? Die Zeitgenossen schreiben jedenfalls meistens Cochläus; in dieser Form erscheint der Name auch meist auf den von Cochläus herausgegebenen Werken. Sollte daher einem Falle oder einigen Fällen zuliebe eine Änderung in der üblichen Schreibung wirklich vorgenommen werden müssen? In den im vorigen Abschnitt besprochenen Briefen unterschreibt sich Cochläus noch: Bendelstein oder Wendelstein.

Ganz in der Art seiner früheren Veröffentlichungen, mit denselben inneren und äufseren Vorzügen, publiziert L. Sieber ein Testament des Erasmus.**) Ein Testament, und zwar die erste Fassung vom 22. Januar 1527, welche ebenso wie die zweite vom 5. Januar 1535 bisher unbekannt war; die letztere soll gemeinsam mit der bekannten dritten von 1536 später in der Weise bekannt gemacht werden, „dafs die Übereinstimmungen, sowie die Abweichungen dieser beiden einander nahe stehenden Redaktionen sich leicht übersehen lassen.“ Gemeinsam ist allen drei Fassungen die Einsetzung des Bonifazius Amerbach zum Erben; wichtig für diese erste Fassung ist eine Bestimmung über eine Gesamtausgabe der Werke. Diese sollte von J. Froben gedruckt, von Heinr. Glarean, Conr. Goclenius, Beatus Rhenanus und Basilius und Bonifazius Amerbach, unter Mitwirkung des Korrektors Siegmund Gelenius veranstaltet werden. Die Bestimmungen über dieselbe gehen sehr ins Einzelne: am Text sollte nichts geändert, nur

*) Beiträge zur Reformationsgeschichte. 1. Wie wurde Cochläus zum Gegner Luthers? 2. Das zweite Breve Adrians an Friedrich den Weisen vom Jahre 1522. 3. Zum Prozefs des Johann Denk und „der drei gottlosen Maler zu Nürnberg.“ 4. Nürnberg und Luther vor dem Reichstag zu Augsburg 1530, von Theodor Kolde. Abdruck aus den kirchengeschichtlichen Studien. Leipzig. Hinrichs'sche Buchhandlung 1890. S. 195—263.

**) Das Testament des Erasmus vom 22. Januar 1527. Nach Amerbachs Kopie in der Universitäts-Bibliothek zu Basel, herausgegeben von Ludwig Sieber, Basel. Schweighauserische Buchdruckerei 1889. 28 Seiten. Das ungemein zierlich mit allerliebsten — alten und neuen — Holzschnitten ausgestattete Büchlein ist „zur Erinnerung an die feierliche Eröffnung des Gymnasiums zu Basel, am 24. Oktober 1589“ erschienen, also einer Anstalt zugeeignet, deren Säkulartage noch einige andere, oben genannte Schriften gewidmet sind.

Schreib- und Druckfehler sollten verbessert, die Citate collationiert werden. Goclenius, der eigentliche Häuptling, sollte auf 4 Jahre jährlich 100 Gulden, Glarean und Gelenius auf dieselbe Zeit 60 beziehungsweise 40 erhalten, doch war dem Erben und Drucker erlaubt, die Honorare zu vermehren, beziehungsweise zu verlängern. Über die zwanzig Freiexemplare — die Ausgabe war auf 1500 festgesetzt — ward genaue Verfügung getroffen, dergestalt, dafs der Empfänger jedes einzelnen Exemplares genannt war, Freunde des Verfassers, z. B. Thomas Morus, fürstliche Personen, z. B. Ferdinand, der Bruder Karls V., besonders geistliche Würdenträger, Klöster und Bibliotheken: die Mitarbeiter beziehungsweise Herausgeber sind unter den Empfängern dieser Freiexemplare nicht genannt. Eine Aufzählung der einzelnen Legatare, unter denen viele hervorragende Humanisten sich befinden, würde zu weit führen. Der Tod Frobens (1527), die Einführung der Reformation von Basel, und Erasmus' Übersiedelung nach Freiburg veranlafsten Erasmus zu einer neuen Niederschrift seines letzten Willens. — Dem Testament in seiner alten Fassung folgen im Original und in diesem Neudruck zwei Beilagen, 1., die Testierbewilligung des Baseler Stadtgerichts 24. Januar 1525 und einer Urkunde ähnlichen Inhalts von Papst Clemens VII., 8. Juli 1525.

Berlin. Ludwig Geiger.

PIERRE DE NOLHAC. Manuscrits à miniatures de la bibliothèque de Pétrarque (Extrait de la Gazette archéologique de 1889. Paris, A. Lévy, éditeur 13 rue de Lafayette, 10 Seiten in 4°.

Nolhacs humanistische Studien, besonders seine Petrarca gewidmeten Arbeiten, sind in dieser Zeitschrift schon vielfach nach Gebühr gewürdigt worden. Auch diese neue kleine Arbeit verdient alle Anerkennung. — Sie schliefst sich an die früher (Band I, S. 488) besprochene Studie von E. Müntz an und zeigt, dafs Petrarca, aufser in dem von genanntem Forscher erwähnten Falle, mehrere ihm gehörige Handschriften mit Miniaturen versehen liefs. Die Beschreibung dieser Miniaturen, deren erste Serie die freien Künste, die anderen die Monate darstellt, ist sehr lehrreich; zwei blattgrofse Tafeln enthalten vortreffliche Wiedergaben von Proben dieser Bilder, die begreiflicherweise mehr merkwürdig als schön sind. Kritische Ausstellungen wüfste ich nicht zu machen; nur eine Kleinigkeit möchte ich hervorheben, weil sie in diesen Studien zur Vorsicht zu mahnen wohl geeignet ist. Bei der Beschreibung einer Tafel war eine Anmerkung hinzugefügt: „*L'écriture de cette partie du manuscrit est de la main même de Pétrarque*"; diese Worte sind in dem mir vom Autor zugesandten Exemplare gestrichen. Er mufs also nach dem Drucke jener Notiz sich überzeugt haben, dafs die Behauptung entweder überhaupt nicht

zulässig, oder jedenfalls in dieser Bestimmtheit nicht aufrecht zu halten sei. Ich kann den Zweifel, welchen Nolhac hier an seiner eigenen Behauptung ausspricht, nur vollständig billigen, möchte aber gerade im Hinblick auf diesen Fall warnen, derartige Assertionen gerade für das 14. Jahrhundert zu machen, die bei dem Mangel bestimmter äufserer Gründe wenig beweiskräftig sind.

Berlin. Ludwig Geiger.

E. PRAROND. Trois poèmes de Valerand de La Varanne, poète latin du XVIe siècle. Paris, A. Picard, 1889, 8°. 14 Seiten.

Valerandi Varanii de Gestis Joannæ Virginis Francæ egregiæ bellatricis, poème de 1516 remis en lumière, analysé et annoté par E. PRAROND. Paris, A. Picard, 1889, 12° XXI—302 Seiten.

Auf die beiden obengenannten Publikationen, deren letztere nur in 200 Exemplaren gedruckt, die erstere als kleine Gelegenheitsschrift wohl in noch wenigeren abgezogen ist, wurde ich durch zwei Besprechungen in der *Revue critique* 1889, No. 31, S. 90—92 (unterzeichnet *T. d. L = Tamizey de Laroque*) und No. 32, S. 101 fg. (unterzeichnet *A. L.*, diese letztere Besprechung ohne Bedeutung) aufmerksam gemacht. Der Herausgeber oder der Verleger war so freundlich, mir auf meine Bitte die zweite Schrift zuzuschicken. Von der ersten kann ich nach den Mitteilungen des vorgenannten Recensenten nur sagen, dafs sie den Neudruck dreier lateinischer Gedichte enthält, und zwar: *XII Ludovici duodecimi Francorum regis et Mariae Anglae apud Abbavillam conjugatorum epithalamium ad cives abbavilleos; Ad Franciscum Lannoium Morvilerium de virtutis excellentia; Urbis Morini post eversionem querimonia ad Joachinum Genelicium;* Gedichte, welche der Herausgeber charakterisiert als „den Stolz des guten Bewohners von Abbeville, die Weisheit des trefflichen Tugendberaters, und den Patriotismus des wackeren Franzosen nach einem Unglück.“ (Sie bildeten ursprünglich den Anhang des Epos auf die Jungfrau von Orleans.)

Ausführlicher kann ich über die zweite Publikation sprechen, da ich sie selbst gesehen habe. Leider mufs ich aber konstatieren, dafs weder Herausgeber noch Kritiker von meiner ausführlichen Analyse des Gedichts eine Ahnung haben. (Vgl. meinen Aufsatz: „Ein lateinisches Epos über die Jungfrau von Orleans“ in der Vierteljahresschrift für die Kultur und Litteratur der Renaissance. Bd. I, S. 297 bis 309.) Solche Erfahrungen sind unendlich entmutigend. Meine Studien zur Geschichte des französischen Humanismus, zu welchen der genannte Aufsatz gehört, waren in erster Linie für Franzosen geschrieben; hätten sie einen französischen Gelehrten zur Herausgabe des genannten Epos angeregt, so würden sie ihren Zweck vollauf erreicht haben; nun, da sie dem Bearbeiter desselben Gegenstandes —

obwohl die Zeitschrift sich in der Pariser Nationalbibliothek befindet, nicht einmal dem Titel nach bekannt zu sein scheinen, sind sie wie in den Wind gesprochen. Dafs derartiges den Forscher auf einem Spezialgebiet ermuntern, in seiner mühevollen Tätigkeit erfreuen kann, möchte ich nicht eben behaupten.

Über Inhalt und Wert des lateinischen Epos habe ich a. a. O. genugsam gehandelt und finde auch nach dem Erscheinen der neuen Ausgabe keine Veranlassung, noch einmal darauf einzugehen. Dieser neuen Ausgabe geht eine Vorrede des Herausgebers voran, in welcher die wenigen Notizen über den Dichter zusammengestellt, die bisherigen Würdigungen seines Werkes aufgezählt und die von ihm benutzten Quellen angeführt werden. Der gröfsere Teil der neuen Veröffentlichung wird durch Anhänge verschiedener Art angefüllt, den Anfang machen *Indices.* Sie enthalten zunächst die vom Dichter seinem Texte beigefügten Marginalnoten. Neben dem Texte sind sie recht wohl angebracht: Sie unterbrechen wohltätig den ewig gleichen, ermüdenden Lauf der Hexameter, sie geben dem Leser erwünschte Ruhepunkte, sie gewähren kurze Hinweise auf den Inhalt, ja erklären manchmal in nüchterner Prosa den hochtönenden Schwung der lateinischen Verse; ihre Wiederholung an dieser Stelle war aber recht überflüssig, da doch wohl kein Leser während der Lektüre diese an einem andern Orte stehenden Fingerzeige gebrauchen kann. Sehr nützlich ist dagegen das Verzeichnis nebst Erklärung der im Gedicht vorkommenden Namen der Orte wie Personen, da Valerandus viele derartige Namen willkürlich latinisiert. Freilich ist bei dieser Erklärung manches ungedeutet geblieben, z. B. *Estivetus* (vgl. Vierteljahrsschrift 303, Anm. 2) oder als fraglich bezeichnet, anderes falsch erklärt, z. B. *Bethfordiæ,* ein Wort, das sich doch nicht auf die Engländer insgesamt bezieht. Auf die *Indices* folgen *Analyses,* die recht nützlich, aber gar zu weitschweifig sind. Da der Herausgeber seine Publikation für Solche berechnet, die des Lateinischen kundig sind, so hätten sie wesentlich abgekürzt werden können. Sehr erwünscht sind die Citate aus dem alten, der Jungfrau von Orleans gewidmeten *Mistere,* aus welchen klar hervorgeht, dafs und in welchem Grade der lateinische Dichter die Volksdichtung benutzt hat. Den Schlufs machen Anmerkungen, textcritische, Erklärungen seltsamer Worte, auch Gegenüberstellungen des Berichts des Dichters mit historischen Zeugnissen (teilweise erst kürzlich entdeckten, S. 278 fg.), durch welche die Angaben des Dichters nicht selten rektifiziert werden. Fleifs und Sorgsamkeit mufs man ebensowohl bei diesen Beigaben als bei der ganzen Edition anerkennen. Der Herausgeber hat sich mit der gröfsten Liebe seinem Stoffe hingegeben. Nirgends zeigt sich das eitle Bestreben mancher Editoren, die Bedeutung ihres Stoffes heraufzuschrauben; der unsrige denkt vielmehr von dem humanistischen Epos recht gering. Man ist versucht zu fragen: wozu dann die Mühe der Herausgabe und der sorgfältigen Kommentierung.

Die darauf erteilte Antwort ist, dafs der Herausgeber seiner Vaterstadt und der nationalen Heldin Frankreichs seine Huldigung darbringen wollte.

Berlin. Ludwig Geiger.

IL MACAROIDOS DI BERNARDINO STEFONIO PUBLICATO DA GIOVANNI ZANNONI, Bologna, tipografia Faca et Garagnani 1889. 23 SS.

Im Anschlusse an die Zeitschrift Band II, S. 255 fg. behandelten Arbeiten sei auch die erwähnte Studie — ein Abdruck aus dem Propugnatore N. S. vol. II, parte 1, fasc. 9 — hier kurz charakterisirt. B. Stefonio ein bisher ziemlich unbekannter Poet, wenn auch eine Komödie von ihm, Macaronis Forza 1869 herausgegeben wurde, war Jesuit und ein zu seiner Zeit vielbelobter makkaronischer Dichter. Eine seiner Dichtungen, „Macaroidos, libras primer" (sic.) — weitere Bücher, die jedenfalls geplant waren, sind nicht erhalten — wird von Zannoni nach dem in der Valicelliana erhaltenen Autograph abgedruckt, ein poetischer Zeitvertreib, dem der Dichter nicht viel Wert und Bedeutung zuschrieb, eine Parodie Virgils, aus welcher wenigstens der eine Umstand bemerkenswert ist, dafs nämlich statt der Riesen, Zwerge, Götter oder Halbgötter hier Pflanzen und Gemüse ihre grofsen Kämpfe ausfechten. Da das ganze nur eine weitere Ausführung eines bereits in der Komödie angedeuteten Scherzes ist, so mufs die Dichtung später als die Komödie sein; als bestimmtes Datum für die Abfassung hat der Herausgeber 1595 herausgebracht. Es ist das Jahr von Tassos Tod und die kurze Totenklage um den grofsen Dichter mag hier folgen, da Zannonis Veröffentlichung wohl schwerlich vielen meiner Leser in die Hand kommt. (Es ist vorher von Tancred, Clorinde und anderen Personen der Tassoschen Dichtung die Rede).

Hic quod saepe solent vates, mentitur adessum
qui facit, heu, musas omnes andare tapinas
morte sua Tassus totumque Helicona bannonant,
atque asinum Phoebi mestam portare gramagliam
cogit et Aonidum raucam scordare chitarram.
Sed melius fortasse fiat tornare botegam
quam dictis nondum obductum vulgare dolorem
numquam obducendum, dum docta virebit
laurea menoüs nil concessura corymbis.

Man erkennt aus diesen Versen, trotz des seltsamen Zusammenhangs, in welchem sie stehn und trotz des absichtlich gewählten burlesken Tons die echte Trauer um einen bedeutenden Mann.

Berlin. Ludwig Geiger.

HARTFELDER, DER ABERGLAUBE PHILIPP MELANCHTHONS (Raumers historisches Taschenbuch ed. Maurenbrecher, Leipzig 1888. Sechste Folge 8. Band S. 231—269.)

Dafs Melanchthon, wie ein echtes Kind der Renaissance, abergläubischen Ideen ergeben war, wufste man, trotzdem ist die methodische Zusammenstellung, welche Hartfelder gibt, sehr nützlich. Sie bespricht zuerst die Ansichten Melanchthons über Astrologie, seine mangelhafte Theorie über dieselbe und seine ihr gewidmete eifrig gepflegte Praxis, seine Studien auf der Sternwarte und seine auf Grund dieser Studien gemachten Prophezeihungen, seine Theorie des Traumes — denn der gute Melanchthon unterscheidet nicht weniger als 5 Arten desselben, von denen er freilich nur einige als bedeutungsvoll, andere als Einflüsterungen des Teufels betrachtet, seinen Teufelsglauben und was damit zusammenhängt, die Ansicht von der Austreibung des Teufels, seinen Glauben an Vorzeichen. Nachdem Hartfelder so das Tatsächliche zusammengestellt hat, versucht er eine Erklärung für die Entstehung von Melanchthons Aberglauben zu geben, kommt aber über die gewöhnliche Erklärung nicht hinaus, dafs dieser Wahn ein Erbteil der italienischen Humanisten. Wie aber diese dazu kamen, wie sie, die Aufgeklärten im Banne des schlimmsten Feindes der Aufklärung waren und blieben, das ist ungedeutet und wird sich schwerlich erklären lassen. Ein anderer Punkt hätte aber schärfer gefafst werden können, ich meine das angebliche Zusammentreffen mit Faust. Melanchthon spricht von diesem nie, die bei Hartfelder mitgeteilte Erzählung ist aus Manlius, Loci communes entlehnt. Die erste Ausgabe des genannten Buches ist 1562; sollte sie aber überall und auch in diesem Falle vollkommen richtige Melanchthonische Tradition enthalten? Freilich findet sich auch in Lercheyemers „Bedenken von der Zauberey" 1585 (Neudruck, Strafsburg 1888) die Erwähnung einer Begegnung Melanchthons mit Faust; aber das Schweigen Melanchthons (überdies auch das Schweigen des Wittenberger Albums, das doch einen mehrere Semester in der Universitätsstadt Weilenden gewifs notirt hätte) ist sehr verdächtig. Könnte man nicht annehmen, dafs die getreuen Schüler, nur um den Ruhm ihres Meisters zu erhöhen — denn natürlich überwindet er den fahrenden Gesellen — die Geschichte dieser Begegnung erfanden.?

Berlin. Ludwig Geiger.

HEIDELBERG ET STRASSBURG. Recherches biographiques et littéraires sur les étudiants alsaciens immatriculés à l'université de Heidelberg de 1386 à 1662 par P. Ristelhuber. Paris. E. Leroux 28 rue Bonaparte 1888. 142 SS.

Die durch Töpke trefflich bearbeitete Heidelberger Universitätsmatrikel, die zu rühmen ich mehrfach Gelegenheit genommen habe

(vgl. Vierteljahrsschr. I, 254—256 und Vorträge und Versuche, Dresden 1890 S. 35 ff.) kann erst allmählich durch einzelne Monographieen der Wissenschaft fruchtbar gemacht werden. Diese können entweder einzelnen Personen oder Landesteilen und Provinzen gewidmet sein. Eine Arbeit letzterer Art — herrührend von einem Gelehrten, der sich schon vielfach um elsässische Bibliographie und Geschichte verdient gemacht hat — liegt in dem Büchlein vor, dem diese Anzeige gilt. Es ist nicht etwa blos ein Auszug aus dem Töpkeschen Werke, sondern eine Zusammenstellung von Namen nach bestimmten Rubriken: Rektoren, Strafsburg, Niederelsafs, Oberelsafs — einzelne Namen von 1663 sind nicht aus der Töpkeschen Matrikel, sondern aus einer andern Veröffentlichung desselben Gelehrten entnommen nebst biographischen Angaben über viele der Genannten, Angaben, zu welchen die elsässischen Lokalgeschichten, aber auch handschriftliche Quellen, z. B. Kirchenregister und das Strafsburger Bürgerbuch benutzt sind. Die Arbeit ist fleifsig und gewissenhaft und gibt dankenswerte Aufklärungen über manche unbekannte Personen. Es wäre wünschenswert gewesen, dass der Verfasser sich auf solche Männer beschränkt hätte; denn es ist kein Grund einzusehen, warum der Verfasser über den bekannten Jak. Micyllus, um nur einen zu erwähnen — denn von Jak. Spiegel, Wimpfeling und vielen Anderen gilt dasselbe — zwei Seiten schreibt, die in jedem biographischen Handbuch zu finden sind und noch weniger zu erklären, warum Ristelhuber das dem lateinischen Dichter gewidmete treffliche Buch Joh. Classens nicht erwähnt. Da bei anderen Gelehrten neuere Schriften, besonders solche, die von Elsässern herrühren, angeführt werden, so möchte man auf die Vermutung kommen, der Verfasser habe absichtlich reichsdeutsche Arbeiten unerwähnt gelassen, was doch hoffentlich nicht zutreffend ist. Man möchte auf diese Vermutung geraten, wenn man erwägt, dafs der Verfasser sein Werk französisch geschrieben hat, während es doch ganz ausschliefslich für Deutschland Interesse hat. Ganz abgesehen davon, dafs die hier angeführten Gelehrten auf einer deutschen Universität studiert, in Deutschland oder für Deutschland gearbeitet und gewirkt haben, gehören sie gröfstenteils einer Zeit an, in welcher das Elsafs nicht nur durch seine Sprache und Stammeseigentümlichkeit, sondern auch politisch zu Deutschland gehörte. Wenn auch gewifs die meisten deutschen Gelehrten im Stande sind, ein französisches Buch mühelos oder mit ganz geringer Anstrengung zu lesen, so erscheint die französische Abfassung einer nur für Deutschland in Betracht kommenden Arbeit als eine unnötige Demonstration, die vermieden hätte werden sollen. Ein anderes Bedenken habe ich gegen die Einteilung des Buches. Dasselbe zerfällt in die obengenannten vier Abschnitte; innerhalb der einzelnen Abschnitte ist die Anordnung chronologisch, d. h. nach Tag und Jahr der Immatrikulation. Diese Art der Anordnung, an und für sich schon ein Fehler — denn die einzig richtige Zusammenstellung bei derartigen Werken ist die alphabetische — wird besonders empfindlich durch den Mangel jedes Registers. Bei Jakob Wimpfeling

weiſs ja der Kundige, daſs er in Schlettstadt geboren ist, er sucht daher im Abschnitt: Niederelsaſs die Unterabteilung: Schlettstadt auf und freut sich wenn er nach einigem Blättern beim Jahre 1469 den Gewünschten gefunden hat, wird aber dann, zu seinem Miſsvergnügen auf den Abschnitt: Rektoren verwiesen. Bei weniger Bekannten ist die Sache viel schlimmer; von ihnen kennt oft selbst der Spezialist, d. h. derjenige der sich mit Geschichte des deutschen Humanismus oder mit deutscher Gelehrtengeschichte beschäftigt, weder Geburtsort noch Immatrikulationsjahr; will er einen solchen finden, so kann er den gröſsten Teil des Buches durchnehmen, um endlich die gewünschte Kunde zu erlangen. Da das Buch nun aber im Wesentlichen ein Nachschlage- und nicht ein Lesebuch ist, so vermindert es durch die Mangelhaftigkeit der Anordnung und durch das Fehlen eines Registers seine Brauchbarkeit in hohem Grade.

Berlin. Ludwig Geiger.

ALBRECHT VON EYB. Ein Bild aus der Zeit der deutschen Frührenaissance. Erster Teil. Von Max Herrmann. Berlin, Druck von W. Pormetter 1889. 31 SS.

ULRICHS VON HUTTEN deutsche Schriften. Erster Teil. Von Siegfried Szamatólski. Strassburg. K. I. Trübner 1889. 38 SS.

Zwei tüchtige Berliner Dissertationen, auf welche schon früher hingedeutet worden ist (Zeitschrift, Neue Folge II, S. 466 und 469). Da beide nur Vorläufer gröſserer Arbeiten sind, deren eine im Weidmannschen Verlage zu Berlin, deren andere als selbständiges Heft der Straſsburger „Quellen und Forschungen“ veröffentlicht werden soll, so muſs hier zunächst ein kurzer Hinweis genügen. Hermanns Arbeit will dartun, daſs auch Franken zu den humanistisch-unfreundlichen Landschaften gehört (woran doch wohl auch früher nicht gezweifelt wurde) daſs als erster deutscher Humanist nicht Niclas von Wile, sondern Albrecht von Eyb zu bezeichnen ist und daſs eine humanistische Tätigkeit in Deutschland schon unmittelbar nach dem Beginn der zweiten Hälfte des Jahrhunderts nachgewiesen werden kann. Der Verfasser stellt seinen Helden und dessen Zeit sehr hoch: letztere zieht er wegen ihrer volkstümlichen, nicht reingelehrten Richtung dem eigentlichen Humanismus vor: erstern erklärt er als Verfasser der schönsten deutschen Prosa vor dem Jahre 1500. Inwieweit alle diese Behauptungen, die teilweise den bisherigen Annahmen stark widersprechen, richtig sind, wird sich erst ersehn lassen, wenn das ganze Buch vorliegt. Die als Dissertation ausgegebenen Bogen enthalten nur Teile des ersten Kapitels, welche der Heimat, Schloſs Sommersdorf und dem Bruder Albrechts Ludwig von Eyb, gewidmet sind,

fleifsige Ausführungen, die freilich eine recht weite Ausdehnung des Buches ahnen lassen.

Szamatólski gibt in dem vorliegenden ersten Teile noch nicht die Nachlese zu Huttens Werken, auf die man nach den lautgewordenen Nachrichten über das grofse Finderglück des Verfassers besonders begierig sein mufs, sondern stilistische Untersuchungen, die einen aphoristischen und daher nicht recht befriedigenden Eindruck machen. Meinen Standpunkt derartigen Untersuchungen gegenüber, der von dem jetzt üblichen stark abweicht, habe ich bei anderer Gelegenheit (Vierteljahrsschrift für Kultur und Litteratur der Renaissence II, 204 fg.) kurz dargelegt und denke später darauf zurückzukommen. Bei der Würdigung dieser Hutten gewidmeten Studien soll nur bemerkt werden, dafs Szamatólski Huttens deutsche Schriften auch sprachlich sehr hoch stellt. Seiner stilistischen Untersuchung legt er Huttens „Vadiskus“ zu Grunde und vergleicht Huttens Übersetzung mit einer fast gleichzeitig von Ulrich Varnbüler erschienenen. Einzelne hübsche Nachweise über die Benutzung der Kanzlei-Ritter- und Hofsprache durch Hutten sind hervorzuheben, ferner die Darlegung, dafs Fremdwörter durch Hutten oft mit ironischem Beigeschmack verwendet werden; interessant ist die Beobachtung, dafs Hutten bei deutschen Citaten die metrische Form (statt der Hexameter die deutsche Form der Reimpare) beibehält und die Stellen, den Zusammenhang genauer angibt als im Lateinischen. Der Hauptwert auch der Szamatólskischen Arbeit liegt in dem noch ausstehenden Teile, dem man mit Spannung entgegensehen mufs.

Berlin. Ludwig Geiger.

Nachrichten.

Von den „Neuen litterarischen Volksheften" (Berlin, R. Eckstein Nachfolger) sind neuerdings folgende weitere Hefte erschienen: No. 5. Goethe und noch immer kein Ende. No. 6. Geschichte des Naturalismus. No. 7. Die französische Revolution im Spiegel deutscher Dichtung.

Von der siebenten, unter J. Kürschners umsichtiger Leitung erscheinenden Auflage von Pierers Konversationslexikon (Verlag von W. Spemann in Berlin und Stuttgart) liegen bereits 86 Lieferungen vor. Ich hebe die ausgezeichnete Bearbeitung des umfangreichen Abschnittes ‚Deutsche Litteratur' (IV, 309—370) durch F. Muncker besonders hervor, da hier wirklich eine Musterleistung geboten ist. Schon im Umfang beschränkter, aber trefflich bearbeitet ist L. Pröscholdts Artikel ‚Englische Sprache und Litteratur' (V, 83). Auch die einzelnen litterarischen Artikel zeichnen sich durch Gründlichkeit und Fülle aus, wie sie wohl in keinem andern Konversationslexikon in gleicher Weise vorhanden.

In seiner ausgezeichneten Studie ‚Ein indisches Märchen auf seiner Wanderung durch die asiatischen und europäischen Litteraturen' (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1882) hat Hermann Varnhagen auch Auszüge aus einem 1876 in Kopenhagen gespielten Schauspiel, ‚Der verwandelte König', gegeben. Der damals in Deutschland noch unbekannte Verfasser, Rudolf Schmidt, ist inzwischen durch seine formvollendeten und gedankentiefen Novellen (nordische Bibliothek Bd. 2) und Erzählungen (Reclam No. 2061 und 2062) auch aufserhalb seiner Heimat berühmt geworden. Um eine die Dichtung verunstaltende Umarbeitung, die 1887 erschien, zu verdrängen, hat Professor Varnhagen nun eine vom Dichter selbst als ‚durchaus getreues Abbild' gerühmte Übersetzung aus dem Dänischen veröffentlicht (Erlangen und Leipzig, Andr. Deichertsche Verlagsbuchh. Nachf. 1889. XXX, 94 S. 8°.). Als Dichtung wie als Beitrag zur Geschichte des Fortlebens und der Umwandlung des alten Sagenstoffes ist Varnhagens Übersetzung gleich anziehend. Der alte indische Stoff ist übrigens inzwischen auch in Deutschland aufs neue dramatisiert worden von Theodor Löwe: Ein Königstraum, Schauspiel (Dresden, Heinr. Minden 1886). Die Verwandtschaft der indischen Königssage mit der in Shakespeares Vorspiel zur Taming of the Shrew behandelten Verwandlungssage — vgl. A. v. Weilen, Shakespeares Vorspiel. Ein Beitrag zur vergl. Litter.-Gesch., Frankfurt a. M. 1884 tritt in Löwes Dichtung deutlich hervor.

Joh. v. Antoniewicz Studie, ‚Ikonographisches zu Chrestien de Troyes' (Erlangen u. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchh. Nachf. 1890) sei hier eigens erwähnt wegen der weittragenden, von Antoniewicz in der Einleitung angeregten Frage. „In der klassischen Philologie ist die Kenntnis der gleichzeitigen Kunsterzeugnisse eine selbstverständliche unbedingte Forderung, die neuere Philologie dagegen schliefst die Kunstgeschichte eher aus als ein." Und doch liege die Notwendigkeit ihres Zusammenwirkens für mittelalterliche wie neuere Litteratur- und Kunstgeschichte vor. Die Geschichte des mittelalterlichen Dramas wird ohne Heranziehung der bildenden Kunst stets unvollständig bleiben. Als eine Quelle zu Goethes Faust hat jüngst G. Dehio altitalienische Gemälde nachzuweisen versucht. Antoniewicz' eigene Arbeit bietet ein anregendes Muster dieser vergleichenden Studien.

Goethes Beziehungen zu russischen Schriftstellern.

Von

Otto Harnack.

Unter den Beschäftigungen, welche Goethes Altersjahre ausfüllen, ist die Teilnahme an dem litterarischen Leben fremder Nationen eine der charakteristischsten. Immer weiter dehnt sich der Kreis der Interessen. Von den grofsen Kulturvölkern Italiens, Frankreichs, Englands ausgehend wächst er, bis auch die eben erst in das litterarische Leben Europas eintretenden Länder umspannt werden. Die Lieder der eben sich Selbständigkeit erkämpfenden Neugriechen, die Anfänge einer nationalen czechischen Litteratur, für welche durch häufige Aufenthalte in Böhmen sein Interesse erweckt ward, die epischen Gesänge der Serben fesseln ihn. Seine Teilnahme an polnischer Litteratur ist erst kürzlich in einer eigenen Schrift erörtert worden (Karpeles, Goethe in Polen). Verhältnismäfsig gering ist seine Kenntnis russischer Dichtung geblieben, obgleich dieselbe gerade während der beiden letzten Jahrzehnte seines Lebens die kräftigsten Fortschritte machte und in Puschkin ihren Höhepunkt erreichte. Indes gleichgültig ist er auch gegen sie nicht geblieben, wie andrerseits auch Rufsland, damals weit entfernt von dem zähe seine Geister beherrschenden kulturfeindlichen Hasse gegen „den Westen", ihm die lebhaftesten Huldigungen erwiesen hat. Indem ich Einiges über diese Beziehungen hier zusammenstelle, verweise ich zugleich auf zwei Sonderarbeiten: über Goethe und Shukowski im vierten Bande des Goethe-Jahrbuches und über Goethes Briefwechsel mit dem Unterrichtsminister Uwarow im 28. Bande der „Russischen Revue".

Uwarow ist wohl der erste Russe gewesen, der sich eingehend mit Goethe beschäftigt hat; schon als junger Mann, im Anfang der

Zwanziger, läfst er (1808) einen Aufsatz über „Wilhelm Meister“ erscheinen. Von eifrigstem Bildungsstreben erfüllt, läfst er es sich, schon seit 1811 Kurator der Petersburger Universität, sogleich angelegen sein, mit Goethe in brieflichen Gedankenaustausch zu treten; doch war der Inhalt dieses Briefwechsels mehr wissenschaftlichen als ästhetischen oder litterargeschichtlichen Inhalts. Eine Untersuchung über die Gedichte des Nonnos von Panopolis widmet Uwarow Goethe.

Zu russischer Dichtung hat Goethe wohl zuerst ein Verhältnis durch seine Bekanntschaft mit Shukowski gewonnen, der 1821 in Weimar war (Goethe-Jahrbuch IV, 177) und auch der einzige russische Dichter blieb, den Goethe persönlich gekannt hat. 1827 war er nochmals in Weimar und hinterliefs damals dort das schöne Abschiedsgedicht, welches aus Müllers Unterhaltungen allgemein bekannt ist. Mit anderen Gedichten Shukowskis wurde Goethe durch die 1821 erschienene Übersetzung russischer Gedichte von Bowring bekannt, über welche später der sechste Band von „Kunst und Altertum“ (p. 325) die Notiz brachte: „Herr Bowring hat uns schon im Jahre 1821 ebenfalls*) mit einer russischen Anthologie beschenkt, wodurch wir mit jenen entfernten östlichen Talenten, von denen uns eine weniger verbreitete Sprache scheidet, näher bekannt wurden. Nicht allein erhielten dadurch berühmte Namen eine lebendigere Bedeutung, sondern wir lernten auch daraus einen Mann, der uns schon längst durch Lieb und Freundschaft verwandt war, Herrn Shukowski näher kennen, und ihn, der uns bisher in zarten Gedichten freundlich und ehrend verpflichtet hatte, auch in der weiteren Ausdehnung seines poetischen Erzeugens lieben und bewundern.“

Von Goethes Werken fand in Rufsland der Faust die begeistertste Aufnahme. Selbstredend kann hierbei gegenüber dem im Allgemeinen noch äufserst niedrigen Bildungsniveau des damaligen Rufslands nur der kleine Kreis litterarisch strebsamer Männer verstanden werden, der sich mit offenen Sinnen und festem Wollen zuerst um Shukowski, dann um Puschkin scharte und dem Rufsland überhaupt die Ausbildung des ästhetischen Sinnes und des feineren Sprachgefühls zu verdanken hat. Im Jahre 1826 dichtete der junge Alexander Puschkin, der schon damals als der erste Dichter seiner Nation galt, das dramatische Fragment „Scene aus Faust“, welches nicht etwa einen Abglanz der alten Faustsage, sondern ausschliefslich einen Anhang zu Goethes

*) Goethe hat vorher Bowring Übersetzung serbischer Volkslieder besprochen.

Dichtung darstellt. Es ist ein Gespräch zwischen Faust und Mephistopheles, welches sich auf das Verhältnis zu Goethe bezieht*). Wie hoch Puschkin den Faust schätzte, beweist folgende Äufserung**): „Im Manfred hat Byron den Faust nachgeahmt, und dabei die einfach volkstümlichen Bilder durch andere, nach seiner Meinung edlere ersetzt. Aber Faust ist die allerhöchste Schöpfung des poetischen Geistes und mufs als Repräsentant der neueren Dichtung gelten wie die Ilias als Denkmal des klassischen Altertums."

Hat Goethe sich mit Puschkin beschäftigt? In seinen Werken findet sich meines Wissens keine Erwähnung; allein Annenkow in seinen „Materialien zu einer Puschkinbiographie" berichtet: „Es giebt eine Überlieferung, dafs Goethe um die von Puschkin geschriebene Szene (zu Faust) wufste. Man erzählt, dafs er Puschkin durch einen russischen Reisenden einen Grufs schickte und zugleich ihm als Geschenk seine eigene Feder übersandte, welche, wie wir hören, viele in einem reichen Futterale gesehen haben, das die Aufschrift trug: „Geschenk Goethes". Das Werk Annenkows ist bald nach Puschkins Tode erschienen, und sein Zeugnis daher nicht gering zu schätzen. Indes ist jene Feder nicht mehr zu Tage gekommen, und die Worte Annenkows sind in der neuen Grofsen Ausgabe der Werke Puschkins ohne jeden Zusatz und ohne Erläuterung in einer Note reproduziert worden. Ich kann mich jedoch nicht enthalten, hier auf ein kleines Gelegenheitsgedicht Goethes hinzudeuten, welches 1826, also im selben Jahre wie Puschkins Faustscene, enstanden und dessen Beziehung noch nicht aufgeklärt ist (Hempel III, 348).

Goethes Feder an ***

Was ich mich auch sonst erkühnt,
Jeder würde froh mich lieben,
Hätt' ich treu und frei geschrieben
All' das Lob, das Du verdient.

Die Vermutung liegt nahe, dafs diese Worte das an Puschkin gesandte Geschenk begleiteten.

Ein Jahr, nachdem der russische Dichter jene Szene verfafst, begann der zweite Teil des Faust zu erscheinen; die „klassisch-romantische Phantasmagorie" erregte sogleich auf das lebhafteste das Interesse der russischen Verehrer des Dichters. Eine Anzahl Gesinnungsgenossen

*) Vgl. Bd. I, S. 404 dieser Zeitschrift.

**) Bd. V der grofsen Ausgabe S. 50.

Puschkins hatten sich um die Zeitschrift „Moskowskoi Wjestnik“ gesammelt und hier wies der junge Litterarhistoriker Schewyrew noch im Jahre 1827 den russischen Leser in sorgfältigster Weise auf „Helena“ hin. Das einundzwanzigste Heft brachte zunächst ein Bildnis Goethes und (S. 3—8) eine zwar etwas frei gehaltene, aber durchaus gelungene Übersetzung der Verse 786—898 (nach Loepers Zählung). Dann ferner (S. 79—93) unter der Überschrift: Helena, klassisch-romantische Phantasmagorie; Zwischenspiel zu Faust — eine sehr eingehende Inhaltsangabe mit folgenden Schlufsbemerkungen: „In dieser lichtvollen Phantasmagorie hat der hellsehende Poet viele Geheimnisse der Geschichte und Poesie aufgedeckt. Hier hat er das Rätsel der Entstehung des Romantismus und des Reims gelöst. Zugleich mit der siegreichen Schönheit mufste sich auch die ihr dienende Kunst darstellen — die Poesie. Als der von der Schönheit eingenommene Ritter anfing, dieselbe zu lieben, nicht sinnlich, sondern geistig, so flog die Liebe auf aus den engen irdischen Schranken gen Himmel, und dann ertönte auch das Lied und drückte in seinen Tönen das unendliche Streben der Seele aus durch den Wechsel der Versmafse, die Harmonie der Gefühle, durch harmonischen Gleichklang, den Reim. Wie dieses Drama aus den alten Zeiten in das Mittelalter übergeht, so hat auch der Dichter diesen Übergang in der Form seiner Dichtung absichtlich ausgedrückt. Die erste Hälfte derselben ist ganz in dem Geschmack des Altertums gehalten, dessen Geheimnis der unsterbliche Goethe vor allen Dichtern erlauscht hat — besonders nach dem Homer. Die zweite Hälfte der Phantasmagorie ist ganz und gar entgegengesetzter Art: sie ist im romantischen Geschmack gehalten. Deshalb hat Goethe diese Phantasmagorie eine klassisch-romantische genannt.“

Dieser Artikel wurde in Übersetzung Goethe zugesandt, und zwar durch N. Borchardt, der zugleich einen Aufsatz verfafst hatte: „Goethes Würdigung in Rufsland zur Würdigung von Rufsland“. Der Dichter nahm Beides mit grofser Freude auf und erwiderte Borchardt (1. Mai 1828) mit einem ausführlichen Briefe. Der Herausgeber der schon mehrfach zitierten neuen Ausgabe von Puschkins Werken erwähnt auch einen Brief Goethes an Schewyrew; es scheint dies aber auf einer blofsen Verwechslung zu beruhen. An Zelter schrieb Goethe (21. Mai 1828), es sei ihm bekannt geworden, wie man Helena in Edinburg, Paris und Moskau begrüfst habe. „Es ist sehr belehrend, drey verschiedene Denkweisen hiebey kennen zu

lernen: Der Schotte sucht das Werk zu durchdringen, der Franzose es zu verstehen, der Russe es sich zuzueignen. Vielleicht fände sich bey deutschen Lesern alles drey.“ Im zweiten Hefte des sechsten Bandes von „Kunst und Altertum“ (S. 429) wiederholte Goethe dieses Urteil und fügte hinzu: „Und so hätten die Herren Carlyle, Ampère und Schewireff, ganz ohne Verabredung die sämmtlichen Kategorieen der möglichen Teilnahme an einem Kunst- und Naturprodukt vollständig durchgeführt. Das Weitere hierüber zu verhandeln, sei unseren wohlwollenden Freunden überlassen. Sie werden das Ineinandergreifen jenes dreyfachen nie scharf zu trennenden Strebens bemerkend und bezeichnend, uns über die mannigfaltigsten ästhetischen Einwirkungen aufzuklären, erwünschte Gelegenheit davon hernehmen.“ Wenn Goethe dem russischen Aufsatze im Gegensatze zu Durchdringung und Verständnis das Bestreben der Aneignung zuschrieb, so scheint dies anzudeuten, dafs er eine etwas subjektive Färbung an ihm wahrgenommen hatte.

Der Brief Goethes an Borchardt rief in Rufsland grofse Befriedigung hervor. Borchardt teilte ihn dem Herausgeber des „Moskowskoi Wjestnik“, Pogodin, mit und schrieb dazu: „Mit besonderem Vergnügen übersende ich Ihnen einen Brief des berühmten Goethe an mich, welchen ich die Ehre hatte bei Gelegenheit der Ankunft Ihrer Durchlaucht, der Erbprinzessin von Sachsen-Weimar durch Herrn Treuter zu erhalten und ich hoffe, dafs Sie durch seine Aufnahme allen, denen der geistige Fortschritt des Vaterlandes am Herzen liegt, grofses Vergnügen verursachen werden“. Borchardt fügte ferner einige Abschnitte aus seinem früher genannten Aufsatze in russischer Übertragung hinzu, aus denen wir — bei der Schwierigkeit des Originals noch habhaft zu werden — folgendes in deutscher Rückübersetzung anführen. „Die Gedanken und Empfindungen (Schewyroffs) zeigen, wie sehr man den grofsen Goethe in der Sprache schätzt, welche man vom Baltischen Meere bis nach Kamtschatka redet und in der man mit Ehrfurcht seinen Namen ausspricht: In dieser Sprache hat unlängst einer der ersten unserer Dichter, mit tiefem Gefühl begabt, Shukowski, gleichsam im Namen Rufslands, sein Urteil über denselben Goethe folgendermafsen ausgedrückt:

„Kühne Freiheit nahm er sich zum Gesetz; mit erhabenem Sinn erhob er sich über die Welt, und Alles in der Welt erreichte er, und vor Nichts beugte er sich.“

Zugleich mit dieser Zuschrift wurde der Brief Goethes im Original



und russischer Übersetzung im „Wjestnik" (Jahrgang 1828, 120 ff.) abgedruckt. Da derselbe kürzlich in Strehlkes Briefsammlung wiedergegeben worden ist, so verzichte ich hier auf eine Anführung, obgleich der Strehlkesche Druck, wie bereits Georg Schmid nachgewiesen hat (Russische Revue, Goethe und Uwarow, Anm. 29), fehlerhaft ist*).

Goethe erkannte in dem Briefe nicht nur die „ebenso zarten als tiefen Gefühle" an, die ihm persönlich in dem entfernten Osten „hold und anmutig aufgeblüht" seien, als auch die „entschieden einsichtige und herzlich fromme Lösung", welche die Probleme der Helena in jener Besprechung gefunden hätten.

Als Puschkin diesen Brief gelesen, schrieb er an den Herausgeber Pogodin (Werke VII, 202): „Das Journal mufs die Erwartungen der wahren Litteraturfreunde und die Billigung des grofsen Goethe rechtfertigen. — Ehre und Ruhm unserem lieben Schewyrew! Sie haben schön gehandelt, dafs Sie den Brief unseres Patriarchen in Deutschland abgedruckt haben."

Berücksichtigt man, dafs eine Äufserung wie diese heutzutage in Rufsland undenkbar wäre, so wird man inne, welcher sittliche und zivilisatorische Wert in dem Gedanken der „Weltlitteratur" liegt, dem Goethe in jenen Jahren nachlebte und für den er bei den Besten fremder Nationen damals Verständnis fand. Und schmerzlich empfindet man, welchen Rückschritt der Kultur das Wiedererwachen des Rassenfanatismus verschuldet hat.

*) Nur an zwei Stellen mufs ich Strehlke gegen Schmids Ausstellungen in Schutz nehmen. In dem auf der Dorpater Universitätsbibliothek befindlichen Exemplare des ‚Moskowskoi Wjestnik" steht tatsächlich: „Steigerungen" (Schmid: Steigerung) und ‚Demjenigen" (Schmid: Einigem).

Berlin.

Deutsche Volkslieder in Schweden.

Von

Johannes Bolte.

Es ist noch kein Jahrhundert verflossen, seitdem die Begründer unserer germanistischen Wissenschaft Herders Anregung folgend den verklungenen Liedern der verschiedenen germanischen Stämme ihre Aufmerksamkeit zuwandten und mit frohem Erstaunen hier Spuren alter geistiger Gemeinschaft zwischen Völkern wieder entdeckten, die man bisher nur gesondert, jedes für sich zu denken gewohnt war. ,Wie wunderbar erscheint dies', ruft W. Grimm*) 1811 bei der Betrachtung der nordischen Überlieferung der Nibelungensage und der dänischen Kämpeviser begeistert aus, ,als ob eine geheime Verbindung aller Völker bestanden, oder als wären diese gleichen Töne in den entferntesten Gegenden von gemeinsamen Melodien übrig geblieben. In dem Gemüt des Menschen liegen Erinnerungen aus der frühesten Kindheit, oft lange, und stehen auf einmal hell vor ihm, aber Stätte oder Zeit ist vergessen: warum sollten sie den Völkern nicht geblieben sein . . .?' Mit klar prüfendem Blicke geht dreifsig Jahre später die kenntnisreiche Therese von Jakob**) den Ursachen der merkwürdigen Übereinstimmung nach, welche oft skandinavischer und deutscher Geisterglaube, Balladen, Märchen und Kinderreime aufweisen. Sie betont neben dem Borne vorhistorischer Gemeinschaft die verschiedenen Wanderungen der Heldensagen; dunkel bleibt ihr

*) Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen S. XXIV. An Grimm knüpft an Chr. Rauch, Die skandinavischen Balladen des Mittelalters. Progr. Berlin 1873, S. 36.

**) Talvj, Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen, 1840 S. 151 f. Vgl. auch Geijer in der Einleitung zu den Svenska folkvisor I, XXIII f. (Ausgabe von 1880).

die Art der Verbreitung bei den Liedern und Sagen späterer Zeiten, in denen der Handelsverkehr lebhafter und Reisen und Heiraten von Individuen verschiedener Nationen häufiger geworden waren, und sie schliefst mit dem Wunsche, es möge einem glücklichen Erforscher der verschütteten historischen Quellen gelingen, ‚den geheimen Lauf dieser Strömungen aufzudecken, so dafs wir ihren Zusammenhang übersehen, während wir ihn jetzt nur ahnen können.‘

Solche Erwägungen steigen uns wiederum auf bei der Musterung zweier jüngst von zwei tüchtigen schwedischen Gelehrten, Adolf Noreen und Henrik Schück, veröffentlichten Hefte: *1500— och 1600—talens visböcker, utgifna af A. Noreen och H. Schück. I: Harald Oluffsons visbok. Stockholm, Norstedt och söner 1884. II: Bröms Gyllenmärs visbok. ebenda 1887.* Zusammen 332 S. 8°*). — Wir erhalten hier den vollständigen und wörtlichen Abdruck der beiden ältesten schwedischen hsl. Liederbücher. Zwar sind diese schon in den früheren Sammlungen schwedischer Volkslieder von Geijer und Afzelius**), Atterbom,***) Arwidsson,†) Hyltén-Cavallius und Stephens††) mehrfach benutzt worden; aber jeder Freund historischen Erkennens weifs, wie wertvoll es ist, die in einer bestimmten Zeit von einem bestimmten Kreise gesungenen und von ein und demselben Schreiber aufgezeichneten Lieder, gute und minderwertige, vollständig überblicken zu können und statt eines Längsdurchschnittes der Entwicklung des Volksliedes, wie R. v. Liliencron sich ausdrückt, einen Querschnitt derselben zu betrachten. Wir schulden somit den Herausgebern für den offenbar sehr sorgfältigen, buchstäblich getreuen Abdruck vielen Dank, wenn auch die Benutzung der bisher erschienenen Hefte vorläufig durch den Mangel von Überschriften und Nachweisen über anderweitige Überlieferungen sowie eines alphabetischen Registers etwas erschwert wird.

Die erste der beiden Handschriften befindet sich auf der Kgl.

---

*) = *Nyare bidrag till kännedom om de svenska landsmalen och svenskt folklif, bih.* II, 1—2. Auch in *Skrifter utgifna af svenska literatursällskapet* 1884—1887.

**) Svenska folkvisor från forntiden. 3 Bände. Stockholm 1814—1816. Ich benutze die neue vermehrte Ausgabe von Bergström und Höijer, 3 Bände, Stockholm 1880.

***) Poetisk kalender för år 1816. (Upsala) S. 1—144: Nordmansharpan.

†) Svenska fornsånger. en samling af kämpavisor, folkvisor, lekar och dansar, samt barn-och vallsånger. 3 Bände, Stockholm 1834—1842.

††) Sveriges historiska och politiska visor. samlade och utgifna. I. Örebro 1853.

Bibliothek zu Stockholm und besteht aus vier ursprünglich getrennten Teilen: 1) 3 Lieder auf 4 unzusammenhängenden Blättern, 1541 von Johan Larson aufgezeichnet, 2) Liederbuch Harald Oluffsons v. J. 1572—73, auf 85 Blättern 44 Nummern enthaltend, 3) 4 Lieder auf 4 Blättern, 1581 wahrscheinlich von Nils Larson geschrieben. 4) Deutsche*) und schwedische Lieder, im 17. Jahrhundert geschrieben, 65 Blätter. — Umfangreicher ist die andere, der Universitätsbibliothek zu Upsala gehörige Handschrift; sie enthält 105 Nummern auf 151 Oktavblättern. Die Entstehungszeit läfst sich nur ungefähr aus den Lebensdaten des ersten Besitzers und Schreibers Bröms [Brentius Olai] Gyllenmärs erschliefsen. Dieser, welcher von seinem 1586 geadelten und 1638 [?] gestorbenen Vater das Gut Lagmanshage in Vestergötland erbte, ward um 1600 geboren und starb 1657; die Lieder scheint er um 1620 aufgezeichnet zu haben.

Im ganzen erhalten wir somit 156 Lieder, welche in den Jahren 1570—1620 in Schweden gesungen wurden; einige darunter sind nur bruchstückweise erhalten, einige andre liegen in doppelter Aufzeichnung bei Harald Oluffson und Bröms Gyllenmärs**) vor: HO 3 = BG 51 *‚Skogh och mark, bade weder och wattn‘*, HO 5 = BG 50 *‚O sommar tu kommer med myckenn dygd‘*, HO 11 = BG 40 *‚Ther stonder enn lindh för sunnan aa‘*, HO 25 = BG 55 *‚Inthet wetth sagh sa dyrt att wara‘*, HO 44 = BG 70 *‚Jagh stodh migh wp enn morgon‘*. Der Inhalt ist recht mannigfach. Wir treffen eine Reihe von alten Balladen, die zum Teil auch aus andern schwedischen und dänischen Aufzeichnungen bekannt sind, wie BG 79 *De tolf starke kämpar*, BG 80 *Vidrick Velanson*, BG 14 *Olger Dansk och Burman*, BG 62 *Ebbe Skammelson*, BG 78 *Orm Ungerswen*, HO 20 *Germund Smed*, HO 14 *Herr Pedher*, HO 13 *Herr Wronge*, HO 16 *Fru Margaretha*, BG 39 *Florens och Margaretha*, BG 77 *Herr Carl* u. a. Geringer ist die Zahl der historischen Stoffe: S. 87 bei Joh. Larson 1 *Gotlandsvisan* (Fragment; vollständig bei Geijer-Afzelius No. 96, Cavallius-Stephens 1, 129 und Klemming, Svenska medeltids dikter och rim 1881, S. 403), BG 26 *Slaget vid Stangebro* (1598 geschehen), BG 18 *Konung*

*) So berichtet Arwidsson, Svenska fornsånger 1, VII f. Noreen und Schück sind leider auf diese für uns besonders interessante Sammlung nicht eingegangen, sondern beschränken sich auf den Abdruck der ersten drei Teile. Das Format aller vier Hefte ist Querokt av.

**) Der Kürze halber bezeichne ich diese Liedersammler mit den Aufangsbuchstaben HO und BG. — Leider war es nicht möglich, in den cursiv gedruckten Citaten das å vom einfachen a zu unterscheiden.

Kristian IV infall i Sverige (1611). Geben sich diese Dichtungen sogleich als ein auf skandinavischem Boden erwachsenes Zeugnis nationaler Eigenart zu erkennen, so fühlt sich der deutsche Leser merkwürdig angeheimelt durch die zahlreichen lyrischen Stücke, welche teils geistlichen Inhalts sind, teils die Lenzesfreude und die verschiedenen Stimmungen der Liebenden vom schüchternen Flehen bis zum bitteren Scheiden und Meiden, vom Jubel des Beglückten bis zur Trauer des Verschmähten schildern, er erinnert sich, ganze Verse schon einmal in deutscher Gestalt gelesen zu haben, und fragt erstaunt nach der Ursache dieser Übereinstimmungen. Dafs den deutschen Übersetzern schwedischer Volkslieder, Studach, Mohnike, Talvj, Warrens, E. M. Arndt u. a., dies Verhältnis nicht auffiel, liegt daran, dafs sie nur die Sammlung von Geijer-Afzelius, welche die lyrischen Stücke nicht berücksichtigt, benutzten, nicht die Auswahl Arwidssons in dem 1842 erschienenen dritten Bande seiner Svenska fornsanger. Auch Uhland, der mit liebevoller Sorgfalt wie kein anderer die germanische Volkspoesie studierte, scheint bei der Abfassung der Abhandlung und Anmerkungen zu den Volksliedern*) den dritten Band von Arwidssons Buch nur flüchtig gesehen zu haben. Erst E. Mogk, welcher im Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie 1886, 132 f. das 1. Heft von Schücks und Noreens Publikation besprach, ist auf verschiedene Züge und Ausdrücke, wie die den Liebenden mifsgünstigen *falske klaffare* und *onde tungha* oder das Motiv des Tageliedes, aufmerksam geworden, die schon den Minnesängern der mittelhochdeutschen Periode geläufig sind, ohne doch eine Erklärung dieser Erscheinung zu versuchen. Hätte er an die Ausläufer der mittelalterlichen Liebeslyrik im Volks- und Gesellschaftsliede des 16. und 17. Jahrhunderts gedacht, so wäre ihm dies nicht schwer gefallen. Ich glaube nämlich nachweisen zu können, dafs die fraglichen schwedischen Lieder einfache Übersetzungen deutscher Originale oder unter ihrem Einflusse im Laufe des 16.—17. Jahrhunderts entstandene Nachbildungen sind.

Klar liegt dies zu Tage bei No. 18 von Harald Oluffsons Liederbuch (= Arwidsson 3, 88), dessen vier Strophen genau den beiden ersten und beiden letzten des deutschen Abschiedsliedes ‚Vor Zeiten was ich lieb und wert'**) entsprechen. Ich stelle nur die beiden Anfangsstrophen neben einander.

*) Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, Bd. 3 und 4.

**) Böhme, Altdeutsches Liederbuch 1877 No. 210 und R. v. Liliencron, Deutsches Leben im Volkslied um 1530 (1885) No. 86. Aufser den dort angeführten Quellen vgl.

Böhme No. 210.	HO 12.
1. Vor zeiten was ich lieb und wert der, die ich het erkoren; ietzt hat es sich so ganz verkert, ist alls an ir verloren, denn sie ein andern wil lieber han: nieman zween herren dienen kan, der eine ist lieb, der ander leid; damit ich von ir scheid.	*1. I fordom tijdh war iagh kähr och kendh blandh fruger och jomfrur utwaldh; nu är minn lycke fast annorlundh omwendtt, honn haffuer sigh ey epter, honn haffuer enn annann fast kärer änn migh, ty ingenn kann tiene tua herrer well, thenn ene mann elsker, thenn andre försma, ty gar iagh platt ifra.*

Auch die unvollständig erhaltene zweite Nummer aus Johan Larssons Sammlung (S. 91): *'Jag wet et blomster sa lustig och fint'*, dem Anschein nach ein weltliches Liebeslied, geht auf ein bekanntes deutsches Original zurück, das wir weiter unten S. 293 bei Betrachtung der geistlichen Stücke mitteilen wollen.

Von den vier durch Nils Larson aufgezeichneten Liedern sind zwei deutschen Ursprunges. No. 2 (S. 94): *'Jag haffuer sa lenghe standit'* entspricht dem deutschen: 'Ich habe so lange gestanden, ich stund in sorgen gross'*), nur hat der Übersetzer die Reihenfolge der Strophen geändert und ihre Zahl (8 statt 13) beschränkt; er giebt Strophe 1. 2. 7. 3. 11. 4. 10. 13 der Vorlage wieder. Freilich kann ihm auch eine andere deutsche Redaktion als uns vorgelegen haben. Wahrscheinlich ist das wenigstens für No. 4: *'Mitt hierta thett är medh sorg belagt, ther till är iag bedröffuat.'* Denn die im Inhalt und Ton durchaus gleichartigen Strophen 5 und 6 fehlen in der einzigen mir zugänglichen deutschen Überlieferung im Berliner Ms. germ. fol. 752, einem 1568 angelegten Liederbuche, No. 59. Eine andere Aufzeichnung im Heidelberger Cod. germ. 171 (früher 343) Bl. 65a

---

Niederdeutsche Volkslieder (Hamburg 1883) No. 59. P. v. d. Aelst, Blum vnd Aufsbund 1602 No. 129. Birlingers Alemannia 1, 40 No. 30. Georg von Helmstorffs Liederbuch v. J. 1568 (Berliner Mscr. germ. quart 402) III Bl. 21 b. Berliner Liederhandschrift v. J. 1574 (Mscr. germ. qu. 612) No. 32. Yxems Liederhuch v. J. 1575 (Mscr. germ. fol. 753) No. 46.

*) Frankfurter Liederbuch 1582 (Neudruck von Bergmann 1845) No. 90. Einzeldruck: Drey schöne Newe Lieder, Nürnberg bei Val. Newher o. J. (Berlin Ye 57). Yxems Liederhandschrift v. J. 1575 (Berliner Ms. germ. fol. 753) No. 70.

enthält fünf Strophen.*) Da das deutsche Lied noch nicht gedruckt vorliegt, setze ich es zur Vergleichung her.

Berliner Ms. germ. fol. 752, No 50.

1. Mein hertz ist alles traurens voll,
darzu bin ich bedrofft;
Freudtt vnnd muth ifs gar darhin,
Fur einen narrenn werdenn ich geeufft.**)
Och richer gott, das clag ich dir,
dafs ich die liebste moifs meidenn,
brengt mir ein schware pein.

2. Traurenn vnnd leiden mofs mein eigen sein,
darzu bin ich bedrufft:
Die schonste, der ich so lang gedienett han,
hatt mich darzu gebrachtt.
Defs ist der falschenn kleffer schuldtt:
Her gott, mochte ich dafs ahn Im wreghenn!
Sunst wirtt sie mir nymmer holdtt.

3. Ich hah den tag woll ehr geliebtt,
dafs ich was freuden reich:
Kein freier Heltt auff erdenn liebtt,
Dafs liefs ich gethunkenn mich.
nhu bin ich verschmadett vonn aller wellt,
dafs lichtt mein hertz In den thoitt gequeltt,
hifs dafs efs mir besser gefeltt.

4. Dafs ich nhu so traurich bin,
Das ist meiner traurigheitt schuldtt;
vnnd wan sie sich bedenckenn woltt,
sie mufs mir wesenn holtt.
Och mochtt efs sunder den thott geschehenn,
mein hertz woltt ich auffschliessenn
vnnd lassenn von binnenn besehenn.

Aus Bröms Gyllenmärs' Sammlung führe ich zuerst No. 41: ,*Hierteligh migh nue frögdas i tenne sommers tidh*' (auch bei Arwidsson 3, 84) an; man erkennt sofort das weitverbreitete schöne Loblied auf den Mai: ,Hertzlich thut mich erfreuen die frölich sommerzeit'***) wieder.

No. 43 ,*Aendoch iag arm och eländigh ähr*' ist aus dem kaum minder bekannten Liede: ,Ob ich schon [auch: Wiewol ich] arm und ellend bin'†) hervorgegangen, und zwar aus der späteren Erweiterung

*) Die Bemerkung von Bartsch im Verzeichnis der Heidelberger Handschriften: ,Wohl Umdichtung von Veit Webers Lied auf die Schlacht bei Murten' beweist, dafs er diese bei R. v. Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen 2, 92 No. 142 gedruckte Dichtung: ,Mein Herz ist aller Freuden voll' nicht verglichen hat.

**) oven (üben) = quälen, foppen.

***) Böhme No. 142. Bolte, Jahrbuch für nd. Sprachforschung 13, 60. Zwei Nürnberger Einzeldrucke o. J. (Berlin Yd 9691. 9695) und ein nd. o. O. 1611 (Ye 1141). Angeführt z. B. bei Ringwald, Die lauter Warheit 1588 S. 453, Vespasius, Christlike Gesenge 1571 S. 35. 79. 118, Wackernagel, Kirchenlied 4 No. 1169.

†) Böhme No. 431 (5 Str.). Ferner Hölscher 1854 S. 71 (3 Str.). R. v. Liliencron, Deutsches Leben im Volkslied um 1530 (1885) No. 126. Ivo de Vento, Lieder 1570 No. 8 = 1583 No. 3. H. Dedekind, Δωδεκάτονον 1588 No. 34 (4 Str.). M. Franck, Reuterliedlein 1603 No. 3 (4 Str.) P. v. d. Aelst, Blum vnd Aufsbund 1602 No. 167 (20 Str.). Einzeldruck: Nürnberg bei Val. Newber (Berlin Yd 9823. 20 Str.). Berliner Liederhandschriften von 1568 (Mscr. germ. fol. 752 No. 66) und 1574 (Ms. germ. quart. 716 No. 60).

zu 20 Strophen, welche z. B. im Frankfurter Liederbuche 1582 No. 227 vorliegt. Strophe 1—3 und 19—20 sind wörtlich herübergenommen, für die angehängten weiteren 5 Strophen habe ich in keiner deutschen Fassung Entsprechendes gefunden.

No. 54 *'Huru vill thett migh lyckas, när iag tig ombära skall'* (11 Str.) ist das gleichfalls elfstrophige Lied: ‚Wie wird mir denn geschehen, wenn ich dich meiden soll', das Hoffmann von Fallersleben, Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts ² No. 13 nach einem fliegenden Blatte v. J. 1601 mitteilt.*) Nur Str. 5 und 7 haben im schwedischen Texte ihre Stelle getauscht.

No. 87 *‚Vtt aff Fortuna vardth iagh dreffven aff vthan förskoning i thett vildha haff'* (5 Str.) giebt ein verbreitetes Lied wieder, das G. W. Sacer**) noch 1673 zusammen mit alten Volksgesängen wie Traut Hedewig, Der Hirsch wol aus dem Busche sprang, Traut Hänschen wol über die Heide reit, Tannebaum, ach Tannebaum nennt. Die älteste Aufzeichnung liefert der Thorner Kantor Johann Celscher in seinen Kurtzweiligen deutschen weltlichen Liedlein 1 No. 2 (Königsberg 1600). Sie führt den häufigen Vergleich des Liebenden mit einem Schiffe auf ungestümem Meer***) im einzelnen aus. Mit einer fünfstimmig gesetzten polnischen Tanzweise erscheint dasselbe Gedicht bei dem fruchtbaren Gerbstädter Organisten Valentin Hausmann in dessen Venusgarten, Nürnberg 1602 No. 3 unter dem Titel: *Navigatio Fortunae,* wiederholt im ‚Auszug aufs Val. Haufsmanns Gerbipol. zweyen vnterschiedlichen Werken' Nürnberg 1609 No. 14. Es lautet:

1. Von der Fortun
Werd ich getrieben vmb
Auf weitem meer,
In irrend fahrt jetzt kumm,
Kan mich nicht wenden,
Da ich hin wolt lenden,
Spür noch kein port,
Mufs schiffen fort
An manch gefährlich ort.

2. Lustig sich zwar
Anfangs die fahrt liefs an,
Ein guter wind
Macht mir die rechte ban,
Dafs ich thet hoffen,
Mein schiff solt mir loffen
Nach meim beger,
Welchs jetzt fällt sehr
In noth vnd arbeit schwer.

*) Vgl. Bolte, Jahrbuch für nd. Sprachforschung 13, 61. Zwei weitere Einzeldrucke, Nürnberg bei Val. Fuhrmann 1603 und Magdeburg bei W. Ross o. J., in Berlin (Yd 7850, 33 und Ye 781).

**) H. Reinhold, Reime dich, oder ich fresse dich Northausen 1673 S. 42.

***) Waldberg, Die deutsche Renaissancelyrik S. 42—44. Göring, Liebes-Meyen-Blümlein 1654 No. 16. Opitz, Poetische Wälder 2: ‚Die Schiffer so ihr Haus' (nach Heinsius).

3. Nimm dir ein muth,
Du elends schiffelein,
Trau gott, ob gleich
Vil stürm vorhanden sein,
Die auff dich dringen,
Wasserwogen bringen,
Laſs übergehn;
Wie sichs lest sehn,
Kein schad wird dir geschehn.

4. Inndem ich spür
Fortun zuwider nun
Nach schiffmanns art,
Wie man sonst pflegt zu thun,
Muſs ich lavieren
Vnd mein schiff regieren
Fürsichtiglich,
So lang biſs sich
Schön wetter wend auff mich.

5. Von tag zu tag
Ich inn der Hoffnung bin,
Sich werd der wind
Eins fügn nach meinem sinn,
Daſs mag ankommen
Mir zu nutz vnd frommen
Mein schiff benannt
Glücklich zu land
Vnd streichen nicht an sand.

Daſs dies Lied besonders beliebt wurde, sehen wir aus verschiedenen geistlichen Umdichtungen*) und aus einer Umformung, welche an die ungeänderte erste Strophe sieben andere neue anschloſs. Sie ist erhalten in einer gedruckten Liedersammlung aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts: ‚Tugendhaffter Jungfrauen und Jungengesellen Zeit-Vertreiber . . . Durch Hilarium Lustig von Freuden-Thal' No. 88**) und in einem etwa gleichzeitigen fliegenden Blatte:

Vier schöne Neue | Soldatenlieder, | Das Erst. | Es waren drey Soldaten gut, von | Ambsterdamm geboren, etc. | Das Ander. | Es waren drey Soldaten, es waren | drey junger Blut, etc. | □ | Das dritte. | Es geht wohl gegen der Sommerzeit, | der Winter fährt dahin. | Das vierdte. | Von der Fortuna, werd ich getrieben vmb. 4 Bl. 8°. (Berlin Ye 1752.) Ich lasse das Lied nach der letzteren Quelle folgen.

1. Von der Fortuna
werd ich getrieben vmb,
auff wildem Meer
ich jrr vnd fahre vmb,
kan mich nicht wenden,
mein Schiflein zu lenden,
muſs schiffen fort,
ich spür kein Port,
an manch gefährlich Ort.

2. Wie offt thet ich bitten
mein lieben treuen Gott,
das er thut behüten
mein Schiff vor Angst vnd Noth,
das Ich möchte kommen
mir zu nutz vnd frommen
aufs Noth vnd Pein,
möcht schiffen fein
zu meim fein Liebelein.

3. Weil ich nicht abliesse
mit bitt an manchen Ort,
so hat er gewisse
mich gnädiglich erhört,
hat mich bracht aufs leyden
in sehr grosse freuden
zu meinem Schatz,
da hab ich blatz
zu trutz der Klaffer tratz.

*) Auf fl. Blättern des 17. Jahrhunderts in Berlin Yd 7853, 28, 4 und 34, 1. Yd 7854, 20, 1. Hymn. 8461. 9016.

**) Vgl. G. H. v. Meusebach im Serapeum 1870, 165.

4. Weil mich Gott thut führen
zum Englischen bild,
so will ich Lavieren,
spatzieren in der Welt,
meins schöns Lieb versprechen,
schöne Blümlein brechen
mein Schätzlein
zu eim Krääntzelein,
darbey sie gedencke mein.

5. Wann sie es thut setzen
auff jr Goldgelbes Har,
wird sie mich ergetzen
in not vnd aller gefahr.
Wann ichs an thu sehen,
mufs in Waarheit jehen,
vergeht mein Leyd
zu aller zeit
ob dieser schönen Mäyd.

6. Weil ich leb auff Erden,
will ich sie nicht verlan,
in noth vnd gefährden
will ich jr stets beystan,
bifs ich end mein Leben,
von jhr gar nich streben
in Lieb vnd leyd
zu aller zeit,
des schwör ich jhr ein Eyd.

7. Wann wir dann vns beyde
durch den zeitlichen todt
elend müssen scheyden,
bitt ich den lieben Gott,
das er vns woll geben
das ewige leben,
das wir stets fein
beysammen seyn
ohn alle Noth vnd Pein.

8. Jetzund will ich schencken
mein Schatz difs Liedlein klein,
bitt, wollest gedencken
stettigs im besten mein.
Lafs mich gnad erlangen,
ich lieg gar hart gefangen
in Liebes Schmertz;
tröst mir ohn Schertz
mein gar verwundes Hertz!

No. 89: *‚Frisk up mitt hiarta, och haff gatt mod, huad velt tu tigh sa kränckia?‘* (auch bei Arwidsson 3, 79) hat die ersten vier Strophen gemeinsam mit einem Liede des Frankfurter Organisten Johann Staricius (Newe teutsche weltliche Lieder, Frankfurt 1609, No. 20)*):

1. Frisch auff, mein Hertz, sey wolgemut,
Thu mich [l. dich] nit länger kräncken,
Du must gewohnen böfs vnd gut
Vnd nicht daran gedencken,
Kompt difs odr das in deinen Sinn,
Sey wolgemuth, lafs fahren hin,
Die Zeit die bringt noch wol Rosen.

2. Wiltu dich fressen auff vor Leyd,
Vnd gar zu tode grämen?
Wilst sterben, eh dann kompt die Zeit?
Defs möchstu dich wol schämen.
Sey wolgemut vnd schweig nur still,
Lafs murren, was nicht lachen wil;
Du kansts nicht besser machen.

3. Ein Centner schwer Melancoley
Kein quintlein Schult kan bezahlen;
Darumb sey wolgehertzt dabey,
Ob man dir viel für thut mahlen.
Sey wolgemuth, ein Sprichwort heist,
Der Teuffel ist ein trawrigr Geist,
Dem will ich widerstreben.

*) Verschieden sind Nr. 1 im Liederbuche des Petrus Fabricius (Kopenhagener Mscr. Thott Quart 841): ‚Frischauff, mein Hertz, sei wolgemuth; wie thustu dich offt quelen‘ (5 Str.) und Tugendhaffter Jungfrauen und Jungengesellen Zeit-Vertreiber No. 105: ‚Frischauff, mein Gemüth, bedaure nicht, schlag alles in den Wind‘ (6 Str. Serapeum 1870, 152). — Ein völlig zu Gyllenmärs stimmender deutscher Text aus einem fliegenden Blatte steht im Liederbuche der Wyffueke Bild (Mscr. Thott Fol. 778) Bl. 13b (10 Str.)

4. Kein grösser Frewd auff Erden ist
Dann ein rein gut Gewissen,
Ein frisch jungs Hertz, ein Gläfslein mit Wein,
Hierbey ein guter Bissen,
Darzu die Hertzålirliebste mein,
Wollt Gott, ich möcht beynd bey jhr seyn,
Mein Trawren müste sich wenden.

5. Ach dafs ich nur eins wünschen sollt,
Vnd möcht [mir] widerfahren:
Wie gern ich bey jhr wohnen wollt,
Bifs ich graw würde von Haren;
Dann ich bin jr, vnd sie ist mein,
Wollt Gott, ich möcht bald bey ir seyn,
Mein trawren müste sich wenden.

6. Bistu bey deinem lieben Hertz
Ein Stund allein in Frewden,
Mustu hernach viel tausent Schmertz
Hinwiderumb erleiden.
Ach frölich seyn ein Stündelein,
Vnd dafür leydn so schwere Pein!
Wol möchstu Thränen vergissen.

7. Lafs ab, lafs ab, mein junges Hertz,
Schon dein vnd meiner Seelen,
Wirff hin, wirff hin dein grossen Schmertz,
Thu dich nicht länger quelen;
Lafs ab dein eigen Henckr zu seyn,
Mach dir nicht mehr vnnötige Pein,
Das thu ich dir befehlen.

Von No. 70 *Jagh stodh migh vp en morgon*' (21 Str.) hat auch Harald Olufson Nr. 44 (25 Str.) eine abweichende Fassung überliefert. Der Ursprung beider Stücke aber ist in dem weitverbreiteten deutschen Liede: ‚Ich stund an einem Morgen' zu suchen, obwohl nur die erste Strophe übereinstimmt.

Böhme Nr. 269*).

Ich stund an einem morgen
heimlich an einem ort,
da het ich mich verborgen,
ich hört klegliche wort
von einem frewlein hübsch und fein,
das stund bei seinem bulen:
es mufst gescheiden sein.

HO 44 (= BG 70).

Jagh stodh migh wp enn morgen
alt paa sa lönligen stadh,
iagh hördhe alt huad ij sorghen
alt huru enn stolz jungfruu badh
sin hiertans käre godh wenn,
ty han wille fra henne fara
och aldrigh komma igen.

Der Gegenstand der folgenden Strophen bildet in den deutschen und den schwedischen Recensionen ein Abschiedsgespräch zweier Liebenden, aber nirgends treten engere Berührungen hervor.

Aufserordentlich zahlreich sind die Fälle, in denen wir auf einzelne Verse, Ausdrücke, Motive stofsen, welche uns aus der deutschen

*) Vgl. aufserdem R. v. Liliencron, Deutsches Leben im Volkslied Nr. 121. R. Eitner, Das deutsche Lied 1, 28. 67. 90. 2, 245 f. 293. Niederdeutsche Volkslieder 1883 Nr. 102. Rosenberg, Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland 2, 252. Bergkreihen 1531 und 1533 Nr. 24. Fliegende Blätter in Berlin Yd 7801, 38. 9335. 9339. Ye 29. Ms. germ. qu. 718, Bl. 22 b. Heidelberger Cod. germ. 109 (jetzt 66) Bl. 133 b. Baseler Liederbuch Fx 17—20 Nr. 46. Tschudys Liederbuch (St. Gallen Cod. 463). Geistliche Parodie im Berliner Ms. germ. qu. 659, Bl 27 b; eine dänische von Mogens Banke bei Brandt og Helweg, Den danske psalmedigtning 1, 74 Nr. 90. Auch unten S. 301.

Liebeslyrik geläufig sind. Mehrfach ist neuerdings*) nachgewiesen, wie auf diesem Gebiete sich seit dem 12. Jahrhundert ein gewisser Vorrat von Formeln und Versen bildete, aus dem die Epigonen unbedenklich schöpften; namentlich im 17. Jahrhundert gewinnt die poetische Produktion oft das Ansehen einer handwerksmäfsigen Mosaikarbeit, wie jeder eingestehen wird, der eine gröfsere Anzahl von Liebesgedichten dieser Periode hintereinander gelesen hat. Ähnliches wird in Schweden vorgegangen sein. Die aus Deutschland aufgenommenen Elemente wurden mit heimischen Zügen verbunden und selbständig weiter entwickelt. Im einzelnen dies darzulegen bleibe andern überlassen; nur auf einige hervorstechende Wendungen, besonders Liederanfänge, will ich aufmerksam machen.

An das zuletzt angeführte Lied mahnt der Anfang von BG 72: *,Jagh stodh vp en morghen saa hemligh, iag hördhe en röst sa gräselig'*, an die weiter unten zu besprechende Strophe BG 30: *,Jagh wet sa däyligh en ross, är huit som lelie bladh'* und BG 32: *,Jagh wett migh en örtt badhe dägheligh och skön, hun standhar i lundhen fagher och grön.'* Vgl. dazu die nachfolgende Strophe**):

Ich weis mir ein blomgenn,
es statt ahn groner heidenn,
es statt jn seiner jochtt:
gott will die liebste geleidenn . . .

Auch der wohlverzäunte Garten erscheint als Bild des Liebesglückes; BG 21 (= Arwidsson 3, 11): *,Jagh uetth en sa uacker apelagordh, han är sa vel medh roser bevalt'* und ähnlich im Deutschen***):

*) R. M. Meyer, Alte deutsche Volksliedchen. Zeitschrift für deutsches Altertum 29, 121–236. M. v. Waldberg, Die deutsche Renaissance-Lyrik 1888 S. 25–36.

**) Berliner Liederhandschrift von 1568 (Ms. germ. fol. 752) Nr. 8 (3 Str.). Anders Uhland, Volkslieder Nr. 53: ,Min herz hat sich gesellet zu einem blümlin fin' und 55: ,Ich hat mir uifserwelet zo dem mei ein bluemelein'. Böhme zu Nr. 635: ,So weifs ich eins das mich erfrewt, das plümlein auff preyter heyde'. Land, Tijdschrift voor Noord-Nederlands Muziekgeschiedenis 1, 181 nr. 38 citiert zwei nld. Lieder: *,Ick weet een bloemken schoon van coleuren'* und *,Ick weet een bloemken aen gheen groen heyde'*.

***) Berliner Liederhandschrift von 1574 (Ms. germ. qu. 612) Nr. 15. — Vgl. Uhland, Schriften 3, 541 f. 4, 46. Gerle, Lautenbuch 1546: ,Ich weifs mir ein hübsch Paumgertelein'. HO 30 (= Arwidsson 3, 5): *,Jagh gick migh ij then fegerste örthegardh'*. Abrahamson, Nyerup og Rahbek, Danske Viser 3, 128 Str. 8: *,Jeg haver plantet en urtegaard med roser og aedelige blomer'*.

Ich weiſs mir einen garttenn,
dar staenndt der röslein vill;
sey seindt schoenn von farben,
sey erfrewenn das hertze meinn
nach dir, mein hertzallerliebste,
nach dir stehet all mein sinn,
freundlich mit dir zu schertzenn
nach all dem willen mein.

Das Glücksgefühl des Liebenden wird fast mit denselben Worten geschildert:

Frankfurter Liederbuch 1582 Nr. 42*).

Kein grösser freud auff erden ist,
denn der bey seiner allerliebsten ist,
bei seiner allerliebsten allein.
Der mag wol reden, was jm gebrüst,
vnd was jm in seinem hertzen gelüst,
freundlich thun sie anschawen.

BG 47.

Then största glädie i werden ähr,
är mäd sin kiäraste tala,
mäd ära och dygd, mäd glädie och frygd,
föruthan all sueck,
then andra til villie at vara.

Die Wankelmütige trifft der Spott des scheidenden Liebhabers in BG 83:

Kiärast, tu moste wandra,
tin otro haffuer iag sportt;
tu elskar then en för then andre,
ther före ryggar iag min ord . . .

Parallelzeilen dazu bieten die deutschen Lieder: ‚Gut gsell, und du must wandern' **): und ‚Mein feins lieb ist von Flandern'***) und:

‚Mijn lief die wil wandelen,
daer slae den hencker toe,
vanden eenen totten anderen,
die hi veel lieuer hae' . . .†)

BG 96: *‚Aach huar uthi skall iagh migh klädia'* enthält die Klage

*) Auch Niederdeutsche Volkslieder 1883 Nr. 31 und Berliner Ms. germ. fol. 752 Nr. 122. Anders Regnart, Lieder 1576 Nr. 21: ‚Kein gröſser Freud kann seyn auf dieser erden, die widerfahren mag eim jungen hertzen, dann lieben und gwiſs seyn, geliebt zu werden' (ebenso Lechner 1579 Nr. 10. Hauſsmann 1594 Nr. 19. Hs. des Peter Fabricius Nr. 76).

**) Böhme Nr. 230. Bolte, Jahrbuch für nd. Sprachforschung 13, 61.

***) Uhland, Volkslieder Nr. 49 und Schriften 4, 43—45; ferner z. B. Rymbökelyn hrsg. von Seelmann 1885 S. XVI. M. v. Waldberg, Die deutsche Renaissancelyrik 1888 S. 49.

†) Antwerpener Liederbuch 1544 Nr. 103, Str. 4

eines verschmähten Liebhabers an Cupido und Venus, lehnt sich aber zu Anfang an ein volksmäfsigeres Gedicht des 16. Jahrhunderts*) an:

Worein soll ich mich kleiden	*Aach huar uthi skall iagh migh klädia*
gegen disem sommer warm?	*emott thenne vinther kall;*
Den kleffern allen zu leide	*Ty sorgh är all min glädie,*
hab ich mir aufserkorn	*efter iagh är tagen med vall*
braun, leibfarb vnd weifs . . .	*af the tre gudinner enn . . .*

Übrigens teilt C. J. Lenström, Svensk Anthologi 1, 62 (1841) dasselbe schwedische Gedicht aus einer in der Engeströmschen Bibliothek zu Stockholm befindlichen Handschrift des Christopher Johansson Ekebladh (1592—1664), der als Offizier mit Gustav Adolf nach Deutschland zog, mit und zwar als seine eigene Dichtung.

Bekannt klingt mir der Ausdruck der Liebestrauer in BG 6, Str. 5, obwohl ich im Augenblick keine deutsche Parallele anzuführen weifs:

Hun är migh härsk utaf all min skul,
thet klaghar iagh gudh allena;
doch är iagh henne af hiarthat hul,
gudh vetth vel, huem iagh menar.

Ein andermal (BG 19) jammert der zurückgewiesene Freier: ‚*Jagh är elendigh födh, mit lif ther vthi för öd*'; vgl. die deutschen Stücke: ‚Ich bin zu früh geboren, dafs ich kein glück sol han'**) oder: ‚Bin ich darzu geboren, das ich kain glück nit han'***) und das niederländische: ‚In een groot ongheluck ben ick gheboren'†).

Mit einer in Deutschland typischen Formel beginnen BG 20: ‚*Mitt hiarta bekömrat är för then sorgh iagh dagligh bär*' und BG 68: ‚*Mit hiarta är bedröfvat hart, thet valler tu allena*'. Vgl. das Locheimer Liederbuch††) Nr. 1: ‚Mein mut ist mir wetrübet gar, das hört man an meinem singen', ebd. 12: ‚Mein hercz das ist bekümmert sere von dir, mein allerliebste fraw', ebd. 36: ‚Mein hercz das ist verwundet durch meyden hertiglich', Ebenreuters Liederhandschrift†††) v. J. 1530

---

*) Fliegendes Blatt: Nürnberg durch Val. Newber o. J. (Berlin Yd 9876) 6 Str. Im Thon: Wo sol ich mich hinkeren (Böhme Nr 358).

**) Görres, Volks- und Meisterlieder S. 121 nach Cod. palat. germ. 343 (jetzt 171) Bl. 19 b.

***) Einblattdruck in Berlin Yd 7801, 8. 5 Str.

†) Land, Tijdschrift voor Noord-Nederlands Muziekgeschiedenis 1,182 Nr. 39.

††) Chrysanders Jahrbücher für musikalische Wissenschaft 2,91. 108. 141 (1867).

†††) Berliner Ms. germ. fol. 488, Bl. 327, 3 Str.

Nr. 146: ‚Mein hertz das ist bekummertt ser, das ich vonn dir gescheydenn bin', fl. Blatt Augsburg bei J. Schultes*): ‚Mein hertz ist mir bekümmert so sehr, der liebe Gott es zum besten kehr', Niederdeutsche Volkslieder 1883 Nr. 2: ‚Myn hert mit leefft vorwundet ys' u. s. w.

Von den häufig**) verwünschten ‚falschen Kläffern' und ‚bösen Zungen' und den Tageliedern***) war schon oben S. 280 die Rede; auch der Vergleich der Geliebten mit einer Hindin (BG 58: *‚Enn hind hadhe iag grepit vthi then gröne vall'*) ist in Deutschland geläufig; vgl. Böhme Nr. 445: ‚Ich sah mir vor jenem Walde ein feines Hirschlein stan', ferner das im Serapeum 1870, 150 angeführte Lied: ‚Dort droben auf jenem Berge da steht ein Hirschlein jung' und Venusgärtlein 1656 S. 188: ‚Ein Hirschlein ging im grünen Wald'.

Unsere bisherigen Beobachtungen beschränkten sich auf die Liebeslieder; die Balladen der Sammlung behandeln, wie schon bemerkt, fast durchweg nationale Stoffe, ihre Helden tragen schwedische Namen; indes finden wir auch ein paar Nummern, deren deutsche Herkunft erweislich ist.

HO 9: *‚Jagh will edher seije nye mere,'* schon bei Geijer-Afzelius Nr. 53 abgedruckt, ist eine wörtliche Übertragung der 31strophigen Ballade†) vom Grafen von Rom: ‚Ich verkünd euch newe märe', von welcher auch eine dänische Übersetzung††) existiert.

Ebenso klar liegt die Sache bei BG 12: *‚I österrecke ther leger itt slot'* (= Geijer-Afzelius Nr. 34) für jeden, der diese schwedische

*) Berlin Ye 1746. 13 Str.

**) Z. B. HO 1,2. 8,6. 27, 4. NL 4,8. BG 7,3. 9,3. 27,6. 47,6. 50,4. 55,1.

***) HO 38: *‚Jagh wett well, huarest then suennen han är'.* BG 49: *‚Then vinthers nat badhe kall ock langh,'* auch HO 38 (= Arwidsson 1,159: *Falken Albrektson).* In einer andern Recension von HO 38 (aus Ålfs Liederbuch bei Arwidsson 2,213 Str. 8) stehen die aus deutschen Tageliedern bekannten Verse:

Hade iagh nycklar till thenna dagh,
iag skull them kasta vthj vallande haff,
thet skulle nattas och aldrigh dagass mehra!
The skulle nu athskilliass, som gerna villia samman vara.

Vgl. Böhme Nr. 103,6. Uhland, Schriften 4,77. — Über BG 49 (auch in Ålfs Liederbuch erhalten) bemerkt schon Arwidsson 2,217 bei Gelegenheit des Abdrucks: *‚Sangen är en imitation af tyska sa kallade* Tagelieder'.

†) Böhme Nr. 7. Uhland, Volkslieder Nr. 299 und Schriften 4,297—309.

††) Abrahamson, Nyerup og Rahbek, Udvalgte danske Viser 5,67 (1814).

Ballade mit der bekannten deutschen vom Schlofs in Österreich*) unbefangen vergleicht. Die zehn**) schwedischen Strophen entsprechen genau den Strophen 1. 2. 5—8. 12—14. 17 der 17 strophigen Redaktion, welche schon für das Jahr 1600 in Ober-Deutschland nachgewiesen ist, dann während des 17. Jahrhunderts nach Niederdeutschland, Dänemark***), Schweden und Holland drang und bis in die neueste Zeit vom Volke gesungen wurde. Mohnike†) freilich zog 1836 aus dem damals noch unvollständig vorliegenden Materiale den Schlufs, dem auch Talvj††) und Wollheim†††) zugestimmt haben, dafs nicht das deutsche Lied, sondern das schwedische das Original sei, welches im dreifsigjährigen Kriege nach Deutschland verpflanzt wurde. Sein Hauptgrund ist die verschiedene Gestalt der Schlufsstrophe; diese lautet im Deutschen:

‚Wer ist, der uns difs liedlein sang?
so frei ist es gesungen;
das haben gethan drei jungfreuwlein
zu Wien in Oesterreiche'.

In dem schwedischen Text bei Geijer-Afzelius aber:

‚Det hafver varit en jungfru skön
till sin vän i Österrike,'

was Mohnike für das Ursprüngliche hält: ‚Die trauernde Jungfrau hat das Lied ihrem unglücklichen Geliebten gedichtet.' Wie wenig glaubhaft dies ist, haben schon Hoffmann von Fallersleben*†) und Uhland*††) dargethan; zum Überflusse zeigt auch die ältere Fassung

*) Böhme Nr. 27 (17 Str.). Bolte, Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung 13,59. Fl. Blätter von 1606 (Berlin Yd 7852,14), von 1647 (Ye 1677), o. O. u. J. (Ye 181), niederdeutsch o. J. (Ye 5544). Rosenberg, Zeitschrift f. d. Gesch. der Juden in Deutschland 2,292 f. (11 Str. um 1600). Venusgärtlein 1656 S. 214.

**) Übrigens haben die schwedischen fliegenden Blätter v. J. 1642 und 1688, die in der neuen Auflage von Geijers und Afzelius' Sammlung benutzt sind, 17 Strophen.

***) Nyerup, Udvalg af danske Viser 1,57. Grundtvig, Gamle danske Folkeviser 2,173 (Flugblatt v. J. 1642).

†) Altschwedische Balladen, Märchen und Schwänke S. 266—270 zu Nr. 39.

††) Charakteristik der Volkslieder 1840 S. 152.

†††) Die Nationallitteratur der Skandinavier 3,18 (1877).

*†) Schlesische Volkslieder 1842 S. 18. Niederländische Volkslieder 2 1856 S. 86.

*††) Schriften 4,142: ‚Der dänische und schwedische Druck sind verschiedene Übersetzungen des deutschen Textes mit wenigen eigenen Zügen'. — Die Eingangsstrophe kehrt wieder in der deutschen Ballade ‚Frau Nachtigall' (Böhme Nr. 158. Uhland Nr. 17), welche ebenfalls nach Dänemark und Schweden drang (Grundtvig, Gamle danske

bei Bröms Gyllenmärs, dafs die Worte *‚til sin vän‘* nur eine spätere Umdeutung des Ortsnamens Wien sind:

‚Thet gordhe the tre iungfruger sma
the vendhe sigh till österricke.‘

Die noch in Schweden und Norwegen üblichen Melodien der Ballade, um auch dies hervorzuheben, haben ebensowenig Ähnlichkeit mit den deutschen Weisen des 16.—17. Jahrhunderts als die heutzutage im deutschen Volke umlaufenden.

Diesen beiden aus Deutschland nach Schweden verpflanzten Balladen möchte ich als dritte die berühmte und bei vielen Völkern verbreitete von den beiden Königskindern*) anreihen. Allerdings ist die 1572 niedergeschriebene schwedische Fassung HO 15: *‚The wore tu ädele konnungebarn‘* (Arwidsson 2,198. Geijer-Afzelius Nr. 19 b) unter den germanischen Volksdichtungen, welche die Schwimmersage behandeln, die älteste vollständige, während die deutschen Texte erst im 18. und 19. Jahrhundert aufgezeichnet sind und somit für die Annahme des schwedischen Ursprunges Spielraum lassen. Trotzdem glaube ich, dafs dem schwedischen Texte von 1572 eine ältere deutsche Ballade zu Grunde lag. Für das Vorhandensein einer solchen spricht 1) die im 17. Jahrhundert gedruckte niederländische Fassung bei Hoffmann, Niederländische Volkslieder [2] Nr. 27, 2) die grofse Ähnlichkeit der von Geijer in Schweden gehörten Melodie mit der deutschen Weise des 16. Jahrhunderts: ‚Ach Elslein, liebes Elselein‘ bei Böhme Nr. 26; 3) endlich sind noch aus dem 16. Jahrhunderte Fragmente einer Schwimmerballade erhalten, welche sowohl mit den späteren Aufzeichnungen aus dem Volksmunde als mit dem schwedischen Texte Harald Oluffsons übereinstimmen. So z. B.:

Folkeviser Nr. 57. 2,168. 666. 3,833. Geijer-Afzelius 1880 Nr. 35). Auch Str. 8 des dänischen und schwedischen Textes verrät den deutschen Ursprung (Böhme Nr. 162,7. Uhland Schriften 3,544): ‚Zwischen berg und tiefem tal da leit ein freie strasse‘. — Von dem anklingenden, nur in niederländischer Fassung erhaltenen deutschen Liede: ‚Na Ostland wil ik faren‘ (Böhme Nr. 185. Uhland, Schriften 4,32) giebt es in Schweden eine geistliche Umdichtung: *‚Till Österland vil jag fara‘* (Geijer-Afzelius 1880 Nr. 87).

*) Böhme Nr. 24—26. 220. Vgl. Reifferscheid, Westfälische Volkslieder 1879 S. 127—130. R. Köhler, Anzeiger für deutsches Altertum 6,264 f. Bergström zu Geijer-Afzelius 1880 Nr. 19. E. Rolland, Recueil de chansons populaires 3,68—72. 4,1—20. Lootens et Feys, Chants populaires flamands 1879 Nr. 44. Ferner Talvj, Charakteristik 1840 S. 321. 410. E. M. Arndt, Blütenlese 1857 S. 150. Warrens, Norwegische, isl., färö. Volkslieder 1866 S. 235. 284. — Zur Melodie auch Eitner, Das deutsche Lied 1,91. 139. 308. 2,183. R. v. Liliencron, das deutsche Volkslied Nr. 63.

Böhme Nr. 24,1 (v. J. 1534).

Ach Elslein, liebes Elselein,
wie gern wär ich bei dir!
so sein zwei tiefe wasser
wol zwischen dir und mir.

HO 15,2.

Hörenn i, min skönne jomfru,
hure skall iagh till edher att komma?
ther falle sa starke strömmer
emillenn eder och migh.

Auch die jüngere*) dänische Fassung bei Kristensen, Jydske Folkeminder 1 (1871) Nr. 103 a-b hat diese in den übrigen Texten ganz abweichende Strophe:

Hvordan skal jeg komme over,
ja komme over til dig?
der rinder de stride strömme
imellem dig og mig.

Böhme Nr. 25 c, 2.
(v. J. 1592).

Nun gesegne eüch, vatter vnd mutter,
ich spring auch in den see,
es soil umb meinet willen
ertrinken keiner meh.

HO 15, 15—17.

Honn togh lijkett i sinn fampun,
honn sprang medh honom i siönn:
I seijenn thett for minn fader,
iagh kommer rett alrigh hehm.
I seijenn thett för minn fader,
i beden honom haffue ingenn harm. —
I seijenn godh natth minn modher,
i bedenn henne haffue ingenn qwidhe.

Vgl. Hoffman, Nld. Volkslieder Nr. 27, 13—14:

Si nam hem in haer armen,
si spronker mee in de see:
Adieu mijn vader en moeder,
van uw leven siet ghi mi niet weer.
Adieu mijn vader en moeder,
mijn vriendekens alle ghelijc,
adieu mijn suster en broeder!
ic vaerder nae themelrijc.

Gleich der Ballade von den beiden Königskindern enthält auch HO 40: ‚*Rijdharen ridher wthi en lundh sa gröne*‘ Züge, die in gleichzeitigen deutschen Dichtungen häufig sind; vgl. Böhme Nr. 64**). Eine

*) Die ältere v. J. 1689 bei Nyerup, Udvalg af danske Viser 1,47 stimmt meist zu der münsterländischen Version (Uhland Nr. 91), aber auch zu Oluffson (Str. 9—12 = HO Str. 11—14).

**) Eine schwedische Übersetzung (16.–17. Jahrh.) des ähnlichen Liedes ‚Winterrosen‘ bei Böhme Nr. 160 findet sich bei Arwidsson 2, 242: ‚*Jungfrun skulle vattnet hemta utaf den kalle brunnan*‘. Vgl. Reifferscheid, Westfälische Volkslieder S. 147 f. Liederhandschrift des Peter Fabricius Nr. 185. — Einen analogen Fall will ich hier bei-

andre Ballade, welche ich nach einem um 1610 erschienenen fl. Blatte in Birlingers Alemannia 17, 261 f. habe abdrucken lassen, beginnt zwar ähnlich wie die schwedische Dichtung: ‚Es rith gut Reuter schöne wol uber ein Wiesen, was grüne', weicht aber im weiteren Verlaufe durchaus ab.

Auffälligerweise findet sich in dem Neudrucke von Noreen und Schück ein Balladenfragment (19 siebenzeilige Strophen) nicht welches Arwidsson (2, 440 vgl. 289) aus einer Handschrift vom Jahre 1541 mitteilt, die nach seiner Beschreibung mit dem Liederbuche des Johan Larsson identisch sein mufs. Es ist eine Übersetzung der deutschen, auch nach Dänemark gedrungenen Ballade vom Ritter und von der Herzogstochter oder, nach Uhlands Bezeichnung, vom Abendgang (Böhme Nr. 19. Uhland Schriften 4, 88 Nr. 90. Nyerup, Udvalg af danske Viser 1, 50): *‚Jagh weet sa rijk en ridder'*.

Es bleibt uns noch übrig, auf die im Eingange dieser Betrachtung erwähnten geistlichen Dichtungen mit einigen Worten einzugehen. Zu denselben rechne ich die nur fragmentarisch vorliegende No. 2 in Johan Larssons Sammlung (S. 91), obwohl man zunächst gewifs geneigt ist, darin ein weltliches Liebeslied zu erblicken. Allein die in vielen deutschen Fassungen*) und auch in einer dänischen, 1620 von Hans Raffn nach Basilius Förtsch gemachten Übersetzung**) vorliegende erste Strophe erscheint immer als Einleitung einer geistlichen

---

läufig anfügen. In einem um 1690 gedruckten fliegenden Blatte (Arwidsson 3, 148) ist eine Übersetzung des deutschen Schwankes von den drei lieben Frauen (Uhland Nr. 295 und Berlin Ye 462) erhalten:

1. Es was ein mal ein schnöder man,
der hatt ein fräwlein lobesan,
was tet er sich vermefsen?
der tet ir grofs leid und ungemach,
er gab ir manchen harten schlag,
des kunt sie nit vergefsen.
(12 und 17 Str.)

1. Det var en gang en onder mann,
som hade en hustru from församn,
all ting monde hon främia.
Han giorde henne ett stort förtreet,
hon mycket ondt med honom sleet,
hon kunde det ey förglömma.
(17 Str.)

*) Böhme Nr. 585 und 586. Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied 5, Nr. 10—11 (vgl. 2, Nr. 1232. 4, Nr. 80). Hölscher, Nd. geistliche Sprüche und Lieder aus dem Münsterlande 1854 S. 86. A. Fischer, Kirchenliederlexikon 1, 354 f. Angeführt im Coburger Gesangbüchlein 1621 S. 27. 34. — Vgl. noch oben S. 285.

**) C. J. Brandt og L. Helweg, Den danske Psalmedigtning samlet og ordnet (1846—47) 1, 229 Nr. 293.

Minnedichtung. Lag ihr, was nicht unmöglich ist, ein weltliches Lied zu Grunde, so ist dies für uns verloren.

Böhme Nr. 585.	JL 2.
Ich weifs ein blümlein hübsch vnd fein	*Jag wet et blomster sa lustigt och fint,*
das thut mir wol gefallen;	*thet mon mig wel behaga,*
es gliebt mir in dem herzen mein	*thett blomster aelskar iagh aff hiertat,*
das blümelein,	*hugh och sin*
vor andern blümlein allen. (8 Str.)	*vtan all skijn*
	offuer andr —

H. Raffn (1620).

Jeg weed en urt baade deylig oc fiin,
den monne mig vel befalde,
den elsker jag i hierte oc sind,
det blomster fiin,
for andre blomster alle. (7 Str.)

Gyllenmärs giebt unter No. 73 seiner Sammlung: *,Fran gudh well iagh ey skelias'* eine Übersetzung von Ludwig Helmbolds Lied: ,Von Gott will ich nicht lassen'*), indem er Strophe 4 und 5 wegläfst und dafür eine eigene einschiebt.

BG 22: *,Till tigh aff hiartans grunde'* beruht auf einem bei Wackernagel 5 Nr. 256 aus dem Greifswalder Gesangbuche von 1592 abgedruckten Kirchenliede, dessen Anfang ich zur Vergleichung hersetze**).

Wackernagel 5, Nr. 256.	BG 22.
1. Aufs meines hertzen grunde	*1. Till tigh aff hiartans grunde*
schrey ich aufs tieffer noth,	*i min nödhe ropar iagh,*
es ist fast zeit und stunde:	*tet är nu tid och stundher,*
erhör mein gebet, herr gott!	*herre, min bön up tagh.*
2. Eröffne deine ohren,	*vp lat tin mildha öron,*
und wan ich zu dir schrey,	*när iagh ropar till tigh,*
wollest du gnediglich erhören,	*verdigs migh nadeligh höre,*
was mein anliegen sey.	*ehuat som felar migh.*

Zu BG 11: *,Mit hop och tröst och all min lit'* läfst sich wenigstens für die erste Strophe ein deutsches Original v. J. 1571***) nachweisen:

*) Ältester Druck v. J. 1563. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied 4, 630 Nr. 903—905. A. Fischer, Kirchenliederlexikon 2, 308—310.

**) Noch genauer stimmt dazu A. Lobwassers Bearbeitung des 130. Psalms (1. Ausgabe Leipzig 1573 nach dem Französischen Clément Marots). Der schwedische Text steht auch bei J. W. Beckman, Den nya swenska psalmboken Nr. 183 (S. 485).

***) Auch dänisch von Hans Thomissön (1569) bei Brandt og Helweg, Den danske psalmedigtning 1, 114 Nr. 139: *,Mit haab oc tröst oc all tillid'* (3 Str.). — Ebenda 1, 300 Nr. 378: *,Udi din store vrede'* = Gyllenmärs Nr. 65.

Wackernagel 4, Nr. 1017.	BG 11.
Mein hoffnung, trost und zuversicht,	*Mit hop och tröst och all min lit*
zu gott steht mein vertrauen,	*sether iagh till gudh min herre,*
der herr ist treu und lest mich nicht:	*han hielper migh veserlig altidh,*
auff das wort wil ich trawen,	*at inghen skall migh förfära;*
das er sein sohn vom höchsten thron	*bevara migh, o herre, mildeligh,*
für mich ans kreuz hat geben,	*at löckan ey görs migh oblidh,*
der durch sein tod aus aller not	*min hiartans anghers iagh klaghar.*
mich fürt ins ewig leben.	
(3 Str.)	(9 Str).

Aus Lobwassers Psalmenbearbeitung Nr. 42 ist BG 102 entlehnt*):

1. Wie nach einer wasserquelle	*1. Sasom effther wattnett kalla*
ein hirsch schreyet mit begir,	*hiorten skrier med högdt liudh,*
also auch mein arme seele	*altsa och min siäll medh allo*
rufft und schreyt, herr gott, zu dir;	*ropar till tigh, herre gudh;*
nach dir lebendigen gott	*till tigh hon lencktar först,*
sie durst und verlangen hat:	*här lider möcken törst,*
ach wan sol es dan geschehen,	*när skall iagh ther till komma,*
dafs ich dein antlitz mag sehen?	*titt ansicht beskoda med fromma?*
(7 Str.)	(7 Str.)

Ebenso geht BG 105: ‚*Säll är then man medh allo*' auf Lobwassers Psalm 128: ‚Selig ist der gepreiset' zurück.

Noch öfter mahnen einzelne Ausdrücke und Verse an den Ton des deutschen Kirchenliedes, für welches sich im Laufe des 16. Jahrhunderts gleichfalls ein Vorrat bestimmter Wendungen und Formeln angesammelt hatte, die von den minder begabten Dichtern mit geringen Varationen verwandt wurden. Ich führe beispielsweise an: BG 37: ‚*Vack up aff synden tu christendom*'**), BG 28: ‚*Jagh för tigh, o gudh, klaghar*', BG 2: ‚*Jagh will megh herren gudh lofva*', BG 17: ‚*Loffsiungher herran*' (nach Psalm 147, nicht 14, wie es im Abdrucke heifst; vgl. Brandt og Helweg 1, 302 Nr. 380), auch die bis auf die Anfangsworte verlorenen Nummern auf S. 104: ‚*O herre, frelss mig och dööm min*', ‚*Jagh arma bedröfvadhe barn*', ‚*Vi tacke tig, o herre Christ*'. Vielleicht finden sich auch noch genauer entsprechende Vorbilder; bei dem zuletzt angeführten Liede könnte man an mehrere ebenso beginnende Dichtungen N. Selneckers***): ‚Wir danken dir, Herr Jesu Christ' denken.

*) Vgl. Beckman S. 893.

**) Andre Überlieferungen bei Beckman S. 965.

***) Wackernagel 4, Nr. 372, 375, 391, 395, 411, 491. — Nebenbei sei bemerkt, dafs auch dänische Lieder von Hans Christensen Sthen sich in Bröms Gyllenmärs

Wir haben gesehen, dafs mehrere der von Noreen und Schück veröffentlichten schwedischen Lieder, welche in den Jahren 1570—1620 aufgezeichnet wurden, und zwar sowohl Liebeslieder als auch Balladen und geistliche Dichtungen, in engem Zusammenhange mit deutschen Liedern des 16. Jahrhunderts stehen. Welcher Teil hier der empfangende und welcher der gebende war, kann nicht zweifelhaft sein, wenn man das chronologische Verhältnis der Dichtwerke und die in einzelnen Fällen nachgewiesene Verfasserschaft bestimmter Dichter erwägt und ferner den litterarischen Verkehr Deutschlands mit Schweden in jener Zeit*) ins Auge fafst. Deutsche Kaufleute und Handwerker safsen in den gröfseren schwedischen Städten, Deutsch verstanden und schrieben viele gebildete Schweden, von Deutschland empfing Schweden die Lehre der Reformation. Mit dieser Bewegung drang seit 1529 das deutsche Kirchenlied, das um 1540 von Miles Coverdale und John Wedderburn in Übersetzungen auch zu den Protestanten Englands und Schottlands getragen und ebenso in den Niederlanden verbreitet wurde**), durch die Bemühungen des thatkräftigen und gelehrten Olaus Petri, der 1516—1518 in Wittenberg zu Luthers Füfsen gesessen hatte, und seiner Gehilfen nach Skandinavien***). Das Kriegslied, welches Gustav Adolf unmittelbar vor der verhängnisvollen

---

Sammlung befinden (BG 10: *O gudh ske lof till euigh tidh*, BG 16: *Herre Christ, wy tigh nu prise*); ein schwedisches Original älterer Zeit ist BG 15: *Den singnadhe dagh som uy nu see* (Beckman Nr. 424. Klemming, Svenska medeltids dikter 1881—82 S. 172c).

*) Für die frühere Periode erinnere ich nur an die aus dem Niederdeutschen übersetzten Eufemiavisarna (E. Schröder, Göttinger gel. Anz. 1882, 26—32), die Prosa von Valentin und Namelos und das Schacktafvels lek (Klemming, Svenska medeltids dikter 1881—82 S. 200—312. 521), für die spätere an die hochdeutschen Schauspiele am schwedischen Hofe und die Wanderzüge deutscher Komödianten nach Schweden, um von dem Einflusse der lateinischen Schuldramen des Gnapheus, Stymmel, Frischlin, Schonaeus ganz zu schweigen. — Tegnér, Tyska inflytelser på svenskan (Arkiv for nordisk filologi 5, 155—166. 303—344) behandelt die Einwirkung der deutschen Sprache auf die schwedische.

**) C. H. Herford, Studies in the literary relations of England and Germany in the sixteenth century 1886 p. 17 f. 399 f. Het oudste Gezangboek voor de nederlandsche gereformeerde Kerk uitgeg. door A. van der Linde. 's Gravenhage 1869 Nr. 12, 14, 39 (Luther).

***) J. Weidling, Schwedische Geschichte im Zeitalter der Reformation 1882 S. 298. Reuterdahl, Swenska kyrkans historia 4, 444 f. (1866). Ausführliche Nachweise über das deutsche Kirchenlied in Schweden gewährt J. W. Beckman, Den nya swenska psalmboken 1845—1869.

Schlacht bei Lützen anstimmte*) war ein deutsches: ,Verzage nicht, du häufflein klein'! Und mit den geistlichen Weisen hielten auch weltliche ihren Einzug; von den während des dreifsigjährigen Krieges entstandenen schwedischen Liedern gehen verschiedene nach deutschen Melodien, so ein 1626 auf den König Gustav Adolf gedichtetes im Tone: ,Wilhelmus van Nassowen'**), ein gleichzeitiges Kriegslied im Ton: ,Ein soldat ist vorhanden allhier vor diesem haufs'***), eine Schilderung des Gefechtes bei Jankowitz (1645) parodiert das bekannte lateinisch-deutsche ,Pertransivit clericus'†). Der Dramatiker Messenius††) (um 1610) führt das deutsche Liebeslied ,Schöns lieb, gedenck der treue' an.

Auch ein angeblich von dem unglücklichen König Erich XIV. 1533—1577) gedichtetes Lied: *,Väl är den, som vidt fran höga klipper'*†††) erweist sich bei genauerer Betrachtung als eine wörtliche Übersetzung aus dem Deutschen, und zwar aus einem 1624 veröffentlichten und sehr beliebten Gedichte von Opitz*†). Nur ist die siebente Strophe fortgefallen und statt dessen am Schlufs eine eigene *(Adieu, far väl, min hjertans lilja)* hinzugesetzt. Es wird genügen, wenn ich zwei Strophen in beiden Fassungen nebeneinander hersetze, um die Abhängigkeit der schwedischen zu kennzeichnen.

Opitz (1624).	*Lenström 1,60.*
1. Wohl dem, der welt von hohen Dingen	*1. Väl är den, som vidt fran höga klipper*
den Fufs stellt auf der Einfalt Bahn;	*kan vandra pa en nedrig ban;*
wer seinen Mut zu hoch wil schwingen,	*hans fot ofta fran vägen slipper,*
der stöfst gar leichtlich oben an.	*som helst spasserar af och an.*
Ein jeder lobe seinen Sinn,	*Hvar ma följa sitt egit sinn',*
ich liebe meine Schäferin.	*där haller jag min herdarinn'.*

*) Über die Verfasser der einzelnen Strophen vgl. A. Fischer, Kirchenliederlexikon 2, 300. J. Linke, Blätter für Hymnologie 1885, 9—13. H. Schück, Samlaren 7, 74—86 (1886). Die schwedischen Übersetzungen bei Cavallius och Stephens, Sveriges hist. och polit. visor 1, 264 und Beckman, Psalmboken Nr. 378.

**) Cavallius-Stephens 1, 180. Die Melodie bei Böhme Nr. 409 410. Land, Tijdschrift voor Noord-Nederlands Muziekgeschiedenis 1, 170. 192.

***) Cavallius-Stephens 1, 257.

†) Cavallius-Stephens 1, 321. Dazu Hoffmann von Fallersleben, In dulci iubilo 1861 S. 92, und ein Studentenliederbuch von Chr. Clodius, 1669 zu Leipzig angelegt (Berliner Ms. germ. oct. 231, S. 86).

††) Ljunggren, Svenska dramat. 1864 S. 313.

†††) Lenström, Svensk anthologi 1,60 (1841) ohne Quellenangabe.

*†) Teutsche Poemata (1624) S 91. Komponiert von C. Kittel, Arien und Cantaten (1638) Nr. 26 und C. C. Dedekind, Aelbianische Musenlust (1657) Bl. H 3b. Die Melodie citiert z. B. Göring, Liebes-Meyen-Blühmlein 1654 S. 139. Über die Verbreitung vgl. Serapeum 1870, 166 Nr. 155 und M. v. Waldberg, Renaissancelyrik S. 120 f. 217.

4. Hat Phyllis gleich nicht Gold und Schätze,
so hat sie doch, was mir gefellt;
wormit ich mein Gemüth ergetze,
wird nicht gekauft um Gut und Geld.
Ein jeder lobe seinen Sinn,
ich liebe meine Schäferin.

5. *Har Phillis ej guld, ej stora skattar,*
sa har hon dock det jag begär:
den kärlek hon mig med omfattar,
är mig fast mer än guldet skär.
Hvar ma följa sitt egit sinn',
kär haller jag min herdarinn'.

Natürlich ist die Verfasserschaft des Königs Erich, dem man auch geistliche Lieder zugeschrieben hat, eine chronologische Unmöglichkeit. Da sein neuester Biograph*) da, wo er von seinen musikalischen Kenntnissen spricht, dieses Liedes überhaupt nicht gedenkt, ist vielleicht dessen Unechtheit schon von schwedischen Gelehrten erkannt worden**).

Wie vertraut Gustav Adolf mit der deutschen Dichtung war, geht schon aus seinen durch Anmut der Sprache ausgezeichneten Liebesbriefen an Ebba Brahe***) v. J. 1613—14 hervor. Wie in den oben berührten Liedern warnt er die Geliebte vor falscher Kläffer Zungen: *,Nu, min allra kiäraste, farer wäl, och tager Eder til wahra för falska menniskor och deras tungor'*. Trotz aller Hindernisse soll doch sein Herz und Gedanke stetig bei ihr bleiben *(skall dockhiertat och tanckan stadigt hoos Eder blifwa)*; er legt eine Blume, welche die Deutschen Vergifsmeinnicht nennen, seinem Briefe bei *(theta blomstret, som Tyskerna Vergiest nicht mein kalla)* und wünscht ihr viel hunderttausendmal gute Nacht. Auch befindet sich unter den drei von ihm hinterlassenen Gedichten†) ein deutsches Liebeslied, dessen acht Strophen das Akrostichon ,Flemingh' ergeben:

Fahr hin, hoffnungh, wass uill thu nuhn
mich lengher itz auffhalten.

Eine andre Liebesklage des Königs in schwedischer Sprache: *Christeligh är eij then pina stor, som jagh lihr i min hug och sinne* scheint nach dem Akrostichon ,Christina Flemingh' an dieselbe Dame gerichtet zu sein; von der Verwandtschaft mit der deutschen Lyrik werden zwei Strophen eine Vorstellung gewähren:

*) A. G. Ahlqvist, Konung Erik XIV.s sista lefnadsår (1878) S. 187 f. Vgl. O. Celsius, Geschichte König Erichs des 14. (Flensburg 1777) S. 365. O. Sundel, Kongl. academiens handlingar 9, 59 (1811). Beckman, Psalmboken S. 472 f.

**) Lenström, Svenska poesiens historia (1839—40) 2,624. Handlingar rörande Scandinaviens historia 4,30.

***) Konung Gustav II. Adolfs Skrifter ed. C. G. Styffe, Stockh. 1861 S. 574—585.

†) Ebenda S. 611 618. Fryxell, Handlingar rörande Skandinaviens historia 26, 33—42 (1843).

4. Ingen sten ähr funnen sa hardh,
som sigh icke late beueka
eller alldeles nötta bortt
aff stal eller af uatnet ueka.
Allt sa och jagh
i ingen sijnn skal hafua fördragh,
min hugh skall stadigt pa tig leka.

10. Fugelen uppa grönan quiste,
diuren uti marcken willa
skulle, huar de min sorgh uiste,
migh hiälpa tarar att förspilla,
Echo mit rop
förmerar medh sitt ljudh en stor hop
emellan tässa bärgh och dalar.

Der Dramatiker Asteropherus übersetzte in seiner 1609 entstandenen *Tisbe**) teilweise Samuel Israels Tragedia von der grofsen vnaufsprechlichen Liebe Pyrami vnnd Thysbes (Strafsburg 1601) und den Vincentius Ladislaus des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig (1594). Ericus Kolmodinus gab in seiner Weihnachtskomödie *Genesis Aetherea* (Abo 1659) eine deutsche Arbeit des Stockholmer Schulmeisters Petrus Pachius, *Salutaris Jesu Christi nativitas,* v. J. 1638 wörtlich wieder**), und Sven Dalius übersetzte in hohem Alter die Moralität *Hecastus* des Macropedius (Götheborg 1681) nicht nach dem lateinischen Original, sondern nach der 1552 erschienenen Verdeutschung Rappolts, welche er von seinen Kriegszügen in Deutschland unter Gustav Adolf mitgebracht haben mochte***).

Angesichts dieser Tatsachen, die sicher von Kennern der schwedischen Litteratur vermehrt werden könnten†), darf eine Herübernahme von deutschen Volksliedern nicht befremden. Wer waren aber die schwedischen Übersetzer? An die niederen Schichten des Volkes, die reisenden Handwerksburschen, die in unsrer Zeit als Träger der Volkslitteratur gelten können, an die gemeinen Soldaten des dreifsigjährigen Krieges, darf man damals noch nicht denken; vielmehr weist uns verschiedenes auf die gebildeten Stände. Müssen wir bei den geistlichen Dichtungen uns die schwedischen Theologen des lutherischen Bekenntnisses als die Vermittler vorstellen, so fallen uns bei den weltlichen Liedern die ziemlich zahlreichen Studenten††) ein, welche alljährlich von Schweden auf die deutschen Hochschulen zogen. Wenn

*) K. Warburg in Samlaren 8, 58—67 (1887).

**) Bolte, Allgemeine deutsche Biographie 26, 794 f.

***) Vgl. meine Ausgabe von J. Strickers Düdeschem Schlömer 1889 S. *24.

†) Mir stehen hier in Berlin nicht einmal Hansellis Neudrucke (Samlade vitterhetsarbeter aff svenska författare) zu Gebote. Über die Übersetzungen des Reineke Vos und deutscher Volksbücher vgl. Lenström, Svenska poesiens historia 1,110. 129. 139. 142 (1839).

††) Unter den bekannten Liedersammlungen sind verschiedene von Studenten angelegt, um 1600 in Leiden das Liederbuch des Adrian Smoutius (später im Besitze von J. Thysius), um 1605 in Rostock das des Petrus Fabricius, 1669 in Leipzig das des Chr Clodius u. s. w.

die höchst verdienstliche Arbeit von L. Daae: *Matrikler over nordiske studerende ved fremmede universiteter, 1. hefte,* Christiania 1885, erst vollendet ist*), wird man wohl auch die Sammler der von Noreen und Schück abgedruckten Liederbücher unter diesen Studenten wiederfinden. Gelehrte Bildung läfst bei Harald Oluffson und Bröms Gyllenmärs die fast regelmäfsig am Ende jeder Nummer stehende Bemerkung ‚τελως. finis. endhe‘ erkennen. Sodann ist zu beachten, dafs die übersetzten weltlichen Lieder nur zum Teile der eigentlichen Volkspoesie angehören; meist sind es halb kunstmäfsige Gesellschaftslieder, welche sich zu einer Zeit aus jener entwickelten, als die Pflege des mehrstimmigen Gesanges ‚in den geselligen Kreisen des Bürgerstandes Liebhaberei und Mode ward und das Singen und Lauteschlagen so zur allgemeinen Bildung gehörte, wie ungefähr heutiges Tages das Klavierspielen‘. Es sind auch weder studentische Trinklieder**), noch Verherrlichungen des Soldatenstandes, des Jägerlebens oder überhaupt besonderer Stände, sondern galante Huldigungen und schmachtende Liebesklagen, wie sie der wohlerzogene Jüngling in fröhlicher Geselligkeit oder am späten Abend vor dem Fenster der angebeteten Dame zur Laute vortrug. Und wie im 12. Jahrhundert der provenzalische und französische Minnesang in den nach höfischer Bildung strebenden Kreisen des deutschen Adels Nachahmung weckte, so mag Ähnliches auch im 16. Jahrhundert in Schweden geschehen sein, nur dafs hier auch das Bürgertum an der höheren Bildung teilnahm. Auch die verhältnismäfsig wenigen aus Deutschland herübergekommenen Balladen verherrlichen romantische Liebesverhältnisse. Etwas auffallend ist, dafs Oluffson und Gyllenmärs sich nirgends über die Sangweisen ihrer Texte äufsern; nur einmal (BG 100) ist der Überschrift beigefügt: „*vnder the nother: More palatino*“. Ein Trinklied gleichen Anfangs begegnet in einem 1668 von dem Leipziger Studenten Christian Clodius angelegten Liederbuche (Berliner Mscr. germ. oct. 231, S. 22): nur enthalten seine Strophen statt 9 blofs 7 Zeilen, doch könnte die dort beigegebene Melodie durch Wiederholung einiger Takte auch dem schwedischen Liede angepafst werden. (Vgl. Birlingers Alemannia 12,71).

*) Über die ältere Zeit vgl. Weidling, Schwedische Geschichte 1882 S. 22—25. In der Rostocker Matrikel erscheinen verschiedene *Nicolaus Laurentii* und *Johannes Laurentii*, aber die Identität mit den Besitzern der erhaltenen Liederbücher ist fraglich.

**) Der Refrain eines deutschen Trinkliedes (Böhme Nr. 323. Uhland, Schriften 4, 207) begegnet zwar bei Arwidsson 2, 240 wieder, aber er ist hier einem Liebesliede beigegeben: ‚*Rosen och salvier, liljer och persilier, krusade mynte och hjertans fröjd*‘.

More palatino
bibimus, ne gutta supersit,
unde suam possit
musca levare sitim:
sic bibimus,
sic vivimus
in academiis.

Man darf aber ebensowenig annehmen, dafs die schwedischen Sammler jene Lieder nur zum Lesen, nicht zum Singen aufzeichneten, als dafs sie selbst neue Melodien dazu ersannen. Gegen die letztere Ansicht sprechen besonders die oben S. 290 und 296 erwähnten Thatsachen: das Fortleben der deutschen Weise ‚Ach Elslein, liebes Elslein' im Gedächtnis des schwedischen Volkes und die Melodienbezeichnungen über den historischen Liedern aus dem dreifsigjährigen Kriege. Sollten sich nicht noch andere deutlichere Spuren deutschen Einflusses in den weltlichen wie in den geistlichen Singweisen Schwedens nachweisen lassen? Wir wären sehr erfreut, Genaueres über ein in Skokloster aufbewahrtes Liederbuch*) zu erfahren, welches der spätere Reichsdrost Pehr Brahe (1602—1680) 1620 auf der deutschen Universität Giefsen anlegte; es enthält 1) italienische, deutsche und französische Tänze in Lautentabulatur, 2) Choralmelodien, 3) schwedische und deutsche Lieder. Auch die S. 277 und 287 erwähnten Stockholmer Handschriften gewähren vielleicht wertvolle Aufschlüsse.

Ebenso wie in Schweden fand die deutsche Liederdichtung auch in dem näher gelegenen Dänemark Eingang und Beachtung. Das zeigen uns die in den Stammbüchern adliger Damen des 16.—17. Jahrhunderts aufbewahrten Dichtungen**) und häufige Anführungen in den Schauspielen derselben Periode. Hieronymus Justesen Ranch***)

*) Arwidsson 1, IX und 2, VII. Auf dem Titelblatte steht: ‚*Fiducia et Spe. Verum decus in virtute positum. Petrus Brahe C. D. W. 1. Jan. A⁰. 1620 Giessae*'. — Eine etwa 100 Bände starke Sammlung mehrstimmiger Motetten und geistlicher Lieder von deutschen Komponisten des 16.—17. Jahrhunderts (E. Bodenschatz, H. Dedekind, N. Gotschovius, A. Hammerschmidt, J. Jeep, O. di Lassus, L. Lechner, R. Mangon, T. Michael, Hier. Praetorius, A Profius, A. Schadaeus, H. Schütz, W. Striccius, M. Vulpius, T. Walliser u. a.) sah ich im Archiv der Deutschen Kirche zu Stockholm. — Über eine Hs. schwedischer Psalmen mit Melodien vgl. Wieselgren in Samlaren 9, 104.

**) Molbech, Om de gamle danske Folkevisers Beskaffenhed og Forhold in Historisk-biographiske Samlinger 1, 17. 39 (1848). — Über die oben S. 283 erwähnte Liederhandschrift der Wyffueke Bild (um 1640) werde ich gelegentlich berichten.

***) Ranchs Danske Skuespil og Fuglevise, udg. af S. B. Smith 1876—77 S. 193 und 302. Auch der von Knaben gesungene *Tritanello* auf S. 258: ‚*Hei frisk en fro*,

(1539—1607) legt in sein Drama *Samsons faengsel* (1599 oder früher) das beliebte vierstrophige Gedicht: ,Venus du und dein Kind'*) ein und übersetzt in seiner Komödie *Karrig Niding* die übermütige Ballade vom Bettler**). Der gleich Ranch in Viborg ansässige Anonymus, welcher um 1600 ein Tobiasdrama***) schrieb, citiert die Lieder: ,Wer Gott vertrauett'†) und: ,Ich bin so lang gewesen'††). In der 1607 von dem Schulmeister Peder Thögersen zu Randers aufgeführten *Comoedia de Mundo et Paupere*†††) kommt das Lied: ,Ich stund an ein[em] morgen'*†) vor. Im Laufe des 17. Jahrhunderts erscheinen dann verschiedene lange Balladen deutschen Ursprunges auf fliegenden Blättern in dänischer Übertragung; Nyerup weist in den Udvalgte Danske Viser 5, 60—68 (1814) folgende nach: Meister Hildebrand**†), Trimunitas***†), Abendgang†*), Graf von Rom†**), Tannhäuser†***), ,Es waren zwei Königskinder'§), 'Es liegt

---

Hey Tritanello! En Galliardt Med lystig fartt' etc. ist wohl von Deutschland herübergekommen; vgl. die Melodie *Tridontella* in Phil. Hainhofers Lautenbüchern 2, Bl. 35a (Wolfenbüttler Hs. Aug. 18, 7 fol.)

*) Böhme Nr. 219. Ferner Hoffmann, Gesellschaftslieder[2] Nr. 33. Nd. Volkslieder 1883 Nr. 34. P. v. d. Aelst 1602 Nr. 85. Yxems Liederbuch von 1575 (Ms. germ. fol. 753) Nr. 150. Peter Fabricius' Liederhandschrift Nr. 99. Eine Parodie bei Guarinoni, Grewel der Verwüstung menschlichen Geschlechts 1610 S. 1152. — Citiert z. B. bei Eitner, Das deutsche Lied 2, 266, in Peter Hegelunds Kalender von 1576, bei Naogeorg, Kaufmann übers von Rulich 1595 S. 126, Ayrer, Dramen 5, 3077 ed. Keller, M. Rinckhard, Monetarius seditiosus 1625 Bl. Njb, Coburger Gesangbüchlein 1621 S. 98, 115, 133, 141, 183.

**) Böhme Nr. 46. Vgl. Uhland, Schriften 4, 249 f. Liebrecht, Germania 14, 393. 398. Birlingers Alemannia 12, 62 f. Etwas anders gewandt ist der Stoff im schwedischen Liede vom Pilgrim (17. Jahrh.) bei Arwidsson 1, 320.

***) Tobiae Komedie udg. af S. B. Smith 1887 S. 15 und 33.

†) Wohl das verbreitete Lied J. Magdeburgs (Wackernagel, Kirchenlied 3 Nr. 1213—1215), nicht das N. Selneckers (Wackernagel 4 Nr. 328—330).

††) Frankfurter Liederbuch 1582 Nr 258. Vgl. Bolte, Zs. für deutsche Philologie 21, 479.

†††) Udg. af S. B. Smith 1888 S. 77 und 80.

*†) Oben S. 284.

**†) Böhme Nr. 1. Uhland, Schriften 4, 156.

***†) Goedeke-Tittmann, Liederbuch aus dem 16. Jahrh. 1867 S. 340. Böhme S. 28 Nr. V. Rosenberg, Zs. f. d. Gesch. der Juden 2, 294.

†*) Oben S. 292.

†**) Oben S. 288.

†***) Böhme Nr. 21. Uhland, Schriften 4, 259. W. Bilds Hs. Bl. 192b.

§) Oben S. 290.

ein Schlofs in Österreich'*). Auch die in demselben Bande 5 S. LXXXVI nebst Melodie aufgezeichnete Strophe: *,Jeg gik mig op paa höie Bjerg'* entstammt der alten Ballade vom Grafen und der Nonne**): ,Ich stund auf einem Berge'. Was endlich die geistliche Dichtung in Dänemark anlangt, so braucht man nur das Werk von C. J. Brandt und L. Helweg, Den danske Psalmedigtning (1846—1847) zur Hand zu nehmen, um hier nicht blofs die Gesänge Luthers und seiner Nachfolger, sondern auch die beliebten Umbildungen weltlicher Weisen wie ,Es taget in dem Osten', ,Ach Jupiter hetstu Gewalt', ,Rosina wo was dein Gestalt', ,Ich stand an einem Morgen', ,Wie gerne möcht ich singen schöns Lieb ein Liedlein klein', ,Daphnis ging vor wenig Tagen' (Rist, Galathee 1642) u. a. wiederzufinden***).

Die besprochenen Fälle, in denen wir eine direkte Entlehnung aus deutschen Originalen annehmen zu dürfen meinten, bilden nur einen Bruchteil der längst von Uhland, Grundtvig†), Bergström und andern Forschern erkannten Gemeinsamkeiten skandinavischer und deutscher Volksdichtung. Aber wenn es dort oft schwer fällt, die Frage der Priorität zu entscheiden, und den Weg festzustellen, den diese oder jene Ballade von einem der germanischen Stämme zum andern genommen, wenn wir viele Motive und Formeln für ein altes gemeinsames Gut derselben††) erklären müssen, so glauben wir uns hier auf den Bereich des historisch Wahrscheinlichen beschränkt zu haben. Die lockende Aufgabe, auch den Einflufs deutscher Verstechnik, besonders deutscher Strophenformen auf die schwedische Poesie zu untersuchen, bleibe einem genaueren Kenner der letzteren überlassen.

*) Oben S. 288.

**) Böhme Nr. 36—38. Ein vollständiger dänischer Text bei Kristensen, Jydske Folkeminder 1, 217 Nr. 81 (1871). Liebrecht, Göttinger gel. Anz. 1872, 1918 f.

***) Vgl. Rudelbach, Om Psalme-Literaturen, 1856 S. 264 ff. Erst nachträglich kommt das treffliche Buch von J. Paludan, Renaissancebevaegelsen i Danmarks Literatur (1887) in meine Hände, welches den deutschen Einflufs auf die dänische Litteratur während des 16. und 17. Jahrhunderts gründlich und umfassend darstellt.

†) Allerdings führt Grundtvig (Gamle danske Folkeviser 2, XV) unter den ersten 114 Nummern seiner musterhaften Sammlung dänischer Volkslieder nur neun auf, zu denen deutsche Parallelen existieren; allein er hat absichtlich fast nur solche Balladen aufgenommen, deren skandinavischer Ursprung in Inhalt und Färbung unverkennbar ist.

††) Die umfangreiche Untersuchung von R. M. Meyer: Die altgermanische Poesie in ihren formelhaften Elementen (Berlin 1889) konnte ich noch nicht benutzen.

Berlin.

Die Reisen der drei Söhne des Königs von Serendippo.

Ein Beitrag zur vergleichenden Märchenkunde.

Von

Georg Huth.

II*).

C. Ausführliche Analyse des unübersetzten Teiles des Peregrinaggio

(von fol. 12a bis zu Ende).

Nachdem die Prinzen auf die Bitte des Kaisers Behram, ihm in einer gewissen Angelegenheit behilflich zu sein, ihre Bereitwilligkeit ausgedrückt hatten, eröffnete ihnen derselbe folgendes: Einst besassen seine Vorfahren in dem jetzt von ihm beherrschten Reiche einen Spiegel, der die Eigenschaft hatte, bei Prozessen die im Unrecht befindliche Partei, sobald sie in denselben hineinblickte, eine schwarze Gesichtsfarbe annehmen zu lassen, die nicht eher verschwand, als bis der betreffende Übeltäter vierzig Tage in einem tiefen Brunnen bei Wasser und Brot zugebracht und darauf vor versammeltem Volke sein Vergehen eingestanden hatte. Da nun auf diese Weise durch die wunderbare Wirkung des Spiegels kein Verbrecher seiner Strafe entgehen konnte, scheute sich jeder, Unrecht zu tun, und das Land genofs daher den tiefsten Frieden und die gröfste Wohlfahrt. Damals regierte Behrams Grofsvater. Nach dessen Tode aber brachen zwischen seinen beiden Söhnen Streitigkeiten wegen der Nachfolge aus, aus denen der Vater Behrams als Sieger hervorging. Hierüber erzürnt, entführte sein Bruder, Behrams Oheim, den Spiegel, der den Namen „Spiegel der Gerechtigkeit“ führte, nach Indien und schenkte ihn der Königin dieses Landes, jedoch mit dem Bemerken, dafs der Spiegel nur in seiner Heimat – dem Reich von Behrams Vater — seine rechte Wirkung thue. Gleich wohlbewirkte er, an das Meer gebracht,

*) Vergl. N. F. II, 404 und III, 220.

wenigstens so viel, dafs eine täglich mit Sonnenaufgang über demselben auftauchende Hand, welche nach Sonnenuntergang, wenn sie ins Meer zurücksank, sich dem Ufer zu nahen und einen Menschen vom Lande ins Meer zu ziehen pflegte, nunmehr statt dessen nur ein Pferd oder einen Ochsen hinabrifs. — Behrams Vater, dessen Reich infolge der Entführung des Spiegels die Segnungen desselben wieder eingebüfst hatte, sandte einen Gesandten an die Königin von Indien mit der Bitte, ihm den Spiegel gegen eine hohe Summe zurückzuerstatten, da er ja für ihr Land von keinem Nutzen sei. Der Gesandte brachte jedoch statt des Spiegels den Bescheid zurück, die Königin wolle denselben nur unter der Bedingung herausgeben, dafs der Kaiser ihr ein Mittel gegen das von der Hand ausgehende Unglück ihres Landes anzugeben vermöge. Da der Kaiser aber kein solches Mittel kannte, mufste er auf die Wiedererlangung des Spiegels und damit auf die Wiederherstellung des Friedens und Glückes seines Reiches verzichten.

Nun aber bat Behram die Prinzen, sie sollten doch nach Indien ziehen, ein Mittel gegen die Hand ausfindig machen und so den Spiegel zu erlangen suchen. — Die Jünglinge waren dazu bereit und begaben sich auf den Weg.

Unterdessen vertrieb sich Behram, der die Musik sehr liebte, die Zeit damit, sich von Spielleuten und Sängern unterhalten zu lassen. Eines Tages brachte ihm nun ein Kaufmann eine schöne, spielgewandte und mit einer herrlichen Stimme begabte Sklavin namens Dilиramma, die den König durch ihren Gesang und ihre Schönheit alsbald in eine so leidenschaftliche Liebe verstrickte, dafs er sie sofort erstand und zu seiner Lieblingssklavin machte. Als nun der Kaiser einstmals auf einer Jagd, die er in Begleitung Dilirammas und seines Gefolges unternahm, auf einen Hirsch traf, fragte er die Sklavin, an welcher Körperstelle er denselben treffen solle. Darauf äufserte sie den Wunsch, der Kaiser möchte ihm mit einem und demselben Pfeil Fufs und Ohr zugleich durchbohren, was sie aber selbst im Stillen für unmöglich hielt. Behram jedoch versprach ihr die Ausführung ihrer Bitte. Hierauf durchschofs er mit der Armbrust das Ohr des Tieres, dann, als es sich mit dem Fufs die Ohrwunde kratzte, mit einem schnell hervorgeholten Pfeil Fufs und Ohr mit einem und demselben Schufs. Während nun der ganze Hofstaat voller Bewunderung den Kaiser beglückwünschte, bemerkte Diliramma, sie glaube, er hätte nur durch die Täuschung des Hirsches durch den Armbrustschufs die Probe bestanden, auf diese Weise hätte aber auch jeder andere den verlangten Schufs ausführen können. Über diese Äufserung,

zumal in Gegenwart des Hofstaates, aufs höchste aufgebracht, liefs Behram die Sklavin, trotz seiner heftigen Liebe zu ihr, entkleiden und mit auf den Rücken gebundenen Händen in den Wald führen, um sie den wilden Tieren zum Frafse zu überlassen. Dann kehrte er, von Liebe und Zorn aufgeregt, betrübt und niedergeschlagen, in seine Residenz zurück.

Unterdessen wanderte Diliramma, bitterlich weinend und in höchster Furcht vor den wilden Tieren, durch den Wald, bis sie auf die Landstrafse kam. Hier traf sie eine Gesellschaft von Kaufleuten, deren ältester sich mitleidig ihrer annahm, sie in sein Haus führte und sie schliefslich, als er ihre Fertigkeit im Gesang und Lautenspiel kennen gelernt, zur Tochter annahm.

Während dieser Zeit bereute Behram seine Handlungsweise bitterlich und schickte die Diener, welche Diliramma in den Wald geführt hatten, aus, um sie zu suchen und zurückzubringen. Die aber kehrten nach langem Suchen unverrichteter Sache zurück.*) Aus übergrofser Trauer hierüber fiel der Kaiser in eine schwere Krankheit, gegen die kein Heilmittel etwas half. Daher beschlossen die Barone die Rückkehr der drei klugen Prinzen abzuwarten, die gewifs ein Mittel zur Beseitigung der Krankheit würden ausfindig machen können.

Diese waren unterdessen nach Indien gelangt und dort mit grofsem Pomp empfangen worden. Zunächst liefsen sie der Königin durch ihren ersten Minister ihren Auftrag bestellen. Am nächsten Morgen gingen sie ans Ufer des Meeres, wo schon vieles Volk harrte. Als nun bei Sonnenaufgang die Hand aus dem Meere aufstieg, erhob der älteste Prinz seine Hand gegen dieselbe, indem er den zweiten und dritten Finger ausstreckte, die übrigen aber eindrückte. Sogleich tauchte die unheilvolle Hand ins Meer zurück und wurde seitdem nie mehr gesehen. Nachdem nun die Brüder von der über die Nachricht hiervon hocherfreuten Königin in den Palast berufen worden, erklärte ihr der älteste auf ihre Bitte das Geheimnis der Bezwingung der Hand folgendermafsen: Beim Anblick der offenen Hand über dem Meere hätte er sogleich erkannt, dafs dieselbe nichts anderes bedeute, als dafs fünf Menschen, wenn sie ein und dasselbe wollten, ausreichen würden, die ganze Welt einzunehmen, und weil nun die Hand so ver-

*) Über den Unterschied zwischen Nizâmîs „Sieben Schönheiten" und dem „Peregrin", hinsichtlich der Verknüpfung der Erzählung von der Favoritin mit der gesamten übrigen Darstellung s. Benfey, Orient und Occident, III, 263 fg.

standen sein wollte, sich aber niemand gefunden, der es so hätte erraten können, so habe sie dem Volke der Königin beständig so grofsen Schaden zugefügt. Nun aber habe er sie beschämt und dadurch zum Zurückzug und zum Verschwinden für immer gezwungen, indem er ihr durch Ausstreckung zweier Finger — während die übrigen eingedrückt waren — angedeutet habe, dafs sogar schon zwei Menschen in ihrer Einigkeit die ganze Welt zu erobern vermöchten. — Bei der nun folgenden Beratung der Grofsen sprach der älteste Minister gegen die Auslieferung des Spiegels an die Prinzen, da die Hand zwar für jetzt gebannt, die Möglichkeit ihrer Wiederkehr jedoch nicht ausgeschlossen sei. Dem stimmte nun die Königin zwar bei, da sie jedoch andererseits dem Kaiser Behram, dem sie durch seine Gesandten zu so grofsem Danke verpflichtet worden, ihre Erkenntlichkeit bezeigen wollte, und sie zugleich ein sicheres Mittel gegen die Wiederkehr der Hand wufste, so wollte sie ihre Entscheidung über die Auslieferung des Spiegels davon abhängig machen, ob es ihr gelingen würde, eben dieses Mittel zu erlangen oder nicht. Es bestand aber dasselbe, wie sie der Versammlung eröffnete, in Folgendem: Kurz vor seinem Tode hätte ihr Vater befohlen, sie solle, da während ihrer Regierung einige Prinzen in das Land kommen und um ihre Hand anhalten würden, nur denjenigen zu ihrem Gemahl nehmen, welcher eine von den beiden Aufgaben, die er ihr angab, lösen könne, da ja ein Land nicht minder durch Klugheit, als durch Kraft und Stärke zu regieren sei. Da sie nun die drei in ihr Land gekommenen Brüder nach ihrem Aussehen für Männer von vornehmer Abstammung halte, so wolle sie dieselben durch einen ihrer Räte zur Aufweisung und eidlichen Bestätigung ihrer Herkunft veranlassen, und wenn sich dann ihre hohe Abkunft herausstellte, so wolle sie denjenigen von ihnen zu ihrem Gemahl erwählen, der eine von den beiden von ihrem Vater gestellten Aufgaben lösen würde, was ihnen bei ihrem hohen Verstande nicht schwer fallen würde. Dann aber würde man bei der Klugheit des Erwählten die Wiederkehr der Hand nicht mehr zu befürchten haben. Auf diesen Vorschlag gingen die Räte ein. Nachdem nun die Brüder nach längerem Zögern dem sie befragenden ältesten Minister endlich der Wahrheit gemäfs ihre Abkunft vom König Giaffer von Serendippo eingestanden, wurden sie zur Königin geführt, die ihnen nun ihre Absichten und Wünsche darlegte und ihnen schliefslich zunächst die Aufgabe stellte, anzugeben, wie man an einem Tage ein ganzes Magazin voll Salz aufessen könne.

Da erklärte der zweite Prinz, die Ausführung dieser Aufgabe sei leicht, er selbst erbiete sich dazu.*) Am folgenden Tage liefs er sich ins Salzgewölbe des Königsschlosses führen, benetzte die Spitze seines Fingers, tupfte dieselbe in das Salz und afs die so herausgenommenen Körnchen. Damit erklärte er die Ausführung der Aufgabe für vollbracht. Hierauf zur Königin zurückgekehrt, äufserte er sich dahin, wer, wenn er mit seinem Freunde soviel Salz esse, wie er im königlichen Magazin gegessen habe, nicht erkennen könne, was sich für die Freundschaft schicke, der lerne es, selbst wenn er zehn Salzkammern leere, nicht. Somit glaube er seine Aufgabe gelöst zu haben. Der Königin gefiel diese Lösung der Aufgabe, welche dieselbe war wie die von ihrem Vater für die Aufgabe bezeichnete.

Die zweite Aufgabe, welche die Königin darauf stellte: fünf Eier unter drei Personen so zu verteilen, dafs jede eine gleiche Anzahl besitze, ohne jedoch ein Ei zu zerbrechen, löste der jüngste Prinz in der Weise, dafs er der Königin drei, dem dabei anwesenden Minister und sich selbst je eins zuteilte, indem er erklärte, jede der drei anwesenden Personen besitze nun drei Eier, da der Minister und er selbst von Natur jeder schon zwei Eier hätten.

Die Königin erwählte nun den zweiten Prinzen zu ihrem Gemahl. Dieser aber, obwohl hocherfreut, wollte sich zunächst die Zustimmung seines Vaters aus seiner Heimat holen. Die Königin gab nun den Brüdern, hiermit einverstanden, den „Spiegel der Gerechtigkeit“ zurück, um ihn Behram zu überbringen, von da aus sollten sie dann in ihre Heimat reisen. So kehrten sie in Behrams Land zurück. Bei der Nachricht von ihrer Rückkehr wurde der Kaiser von der frohen Hoffnung erfüllt, es würde ihrer Klugheit und Einsicht gelingen, ein Mittel gegen seine Krankheit zu finden. Nachdem ihm nun sein erster Minister die Taten der Jünglinge in Indien sowie die Vermählung des zweiten Jünglings mit der Königin von Indien erzählt und auch ihre Abstammung vom Könige Giaffer von Serendippo mitgeteilt hatte, liefs er die Brüder vor sich kommen, dankte ihnen für die Wiederbringung des Spiegels, erzählte ihnen seine Erlebnifse mit Diliramma und bat sie um ein Mittel gegen seine Krankheit. Gelänge es ihnen nicht,

*) Hier wird in der französischen Bearbeitung des Peregrin. vom Jahre 1719 (p. 73 fg.), sowie in der deutschen die Aufgabe zunächst so gelöst, dafs der Prinz ein erbsengrofses goldnes Krügchen voll Salz aus seiner Tasche zieht und dessen Inhalt verzehrt.

ein solches ausfindig zu machen, so müfste er, da ihm bisher niemand zu helfen vermocht, gewifs bald sterben. Darauf riet der älteste Prinz, er solle auf seinem in der Nähe der Residenz gelegenen schönen Landsitz sieben Paläste in verschiedenen Farben bauen lassen und in jedem derselben, am Montag anfangend, je einen Tag und eine Nacht zubringen. Der zweite Jüngling erteilte dem Kaiser den Rat, sieben Gesandte nach den sieben Gegenden der Welt zu senden und sieben Prinzessinnen, die Töchter der mächtigsten und angesehensten Herrscher, holen zu lassen. Jede derselben sei dann in einem der sieben Paläste unterzubringen, damit sie Behram bei seinen Besuchen unterhalte und ihm die Zeit angenehm zu verbringen helfe. Der dritte Prinz endlich schlug vor, in den sieben Hauptstädten des Landes durch Bekanntmachung sieben Märchenerzähler ausfindig zu machen, welche gegen reiche Belohnung dem Kaiser je ein Märchen erzählen sollten. Behram liefs nun alle drei Pläne in kürzester Zeit zur Ausführung bringen.

Parallelen zur Rahmenerzählung*).

(Die Wirkung des Zauberspiegels nach Behrams Beschreibung.)

A. 1. Masudi (bei de Guignes in „Notices et Extraits des Manuscrits" t. Ier p. 25 et suiv.; cf. Monumens arabes, persans et turcs, décrits par M. Reinaud, t. IIième p. 418) erzählt, dafs „Alexander der Grofse auf dem Pharos von Alexandrien einen Spiegel aufstellen liefs, in welchem man das Land Rum, die Inseln des Meeres sowie alles, was die Bewohner desselben thaten, nebst den ankommenden Schiffen sehen konnte." (cf. Loiseleur Deslongchamps, Essai sur les fables indiennes, p. 153 n. – Orient und Occident, III [1865] p. 360 [Fel. Liebrecht]).

2. Benjamin Tudelensis Itinerarium, Lips. 1764. 12⁰ p. 102 (oder I, 155 ed. Asher, oder Early Travels in Palestine etc. ed. Wright, London 1848, p. 122) „On rapporte qu' Alexandre avait placé sur le haut du phare un miroir dans lequel on pouvait voir, à la distance de plus de cinq cents parasanges, tous les vaisseaux de guerre qui venaient tant de la Grèce que de tout l'occident pour attaquer l'Égypte, et par ce moyen le pays était toujours prêt à se défendre." (Loiseleur Deslongchamps l. c.)

3 Vom König Laurîd wird erzählt, „dafs er sich einen Spiegel aus einer Mischung verschiedener Dinge machte, worin er alles sehen konnte, was in den sieben Zonen sich ereignete, Gutes oder Böses, und welches Land bewäfsert wurde, und welches nicht; dieser Spiegel stand mitten in der Stadt Amsûs auf einer grünen Marmorsäule" (Orient und Occident. I [1862] p. 331, III [1865] p. 360.)

4. „Ebenso wird vom König Ça erzählt, er habe in der Stadt Ça am Nil eine Säule mit einem Spiegel darauf aufstellen lassen, der alles Gute oder Böse, das sich in den

*) (Der Henker, zum Mitleid gestimmt, unterläfst die befohlene Tötung bei Nizâmî) s. ähnliche Züge in der Oedipus-Sage in Sophocles' Darstellung im „Oedipus rex." — Rohde, D. griech. Roman etc. Lpzg. 1876 pp. 382, 385, 410. Hahn, Griech. Märchen, II, p. 137. Jaimini-Bhârata (Weber) in Sitzgsber. d. Berl. Akad. d. W. 1869, p. 15.

sieben Zonen ereignete, erkennen liefs." (Orient und Occident I [1862] p. 335, III [1865] p. 360.

5. In dem „liber de septem sapientibus", (9. Erzählung, in einigen Bearbeitungen 12. oder 13. Erzählung, s. Karl Gödeke in Orient und Occident. III [1866] p. 412 fg. u p. 422 fg.) wird berichtet, dafs Virgilius „erexit columnam et super columnam posuit speculum, in quo repraesentabantur omnes apparatus, omnes congregationes, quae fiebant ad destructionem civitatis"; s. dieselbe Beschreibung der Eigenschaft des Spiegels „dans le Roman des sept Sages en vers français (edit. de Keller, p. 155) et dans la version anglaise (voyez l'analyse d'Ellis p. 60)": „un immense miroir magique où les Romains pouvaient voir tout ce qui se machinait contre eux". (Loiseleur Deslongchamps l. c. p. 152 n. 1).

6. „In der Kaiserburg zu Constantinopel befand sich ein von Kaiser Leo dem Philosophen verfertigter Zauberspiegel, worin man alles, was in der Welt vorhanden war oder vorging oder beabsichtigt wurde, auf das deutlichste sehen konnte." (Liebrecht, Zur Volkskunde, p. 85.)

Cf. die sogen. „Salvatio Romae" bei Gower (Val. Schmidt, Beitr. z. Gesch. der romant. Poesie, p. 137, Orient und Occident. III [1865] p. 360); Mafsmann, Kaiserchronik, III (1854) p. 448.

7. In dem Briefe des Priesters Johannes (s. Oppert, der Presbyter Johannes in Sage und Geschichte, Berlin 1864, p. 175 fg. oder § 71 der Ausg. von Zarncke im Doctorenverzeichnis d. Leipz. Univ. 1873—1874) wird erwähnt „speculum tali arte consecratum, quod omnes machinationes et omnia, quae pro nobis vel contra nos et adiacentibus et subiectis nobis provinciis fiunt, a contuentibus liquidissime videri et agnosci possunt" (s. Orient und Occident III. 360). Hierzu findet sich in einer Handschrift die Variante: In summa calumpna est quoddam sepulchrum sacratum tali arte, quod nullus homo nostri imperii audet premeditari nec tractare contra nos ullum tradimentum, et si faceret, cito cognosceremus in speculo." Vgl noch H. F. Mafsmann, Kaiserchronik III (1854) p. 448, wo die beim nördlichen Aufgang zum Capitol befindliche torre dei specchj, eine Spiegelburg (s. auch Keller, „Diocletian's Leben", Einleitung p. 59 [Orient und Occident III. 360], sowie ein in St. Denis aufbewahrter „Miroir de Virgile" von geheimer chemischer Zusammensetzung erwähnt wird.

S. ferner * Art. Graf, Roma nella memoria e nelle imaginazioni del medio evo (Torino 1882) I, 207—209, n. 47 und 48, wo auf die Erwähnung eines Zauberspiegels „nella versione catalana metrica dei 'Sette Savii', nella 'Storia di 'Stefano figliuolo di un imperatore di Roma' (Scelta di curiosità letterarie, disp CLXXVI, Bologna 1880)"; „nelle 'Chroniques de Tournay', nel 'Renart Contrefait', nel 'Cleomades', nella 'Chronique aimée' di Filippo Monskes etc." hingewiesen wird. In allen diesen Werken wird Virgil als Verfertiger des Spiegels genannt, in der englischen Version der 'Seven Sages' (ed. Wright, London, 1845 [Percy Society, n. LIII]) hingegen Merlin (s A Graf, l. c. p. 206 fg. und n. 46). — — Vergl. ferner 'Il libro dei Sette Savj', pubblicato dal D'Ancona, p. 115 und Comparetti, 'Virgilio nel medio evo', II 74—77, sowie „intorno agli specchi magici Warton, Hist of the engl. poet.', ed. 'dell' Hazlitt, v. II, p 343—345. e Du Méril, 'Mélanges archéologiques et littéraires', p. 470—471." (A Graf, II, 575) [Eusebius Nieremberg, de miraculosis naturis in Europa, lib. I, cap. 67] * —

Endlich s. noch Soirées bretonnes, p. 75

Zwischen diesen Zauberspiegeln und dem an jener Stelle des Peregrinaggio erwähnten besteht allerdings hinsichtlich der unmittelbaren Wirkung auf den Hineinschauenden gänzliche Verschiedenheit, die letzte Folge dieser Wirkung aber ist auf beiden Seiten dieselbe, insofern als durch jene ebenso wie durch diesen der Friede und die Wohlfahrt des Landes, in welchem sich der Spiegel befindet, gesichert werden.

B. 1. „Le chapitre CII du recueil intitulé ‚Gesta Romanorum' renferme l'histoire d'un chevalier qui alla en Palestine, et qui, dans son passage par Rome, à son retour, rencontra un astrologue qui lui découvrit, au moyen d'un miroir magique, l'infidélité de sa femme, qui avait profité de son absence pour contracter une liaison coupable avec un clerc (Gesta Romanorum, translated by the rev. Charles Swan, vol. II p. 65)" (s. Loiseleur Deslongchamps l c p 153 fg. n.); genauer angegeben ist diese Erzählung bei Joh Gust Büsching, Erzählungen, Dichtungen, Fastnachtsspiele und Schwänke des Mittelalters, I, 130 Virgil läfst einen Ritter, den er in Palästina trifft, durch das Beschauen eines Zauberspiegels sich von dem Anschlag überzeugen, den der Buhle seines Weibes auf sein Leben im Schilde führt, und den derselbe an seinem aus Wachs gefertigten und in seinem Hause aufgestellten Bilde zur Ausführung bringen will. So rettet er schliesslich den frommen Ritter durch diesen Rat und durch weitere Vorschriften vor der drohenden Gefahr. *Vgl. auch Oesterley's Ausg. der Gesta Romanorum [Berlin 1872], p. 727, wo zahlreiche „Nachweisungen" von Parallelen zu Nr. 102 gegeben sind.*

2. „In dem Märchen von Zein Alasnam in 1001 Nacht (284. Nacht, Breslau) giebt der König der Geister jenem Prinzen einen Spiegel, in welchem sich das Bild derjenigen Frau zeigt, von deren Keuschheit er sich überzeugen will. Wenn nämlich das Glas rein bleibt, so ist auch sie fleckenlos; im entgegengesetzten Falle hat auch sie ihre Reinheit verloren oder wünscht sie doch zu verlieren." (Dunlop-Lieprecht, p. 287.)

3. „Spencer („Fairy Queen", Bd. III, cap. 2, St 18 ff) erzählt von Merlin, er habe einen Zauberspiegel gefertigt, in welchem ein Mädchen das Bild ihres Geliebten erblickt." (Dunlop-Liebrecht, p. 201.)

4. „Es wird erzählt, dafs, während der Graf von Surrey sich in Italien aufhielt, Cornelius Agrippa ihm seine Geliebte, Geraldine, in einem Spiegel zeigte, wie sie unwohl auf einem Lager ruhte und bei einer Wachskerze die Gedichte ihres Liebhabers las. [s. Walter Scott, Lay of the last Minstrel c. 6, n. 12]" (Dunlop-Liebrecht, p. 201.)

C. Musäus schildert im Märchen von Richilde (zur Gruppe der Schneewittchen-Märchen gehörig) einen Zauberspiegel, der der Besitzerin auf ihr Befragen die schönste Frau im Lande, resp. darum auch je nach Umständen ihr eigenes Bild zeigt Übrigens bewährt er seine zauberische Kraft nur der Eigentümerin gegenüber, und auch dieser nur auf eine direkte Frage hin. Sonst ist er ein einfacher Spiegel wie jeder andere. Dieser Zug erinnert an die im Peregrinaggio (s. oben p. 303) von dem „Spiegel der Gerechtigkeit" erwähnte Eigentümlichkeit, nur in dem Lande, dessen Herrscher ihn von dem Verfertiger zum Geschenk erhalten, seine rechte Wirkung zu haben — — Endlich hat der Spiegel in „Richilde", im Gegensatz zu dem unter B, 2 angeführten die Eigenschaft Flecken anzunehmen, resp. ganz zu erblinden, wenn die in ihn hineinblickende, nicht aber, wenn die abwesende Person, über welche er befragt wird, auf dem Pfade des Lasters wandelt. —

In anderen Fassungen des Märchens vom Schneewittchen verrät der Zauberspiegel

der Königin durch Worte*), dafs ihre schöne Stieftochter am Leben sei, und wo sie sich aufhalte. (Grimm, K. M. Nr. 53 und Bd. III [1856] p. 90; Schott, Walachische Märchen Nr 5; Maurer, Isländ. Volkssagen der Gegenwart, Leipzig 1860 p. 280 fg.)

D. Simrock, Deutsche Märchen (Strafsburg), Nr. 5 „Klein Kerlchen": Ein Bauer, der den Spitznamen „Klein Kerlchen" führt und denselben sogar noch, nachdem er sich Hacken an den Schuhen und einen Hut mit hoher Kuppe hat machen lassen, beibehält, begiebt sich ärgerlich zum Papst, um ihn um eine Erklärung seines Beinamens zu bitten. Unterwegs gesellen sich „der arme Wirt" und „der faule Knecht" zu ihm, die aus gleichem Grunde zum Papste wollen. Sie kommen zu diesem. Er führt sie in ein Zimmer und läfst zuerst den Wirt über die linke Schulter in einen grofsen Spiegel sehen; derselbe sieht in dem Spiegel sein Weib inmitten einer grofsen Kaffeegesellschaft sitzen. Papst: Herr Wirt, eure Frau besucht Kaffeevisiten und hält auch selbst Kaffeevisiten: darum seid und bleibt ihr der „arme Wirt". Der Knecht blickt über die linke Schulter in den Spiegel und sieht einen von Hunden verfolgten, aber nicht eingeholten Hasen. Papst: Ja seht, wenn ihr auch so geschwind liefet zu thun, was der Wirt oder die Gäste heifsen, wie der Hase vor den Hunden läuft, so brauchtet ihr nicht „der faule Knecht" zu heifsen. Klein Kerlchen erblickt, als er über die linke Schulter in den Spiegel schaut, nichts als sich selbst und antwortet auf die Frage des Papstes, ob er denn im Spiegel gröfser erscheint als in Wirklichkeit, er sei im Spiegel nur gerade so grofs wie sonst. Papst: „Ja seht, dann weifs ich euch nicht anders zu raten, als dafs ihr euch so lange messen lasset, bis ihr grofs werdet. Hernach braucht ihr auch nicht mehr „Klein Kerlchen" zu heifsen."

E. „On prétend, dit M. Reinaud dans les „Monumens arabes, persans et turcs", que Catherine de Médicis possédait un miroir dans lequel elle voyait tout ce qui se passait en France et dans les contrées voisines. Elle découvrit, dit-on, par se miroir, combien d'années chacun des princes, ses fils, devait vivre." (Loiseleur Deslongchamps, l. c. p. 153 fg. n.)

An die Stelle des Zauberspiegels treten in einigen Fällen andere Dinge mit gleicher Eigenschaft und Wirkung:

(Variante zu C.): In einer albanesischen Fassung des Schneewittchen-Märchens bei Hahn, Griechische und albanesische Märchen, Nr. 103 (II, 138 ff.) spielt die Sonne die Rolle des redenden Zauberspiegels der deutschen Fafsung bei Grimm, K. M. Nr. 53.

---

*) Die erstere Form des Zauberspiegels ist jedenfalls die ursprünglichere, weil die dem Wesen eines Spiegels überhaupt entsprechendere; erst als sich die Notwendigkeit herausstellte, zur Erleichterung und Vereinfachung der nachfolgenden Darstellung, den Spiegel auch gleich den Aufenthaltsort der von ihm angezeigten Person angeben zu lassen, sah sich das Märchen genötigt, aus dem zeigenden Spiegel einen redenden zu machen. Mit dieser Abweichung von der eigentlichen Natur eines Spiegels und der Beilegung einer Eigenschaft belebter Wesen verknüpfte sich jedoch zugleich auch eine fast unbewufste Zuweisung einer menschlich-seelischen Eigenschaft, einer gewissen Teilnahme an dem Schicksal der beteiligten Personen, und so ist denn der Weg eröffnet, auf dem sich aus einem solchen Spiegel weiterhin in einer Wiener Variante des Märchens (Grimm, III, p. 90) ein Hund, der den Namen „Spiegel" führt, und der die verlangte Auskunft erteilt, entwickeln konnte, wobei allerdings auch wohl die Analogie der der märchenbildenden Phantasie des Volkes geläufigen sorgenden und ratenden Haustiere mit von Einflufs gewesen ist.

(Variante zu B., 2;) In Bandelios Novellen, Nr. 21 ist es „ein magisches Gemälde, welches durch seine Farben die Treue oder Untreue der Frau des Besitzers anzeigt." (Dunlop-Liebr. p. 287.)

(Variante zu B., 2): Bei Simrock, Deutsche Märchen, Nr. 4, „Der Mann im Pflug" giebt die Königin von Portugal ihrem fortreisenden Gemahl ein Hemde mit, dessen Reinheit ihre Keuschheit bezeugen, im Falle ihrer Untreue aber sich mit Flecken überziehen werde

(Variante zu B., 3): Kathâsarits. (Brockhaus) p. 856: Çiva giebt zwei Gatten im Schlaf je einen roten Lotos, dessen Blüte ihnen bei ihrer bevorstehenden Trennung zum Zeichen der gegenseitigen Treue dienen soll; vgl. auch Kathâsarits., translated by C. H. Tawney, Calcutta, I (1880), p. 86 fg. n.† p. 573 (Nachweisungen von Parallelen).

(Ebenfalls als Variante zu B. 3): Im „Papageienbuch" (aus dem Türkischen übersetzt von Rosen) I p. 109 ff. giebt die Gattin eines Kriegers diesem, als er fortzieht, zwei Rosen mit, deren Blüte ihm ihre Treue und Keuschheit verbürgen soll (cf. das persische Tûtînâmeh, übersetzt von Iken-Kosegarten, Nr. 4; Pertsch, über Nachsbabîs „Papageienbuch" in Z. D. M. G. XXI Nr. 4).

(Als Variante zu A.): Der persische König Dschemschîd soll einen Becher gehabt haben, aus dem er alles ersehen konnte, was sich in seinem Lande ereignete, so dafs er stets sofort die zur Aufrechterhaltung oder Wiederherstellung des Friedens nötigen Mafsregeln ergreifen konnte.

(Als Variante zu E.): Bei frommen Juden ist oder war es in einigen Gegenden Sitte, dafs der Hausherr am ersten Abend des Osterfestes aus dem Ausdruck seines in einem Becher Wein sich spiegelnden Antlitzes zu entnehmen suchte, ob er bis zum nächsten Osterfeste noch am Leben bleiben werde.

(Gleichsam eine Variante zu D., insofern als der den Spiegel ersetzende Gegenstand die Aufklärung gewisser den Beschauer betreffenden Übelstände liefert): Kathâsaritsâgara, Tar. 23, v. 31—51; deutsch (Brockhaus) p. 126: Dem Siṃhaparâkrama, der vor seiner zänkischen Gattin ins Gebirge flieht, weist die Göttin Vindhyavâsinî „ein smaragdenes Gefäfs zu „hell strahlend wie ein geschliffnes Schwert, einem herabgefallenen Stückchen des Himmels vergleichbar", mit der Bestimmung: wenn du auf diese Schale dein Auge richtest, so wirst du darin deutlich sich wiederspiegelnd die frühere Natur eines jeden Geschöpfes sehen, von dem du irgend den Wunsch hast es zu wissen; dadurch wirst du die frühere Natur deiner Gattin sowie deine eigene erfahren." Nachdem Siṃhaparâkrama die smaragdene Schale gefunden, „blickt er neugierig hinein und sieht, dafs seine Gemahlin in einem früheren Dasein eine furchtbare Bärin gewesen war, er selbst aber ein Löwe. Er wufste nun, dafs durch das Gesetz der grofsen Feindschaft, die in einem früheren Dasein zwischen ihnen geherrscht hatte, der Hafs zwischen ihm und seiner Gattin sich nicht ändern würde, und liefs daher den Kummer, von der Täuschung befreit. Er suchte nun eine Menge Mädchen aus, deren Naturen er durch die Kraft der Schale erforschte; endlich wählte Siṃhaparâkrama eine Jungfrau namens Siṃhaçrî, die früher eine Löwin gewesen war, als die ihm im Wesen entsprechende, zu seiner zweiten Gattin;" cf. auch Grimm, K. M. Nr. 197.

„Nei Compassionevoli avvenimenti di Erasto" (c. XIX) lo specchio, mutato in una lucidissima colonna, è trasposto nell' isola di Rodi. Che si tratti qui veramente dello specchio virgiliano trasformato non si può dubitare, perchè . . . . Autore



della meraviglia si credeva un eccellante mago, di cui non si dice il nome.“ (A. Graf, l. c. I, p. 208 n. 47.) — „Nel „Parzival“ di Wolfram von Eschenbach si parla di una meravigliosa colonna di cui va adorno Schaste Marveil (Chasteau-Merveille delle versioni francesi). Il suo splendore si spande sei miglia all' intorno, e sulla sua superficie si scorge quanto avviene nel circostante paese.“ (A. Graf l. c. I, p. 209, n. 48.)

(Variante zu A.): „Virgil bereitete in Rom dem Kaiser Titus . . . eine Bildsäule, die dem Kaiser alle im Geheimen verübten Verbrechen kundgab und verriet, sodafs Unzählige gestraft wurden [Gesta Romanorum, cap. 57].“ Mafsmann, Kaiserchronik, III, p. 448; cf. noch Loisel. Deslongchamps, l. c. p. 152, n.

(Variante zu A.): Virgile avait fait construire une tour en haut de laquelle il avait placé autant d'ymages qu'il y avait de provinces romaines. Chacune de ces ymages ou statues faites par magie, tenait en sa main une clochette qu'elle faisait sonner lorsque la province qui lui était assignée se préparait à la révolte, et les Romains aussitôt prenaient les armes.“ (Loisel. Deslongchamps, l. c. p. 151); cf. auch Loisel. Deslongchamps, l. c. p. 151 fg. n. 2.)

Peregrinaggio, Erzählung V (s. unten): Statue, welche, sobald jemand in ihrer Nähe eine Lüge spricht, zu lachen beginnt. Sollte diese Form erst secundär von Christ. Armeno als eine Vermischung der in orientalischen Märchen vorkommenden (s. unten) lachenden Nachtigall und lachenden Fische und der ihm im Occident bekannt gewordenen redenden Bildsäule der Virgiliussage gebildet worden sein? — Cf. Soirées bretonnes, pp. 75. 147—151.

Eine besondere Abart dieser belehrenden, weissagenden Zauberdinge ist die von Virgil geschaffene Bocca della Verità. „Von dieser sagen die Mirabilia urbis Romae (Montfaucon, Diarium ital. p. 186): In porticu eiusdem (ecclesiae S. Mariae in Cosmedin) est magna rota lapidea ad molae formam, cui foramina quinque adsunt, quasi oris, narium et oculorum, et vocant bocca della verità; totam ecclesiam eo nomine vulgus appellat, rati esse os fundens oracula (Mafsmann, l. c.)

„Nach der alten Chronik von Neapel stellte Virgilius zu dem Zwecke, alle Verbrechen zu erfahren, vier Totenköpfe auf.“ (Mafsmann, l. c.)

„Nach einer Erzählung baute Virgilius dem Kaiser Titus zu Rom einen Palast, darin der Kaiser alles hören konnte“ (Mafsmann, l. c.), „ähnlich auf Augustus' Verlangen ein solches Gewölbe zu Neapel.“ (Mafsmann, l c.)

(Variante zu C.): Bei Hahn II pp. 15. 17. 18 geben die Berge dem starken Hans Auskunft, ob er der stärkste Mann sei, resp. wer ihn an Körperkraft übertreffe.

(Aufsteigen der räuberischen Hand über dem Meere und Bezwingung derselben durch den Zauberspiegel.)

Gueulette hat diesen Zug in seine „Soirées bretonnes“ (Cabinet des fées, XXXII, 47 fg. 160—165) aufgenommen, jedoch mit den Abänderungen, dafs die Hand nur jeden Monat einmal erscheint und einen Prinzen oder eine Prinzessin ins Meer zieht. Auch die Darstellung der Bezwingung der Hand durch den Spiegel, p. 163 fg., enthält mehrere zum Teil sehr stark abweichende Momente. Bemerkenswert ist, dafs der Rauch, welcher dem an Stelle der bezwungenen Zauberhand auftauchenden Krokodil nach seiner Erlegung entsteigt, auch in der unten (p. 314) zu erwähnenden persischen Erzählung in ähnlicher Situation vorkommt.

(Meisterschufs auf den Esel.)

Benutzt ist dieser Zug von Gueulette (Soir. bret. p. 47 fg.)

(Bezwingung der Zauberhand durch Ausstrecken zweier Finger.)

Cf. Kathâsaritsâgara Tar. V, 8—13, deutsch p. 15 ed. Brockhaus: „Einst ging König Yogananda aufserhalb der Stadt Pâtaliputra umher und bemerkte mitten im Ganges eine Hand, deren Finger fest zusammengeballt waren. Er rief mich (Vararuci) sogleich herbei und fragte mich: „„Was ist das?"" Ich zeigte nun nach derselben Gegend mit zwei meiner Finger hin; da die Hand nun sogleich verschwand, fragte mich der König voll Erstaunen noch dringender um die Bedeutung dieser Zeichen; darauf sagte ich zu ihm: „„So lange die fünf Finger zusammengeballt sind, wird hier auf der Erde auch nicht das Geringste vollbracht: das bedeutete die Hand, ihre fünf Finger verschlossen zeigend. Darauf zeigte ich ihr diese beiden Finger, o König, die ausdrücken, dafs zweien, die eines Sinnes sind, nichts unmöglich sei."" [Der König war hocherfreut, als er den Sinn dieser Zeichen nun erfahren hatte]."

Dieser Zug ist also wohl indischen Ursprungs, dann nach Persien gelangt — wie so viele indische Märchen — und so dem Christoforo Armeno aus der persischen Litteratur bekannt gewesen. — Übrigens findet sich auch in einer persischen Erzählung (Bahar-Danush, translated by Jonathan Scott, Shrewsbury 1799, Bd III, p. 137 ff.) ein ähnlicher Zug, Vertreibung einer Zauberhand durch eine menschliche Hand, aber nicht durch Entgegenstrecken von Fingern, sondern durch Ergreifung jener magischen Hand, und zwar hier zum Schaden der Beteiligten, da dieselbe segensreich gewirkt hatte: „At it happened, in this plantation, just after the breathing of dawn and near the first appearance of the sun's rays, every morning arose misty vapour, which, by degrees descending, wholly envelopped the branches of a particular tree. Gleams of light then shone through the mist like the branches of the bush of Toor, and a hand like the Yed Bieza [— the Mussulmauns fable, that on some occasion the hand of Jesus appeared shining: an idea borrowed by Mahummud from the transfiguration — (Anmerkung von Scott)], dazzling as the sun, was extendet from it. The husbandman advancing near the tree, in the manner of ceremonious cup-bearers, placed a gobiet of sparkling wine on the hand, which for an instant vanished, and re-appearing, gave back the goblet empty. This was repeated to the fortieth cup; after which the hand withdrawing, the vapour began to ascend, and quickly diffusing itself in the air, in less than an hour was wholly dispersd." — Eines Tages aber, als der Hausherr einem Jüngling die Sorge für die Hand aufgetragen hatte, ergriff dieser sie, begierig das Geheimnis zu durchdringen, als er ihr den Becher darreichte; alsbald aber entstand ein donnerartiges Getöse, die Luft erzitterte, und es erhob sich ein ungeheuer grosser Vogel aus dem Dunst, der den Jüngling mit seinen Klauen ergriff und in die Lüfte entführte.

[Die Erklärung des zweiten Prinzen hinsichtlich der Lösung der zweiten Aufgabe] erinnert an die arabische Sitte, nur von demjenigen, welchem man freundschaftlich gesinnt ist, Salz oder gesalzene Speisen annehmen zu wollen; ein Zeugnis dafür findet sich u. a. in der Erzählung von „Ali Baba und den vierzig Räubern" in 1001 Nacht (Ausg. von Habicht, v. d. Hagen und Schaller, Bd. IX. p. 53—55), wo der als Kaufmann auftretende Räuberhauptmann bei einem Gastmahl von Ali Baba „weder Fleisch noch andere Zugemüse, worin irgend Salz ist", annehmen will, ein Umstand, der den Verdacht der treuen Schaffnerin Morgiane erweckt, bei dessen Bestätigung sie dann zu sich selber sagt: „Ich wundere mich jetzt nicht mehr, dafs dieser Schurke kein Salz

mit meinem Herrn essen will; er ist sein ärgster Feind und will ihn umbringen." — — Vielleicht liegt dieser Sitte und Auffassung die Idee der reinigenden Kraft des Salzes zu Grunde, die auch im norwegischen Aberglauben eine sehr bedeutende Rolle spielt (s. Liebrecht, Zur Volkskunde, p. 316 fg). Darnach würde die Annahme von Salz seitens eines Freundes die Bedeutung haben, dass der Empfänger damit seine Geneigtheit zur Reinigung seines Herzens und Gemütes von etwaigen feindseligen und böswilligen Absichten ausdrückt.

Am Montag liefs sich Behram in den ersten mit Silber ausgegeschmückten Palast tragen und daselbst den Tag über von der dort untergebrachten Prinzessin unterhalten. Bei Anbruch der Nacht aber liefs er den ersten Märchenerzähler kommen, der nun folgende Erzählung vortrug:

Erste Erzählung.

Einst herrschte im Lande Beker ein kluger muselmännischer Kaiser*), welcher vier Frauen hatte, von denen die eine die Tochter seines Oheims, die anderen die Töchter anderer mächtiger Fürsten waren. Einst sprach er nun mit einem grofsen Philosophen, der sich an seinem Hofe aufhielt, viel über die wunderbare Fähigkeit der Natur und bat ihn schliefslich, ihm eine besondere wunderbare Fähigkeit und Wirkung derselben zu erzählen. Da erzählte ihm dieser, er habe einst auf einer Reise einen weisen Mann kennen gelernt, der die Fähigkeit besessen hätte in jedes Tier, welcher Gattung es auch immer angehören mochte, wenn er es getötet habe, seine eigene Seele eingehen zu lassen, indem er gewisse Zauberworte auf dem tierischen Körper aussprach, wobei sein eigener Körper aber leblos zurückblieb. Dann, wenn es ihm beliebte, wieder seine eigene Gestalt anzunehmen, brauchte er nur dieselben Worte auf seinem eigenen zurückgelassenen Körper auszusprechen, um sogleich wieder in diesen eingehen zu können. Er selbst habe eine Probe davon gesehen, ja durch lange Dienstleistung und inständiges Bitten habe er ihn sogar zur Mitteilung der Zauberworte bewogen.

Als der Kaiser diese Erzählung gehört hatte, wollte er dieselbe gleichfalls nicht ohne die Vorführung einer Probe glauben. Der Philosoph kam denn auch diesem Verlangen nach, indem er einen eingefangenen Sperling tötete, durch Murmeln der Zauberworte in dessen Körper einging, aufflog und sich auf entsprechende Weise wieder zurückverwandelte. Nun liefs der Kaiser nicht ab, den Philosophen auf das inständigste um die Mitteilung der geheimnisvollen

*) Die französische und die deutsche Bearbeitung geben ihm den Namen Oziam.

Worte zu bitten, bis dieser endlich die Bitte gewährte und ihm so die Zauberkraft verlieh.

Nun aber gelang es seinem Vezier, der ihn im Besitz dieser Fähigkeit wufste, ihn zu bewegen, ihm das Geheimnis sowie die zugehörigen Zauberworte mitzuteilen. Als sich nun beide eines Tages auf der Jagd von dem kaiserlichen Gefolge getrennt und zwei Hirschkühe erlegt hatten, geriet der Vezier auf den Gedanken, einen lang gehegten tückischen Anschlag gegen seinen Herrn zur Ausführung zu bringen. Er machte daher den Vorschlag, sie sollten mit Hilfe ihres Geheimnisses sich der Körper der erlegten Hirschkühe bemächtigen und dann zur Kurzweil über die Hügel schweifen. Hierauf ging denn auch der Kaiser gern ein, stieg vom Pferde und nahm unter Anwendung der dazu nötigen Manipulationen die Gestalt der einen Hirschkuh an. Der Vezier aber trat, nachdem er vom Pferde gestiegen, auf den leblos daliegenden Leib des Königs und bemächtigte sich mit Hilfe der Zauberworte desselben, während er seinen eigenen Körper tot auf dem Boden zurückliefs. Dann bestieg er des Kaisers Rofs und begab sich zur Jagdgesellschaft zurück, die ihn für den echten Kaiser hielt. Darauf kehrte er in die Residenz zurück.

Während nun die andern drei Frauen des Kaisers dem Betrüger den Beischlaf gestatteten, schöpfte die vierte, die zugleich des Kaisers Base war, aus der Art, wie er sie liebkoste, da dieselbe von der Gewohnheit ihres Gatten abwich, Verdacht, und da sie des Kaisers Fähigkeit, die Gestalt jedes beliebigen Tieres anzunehmen, kannte und sich erinnerte, dafs der Vezier seit der Jagd verschwunden war, ahnte sie den an ihrem Gemahl begangenen Betrug. Sie erhob sich daher vom Lager und weigerte sich, mit dem falschen Kaiser der Liebe zu pflegen. Jedoch hütete sie sich wohl, denselben ihren Verdacht merken zu lassen, sondern gab vor, ein schrecklicher Traum, den sie zuvor gehabt, habe sie zu dem Entschlusse gebracht, in Zukunft in strenger Keuschheit zu leben; er solle daher auf den Beischlaf mit ihr verzichten, da sie sich eher den Tod geben, als ihm denselben gestatten wolle. Obwohl dem Vezier diese Worte sehr mifsfielen, fügte er sich doch aus Furcht, sie könnte ihre Drohung wahr machen.

Der Kaiser hatte unterdessen in seiner tierischen Gestalt von den Hirschen und den übrigen Tieren mancherlei Mifshandlungen zu erdulden, sodafs er schliefslich ihre Gesellschaft gänzlich mied. Endlich konnte er seinem Leide ein Ende machen, da er einst auf dem Felde einen toten Papagei fand, dessen Körper er alsbald mit Hilfe seines

Geheimnisses annahm. Froh und glücklich schwang er sich mit andern Papageien in die Lüfte empor. Als er nun eines Tages die Netze eines Vogelstellers ausgebreitet sah, ging er in der Hoffnung, vielleicht auf diese Weise seine menschliche Gestalt wieder erlangen zu können, absichtlich in dessen Netz und wurde nun von ihm mit andern Vögeln in einen Käfig gesteckt. Als der Vogelsteller sich jedoch wieder zu seinen Netzen zurückbegeben hatte, befreite er, indem er ein die Tür des Käfigs verschliefsendes Hölzchen fortzog, seine Mitgefangenen, welche fröhlich auf- und davonflogen. Als nun der Vogelsteller bei seiner Rückkehr die Vögel vermifste, betrübte er sich sehr und schlofs schnell den Käfig, um wenigstens die Flucht des allein zurückgebliebenen Papageis zu verhindern. Dieser richtete jedoch mit klugen, wohlgesetzten Worten seinen Mut wieder auf. Erstaunt, dafs ein Papagei so vernünftig denken und reden könne, tröstete er sich über den eben erlittenen Unfall mit der Hoffnung, durch seinen Verkauf ein schönes Stück Geld zu verdienen. Als er nun im Gespräch mit dem klugen Papagei in die Residenz gekommen war, wurde er von seinen Freunden im Gespräch festgehalten. Da erhob sich plötzlich ein grofser Lärm auf der Strafse, in der sie standen. Als der Papagei nach den näheren Umständen des Tumultes fragte, erkundigte sich der Vogelsteller nach denselben und teilte sie ihm mit. Eine schöne Buhlerin hatte nachts geträumt, sie liege bei einem Kavalier und hatte deshalb von ihm bei einer Begegnung auf der Strafse hundert Scudi verlangt, da sie für einen geringeren Preis nie einen Mann ihr habe beiwohnen lassen. Da nun der Kavalier natürlich darauf nicht hatte eingehen wollen, da er ja in Wirklichkeit nichts von ihr genossen hatte, so hatte sie einen Lärm erhoben. Zum gröfsten Erstaunen der Umstehenden erbot sich nun der Papagei zur Schlichtung des Streites. Hierauf holte der Vogelsteller die Streitenden heran, indem er ihnen erklärte, ein kluger Papagei, dessen Weisheit er kennen gelernt, wolle ihren Streit in gerechter Weise entscheiden. Darauf gingen denn die beiden auch gern ein, indem sie sich seinem Richterspruch fügen zu wollen versprachen. Der Papagei liefs nun vor seinem Käfig einen Tisch mit einem Spiegel darauf hinstellen und den Kavalier die von der Buhlerin verlangten hundert Scudi auf den Tisch hinzählen. Diese aber, die sich schon lebhaft auf das Geld freute, forderte er auf, sich an dessen Bilde im Spiegel zu weiden, um so anzudeuten, dafs eine nur scheinbare Dienstleistung sich mit einem Scheinlohn begnügen müsse. Die Kunde von der klugen Entscheidung des

Papageis verbreitete sich schnell durch die ganze Stadt und gelangte so auch zu den Ohren der treuen Prinzessin, die sogleich auf die Vermutung geriet, die Weisheit des Papageis rühre vielleicht daher, dafs die Seele ihres Gatten in seinen Körper eingegangen sei. Sie liefs daher den Vogelsteller zu sich kommen, der ihr den Vogel gern überliefs. Sie setzte das Tierchen in einen prächtigen Bauer und pflegte ihn sehr. So vergingen in vergnüglichem Zusammenleben zwei Monate. Eines Tages endlich, als sie wieder einmal allein in dem Zimmer waren, äufserte die Prinzessin gegen den Papagei, sie glaube seines hohen Verstandes wegen, dafs er nicht ein wirkliches Tier sei, sondern die durch Zauberei in ihn gefahrene Seele eines vornehmen, hohen Mannes besitze, und fragte, ob diese Vermutung gegründet sei. Gerührt von der während zweier Monate von ihm beobachteten Treue und Standhaftigkeit seiner Gattin, konnte ihr der verzauberte Kaiser nicht länger die Wahrheit verbergen und erzählte ihr nun sein ganzes Abenteuer seit der Jagd in Gesellschaft des betrügerischen Vezieres. Hierauf erzählte ihm die Prinzessin, aus welchen Anzeichen sie ihren Verdacht geschöpft, und welches Verhalten sie infolgedessen gegen den Vezier beobachtet habe. Dann riet ihr der Papagei, jenem in Zukunft ein freundliches Gesicht zu zeigen, und wenn er sie liebkose, ihm ihre Liebe zu erklären und ihr Mifsgeschick zu beklagen, dafs der Verdacht, ihres Gemahls Seele sei in den Leib eines Tieres, die Seele des Veziers dagegen in den ihres Gatten eingegangen, sie nicht zum Genusse dieser ihrer Liebe kommen lasse. Wenn dann der Vezier, um sie von seiner Echtheit zu überzeugen, zum Nachweis seiner Fähigkeit die Gestalt jedes beliebigen Tieres anzunehmen, sich in irgend ein Tier verwandeln werde, solle sie den Käfig öffnen, damit er auf seinen tot zurückgebliebenen Körper fliegen und so seine ursprüngliche menschliche Gestalt wieder annehmen könne. Wie verabredet, so wurde alles ausgeführt. Als der falsche Kaiser in Gegenwart der Prinzessin in den Leib eines Huhnes gefahren war, bemächtigte sich der Papagei seines vom Vezier zurückgelassenen Körpers. Dann ergriff er das Huhn, hieb ihm den Kopf ab und warf es ins Feuer. Am Hofe und im ganzen Reiche herrschte grofse Freude über die Wiederkehr des Fürsten, der Kaiser aber verstiefs die drei ungetreuen Frauen, die sich mit dem Betrüger eingelassen hatten*).

*) Die französische und die deutsche Bearbeitung lassen hier noch einmal den Streit zwischen dem Kavalier und der Buhlerin sowie dieselbe Entscheidung seitens des

Parallelen zur ersten Erzählung.

Die indische Grundform derselben s. Pañcat. I, Nachtrag I (in Benfeys Pañcat. Bd. II, p. 124—127). Die Parallelen dazu s. bei Benfey, Pañcat. I, § 39 (p. 122—130). Nachtragen will ich hier noch zu Benfey, I, 122, 15: Liebrecht, Volksk. p. 206 fg Kathâsar. (Tawney) I, (1880) p. 416 ff. und dazu p. 420, Note † p. 497, 498, 501 fg. 514. — Eingehen in den Körper eines am Leben Bleibenden: ibid. p. 544 fg. 562, zu p. 126, 7: die Bearbeitung unserer Erzählung in den Soirées bretonnes (Cabin. des fées, XXXII, 70—88); zu p. 128, 19 ff. die Stelle „Papageienbuch" (von Rosen) II, 184 ff. und Peregrinaggio, 4. Erzhlg.; Liebrecht, Zur Volkskunde, p. 17 ff. 399**) (wo zahlreiche Stellen aus den verschiedensten Litteraturen angeführt sind). Kathâsarits, translated by C. H. Tawney, I 342; zu p. 129, 4: Liebrecht, Zur Volkskunde p. 12 fg. 206**), 370 (wo zahlreiche Parallelen und wissenschaftliche Litteratur angegeben sind.) S. auch unten Par. zur 4. Erzhlg.; zu p. 129, 15: „Papageienbuch" (Rosen), II, 180 ff., die p. 129, 23 erwähnte, im Cab. d. fées XIV 132, 140 wiederholte Erzählung aus „Tausend und ein Tag" findet sich in der französischen Ausgabe („Mille et un Jours", par de la Croix) t. I, p. 175—216.

Auch in einem indianischen Märchen findet sich der Zug, dafs die Seele eines Mannes den unbelebt zurückbleibenden Körper für eine Zeit verläfst, um die Insel der Seeligen zu besuchen (s. Westermanns Monatshefte II, (Sommer 1857) Nr 10, p. 406). — Eine moderne Nachahmung der orientalischen Verwandlungsmärchen haben wir in W. Hauffs „Märchen vom Kalif Storch".

Über die eingeschobene Anekdote (Streit des Kavaliers und der Buhlerin und die Erzählung von der Scheinbufse) hat Benfey im Pañcat. Bd. I, p. 127 fg. gesprochen. Den dort aufgeführten Parallelen füge ich noch hinzu:

1. Kandjur Bd. XI 74*—75* (s. Schiefner, Mélanges Asiatiques, VII, 713—715):

„Darauf kamen aus dem Norden fünfhundert Kaufleute mit Waren und Pferden nach Videha zum Könige Dschanaka. Es lebten da viele Hetären, welche durch ihre Künste die angekommenen Kaufleute um ihre Waren zu bringen gewohnt waren. So wie sie hörten, dafs Kaufleute aus dem Norden gekommen seien, machten sie sich an dieselben. Der Führer der Kaufleute war sehr behutsam. An diesen wollte sich die vorzüglichste der Hetären machen, hatte aber kein Glück. Darauf versammelte sie jene Kaufleute und bat sie, den Kaufherrn ihr geneigt zu machen. Obwohl nun die Hetäre und die Kaufleute täglich sich bemühten, geriet er nicht in Versuchung. Da kam jene Hetäre selbst zum Kaufmann, lachte und scherzte. Darauf sagte der Kaufherr: „„Was quälst du dich ab? Du wirst mich dennoch nicht berücken."" Da sagte sie: „„Was giebst du mir, wenn ich dich dennoch berücke?"" „„Ich gebe dir fünf der besten Pferde; berückst du mich aber nicht und hast du kein Geld, so mufst du mir nachfolgen.""

Kaisers folgen, nur mit dem geringen Unterschiede, dafs hier der Buhlerin das Geld selbst, nicht sein Spiegelbild, gezeigt und nur hin- und her gerüttelt wird, damit sie ihre Phantasie daran weide. Der Name der Buhlerin, Thonis, sowie der Zug mit dem Hin- und Herrütteln des Geldes ist wohl Plutarchs vita des Demetrius 27, 5 und 6 entnommen (siehe unten p. 320).

**) Zu Liebrecht, Zur Volkskunde p. 17 ff., 206, 399 ist namentlich die baskische Sage in Westermanns Monatsheften I (Winter 1856/57) p. 140—145 (von Benfey Pañcat. Bd. I p. 128 fg erwähnt) zur Vergleichung heranzuziehen.

Nachdem sie so geredet hatten, konnte sie trotz aller Bemühung nicht zum Ziel kommen. Da sagten eines Tages die Kaufleute zum Kaufherrn: „Da du die vorzüglichste Hetäre der Stadt nicht geniefsen magst, so befolge die Handlungsweise der Welt.“ Der Kaufherr erwiderte: „„Ich habe sie in der Nacht im Traume genossen.““ Dies erzählten die Kaufleute der Hetäre wieder; diese aber hiefs des Königs Männer den Kaufherrn ergreifen. „Da du mit mir der Liebe genossen hast, so gieb fünf vorzügliche Pferde.“ Der Kaufherr erwiderte: „Du Niederträchtige, du lügst.“ Beide gingen streitend in den Palast.

Da der König und seine Umgebung betreffs der Entscheidung verlegen sind, giebt die Gattin des Ministers Mahaushadha diesem den Rat der Hetäre, falls sich herausstelle, dass der Kaufmann sie nur im Traum genossen habe, das in einem Teiche sich spiegelnde Bild der fünf vorzüglichsten Pferde zu zeigen. Wenn sie damit nicht zufrieden sei, so solle man ihr sagen, wie man das Abbild nicht nehmen könne, ebenso verhalte es sich mit dem Liebesgenufs im Traume. Der Rat wird befolgt, und die Hetäre bleibt ohne den erhofften Lohn.

2. Gualterus Mapes, de nugis curialium, ed. Thom. Wright, London 1860, dist. II, C. XXII: „König Luelin von Wales erfährt, dafs ein vornehmer Jüngling geträumt, er habe bei der Königin geschlafen, und will ihn am Leben strafen, jedoch wird ihm für das Scheinverbrechen nur eine Scheinbufse zuerkannt, nämlich das in einem See abgespiegelte Bild von tausend Kühen.“ (siehe Pfeiffer's Germania V, 53; cf. Liebrecht in Ebert's Jahrb. f. roman. u. engl. Litteratur III, 147).

3. Plutarch, vita Demetrii, 27,5 und 6: *ἐπεὶ γάρ τις ἐρῶν ἐν Αἰγύπτῳ ἑταίρας Θωνίδος ᾐτεῖτο συχνὸν χρυσίον, εἶτα κατὰ τοὺς ὕπνους δόξας αὐτῇ συγγενέσθαι τῆς ἐπιθυμίας ἐπαύσατο, δίκην ἔλαχεν ἡ Θωνὶς αὐτῷ τοῦ μισθώματος. ἀκούσας δὲ τὸν λόγον ὁ Βόκχωρις ἐκέλευσε τὸν ἄνθρωπον ὅσον ᾐτήθη χρυσίον ἠριθμημένον ἐν τῷ ἀγγείῳ διαφέρειν δεῦρο κἀκεῖσε τῇ χειρί, τὴν δ' ἑταίραν ἔχεσθαι τῆς σκιᾶς, ὡς τὴν δόξαν τῆς ἀληθείας σκιὰν οὖσαν* (s. Liebrecht Jahrb. l. c.)

4. Aelian, var. hist. 12, 63.

Endlich verweist noch F. L. Pullè, 'Un progenitore indiano del Bertoldo', Venezia 1888, p. XXIV fg., n. 30 auf eine arabische Fassung bei „Vitalio Donati nel suo giornale del viaggio, fatto in Levante nell' anno 1759, mss. della Biblioteca del Re, Torino“; sowie auf „D'Ancona, 'Le fonti del Novellino' negli 'Studi di critica' p. 305 (Bologna 1880); Papanti 'G. B. Passano e i suoi Novellieri ital.', in prosa, p 57 (Livorno 1878).“ „Novelle antiche ecc.“, ed. da Guido Biagi, Firenze, 1880, nov. XI, p. 20—22.

Im Gegensatz zu der Fassung im Peregrinaggio träumt in den vier ersten der hier angeführten Formen der Anekdote nicht die Hetäre, sondern der Jüngling. Ebenso auch in der in de Mailly's französischer Bearbeitung des Peregrinaggio vorliegenden, wohl aus Plutarch entnommenen Fassung (s. oben p. 318 fg., n). In einem Fragment des Jamblichus (Hinck, Polemonis declamationes, Lips. 1875, p. 46) hingegen träumt, wie im Peregrin., das Weib. (s. Rohde l. c. p. 365, n. 1. p. 370.) —

Weitere Parallelen zur „Scheinbusse“ s. bei Liebrecht, zur Volkskunde, p. 33 und p. 503 fg; ferner p. 424

Am folgenden Morgen begab sich der Kaiser in den zweiten Palast, wo er, nachdem er sich am Tage mit der zweiten Prinzessin unterhalten, bei Anbruch der Nacht von dem zweiten Erzähler folgendes Märchen hörte:

Zweite Erzählung.

Einst herrschte in Memphis ein mächtiger König, der nur einen einzigen Sohn besafs, der aber, abgesehen von andern Tugenden und Vorzügen, namentlich im Bogenschiefsen so gewandt und geübt war, dafs er alle seine Altersgenossen darin weit übertraf. Als dieser nun reif genug schien, um eine Gattin zu wählen, stellte ihm der Fürst diese Pflicht vor. Der Jüngling ging auch gern darauf ein, behielt sich jedoch die Wahl der Gattin selbst vor. Allein zur gröfsten Betrübnis seines Vaters wollte ihm kein Mädchen von allen, die er sah, gefallen, so dafs der König ohne Erben zu bleiben fürchtete. Nun aber hatte sein Vezier eine Tochter von wunderbarer Schönheit. Deren Amme geriet, als sie sah, dafs dem Prinzen keins von allen Mädchen des Landes gefalle, auf den Gedanken, ihm Gelegenheit zum Anblick der schönen Jungfrau verschaffen zu wollen, da sie sicher annahm, dafs er gegen ihre Reize nicht unempfindlich bleiben würde. Sie suchte daher den Jüngling auf, schilderte ihm die Schönheit und Klugheit des Mädchens und riet ihm, ihr am nächsten Sonntag, wenn sie mit ihrem Gefolge auf die Jagd ritte, heimlich zu folgen. Diesen Rat befolgte er denn auch und ritt am bezeichneten Tage in Begleitung eines einzigen Freundes der Jagdgesellschaft nach. Die Vezierstochter erkannte er sehr bald an den ihm von der Amme angegebenen Kennzeichen. An einer alten Kirche angelangt, legte sie ihre Armbrust an, um eine von zwei auf dem Turm sitzenden Tauben zu erlegen, der Prinz jedoch, der es bemerkte, schofs, ihr zuvorkommend, obwohl er von der Kirche weiter abstand als die Jungfrau, mit seinem Bogen eine Taube herunter. Ihr aber gelang es, die zweite Taube, die bei dem Schusse aufgeflogen war, während des Fluges zu erlegen. Erstaunt über ihre Geschicklichkeit und Fertigkeit, schickte ihr darauf der Prinz durch einen Knappen die von ihm geschossene Taube, um damit anzudeuten, dafs er ihren Schufs für den besseren halte. Sie aber sandte ihm, um sich nicht an Edelsinn übertreffen zu lassen, mit demselben Knappen die ihrige zu, zugleich für seine Artigkeit dankend. Ihre Kraft und Klugheit erweckte des Jünglings heftige Liebe, ohne dafs er noch bis jetzt ihr Gesicht gesehen hatte. Als er sich nun, um auch dessen Anblick zu geniefsen, hinter einem Busche verborgen, sah er, wie die Jungfrau, um aus einem Krüglein Wasser zu trinken, ihr Gesicht entblöfste.

Der Anblick desselben steigerte seine Liebe aufs höchste, und er

beschlofs sogleich, nur sie und keine andere zum Weibe zu nehmen. Unmittelbar nach seiner Rückkehr in die Stadt eilte er zu seinem Vater und trug ihm sein Anliegen vor. Voller Freude willigte dieser ein, liefs den Vezier kommen, eröffnete ihm die Liebe des Prinzen zu seiner Tochter und beschlofs mit ihm die Vermählung ihrer Kinder, indem er jedoch die Feier derselben noch verschob. Erst nach einiger Zeit, nach dem Tode des Vaters konnte er die schöne Braut, nunmehr zugleich als Königin, heimführen.

Als er sich nun nach der Hochzeitsfeier mit seinem jungen Weibe zur Ruhe begeben wollte, erklärte sie, sie wolle ihm, wie in allen andern Dingen, so auch hierin ganz zu Willen sein, erbitte jedoch vorher von ihm als Bedingung die Gunst, da sie seine Gemahlin sei, auf den Münzen neben seinem Namen den ihrigen einprägen zu lassen. Der junge König sah sich genötigt, ihr diese Bitte zu verweigern, da dies weder von einem seiner Vorfahren, noch überhaupt jemals in irgend einem Reiche geschehen sei, er es also nicht tun könne, ohne seine Ehre zu verletzen; sonst würde er bei seiner grofsen Liebe zu ihr nicht nur dies, sondern noch viel mehr und viel Schwereres ihr zu Gefallen vollbringen. Die Königin aber versagte ihm, unwillig über die Verweigerung der ersten Gunst, um die sie gebeten, die von ihm geforderte Gunstbezeigung, da sie ja ebenso sehr auf ihre Ehre Rücksicht nehmen müsse, wie er auf die seinige; eher wolle sie den Tod erleiden, als seine Berührung dulden.

Hierüber wurde der König sehr unwillig, doch hoffte er, seine Gemahlin durch List zu zwingen. Er versprach ihr daher eines Tages die Erfüllung ihrer Bitte unter der Bedingung, dafs sie mit Bogen und Pfeilen dasselbe Probestück leisten könne wie er, was er aber im Stillen für undenkbar hielt. Er führte sie nun in einen Saal, an dessen einem Ende ein Becken stand, das er ihr zeigte. Dann stellte er sich an das andere Ende des Saales, liefs alle Lichter aus demselben herausnehmen und schofs drei Pfeile in das Becken ab, deren Klang beim Anschlagen an dasselbe das Gelingen der Schüsse bekundete. Nun sollte die Königin dieselbe Probe ihrer Geschicklichkeit ablegen. Allein von den drei Pfeilen, welche sie abschofs, hörte man nur den ersten in das Becken eindringen. Voller Freude dachte der König, die beiden andern Pfeile seien fehlgegangen, seine Gemahlin also besiegt und darum verpflichtet, nunmehr von ihrer Bitte betreffs der Münzen und der Verweigerung der Gunstbezeigung abzustehen. Als jedoch die Lichter wieder herbeigebracht wurden,

zeigte es sich, dafs die drei Pfeile der Königin im Becken mit der Spitze auf einander staken, weshalb man das Anschlagen des zweiten und dritten Pfeiles nicht gehört hatte.

Diese Entdeckung erfüllte den König zugleich mit Verwunderung und Verdrufs. Der Erfüllung seiner Zusage aber suchte er dadurch zu entgehen, dafs er sich am nächsten Morgen krank stellte. In diesem Zustande wollte ihn dann die Königin, klug und bescheiden wie sie war, nicht mit ihrer Bitte behelligen, sondern war einzig und allein auf die Wiederherstellung seiner Gesundheit bedacht.

Da traf plötzlich die Nachricht ein, das Land würde durch eine Menge Einhörner, die sich unerwartet gezeigt hätten, auf das schrecklichste verwüstet. Diese Gelegenheit benutzte der König, um der Erfüllung seines Versprechens auszuweichen, indem er einige Tage darauf die Krankheit für geheilt erklärte und sich in Begleitung seiner Gattin und seines Hofstaates zur Bekämpfung der Einhörner auf den Weg machte. Am Ziele angelangt, wo die Bestien gerade zu dieser Zeit sich aufhielten, liefs er halten und Zelte aufschlagen und schickte einen grofsen Teil seiner Leute aus, um auf die Tiere Jagd zu machen, von denen sie denn auch eine bedeutende Anzahl erlegten. Als nun eines Tages der König bei der Königin weilte, bemerkte er in der Nähe ein männliches und ein weibliches Einhorn. Da machte er ihr den Vorschlag, wenn sie aus einem männlichen Einhorn ein weibliches und umgekehrt aus einem weiblichen ein männliches zu machen verstehe, so wolle er ihren Wunsch betreffs der Münzen gleich nach ihrer Rückkehr in die Residenz erfüllen. Die Königin erwiderte, dafs sie schon durch die erste Probe, die sie bestanden, sich den Anspruch auf diese Gunst erworben, dafs sie aber gleichwohl auch dieser Aufgabe sich unterziehen wolle, um ihm ihre Gewandtheit und Geschicklichkeit zu beweisen. Ja sie versprach sogar, falls es ihr nicht gelänge, diese zweite Probe zu bestehen, auf ihr Anrecht verzichten zu wollen. Der König schofs nun einen Pfeil auf das weibliche Einhorn ab, und als es nun infolge der Verwundung aufsprang und nach hinten ausschlug, sogleich noch einen in den Nabel, sodafs die Spitze dieses zweiten Pfeiles wie ein männliches Glied herausragte. Dem Männchen aber schofs er einen Pfeil soweit in den Hinterteil hinein, dafs das Tier infolge der erweiterten Öffnung ein Weibchen zu sein schien. Die Königin schofs nun mit einem Pfeile das Horn des Männchens ab, dem Weibchen des Einhorns aber, das ja von Natur kein Horn trägt, einen Pfeil in die Stirn, so dafs der heraus-

ragende Teil sich wie ein Horn ausnahm. So hatten denn Männchen und Weibchen auf einfachere und schnellere Weise ihr Aussehen getauscht. Nun also sah sich der König zum zweiten Male durch die Überlegenheit seiner Gemahlin an Geist und Gewandtheit zur Erfüllung ihrer Bitte genötigt. Diese Erkenntnis sowie der Gedanke, sie könne ihn wegen ihrer Überlegenheit vielleicht geringschätzen, erfüllten ihn aber zugleich mit Scham und mit Wut. In sein Zelt zurückgekehrt, befahl er sogleich einem seiner Beamten, die Königin bei Nacht in ihrem Zelt zu ergreifen, gebunden in die Stadt zu führen und dort den hundert grimmigen Hunden, welche den königlichen Palast bewachten, zum Frafse vorzuwerfen. Der Befehl des Königs wurde ausgeführt. Als aber die Hunde ihre ehemalige Herrin erkannten, welche stets gütig und freundlich mit ihnen umgegangen war, liebkosten sie dieselbe, statt sie zu fressen. Während dieser Zeit entdeckte sie, indem sie einen Stein aufhob, einen nach dem Schlofsgraben führenden Gang; sie schlüpfte in denselben und entkam so durch die Stadt. Sie wanderte weiter und gelangte zuletzt an das Haus eines Bauern, der sich durch Vorführung eines abgerichteten Affen seinen Unterhalt erwarb. Der Bauer nahm sie als Dienstmagd und später als seine Tochter an.

Unterdefs war der König durch heftige Reue und Betrübnis über seine Handlungsweise in eine tötliche Krankheit verfallen. Als sich nun die Kunde davon überall hin verbreitete, erfuhr es auch die verstofsene Königin. Sogleich riet sie dem Bauer, zu Hofe zu gehen und des Königs Krankheit, die nur aus übermäfsiger Traurigkeit entstanden sei, zu heilen, indem er ihn belustige und aufheitere; er solle dem Könige raten, sich in einem seiner Gärten in der Nähe der Residenz ein Landhaus bauen zu lassen und sich in demselben eine Zeit lang aufzuhalten. Dort solle ihn der Bauer besuchen und ihm durch allerlei Scherze und durch Vorführung des Affen die Zeit vertreiben. So werde er gesund werden. Der Bauer ging nun an den Hof des Königs, liefs sich vor ihn führen und riet ihm alles so, wie es ihm seine Pflegetochter aufgetragen. Der König befolgte den Rat vollständig und gefiel sich in dem neu erbauten Lusthause aufserordentlich.

Eines Tages besuchte ihn der Bauer mit seinem Affen. Als der nun den König genug durch seine Sprünge und Kunststücke belustigt hatte, trug ihn der Bauer hinaus in die Küche und band ihn an eine Bank. Kurz darauf wurde der König durch ein aus der Küche kommendes Geräusch an das in dieselbe hinauslaufende Fenster gelockt,

wo er zu seinem höchsten Erstaunen und Ergötzen folgendes Schauspiel beobachtete. Der Affe hatte sich von der Bank losgerissen und machte sich nun über einen Kessel her, in welchem für des Königs Tafel zwei Kapaunen gekocht wurden. Nachdem er unter wunderlichen Sprüngen und Capriolen den Deckel des Kessels abgenommen, nimmt er sich einen Kapaunen heraus und setzt sich in Bereitschaft, denselben zu verzehren. Da erscheint plötzlich an einem Fenster der Küche ein Geier, stürzt auf ihn los und entreifst ihm die Beute, dann ergreift er ebenso schnell, wie er gekommen, die Flucht. Der Affe, aufs höchste bestürzt und entrüstet, beschliefst sich zu rächen. In der Erwartung, der Geier werde wiederkehren, um sich noch mehr Beute zu holen, nimmt er den zweiten Kapaunen aus dem Kessel und stellt sich auf die Lauer. Als er nun den Geier zurückkehren und die Küche umfliegen sieht, stellt er sich so, als ob er den Kapaunen verspeisen wolle und, ganz mit dieser Absicht beschäftigt, den Räuber nicht merke. Der Geier läfst sich täuschen und stürzt auf ihn los, um ihm wiederum die Beute zu entreifsen. Doch der Affe, der nur auf diesen Moment gewartet, schwingt sich schnell entschlossen mit einem Sprunge auf ihn, tötet ihn, rupft ihn ab und steckt ihn samt dem zweiten Kapaunen in den Kessel.

Der König, der den ganzen Vorgang vom Fenster aus beobachtet hatte, mufste hierüber so herzlich lachen, dafs er seine Melancholie vollständig verlor und plötzlich seine Gesundheit wiedererlangte. Auch erzählte er seinem Koch, der das von dem Affen angerichtete Unheil später entdeckt hatte und darüber in die peinlichste Verlegenheit geriet, den ganzen Hergang und tröstete ihn sehr freundlich und gnädig. Bevor er sich nun wieder in seine Residenz zurückzog, liefs er den Bauer noch einmal zu sich kommen und fragte ihn, wer ihn jene bei ihm angewandte Methode, einen Kranken zu kurieren, gelehrt habe. Er erfährt von ihm, dafs dies ein Mädchen gewesen sei, das er, als es sich bei ihm einstellte, aufgenommen habe. Der König läfst sie holen, wundert und freut sich höchlichst über ihre Ähnlichkeit mit seiner verstofsenen Gemahlin und fragt sie, wer sie sei. Sie giebt sich als seine Gemahlin zu erkennen und erzählt ihm ihr Schicksal bis zu dem Punkte, wo sie den Bauer ins Königsschloss geschickt habe. Aufs tiefste bewegt, bittet der König seine Gemahlin unter Tränen um Verzeihung für die an ihr bewiesene Grausamkeit, nimmt sie wieder auf und erfüllt nicht blofs ihren Wunsch betreffs der Münzen,

sondern macht sie von nun an zur Mitwisserin aller geheimen Staatsangelegenheiten und Regierungsgeschäfte.*)

Parallelen zur zweiten Erzählung.

Dieselbe gleicht der Rahmenerzählung auffallend in ihren Grundzügen. In beiden wird durch die Demütigung des Fürsten infolge des Verhaltens seiner Gattin dessen Zorn erregt und so die Verstofsung derselben bewirkt; darauf die Erbauung eines Lusthauses, resp. mehrerer Paläste behufs Ortswechsel, Unterhaltung durch einen resp. viele Erzähler und endlich die durch den einen, resp. den siebenten Erzähler bewirkte und vermittelte Aussöhnung der Gatten. Wenn nun Benfey, Orient u. Occident, III, p. 267, den ebd. p. 263 hervorgehobenen Vorzug der Komposition des Peregrinaggio gegenüber Nizâmis „Heft peiger", nämlich ihre Einheitlichkeit und Abgeschlossenheit, insofern die Bauten und die Herbeischaffung der sieben Prinzessinnen und der sieben Erzähler „sich eng an die übereilte Verstofsung der Favoritin anschliefsen [— da sie zunächst dazu dienen sollen, den Kaiser von seiner Trauer um Diliramma zu heilen —], aber auf recht passend

*) Hier folgt in der französischen und deutschen Bearbeitung eine Beschreibung der Eigentümlichkeiten der Affen, sowie mehrere Beispiele in Form von kleinen Anekdoten. Von den Eigenschaften werden drei, Habsucht, Neugier, Nachahmungssucht, besonders hervorgehoben, und ihre Folgen für die Affen geschildert. Ein Beispiel für die Neugier dieser Tiere lehrt folgende Anekdote:

Ein Affe sieht auf einem Schiff zum ersten Mal ein brennendes Licht. Seine Neugier wird rege. Er nähert sich und versucht, das Ding kennen zu lernen, weifs aber nicht, wie er es anzufangen, welchen von seinen Sinnen er hierfür zu Hilfe zu nehmen hat. Er bringt seine Pfoten an das Licht, verbrennt sie sich natürlich und zieht sie schüttelnd und schreiend zurück. Er kommt zurück, setzt sich an das Licht und horcht auf das Geräusch desselben; das Knistern erfüllt ihn mit Furcht, Zittern befällt ihn. Da ihm aber Augen, Pfoten und Ohren keine Auskunft über das Wesen der Flamme, namentlich über die Efsbarkeit geben wollen, versucht er es mit der Zunge. Zehnmal verbrennt er sich die Zungenspitze, immer aber kehrt er zu erneuter Probe zurück, schreiend und zornig, nichts Efsbares an dem Dinge zu finden.

Den starken Nachahmungstrieb des Affen, seine hervorstechendste Eigenschaft, zeigt folgendes Geschichtchen: Ein Matrose pflegte in Gegenwart eines angebundenen Affen aus einem Koffer einen Sack Geld zu nehmen, dasselbe zu zählen und sich an seinem Klange zu erfreuen. Eines Tages liefs er nun unglücklicherweise beim Fortgehen den Koffer auf. Sogleich ergriff den Affen ein heftiges Verlangen, gleichfalls in den Geldsack zu greifen. Er rifs sich von dem Strick, an dem er festgebunden war, los und enteilte, als der Matrose herbeikam, mit dem schleunigst ergriffenen Geldsack auf den Mast des Schiffes, von dort weiter auf eine weit ins Meer hinausragende Segelstange. Der erschreckte Matrose durfte ihm keine Angst einjagen, damit er nicht den Beutel ins Meer fallen liefse. Der Affe aber nimmt jedes einzelne Geldstück heraus, besieht, behorcht, beleckt es, läfst es auf der Segelstange klingen und auf diese Weise ins Meer fallen; dann schliefst er den leeren Sack und steigt mit demselben herab, bereits im voraus in Erwartung der reichlich verdienten Schläge aus Leibeskräften schreiend.

angelegte und mit entschiedenem Geschick ausgeführte Weise ihre Wiedererlangung herbeiführen", für einen Ausflufs europäischer Kompositionskunst anzusehen geneigt ist, so möchte ich es dagegen für möglich halten, dafs Christoforo Armeno, resp. der Verfasser des dem Peregrinaggio zu Grunde liegenden persischen Originals — falls ein solches überhaupt je existiert hat — die ihm litterarisch vorliegende oder sonstwie bekannt gewordene kleinere Erzählung um ihrer einheitlichen, abgerundeten Form willen sich zum Muster für die an der bei Nizâmi vorliegenden Darstellung vorzunehmende Abänderung genommen habe. Nachdem der Sinn für eine künstlerische Abrundung der Form auf diese Weise geschärft war, konnte es dem italienischen Bearbeiter Armeno, resp. dem eventuellen Originalautor gelingen, auch die durch die Umstände gebotene Abweichung von der Anordnung der kleineren Erzählung [— dafs nämlich nicht wie in dieser der von der verstofsenen Gemahlin geschickte Bauer, ihr Pflegevater, sondern die drei Prinzen von Serendippo den Bau der Paläste und die Beschaffung der Erzähler zur Unterhaltung anraten —] geschickt mit dem ersten Teil des Romans zu verknüpfen und so auch hier selbständig die Forderung der Einheitlichkeit zu erfüllen. Jener von Benfey gerühmte Vorzug würde also noch nichts gegen die Möglichkeit einer ehemaligen Existenz eines persischen Originals unseres Romans beweisen. Hingegen läfst sich vorläufig, soweit ich sehe, gegen Benfeys übrige Gründe (l. c. p. 267 ff.) gegen die Wahrscheinlichkeit derselben nichts einwenden.

Eine Bearbeitung dieser zweiten Erzählung s. Soirées bretonnes. (Cab. d. fées, XXXII, p. 35—38.)

(Aufheiterung Trauernder durch Erzählungen etc.)

Cf. Rohde, „der griechische Roman und seine Vorgänger", Leipzig 1876, p. 411 und p. 414, n. 1, sowie die dort angeführten Parallelen.

(Anekdote von dem Affen und dem Matrosen in der französischen Bearbeitung.)

Sie scheint Lafontaine (Fables XII. [1694] Nr. 3 „le Thésaurier et le Singe", Ausgabe von Regnier III, 200 fg.) entlehnt zu sein. Jedoch giebt der Fabeldichter als Motiv für die Handlung des Affen nicht wie de Mailly Nachahmungssucht, sondern Bosheit an. (Er nennt den Affen „animal, qui ne songeait qu'à nuire.")

Am folgenden Abend hörte Behram in dem dritten Palast folgende Geschichte.

Dritte Erzählung.

In der indischen Stadt Zeheb*) herrschte einst ein reicher und mächtiger Fürst, der aber ein Löwenanbeter war. Er liebte es, an seinem Hofe geschickte Künstler zu halten; vor allen aber ehrte und bevorzugte er einen sehr geschickten und kunstfertigen Goldschmied. Diesem gab nun der Fürst eines Tages zehntausend Pfund Gold mit dem Auftrag, ihm daraus einen goldenen Löwen zu bilden. Der Goldschmied nahm das, lieferte ein Meisterstück, welches ihm die Bewunderung der ganzen Stadt und eine reiche Belohnung seitens des Fürsten eintrug. Dies erweckte nun den Neid der übrigen Goldschmiede der

*) In der deutschen Bearbeitung heifst die Stadt „Zehet".

Stadt, und sie gingen den Löwen besichtigen, um vielleicht einen Fehler zu entdecken, den sie dem Herrscher hinterbringen könnten. Allein an dem Werk war kein Makel zu finden. Da kam der Verschlagenste unter ihnen auf den Gedanken, der Meister könne vielleicht weniger als zehntausend Pfund Gold zur Herstellung des Löwen verwendet haben, und er erkannte sogleich, dafs der Nachweis eines solchen Betruges den Günstling um die Gunst seines Herrn und um sein Einkommen, ihn selbst aber zu Ehre, Ansehn und Reichtum bringen würde. Allein zu diesem Zwecke mufste man den Löwen wiegen. Wie aber war dies möglich, ohne ihn in einzelne Stücke zu zerbrechen? Er sann vergebens darüber nach und beschlofs endlich, sich seinem Weibe mitzuteilen, und stellte ihr denn auch wirklich die ganze Sachlage vor. Diese befreundete sich nun mit der Frau des Goldschmieds aufs engste. Als sie sie einstmals traf, wie sie vor dem Löwen ihr Gebet verrichtete, rühmte sie deren Glück, an einen so berühmten und bedeutenden Mann, wie es ihr Gatte sei, verheiratet zu sein, und bemerkte, sie hätte an dem Löwen nichts auszusetzen als die Unmöglichkeit sein Gewicht zu bestimmen. Die Frau des Künstlers, deren Eitelkeit rege wurde, versprach hierauf, ihren Gatten über die Sache zu befragen und der Freundin bei ihrer nächsten Zusammenkunft Mitteilung darüber zu machen. Sie äufserte nun gegen den Meister, die Unmöglichkeit, den Löwen zu wiegen, sei ein Fehler, der zugleich auf ihn, den Künstler, und auf das Kunstwerk falle. Der Goldschmied fürchtete zwar, wenn er das Geheimnis seiner Frau anvertraue, werde die tatsächlich begangene Unterschlagung ans Licht kommen, teilte es ihr aber schliefslich doch mit. Man müsse den Löwen ans Meer und auf ein Schiff rollen, dann an dem Schiffe anmerken, wie weit es durch die Schwere des Löwen untergesunken, sodann den Löwen herausnehmen uud das Schiff solange mit Steinen anfüllen, bis es bis zu dem vorher angebrachten Zeichen einsinke. Das Gewicht dieser Steinlast, das ja sehr leicht festzustellen sei, sei dem des Löwen vollkommen gleich. Die Frau versprach zwar Schweigen, teilte es jedoch am nächsten Tage ihrer Freundin mit; diese aber verriet es ihrem Manne, der dann endlich dem Fürsten das Geheimnis des Wiegens und den von dem berühmten Goldschmied begangenen Betrug hinterbrachte.

Der Fürst liefs nun in Abwesenheit des Künstlers den Löwen in der von dem zweiten Goldschmied angegebenen Weise wiegen, wobei sich denn das Fehlen von zweihundert Pfund Gold herausstellte. Der

Betrüger wurde daher in einen unweit der Stadt gelegenen Turm, dessen Tür vermauert werden sollte, gesperrt, um Hungers zu sterben oder sich durch Herabstürzen vom Turm das Leben zu nehmen.

Als nun das Weib des Künstlers das Unglück ihres Mannes vernahm, eilte sie zu ihm an den Turm und bat ihn unter Tränen um Vergebung. Dieser aber befahl ihr, lieber an seine Rettung zu denken. Sie solle dünne Seidenfäden holen und an die Füfse einer grofsen Menge Ameisen binden, diesen die Köpfe mit Butter bestreichen und sie auf die Turmmauer setzen. Die Ameisen würden dann, durch den ihnen angenehmen Butterduft getäuscht, in der Meinung, derselbe komme von einer über ihren Köpfen befindlichen Stelle her, nach oben klettern, und so werde denn wohl wenigstens eine bis zu ihm gelangen. An die dünnen Fädchen solle die Frau stärkere Seide anbinden, die er dann hinaufziehen werde, und an diese endlich einen Strick knüpfen, den er oben am Turme befestigen wolle.

Die Frau tat alles nach seiner Anordnung und beförderte den Strick zu ihm hinauf. Sogleich zog er das eine Ende desselben durch einen am Turm befindlichen Aufzug und warf es ihr zu mit der Aufforderung, sich dasselbe um den Leib zu binden; er werde auf diese Weise infolge ihres Gegengewichtes, indem sie etwas nach oben gezogen würde, sanft und langsam nach unten gleiten. Wenn er sich unten befinde, werde er sie dann mit dem von ihm jetzt umgebundenen Ende des Strickes sanft herunterlassen. Wie er angeordnet, so wird alles ausgeführt. Als er sich aber unten und die Frau infolge ihrer Dienstleistung bei seiner Rettung oben auf dem Turm befindet, ruft er ihr zu, sie solle ihm das oben befindliche Ende des Strickes zuwerfen, damit er ihr ein Querholz daran befestige und ihr so das Hinuntersinken erleichtere. Die Frau geht darauf ein, er aber zieht schnell den Strick samt den Fäden und der Seidenschnur aus dem Turmbalken heraus und wirft alles unter Vorwürfen und Scheltreden vor ihren Augen in einen am Turme vorüberfliefsenden Bach. Dann machte er sich auf den Weg, wanderte die ganze Nacht hindurch und gelangte endlich in ein Dorf, wo ihn niemand kannte, und in dem er sich daher niederliefs.

Unterdessen klagte und jammerte sein Weib auf dem Turm so schrecklich und herzzerreifsend, dafs ein vorübergehender Edelmann darauf aufmerksam gemacht wurde und dem Fürsten die wunderliche Nachricht brachte, dafs in dem Turm, in den man den Goldschmied eingesperrt habe, statt seiner ein schreiendes und weinendes Weib

sich befinde. Der Fürst läfst das Weib vor sich kommen und die Veranlafsung ihres Unfalls erzählen. Erstaunt über des Goldschmieds Geschicklichkeit, mit der er sich aus der Schlinge gezogen und zugleich seine schwatzhafte Frau bestraft habe, und herzlich erheitert, läfst er in seinem Reiche bekannt machen, derselbe solle sich an seinem Hofe einfinden, um Gnade und Verzeihung für jene Unterschlagung zu erhalten. Auf die Kunde von dieser Bekanntmachung kehrt der Künstler zurück, erhält die Verzeihung seines Herrn und Gönners und versöhnt sich mit seiner Frau und seinem Gegner, dem zweiten Goldschmied.

Parallelen zur dritten Erzählung.

Dieselbe erinnert zum Teil an die bei Vitruvius liber IX, Cap. 3 und bei Priscian sich findende Erzählung von dem durch Archimedes entdeckten Betrug eines Goldschmiedes an der von ihm gefertigten goldenen Krone König Hieros von Syrakus. Allein bei jenen Schriftstellern findet sich nichts erwähnt von der Bestrafung des Goldschmiedes und den mit derselben zusammenhängenden Vorgängen. — Beachtenswert ist übrigens, dafs zwei andere Züge aus Archimedes' Leben, das Hinablassen eines schweren Gegenstandes, resp. speziell eines Schiffes (s. Athenaeus V, 40) ins Wasser (p. 328), sowie die Verwendung des Flaschenzuges (p. 329), hier erwähnt werden.

(Entlockung des Geheimnisses durch das Weib.)

Aufser der biblischen Erzählung von Simson und Delila kenne ich folgende Parallelstellen, an denen ein Held oder Riese das Geheimnis und den Sitz seiner Kraft einem Weibe verrät: Kathâsaritsâgara, (Brockhaus) p. 46, dazu Parallelen: bei Tawney, I, p. 70 Note †, p. 572, ferner: Hahn, Griech. und Alban. Märchen, II, p. 23 fg., dazu ferner Variante I (l. c. p. 260 fg.) und Variante III (l c p. 275 fg.); Wuk, serb. Märchen, Nr. 8; Wolf, deutsche Märchen und Sagen, Nr. 20; Friedr. Kraufs, Märchen der Südslaven I, p. 168; Vinson, Le folclore du pays Basque, Paris 1883, p. 87.

Das Weib verrät des Unholdes Geheimnis, ohne dafs jedoch einer vorherigen Mitteilung desselben an sie seitens des Riesen in dem Märchen Erwähnung gethan wird: [Bahar-Danush (Scott) II, 308 ff.], Grimm K. M., Nr. 197.

(Methode der Gewichtsbestimmung:) cf. eine indische Erzählung bei Lullè, 'un progenitore indiano del Bertoldo', Venezia 1888, Nr. III.

(Köpfe der Ameisen mit Butter bestrichen.)

Cf. Babar-Danush (Scott) II, 310. 313: Eine an den Flügeln und Füfsen mit Honig bestrichene schwarze Biene wird einem Unhold ins Nasenloch gesetzt, um ins Gehirn hinauf zu kriechen und so seine Lebenskraft zu zerstören.

Die Idee des gegenseitigen Hinab- und Hinaufziehens vermittelst einer mechanischen Strickvorrichtung findet sich auch in der Fabel vom „Fuchs und Wolf im Brunnen" (Lafontaine, Fables XI, 6 Ausg. v. H. Regnier, Paris 1885, vol III, 133—137; dazu Regniers litterarhistorische Nachweisungen, l. c. p. 132, wobei namentlich seine Hinweisungen auf Weber, Ind. Stud. III (1855), p. 367; „'Reinhardt Fuchs', de Jacques Grimm, p. CCLXXVIII" und Benfey, Pañcat., Bd I, § 61, p 182 von Wichtigkeit sind).

Berlin.



NEUE MITTEILUNGEN.

Konrad Celtis und Sixtus Tucher.

Von

Karl Hartfelder.

Als die humanistische Bildung an den deutschen Hochschulen sich auszubreiten begann, wurde meist die philosophische oder, wie damals die übliche Bezeichnung lautete, die artistische Fakultät der Sitz für die Vertreter der neuen Bildung. Stellte sich doch die neue Richtung zunächst als die Vertreterin der sprachlichen Studien, des Lateinischen, Griechischen und bald auch des Hebräischen, dar, und diese Studien wurden in der Artistenfakultät gepflegt.*)

Seltener vertreten in der ersten Zeit der deutschen Renaissance die Juristen die neue Richtung. In vielen Fällen war der Gang der Entwickelung der, dafs erst nach der Eroberung der Artistenfakultät auch Lehrer der Juristenfakultät, welche dem neuen Geiste huldigten, Aufnahme in den Lehrkörper der Hochschule fanden.

Anders war es an der bayerischen Landesuniversität Ingolstadt, welche 1472 gegründet worden war. Während noch im Jahre 1492 unter den Artisten kaum ein einziger Humanist begegnet,**) war die juristische Fakultät meist mit Vertretern besetzt, welche durch ihre Studien in Italien Freunde der neuen Bildungsweise geworden waren. Die bekanntesten Namen sind Johannes Kaufmann, Gabriel Baumgartner und Sixtus Tucher.***)

---

*) Vgl. Fr. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts (Leipzig 1885) S. 44 ff. K. A. Schmidt, Geschichte der Erziehung (Stuttgart 1889) II, 2, S. 83–99.

**) Das Verzeichnis der Lehrer dieser Fakultät bei J. N. Mederer, Annal. Ingolstad. Academ. I 40. Der dort erwähnte M. Pulersafs halte humanistische Bildung. Vgl. Geigers Vierteljahrsschrift für Kultur und Litteratur der Renaissance (Berlin 1887) II 262.

***) Vgl. K. Prantl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt, Landshut, München (München 1872) I 73. — Aus Ch. H. Verdière Histoire de l'université d'Ingolstadt (Paris 1887) ist für diese ältere Zeit nicht viel Neues zu lernen.

Unter diesen fassen wir hauptsächlich den letzten ins Auge, da hauptsächlich ihm es Konrad Celtis zu danken hatte, dafs er für einige Jahre eine Lehrstelle an der Ingolstadter Hochschule bekleiden durfte.

Sixtus Tucher (latinisiert manchmal Xistus Tucerius genannt) gehörte der bekannten wohlhabenden und einflufsreichen Familie in Nürnberg an.*) Daselbst wurde er 1459 geboren als Sohn von Johann Tucher und Barbara, geb. Hegnerin. Den 18. September 1473 wurde er gemeinsam mit Johannes Melwer und Heinrich Tucher an der Universität Heidelberg immatrikuliert.**) Den 9. Mai 1475 bestanden daselbst die beiden Tucher ihr Baccalaureatsexamen und zwar „nach dem alten Weg" (via antiqua).

Sixtus setzte seine Studien in Padua und Bologna fort, an welch letzterer Hochschule er im Jahre 1485 Doktor beider Rechte wurde.***)

Die Erwerbung der Doktorwürde war vermutlich der Abschlufs seiner Studien in Italien. Im Jahre 1487 wurde er Professor der Rechte an der Hochschule Ingolstadt mit dem für damalige Zeiten nicht unbeträchtlichen Gehalt von 130 Gulden.†) Schon im nächsten Jahre erhielt er das Amt eines Rektors der Universität, für den erst 28jährigen Gelehrten eine hohe Auszeichnung, die er gewifs hauptsächlich seiner in Italien erworbenen Gelehrsamkeit dankte.††)

Neben ihm wirkten Kollegen gleicher Richtung, Vertreter der auf humanistischer Grundlage ruhenden Kenntnis des römischen Rechtes: seit 1478 Gabriel Baumgartner, seit 1491 Johann Kaufmann, seit 1498 Wolfgang Baumgartner.†††)

Trotz einer Rüge, die sich Tucher gelegentlich einmal wegen seiner Lehrtätigkeit zuzog, scheint er doch Einflufs gewonnen zu haben. Seinem Einflufs hauptsächlich verdankte Celtis die Berufung nach Ingolstadt. Da die Stelle des „Poeten" oder Grammatikers schon besetzt war (mit einem vetulus poetaster et rapophagus, wie Celtis verächtlich sagt), so konnte unser Humanist nur dadurch für die Hochschule gewonnen werden, dafs Herzog Georg von Bayern, welcher

*) Vgl. Wilh. Loose, Anton Tuchers Haushaltbuch (Tübingen 1877). Bd. 134 der Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart. Will, Nürnbergisches Gelehrten-Lexikon (Nürnberg und Altdorf 1758) IV 75. —

**) Die drei Einträge lauten: Johannes Melwer de Norenberga Bamberg. dyoc. (bacc. in art. Erford.) Er hatte also in Erfurt schon sein Baccalaureatsexamen bestanden. — Sixtus Docher und Heynricus Docher, beide de Norenberga Bamberg. dioc. G. Töpke, Die Matrikel der Universität Heidelberg (Heidelberg 1884) I 341.

***) Die Urkunde ist im freiherrlich tucherischen Familienarchive noch erhalten. Vgl. Loose, A. Tuchers Haushaltungsbuch S. 53. In den von Friedländer und Malagoia herausgegebenen Acta Nationis Germanicae universitatis Bononiensis (Berlin 1887) habe ich seinen Namen nicht finden können.

†) Nou. Prof. Sixtus Tuecherer Norinbergensis, Juris utriusque Doctor et Professor. Mederer, Annal. i 33 Prantl, I 72.

††) Ähnlich schnell wurde 1507 ein anderer Nürnberger, Christoph Scheurl, kaum aus Italien angelangt, in Wittenberg zum Rektor der Hochschule gewählt. Vgl. Fr. von Soden, Beiträge zur Geschichte der Reformation (Nürnberg 1855) S. 9—11.

†††) Prantl, I 72 und 73.

offenbar den Humanisten geneigt war, den Gehalt für Celtis aus seiner Privatkasse anwies.

Die unten abgedruckten Briefe lassen einen Blick in das gute Freundschaftsverhältnis der humanistischen Gelehrten thun. Celtis bringt Tucher sein volles Vertrauen entgegen. Wiederholt überschickt er ihm Manuskripte seiner Arbeiten, ehe dieselben in die Presse wandern, und giebt ihm unbeschränkte Vollmacht, nach seinem Gutdünken daran zu ändern. Der wohlhabende und in geordneten Verhältnissen lebende Tucher besitzt offenbar eine beträchtliche Bibliothek, in der auch die humanistische Litteratur gut vertreten ist. Celtis bittet mehrmals um Bücher, und dafs seine Wünsche auch erfüllt wurden, ergiebt sich aus dem vierten Briefe Tuchers an Celtis. Die wertvolle Handschrift mit den Werken der Roswitha, welche Celtis aus dem Kloster St. Emmeram in Regensburg geliehen hatte, legt er Tucher vor und teilt ihm mit, dafs er selbst im Kloster Gandersheim gewesen, worin Roswitha einst gelebt hat.

Auch scheut sich Celtis, der nie mit dem Gelde hauszuhalten verstand, nicht, bei dem wohlhabenden Freunde zu leihen, so wie er auch Freund Camerarius gelegentlich um eine Geldspende angegangen hat.

In Tuchers verschwiegenen Freundesbusen schüttet er seinen Unmut über die Ingolstadter Gegner aus, die dem Poeten, wohl nicht ohne dessen eigenes Verschulden, recht bald erwuchsen. Tucher und dessen Freunde meinen es gut mit Celtis: der erstere scheut sich auch nicht, den unsteten Dichter, der seine akademischen Pflichten nicht allzu gewissenhaft erfüllte, zu tadeln. Offen wird ihm seine Abwesenheit von Ingolstadt während der Zeit der Vorlesungen vorgehalten.

Celtis ist bekanntlich nicht lange in Ingolstadt geblieben. Im Jahre 1497 siedelte er nach Wien über, wo es ihm gelang für den Rest seines Lebens eine Stellung zu finden, welche seiner Begabung wie Neigung entsprach.*) Tucher hatte schon 1496 die Propstei bei St. Lorenz in Nürnberg erhalten uud kehrte von Ingolstadt nach seiner Vaterstadt zurück.**)

Tuchers weiteres Leben, das hier nicht verfolgt werden kann,***) war keineswegs untätig. Insbesondere hat er sich den aufgeschlossenen Sinn und das lebhafte humanistische Interesse auch fernerhin bewahrt. Mit Charitas Pirkheimer, der gebildeten und frommen Schwester Willibalds, hat er freundschaftlichst verkehrt.†) Besonders vertraut war er mit

*) Aschbach, Geschichte der Wiener Universität II, 216.

**) Darnach ist meine Bemerkung in Geigers Vierteljahrsschrift II 262 (Anm. 4) zu verbessern.

***) Vgl. Will a. a. O. s. v. Tucher. Loose a. a. O.

†) Vgl. darüber W. Loose, Aus dem Leben der Charitas Pirkheimer. Dresden 1870 (an vielen Stellen). Fr. Binder. Charitas Pirkheimer (Freiburg 1837) S. 10 ff. (Sammlung historischer Bildnisse Zweite Serie. II) — J. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes (Freiburg 1883) I[9] 73 und 74.

Christoph Scheurl, dem bekannten Nürnberger Juristen an der Hochschule Wittenberg, wie wir aus dem Briefwechsel dieses Gelehrten sehen.*) Im Jahre 1504 gab er die Propstei auf und starb den 24. Oktober 1507. Im nächsten Jahre folgte ihm sein Freund Celtis im Tode nach.

Die hier mitgeteilten Briefe des Celtis verdienen umsomehr Beachtung, weil uns nur verhältnismäfsig wenig Briefe von ihm erhalten sind. Der Codex epistolaris Celtis enthält bekanntlich nur Briefe an ihn, aus denen freilich hervorgeht, dafs er von der humanistischen Freude am Briefschreiben nicht frei war. Vergleicht man die Briefe der beiden Männer mit einander, so erscheinen die des Celtis fast alle wie rasch hingeworfene Billets, während Tucher mit gröfserer Sorgfalt und Genauigkeit schreibt.

Der Wert der unten abgedruckten Celtis-Briefe wird leider in etwas durch den Umstand beeinträchtigt, dafs sie undatiert sind. Nur durch Vermutung kann das Datum annähernd bestimmt werden.

Da sie sämtlich an Sixtus Tucher gerichtet sind, mit welchem Celtis erst während dessen Ingolstadter Lehrtätigkeit in Berührung gekommen zu sein scheint, so gewinnen wir damit Anhaltspunkte für den Zeitpunkt a quo und ad quem. Weil Tuchers Ingolstadter Lehrtätigkeit, wie oben erwähnt, die Jahre 1487—1496 umfafste, Celtis daselbst nur von 1492—1497 lehrte, so ergibt sich daraus eine weitere Einschränkung dieses Zeitraums, innerhalb dessen die meisten Briefe zu setzen sind.**) Da nun mindestens zwei von den Briefen vor die Berufung nach Ingolstadt fallen, diese Briefe aber schwerlich lange vorher geschrieben sein werden, so müssen wir bis in den Sommer des Jahres 1491 heruntergehen, wahrscheinlich vor die grofsen, am 28. Juni beginnenden Universitätsferien.

Aus den Briefen ergiebt sich, was wir auch aus anderen Quellen wissen, dafs Celtis wiederholt seine akademische Tätigkeit in Ingolstadt unterbrochen hat. Seine damaligen Wanderungen gingen nach Regensburg, Nürnberg und Österreich.

Eine genauere Bestimmung der Reihenfolge genannter Briefe innerhalb der oben genannten Zeitgrenzen ist nicht mit Sicherheit möglich. Die Originalien sind von späterer Hand nummeriert, und diese Zahlen sind im Drucke mit arabischen Ziffern in Klammern neben die römische, von mir gesetzte beigefügt. Aber aus dem Inhalt einzelner Briefe ergibt sich unwidersprechlich, dafs die alte chronologische Ordnung nicht richtig ist, weshalb ich auch kein Bedenken trug sie zu ändern. Die hier gegebene Neuordnung ist also ein Versuch, von

*) Fr. von Soden und J. K. F. Knaake, Christ. Scheurls Briefbuch. Potsdam 1867 (Register unter S. Tucher).

**) Die Angaben über des Celtis Immatrikulation in Ingolstadt widersprechen sich: vgl. Mederer, Annales Ingolstadienses I 40 (2. Januar 1492). Klüpfel, De vita et scriptis Celtis p. 135 (1. Februar 1492), p. 137 (II. Februar 1492). Aschbach, Geschichte der Wiener Universität II, 205. Sicher ist also nur, dafs er Anfang des Jahres 1492 eingeschrieben wurde.

dem mir selbst sehr klar ist, dafs er keine unbedingte Sicherheit gewährt.

Die vier Briefe, welche hier voranstehen, setzen voraus, dafs Celtis noch nicht Stellung in Ingolstadt besitzt. Die Bemerkungen in Brief IV machen den Eindruck, als ob es die erstmaligen Verhandlungen wegen der Ingolstadter Professur wären. Brief V setzt bereits eine Ingolstadter Lehrtätigkeit von einiger Dauer voraus. Die folgenden Briefe zeigen, wie Celtis eine wachsende Opposition an der Universität fand, und wie er diese Gegner beurteilte, zugleich aber, wie der unruhige Poët sich allmählich dem ihm unbehaglichen Ingolstadt innerlich entfremdete. Damit war die Voraussetzung der Übersiedelung nach dem anziehenden Wien gegeben.

A. Briefe des Konrad Celtis an Sixtus Tucher*).

I. (1.) Conradus Celtis Sixto Tucher felicitatem.

Lucubrationem et, ut verius dicam, pudorem meum omnem his diebus excuderam, veluti praeludium quoddam futurorum laborum meorum. Ad te nunc mitto, vir mihi amantissime, et quidem tamquam ad judicem et censorem rerum mearum omnium, ut, si quid addendum subtrahendumve foret, tuo me consilio admonitum et sapientia faceres. Talem enim de te opinionem concepi, ut, si tu ea in lucem prodire censueris, non a me temere aut inconsulto factum arbitrabor. Leges itaque nunc in illo tempore, dum cathedre silent et omnis scolastica conticuit contentio.**) Ego ocium nactus aliquando te conveniam, ut ex eo Archytipo aliquot exemplaria***) per impressorem transscribantur. Vale et scias taliter esse in condendis orationibus et poematibus, qualiter fit in pulsandis fidibus, ubi auditores concinitatem plus considerant quam is, qui pulsat. Iterum vale.

Auf der Aufsenseite die Adresse: Domino doctori Sixto Tucher.

II. (2.) Conradus Celtis Xisto Tucher s. p. d.

Venit Augustam,†) ut accepi ex mercatore Hans Balderstain, vir tibi non incognitus, Udalricus Höchsteter, legum aut medicine

*) Die Briefe, welche sämtlich auf derbes Papier geschrieben sind und von Celtis eigener Hand herrühren dürften, bilden die Handschrift No. 782 der Universitätsbibliothek in München. Ich bin Herrn Oberbibliothekar Dr. Kohler, welcher mich auf dieselben aufmerksam machte und die Abschrift gestattete, dafür bestens dankbar. Wenige Stellen, an denen ich den Text nicht sicher lesen konnte, sind mit einem Fragezeichen versehen. Die Orthographie der Vorlagen ist festgehalten, nur die Interpunktion ist nach heutiger Regel verändert.

**) Damit sind wohl die grofsen Universitätsferien (vacationes magnae) gemeint. Dieselben dauern laut den Statuten der theologischen Fakultät zu Ingolstadt vom Jahre 1475 (von der juristischen sind aus dieser Zeit keine erhalten) von der Vigilia apostolorum Petri et Pauli (= 28. Juni) bis zum Tage nach dem heiligen Bartholomäustage (= 25. August). Vgl. Prantl, I 42 (wo nach dieser Angabe zu ändern ist), II 59.

***) Exemplar wie Codex brauchen die Humanisten auch für Druckwerke.

†) Augsburg.

doctor. Is mercatori huic dixit se brevi ad te velle recipere ob antiquam necessitudinem et familiaritatem, qua olim in Italiam studens tecum coaluerit. Is etiam, ut accipio, novam Claudii Ptolomei impressionem e Rhoma*) secum attulit, cuius ego cupientissimus sum et tibi, qui hec studia non dedignaris, multum prodesse potest. Huic tu rogo epistolam scribas, ut ad vos iste Ptolomeus mittatur. Cras autem mane is civis et mercator recessurus est. Tu epistolam per puerum tuum ad me mittas. Vale.

Poteris eciam apud eundem mercatorem agere, ut ab Ulma ad vos per cives aut bibliopolas Ptolomei exemplaria mittantur, qui jam Ulmam ascendet.

III. (4.) Conradus Celtis Xisto Tucerio felicitatem.

Mitto ad te, vir disertissime, libellum nugas et ineptias meas continentem, quas obiter in peregrinatione Sarmatica blatteravi.**) Tu in vicem, oro, aliquos libellos ad me mittas. Cupio autem ex te Aulum Gelium (sic) et Lucii Apulei fabulam. Ipse nostra legens non ad jngenii ostentacionem missa putabis, quando quidem incocta adhuc et cruda quedam sint, longam limam et censuram amicorum exposcentia. Sed ut intelligeres me nullis parcere vigiliis, ut aliquid excuderem, quod, etsi Italicis ingeniis impar foret, Germanos tamen nostros, qui me doctrina et ingenio et multum hec duo fulcientibus opibus prestarent, impellerem expergefaceremque, quo Itali in suam gloriam effusissimi fateri cogerentur non solum Rhomanum Imperium et arma, sed et literarum splendorem ad Germanos commigrasse.***) Vale et me ama, studiosissimum tui.

*) Eine Ausgabe der Kosmographie des Claudius Ptolemaeus erschien zu Rom 1490 (Rome anno a nativitate domini M. CCCC LXXXX die IV Nouembris arte ac impensis Petri de Turre). Eine genaue Beschreibung der Ausgabe findet sich bei Andr. Caronti, Gli incunaboli della R Biblioteca universitaria di Bologna (Bologna 1889) S. 420. Über frühere Ausgaben desselben Schriftstellers (Bologna 1462. — Ulm 1482) ebendaselbst S. 410 und 420. — Ein Lob des Ptolemäus in elf Distichen findet sich unter des Celtis Epigrammen. K Hartfelder, Fünf Bücher Epigramme, III 111.

**) Es sind das vermutlich die Gedichte, welche später (1502) als erstes Buch der Amores (Hasilina Sarmata) gedruckt worden sind. Aschbach, Geschichte der Wiener Universität II 245.

***) Der hier ausgesprochene patriotische Gesichtspunkt ist einer der mafsgebendsten Gedanken bei Celtis. Vgl K. Hartfelder, Fünf Bücher etc. I 87. 88 (wo die Überschrift in: „De medicis Germanis“ zu verbessern ist). Das Epigramm steht auch Cod. lat. Monac. 434. fol. 58b). II 23. 24. 27. 29—32 (ein deutschpatriotisches Zwiegespräch zwischen einem Deutschen und Venetianer). 58 und sonst. Epigramm II 27 findet sich Cod. lat. Monac. 716. f. 155 in folgender, wesentlich veränderter Form:

De cavilio Italorum.

Germanos dicit stolida ebrietate teneri
Italus et sensus perdere saepe mero.
Itale, te dicam puerum terebrare cloacas,
Naturae leges et pia iura negans.
Quis tolerabilior, quaeso, dic, Itale, morbus,
Nos capiat Bacchus, te malesana Venus

Dieselbe Handschrift enthält noch weitere Gedichte, welche die Überhebung der Italiener zurückweisen, so auch eines von dem bekannten Konrad Leontorius. Über den Patrio-

IV. (11.)

Vehementer me oblectant epistole tue, vir doctissime, quas crebro eleganti et bona prorsus composicione verborum et sentenciarum ad me mittis. Invideo fortune tue, quia alcioribus literis te fata tua accomodari (sic) non sinunt, ut aliquid elucubrares, quo tibi et patrie consultum apud posteritatem gauderemus. Quid enim profecto vita nostra est, si non aliquid relinquimus, quo nos vixisse posteri testabuntur, quod recte apud nobilem poetam scriptum est:*) Stat sua cuique dies, sed famam extendere factis hoc virtutis opus etc.**) Nec ego ob aliam rem Imperatores doctissimos ultro scriptoribus suis honorem suum detulisse conjicio quam quia per illos et vivere et mortalibus defuncti etiam prodesse arbitrati sunt. Sed de hoc alias tecum.

Scripsisti de salario nostro: paucis dicam; centum Renenses pro ea temporum condicione et in me negligentia vestra vel patiencia mea, quam ego vobiscum hac sevissima hyeme sustuli, donare pro lectione ordinaria et pro futuro anno spero non recusetis, si ego vestre juventuti et gymnasio prodesse in tantum queo:***) de extraordinaria etiam lectione ut nudius cum d. Gabriele†) mihi charissimo contulimus, lacius dum ocium vobis esse prospexero, coram dicemus et constabimus.

Ceterum mitto ad te epistolam ad Rhomanorum Regem, quam cras impressor opusculo nostro praeponet;††) hanc oro pro humanitate et doctrina tua examinare velis, ut, dum in multorum manus veniet, tua admonicione de addendis aut subtrahendis nemo de me conqueri possit. Vale.

Adresse auf der Rückseite: Ornatissimo viro domino doctori Sixto Tucher tamquam fratri colendo.

V. (5). Conradus Celtis Sixto Tucher.

Agitavi his diebus mecum animo, quo in loco et quo pacto futurum annum, si vita superstes, exigerem. Deliberavi ob multas et

tismus der deutschen Humanisten, vgl. L. Buschkiel, Nationalgefühl und Vaterlandsliebe im älteren deutschen Humanismus. Chemnitz 1887 (Programm), wo freilich Celtis aus Raummangel nicht behandelt ist.

*) Wiederholt spricht Celtes aus, wie hoch er den durch Virtus, schriftstellerische, besonders poetische Leistungen erworbenen Ruhm schätzt, z. B. Epigramme III 26. 69. 104 und sonst. —

**) Das Citat aus Vergil, Aen. X 466—468 ist nicht genau; die Stelle lautet vollständig: Stat sua cuique dies, breve et inreparabile tempus | omnibus est vitae; sed famam extendere factis, hoc | virtutis opus.

***) Bei seiner erstmaligen Anstellung in Ingolstadt bezog Celtes nur 80 Gulden.

†) Der auch in Brief No. VI (7) erwähnte Jurist Gabriel Baumgartner.

††) Mit diesem Werke ist vermutlich des Celtis „Epitoma in utramque Ciceronis Rhetoricam cum arte memorativa et modo epistolandi utilissimo“ (S. i. e. a). 4° gemeint. Die hier erwähnte Dedikationsepistel ist die Epistola principi divo Maximiliano Romanorum regi semper Augusto. Da dieselbe unterzeichnet ist: Ex Ingolstadt quinto Kalendas Apriles a. sal. MCCCCXCII, so haben wir damit für unseren Brief einen Terminus ante quem. Vgl. Aschbach, Geschichte der Wiener Universität, II 234.

quasdam, ut ita dicam, appendices rerum mearum causas in Germania velle persistere, presertim apud vos, si quando justum et dignum stipendium (illud enim perexiguum est) a gymnasio vel a principe consequi possem.*) Cepit me et oblectat tua et aliorum doctissimorum virorum**) facilitas morum, dexteritas ingenii, comitas et faceta venustas vel, ut multa paucis dicam, nihil mihi in vobis desiderandum reliquisti, quod ad partem felicitatis meae, si qua est, accedere possit. Placet insuper mihi non parva auditorum meorum frequentia,***) placent ingenui multi nobiles adolescentes et juvenes, quos, etsi tarditate ingenii nostri non satis exacte, ut cuperem, provehere et erudire possum, adductus tamen in spem sum illis currentibus facile per me addi posse stimulum, quo instructiores aliquando in emulacionem Italicarum literarum consurgerent. Quod ut fieri comodius (sic) possit, sic accipe: Aiunt vetulum illum poetam ad pascata excessurum gymnasio. Consilio vestro fieri potest, ut domus illa mihi locetur. Ego junctis mihi, de quibus plenus spei essem pro doctrine et morum composicione, Academiam illam Platonicam erigerem et aperirem.

Tenes consilii et animi mei motus; superest, ut tu amici et reipublicae munus obeas, curans, ut ducibus gymnasii illa communices, ut ego proximo congressu nostro intelligam, quo animus meus adhuc fluctuans et in alia se convertens firmari et in tutum portum collocari possit. Vale, literarum decus et columen.

Regensburg, 18. Dezember.

VI. (7.) Conradus Sixto suo.

Descendi superioribus diebus ad Ratisponam visendi domini doctoris Tolhof†) gracia. Qui me multis invitavit epistolis: conveni virum omni humanitate, erudicione et doctrina, liberalitate denique plus, quam credi par est, plenum. Sed quia iterum ad vos me ascensurum putavi, jam mutato consilio aliquot menses secum agam. Hec ego te et dominum doctorem Gabrielem††) scire volui, ut, sicut ego vos semper patronos et admiratores habui rerum mearum, ita

*) Bisher hatte Celtis einen Gehalt von 50 Gulden nicht von der Universität (gymnasium), sondern aus der Kasse des Herzogs Georg von Bayern erhalten. Vgl. Klüpfel, De vita et scriptis Conr. Celtis, p. 137. —

**) Diese weiteren Gelehrten in Ingolstadt sind: Hieronymus de Croaria und Johann Kaufmann. Aschbach, Geschichte der Universität, Wien II 204.

***) Daß Celtis also zu Zeiten viele Zuhörer hatte, mag betont werden, weil über seine Ingolstädter Lehrerfolge auch Klagen vorliegen. Vgl. Serapeum, Bd. 31 (1871) S. 259.

†) Johannes Tolhof (auch Dolhopf, latinisiert Tolophus), Doktor beider Rechte, Mathematiker, ein humanistisch gebildeter Geistlicher, gehörte zu den vertrauten Freunden des Celtis. Vgl. die Zusammenstellung seiner Lebensdaten bei Aschbach, Geschichte der Universität Wien II, 429. Dazu meine Ergänzung in Geigers Vierteljahrsschrift für Kultur und Litteratur der Renaissance I (1886) S. 502. —

††) Wahrscheinlich Gabriel Baumgartner, Lehrer des Civilrechtes in Ingolstadt von 1478—1498. Vgl. Prantl, Geschichte der Universität Ingolstadt-Landshut-München I, 72.

silere illud jam propter beneficia in me vestra et humanitatem non potui: ne vel ego apud vos ingratitudine aut aversione notarer aut in vos amore mutato tergiversarer, habebitis Conradum vestrum semper sincerum, quamvis, ut nudius ad te scripsi, omnino silere me de gymnasio vestro non decet propter multos ignavos homines et factiosas bestias, quae ingenuos adolescentes et Rempublicam distrahunt. Et si mea alia negocia non turbarent, darem operam, ut principi Barbaro (sic)*) illa ego detegerem et ulcerosa quorumdam terga pungerem saniemque exprimerem. Sed me verbum eruditissimi domini Joannis Loffelholtz**) admonuit et dehortatur, quo ille dixit et testatus est se jam deliramentis et puerilibus contentionibus Katherine martiris inserere non velle.

Vale et, si quando aliquid ocii nactus fueris, Conradum tuum epistolis tuis suavissimis alloquere.

18 Decembris. ex Ratispona.

Adresse: Domino doctori Sixto Tucher domino et tamquam fratri meo charissimo in Ingolstodio (sic).

VII. (3.) Conradus Sixto suo salutem.

Amantissime frater, magnum vulgi strepitum contra me in absentia mea excitatum accipio. Alii oppressum ere alieno profugum, alii fortunam aliam querere, at alii hominem vagum sine respectu fame et vite mee viventem dixerunt, verum hominem mediocriter institutum in literis et philosophiam libere sequentem et amplectentem non facile vulgi rumoribus moveri posse credo. Si quando, quod rarum genus hominum est, verorum amicorum fides et integritas solida et constans perseveraverit et si nobis acciderit, tibi subodorandum relinquo illud, ego unicum scio hominem tenuiter natum doctrinam, eruditionem administrationemque rerum suarum attingere posse, magnis et difficilimis (sic) rebus oportere comparari: nobis ingenue fatendum est non spe questus aut fortune, que semper infra me stetit,***) peregrinationem hanc suscepimus inque fidem nostram chyrographos noster locutus est. Itentidem et ad dominum beysser questorem nostrum et virum optimum scripsimus, qua de re per has vacationes gymnasium†) excedreem ut aliquid egregium excuderem, quo Germaniae nostrae et huic Gymnasio ornamentum, famam, incrementum et decus aliquod immortale pararem. Sed facile servilium hominum et barbarorum jngenio omnia

---

*) Sollte das ein absichtliches Verschreiben für Bavaro sein?

**) Johannis Löffelholz, gewöhnlich Janus Cocles von seinen humanistischen Freunden genannt, seit 1476 Konsulent im Rate zu Nürnberg, war ein warmer Freund des Celtis. Er war neben Dalberg der Censor für die Norimberga des Celtis. Vgl. K. Morneweg, Joh. von Dalberg S. 175. 288 ff. Hartmann, K Celtis in Nürnberg S. 20

***) Wiederholt rühmt sich Celtis der vollständigen Gleichgültigkeit gegen Gelderwerb. Vgl. z. B. Hartfelder, Fünf Bücher der Epigramme von K. Celtis I. 63 (Ad Candidum).

†) Universität Ingolstadt.

depravantur et sinisteritate corrumpuntur: qui virtuti et doctrinae semper adversi, quam ipsi aut non intellegunt vel intelligere non volunt aut, quod magis probo, intelligere non debent. Et semper paucos se dignos invenit inter mortales clara et divina virtus ideoque a vulgo aliquamdiu eam lacerari et in ludibrium multis exponi deberi, quoad apud ignavos vires ejus intelliguntur, clariorque, illustrior graviorque tandem elucescat, ut in animi qualitatum temperamento accidere videmus: ut nunc aestivent, vernent, nunc hybernent sydera.

Sed ego longior tecum sum et tu solus dignus mihi visus es, apud quem ego literarum et virtutis patrocinium quererem, omniaque tibi consilia mea manifesta esse velim, cuius in me imperium et mandacionem accipere debeo, si qua est inter mortales adhuc animorum cognatio. Vale.

VIII. (14.)

Venit ad me impressor quidam prognosticorum: is ait se dare operam velle, ut, si quid imprimendum dare velim, ipse provinciam illam obiret. Remitte ergo mihi orationem nostram, et si ocium tantum tibi fuit, judicium tuum una*) epistola, que ruborem non habet liberiusque docere audet, ad me mitte: nihil enim preter censuram ejus faciam, quem ego ducem consiliorum meorum esse vellem. Vale.

Conradus Celtis tuus.

Nach dem 30. Januar 1494.**)

IX. (15.)

Mitto ad te monialem nostram, mulierem***) doctissimam et germanam, grece et latine et in utroque genere scribendi illustrem, quam pro tempore ocii tui legas et norimbergam†) nostram mihi jam remittas: ceterum de donis ut heri diximus verbum ad adolescentes facits ut ante occasum solis sciam, quid efficere poterimus, et vale et ptolemeum cum figuris cum norimberga††) mitte.

---

*) Hier scheint „cum“ ausgefallen zu sein. — Die Rede, um deren Rücksendung Celtis bittet, dürfte dieselbe sein, mit welcher der Dichter am 31. August 1402 seine Vorlesungen in Ingolstadt eröffnete, und die er sodann in seiner Panegyris veröffentlicht hat. Vgl. Aschbach, Geschichte der Wiener Universität II, 233.

**) Diese Zeitbestimmung ergibt sich aus der Bescheinigung, welche der Prior Laurentius Aicher in Regensburg über die Ausleihung der Roswitha-Handschrift an Celtis gegeben hat (Dat. Ratisponae in nostro coenobio quinta feria ante festum Purificationis Virginis Mariae anno salutis 94). Vgl. Aschbach, Roswitha und Conrad Celtis (Wien 1868) 2. Aufl. S. 34.

***) Vgl. die Bemerkung über Roswitha von Gandersheim in Brief Nr. X (6).

†) Die Schrift des Celtis „De origine, situ, moribus et institutis Norimbergae libellus“. Vgl. darüber B. Hartmann, Konrad Celtis S. 35.

††) Dieselbe Bestellung in Brief Nr. II (2). S. 280 u. 281 oben.

X. (6.)

Opus habeo libellis tuis quibusdam; hos, oro, ad me cum puero meo mittere digneris: hoc est Greco vocabulario, Cesare in Commentario,*) Herodoto, Bocacio de Genealogia deorum**) et cum illis, si habes, indicem aliorum librorum tuorum in humanitate et historiis. Ceterum de moniali,***) si de patria ejus dubitas, Ottonem ejus in fine legas, in quo se germanam et saxonem fuisse nominat (?) et ego in cenobio illo, quo vixerat, fueram duobus miliaribus tantum ab Hildeshaim, Saxonie urbe. Et adhuc canonisse et tantum nobiles in eo agunt, cum quibus canonici uno choro psallunt, locusque adhuc Ganshaim dicitur, a qua soror Gandeshamensem se scribit, et alia plura venerande antiquitatis, quae in Saxonia vidi, quae aliquando audies et leges, domum conduxi. Cras principium in eadem faciam.

Celtis tuus.

XI. (8.) Conradus Celtis Sisto Tucerio.

Opus habeo pro studio meo Herodoto, Suetonio, Bocacio, Commentario C. Cesaris.†) Hos rogo ad me cum puero meo remittere velis. Ceterum habes salutacionem a Jeronymo Medico††) in hec verba: dominum Sixtum Tucher, Novellum Cosmographum, commendatum habeto. Est enim vir corona dignus, si solum in veneris palestra forcior esset. Tu vide, quid verba et sales oletarii velint. Vale.

XII. (9)

Restat jam finis condicionis mee estive et lectionum neglectarum, quas resarciam ad festum Martini.†††) Tu quamvis in fine unius

---

*) Diese ungewöhnliche Wendung soll doch wohl soviel als Commentarii C. Julii Caesaris sein.

**) Das ist die Schrift „De genealogia Deorum“ von Giovanni Boccaccio, welche der Verfasser dem König Hugo IV. von Cypern widmete. Über Boccaccio vgl. L. Geiger, Renaissance und Humanismus (Berlin 1882), S. 64 und 566, an welch letzterer Stelle die Litteratur über Boccaccio zusammengestellt ist. — Eine ähnliche Bücherbestellung unten in Brief Nr. XI (8).

***) Die Nonne, von der hier die Rede ist, ist Roswitha von Gandersheim (Celtis sagt Gansheim), deren Werke Celtis der Vergessenheit entrifs und im Jahre 1501 zu Nürnberg drucken liefs. Das Werk ist dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen gewidmet. Die ausgedehnte Litteratur darüber bei K. Goedeke, Grundrifs zur Geschichte der deutschen Dichtung I², 32. Aschbach, Geschichte der Universität Wien II 242. Mit dem „Otto“ ist Roswithas Gedicht „De gestis Oddonis I imperatoris“ gemeint, worüber Wattenbach, (Deutschlands Geschichtsquellen I³, 247) nachzusehen ist. - Von Wichtigkeit ist die Angabe unseres Briefes, dafs Celtis selbst in Gandersheim gewesen ist. — Über die Ausgabe der Roswitha handelten neuerdings K. Morneweg, Joh. von Dalberg (Heidelberg 1887) S. 176. 178 289 ff. B. Hartmann, Kon. Celtis in Nürnberg (Nürnberg 1889) S. 33.

†) Eine ähnliche Bücherbestellung wie oben, Brief No. X (6).

††) Das ist der humanistisch gebildete Arzt Hieronymus Münzer, der grofse Reisen gemacht hatte. Vgl über ihn Serapeum, Bd. 21 (1880), S. 235. K. Hartfelder in Geigers Vierteljahrsschrift für Kultur und Litteratur der Renaissance, II (1887), S. 255. In einem Briefe Münzers aus Nürnberg (1496) ist ebenfalls ein Grufs für Tucher enthalten. Ebendaselbst S. 262.

†††) 11. November.

epistole tue me ad annuum stipendium spem fecisti, de te semper certus, sed sub fiducia mea in te oro, quid alii super hoc senciant, rescribas, ut intelligam certo, quomodo rebus meis consulam pro hyeme. Gravis enim mihi foret pro illo celo, ut scis, rerum mearum mutatio. Vale.

Celtis tuus.

XIII. (10.)

Consulis suffragia iterum nobis a puerulis vestris vendicanda: iterumque in pudorem et emulorum nostrorum ludibrium exponere animum meum paucis accipe: Si beneficia nostra, in gloriam, famam et ornamentum Barbari*) principis et Gymnasium suum Ingolstadiense collata, mihi apud vos omnes, qui bonum Reipublice vestre providere tenentur, suffragari non possunt, ego plane hoc pati possum, ut stipendium nostrum vestris consiliis a duobus Medicis singulos auditores habentibus et ab homine inerudito et illepido, quem vos poetam et oratorem dicitis, distrahatur: neque me hoc turbare debet, qui omnem invidiam facile in misericordiam, quamvis seva hyems ingruat, convertere possum et jam spe mea deceptus orbem majorem vestra urbe scio, quamvis in vos mea collata fiducia alium finem postulasset consulciusque si, ut demerui ex longa absencia, actum fuisset. Sed de hoc alias.

Mitto ad te quosdam versiculos, quos in vetulum in ocio nostro jam lusimus. Tu quia ab eo lesum te dicis, magis me aliena injuria lacessivit quam contra me inepti hominis blateracio, quem indignatione nostra prorsus indignum judico: diis tamen immortalibus ita volentibus fortasse habet (?), ut homo ignavus intelligeret apud vos aliquem fuisse, qui strophas suas intelligeret modestiorque in non ledentem futurus esset: que tu si nimis dura existimas, consilio tuo supprimenda oro significa, cautius enim mortui quam vivi ut scis fricantur. Misissem et alia in hujus gymnasii factiosos et fantastas, nisi limam adhuc quamdam exposcerent et, priusquam in publicum exirent, nullius nasum pertimescere possent: quibus ego ut ingressus gymnasium salutavi, ita modo excedens valedicam.**) Sed hec ut apud amicum tacito pignore deposita velim. Vale. Ego cras ad Norimbergam vado, hinc ut spero reversurus.

Per tuum Conradum Celtem.

XIV. (12.) Conradus Celtis Sixto Tucher.

Fuit mecum Joannes Bebellus minor natu, admonens me pro re nostra ad principem. Ego ut te et dominum d. Gabrielem consiliorum

*) Wie oben, S. 284, im Sinne von Bavari gebraucht. Gemeint ist Herzog Georg von Bayern.

**) Bei solchen Schmähgedichten haben wir an Epigramme zu denken, wie solche in seiner Epigrammensammlung sich mehrfach finden: II 91 (gegen die rohe Unsittlichkeit der Bayern), II 92—94 (gegen den Herzog Georg von Bayern), II 62 (gegen die Kleidung der bayerischen Frauen) u. s. w.

meorum duces elegi et semper habui, ita quidquid in ea re consulueritis feceritisque, gratissimum mihi et vobis erit, quandoquidem pro illorum emporum condicione amicorum magis consilia quam fortunam sequi tconstitui. Eram apud d. d.*) in Frisingen duobus diebus, qui ita consternatus animo erat ob unius aviculae mortem, ut ex immutatione vultus et animi utrumque parentem suum ab humanis sublatum putasses. Scripsi igitur in consolacionem tanti meroris epigraphion:

Grata fui, varios modulans luscinia cantus,
Dulcia magniloquis vocibus ora regens.
Tempus erat, vernas dum Cynthius explicat horas
Et reparat blandos sole calente dies.
5 Me puer in certas forte inconsultus ad auras
Extulit: estivum tempus adesse ratus.
Interea scythicis boreas ruit asper ab oris
Et corpus gelidis imbribus omne rigat,
Moxque mihi dulcem pepulit de corpore vitam
10 Clausit et infausto plectra canora gelu.
Hortor ego hinc pueros, avibus si cura canoris,
Has nisi praeterita pleiade ferre foras.**)

De Epistola mea ad Cancellarium itemque de supplicatione Scolarium oro, quam primum poterit, me certiorem fac, ne ego semper vobis meis rebus molestus sim: qui fortasse occupatissimi in vestris rebus estis. Sis felix diuque vale.

XV. (13.) Sixto Tucher, mihi tanquam fratri charissimo.

Descendam hodie ad Ratisponam,***) ab ea ad Linciam†) salutandorum amicorum in curia Imperatoris††) nostri gratia. Et si oportunitate (sic) vel occasione aliqua ad viennam me concedere contigerit et supra vacanciarum nostrarum prefinitum tempus me peregrinatio a vobis subtraxerit: tu certus et plenus spei de Reditu meo sis. Ego de te et aliis amicis dubitare non debeo super continuacione stipendii; vale.

Conradus Celtis.

*) Sollte „dominum dalberg“ zu lesen sein, so dafs damit Johannes von Dalberg, genannt Camerarius, gemeint wäre. Mit diesem hatte Celtis eine Zusammenkunft im Anfang des Jahres 1496 in Freising. Vgl. K. Morneweg, Joh. von Dalberg, S. 185. Doch passen die Angaben nicht recht zu Dalberg.

**) Dieses Gedicht steht unter der Überschrift „Epitaphium lusciniae“, auch unter den Epigrammen des Celtis. Die Varianten sind sehr zahlreich und zeigen, wie der Dichter beständig an seinen Gedichten feilte. Vgl. K. Hartfelder, Fünf Bücher, Epigramme etc., II 59.

***) Regensburg.

†) Linz.

††) Mit den Freunden am Hofe des Kaisers Maximilian sind hauptsächlich Johannes Fuchsmagen und Johannes Krachenberger gemeint. Vgl. Klüpfel, I 176 und sonst Aschbach, Geschichte der Wiener Universität, II an vielen Stellen (vgl. Register). A. Zingerle, Beiträge zur Geschichte der Philologie. Innsbruck 1880.

XVI. (16)

Habes suppellectilem,*) vir humanissime, virtute tua dignam et que multum ingenuitatem tuam, si illam sepe revolveris, decorare et ornare potest. Hanc ego, cum ocium esse utrique nostrum subodoratus fuero, revisam eligamque, que et mihi et vestre reipublice conducere possint. Nunc autem, que ex te volo, accipe. Expectavi suppellectilem meam cum pauculis pecuniis ad norimbergam: que spem meam hactenus morata est et moratur, ut amicorum epistole scribunt. Interea te oro aliquot aureos, id est octo vel decem mutuo mihi mittas, quos neceſsitas mea pro vestibus et aliis fantasiis exposcit. Erit mihi res de te grata nec minus memoranda. Hec autem ad te scribo et solus mihi dignus visus fueras, apud quem consilia mea et tacitam voluntatem deponere possem et vellem. Vale.

Conradus Celtis.

XVII. (17.) Conradus Celtis Protucius, Imperatoriis Manibus Poeta laureatus, Sixto Tucher, utriusque Juris Doctori, felicitatem ex philosophia.**)

Sixte rhomanis memorande***) musis,
Noricum clara generatus urbe,
que suam totum tulerat per orbem
Inclyta famam.
Nulla germano melior sub axe
publicas novit moderare curas,
Barbaros Reges rabidumque†) docta
flectere vulgus.††)
Caesaris nostri fuit illa sedes
Semper et Regi Lacio petita,
Ille germanum quociens vocavit†††)
ordine Cetum.*†)
Urbe Tu Tanta suboles crearis
Stirpe priscorum generose patrum,
Ex*††) quibus tanti fuerat senatus*†††)
Causa et origo.†*)

*) Wahrscheinlich ist damit die aus vier Quartblättern bestehende Schrift des Celtis gemeint: Oeconomia, id est, de his quae requiruntur ad honestam suppellectilem philosophi patris familias. Vgl. dazu Aschbach, Geschichte der Wiener Universität, II 236.

**) Diese Ode steht in der Odensammlung des Celtis Lib II, Nr. 11, mit der Überschrift: Ad Xystum Tucherium iurisperitum, paraenetice. Die zahlreichen Abweichungen des Druckes sind hier unten angegeben, soweit sie nicht rein orthographisher Natur sind.

***) Xyste, Germanis celebrande.

†) stolidumque.

††) vulgum.

†††) Dazu geschrieben coegit, wie im Druck steht

*†) Hierauf hat der Druck noch folgende Strophe: Hac meum Caesar Fridericus olim | Verticem cinxit celebranda in urbe | Delphica lauro rigidi decorans | Tempora vatis. Die Weglassung dieser Strophe erfolgte wohl aus Bescheidenheit.

*††) E. — — *†††) veneranda constant. †*) Membra senatus

Docta Rhomanis regis ora verbis,
Et tenes priscum nitidus leporem,
Duriter nullam tua culta fundunt
guttura*) vocem.
Te sibi magnum lacie patronum
Senserant muse: tua cum peregit
Cura, ex boium**) patria canuntur
Carmina phebi.
Ergo jam nostris celebrate libris,
Te legent cuncti populi per orbem,
Et tua in nullo reticetur evo
Candida virtus.
Linque civiles generose causas,
que tibi nullam tribuent quietem,
premium justis alius reisque
crimina ponat.***)
Est velut vento quaciente pontum
Africo, contra borea nitente†)
civici††) juris studium fatigans†††)
pectora rixis.*†)
Sit satis doctum tumidas per audas
Monstra vidisse et scopulos latentes
Et suum semper vario*††) regentem
prothea vultum.
Tu modo nostras venias Camenas
Noscere et rerum studio beandus
Disce, quid picti*†††) radiosa possint
lumina†*) mundi.
Que†**) suis vitam variis†***) per orbem
Temperant causis:§) sociantque pulcro
vinculo corpus animumque, et acto
tempore solvunt.
Non secus pulcra velut hora lege
per suum certum revoluta pondus
et §§) rotis junctis resonatque vivo
Malleus ictu.

---

*) Pectora. — **) quod boum.
***) scribat.
†) furente.
††) Ciuicis.
†††) studio fatigas.
*†) rixans
*††) varie.
*†††) celso.
†*) sydera.
†**) Qui.
†***) mixtis radijs.
§) Dieser und der folgende Vers lauten: rerum species ligatas, | Corpori iungunt animos, et acto |.
§§) It.

Sic suis speris*) animus ligatus
Corpori infundit varios vigores
Cordis impulsu retrahitque motum
stamine lapso.
Quid juvat tanto strepitu procaces
Insequi causas animi prementes?
Sola pax mentis tibi dat beatam
Serpere**) vitam.
*Τελος.****)

B. Briefe des Sixtus Tucher an Konrad Celtis†).

Ingolstadt, 18. Dezember 1491.

Domino Conrado Celtis, tamquam fratri amantissimò, Sixtus Tucher.

Accepi tuas litteras, vir spectabilis, quibus tui propositi factus sum certior, et quamquam multo tua praesentia quam absentia mihi foret charior, tamen aequius mihi eam ferendam ideo existimo, quod in eo loco aliquot menses pedem figere statueris, ad quem facilem aditum et tabellariorum copiam ipsa loci vicinitas praebeat. Si quis forte casus vetulum illum††) raperet, facilius et commodius (si saltem velles) suo loco surrogaberis. Et hic et apud principem nostra opera tibi adesse possemus. Quamquam enim plurimis annis se victurum sua sibi spe minime desit, cuius gratia rei familiaris et annui reditus solito auidius corradit et ambit, quod unicum, ut nosti, senectutis vitium est (ad alia enim aetate sapimus rectius), verendum tamen sibi arbitror, ne non citius, quam sibi persuadeat, vitam cum morte sit commutaturus; quod tamen summo illi rerum conditori potius quam alteri cuiquam esse notius nemo ambigit.

*) spheris.
**) Ducere.
***) fehlt.

†) Diese fünf Briefe stehen im Codex epistolaris des Celtis, welcher die Handschrift Nr. 3448 der Wiener Hofbibliothek bildet. Da ich diese Handschrift selbst nicht einsehen konnte, benutzte ich eine von Klüpfel gefertigte Abschrift desselben, welche sich auf der Universitätsbibliothek zu Freiburg befindet. Vgl. Aschbach, Geschichte der Wiener Universität II, 262. 263.

††) Der „Alte“ ist der „Poet“ an der Hochschule Ingolstadt, von Celtis verächtlich „vetulus poetaster und rapofagus“ genannt und zu einem poetischen Wettkampf herausgefordert. Vgl. Odar, lib. II, c. 4. Hehle, Der schwäbische Humanist Jacob Locher I. (Ehingen 1873) S. 11 vermutet in diesem Poetaster den bekannten Samuel Karoch von Lichtenberg, aber schwerlich mit Recht. Vgl. über diesen vagabundierenden Vorläufer der deutschen Renaissance W. Wattenbach, Zeitschrift für die Geschichte der Oberrh. Bd. 28. S. 38 ff.

Praeterit te forte, quid aduersi Kauffmanno*) nostro heri acciderit. Nam postquam tam multis diebus tentata et tractata amicabilis compositio nullum sibi cum aduersariis suis locum potuit vendicare, ut soli iudicio causa disceptanda reseruaretur, adversarii, ut praecepto rectoris re et corpore figeretur, donec causa iure superaretur, postularunt; quod cum causa cognita eis negaretur, et solus dies, quo res iure decideretur, eidem foret praefixus, ipso doctore Vitum et Landshutam et in patriam profecturo, existimantes, id fraude et iniuria fieri, eos, qui ciuitati praesunt, et praefectum suis querelis impulerunt, ut id facto ipso et armis prohiberent: et ita heri in suum et nostrum non mediocre dedecus agitarunt. Nam dum media die palam in equo urbem uno comitatus scholastico ingrederetur, Landshutam, ut dixit, profecturus, milites quidam ciuium et praefecti eum insecuti, dum viae milliari uno abiisset, invitum et reluctantem cum comite suo, ut in urbem regrederetur, coegerunt. Cuius rei cum certiores rector et nos fieremus, heri intempesta nocte arcem praefecti, ubi et Kauffmann erat, quotquot eramus, rector et doctores accessimus, eum tanquam adhuc nobis subdictum petiuimus et illico relaxatum nobiscum domum usque comitati sumus. Nescio, si sua sydera tibi, ut arbitror, nota, huiusmodi fortunae tela sibi fuerint minata. Nonnihil tamen duritia et tenacitas propositi sui ad id contulit. Si enim monitis amicorum paruisset, nil forte tale euenisset. Vale. Doctor Gabriel**) saluum te cupit. Iterum vale.

Die ipso dominico ante festum natiuitatis. Ingolstadii 91.

Ingolstadt, 1492.

Sixtus Tucher Domino Conrado Celtis, amantissimo etc.:

Quidquid mea opera tuae in longius conductioni conferre poterit, tibi minime defuturum certo tibi persuadeas velim, non modo pro mea in te benevolentia, tua virtute et multa doctrina parta, sed et pro gymnasii nostri ornamento ac scholasticorum fructu. Sed animi alii in hac re sint, nescis; vereor tamen plerosque non defuturos, quibus id minime cordi sit, arbitrantes duorum poëtarum conductioni reditus nostros non suffecturos, et nunc quam olim minus, cum eorum non modica pars in alios annuos usus sit versa et vertenda, et nisi diuturna tua absentia non nihil obstitisset, ut tu ipse satis intelligis:***) facile tua conductio in longius spatium amicorum auxilio poterat apud principem prorogari. Quid sit futurum, haereo: consultum tamen arbitror, ut tua vel alterius opera scholastici impellantur, ut collectis suffragiis pro ulteriore tua conductione principi supplicent; quod

*) Der Jurist Johannes Kaufmann lehrte 1491—1493 an der Universität Ingolstadt. Prantl, Geschichte d. Ludw.-Maxim.-Univers. I, 73.

**) Der oben S. 277 u. 282 erwähnte Baumgartner.

***) Aus dieser Bemerkung, welche auf die Abwesenheit des Celtis während des Jahres 1492 geht, nachdem er erst am 31. August seine Vorlesungen begonnen hatte, ergibt sich, dafs unser Brief an das Ende des Jahres zu setzen ist.

facile ab eis consequeris, cum tua praesentia et docendi opera eisdem non ingrata fuerit, et si res in consultationem eorum, qui studio nostro praesunt, collocaretur, et cognita eiusdem in eadem sententia a me non dissenserint, spero etiam ibi te voto potiturum eo quaesito colore, quod, etiamsi aerarium aliud non diu huiusmodi patiatur stipendium, tamen vetuli poëtae fata vix longo spatio sint abfutura, cuius loco ut surrogari volebas, homini simul et studio expediat, in eum verisimilem eventum te conservavi. Noli tamen mea spe, quae sola nihil tibi auxilii latura est, fidere, sed et apud alios, qui studio praesunt, fundamenta iactare et eorum consilio uti: et huius modi meum consilium apud te sepelire, ne re detecta (vetuli illius linguam nosti) fabula fiam. Vale.

Ingolstadii 92.

Ingolstadt, 1495.

Sixtus Tucher.

Expectavi iam dudum, si quis forte fidus se offerret tabellarius, Monacum*) profecturus, cui libellum tuum tute comittere possem, sed cum id minime acciderit et vacationes, quibus eum imprimendum tradere volueris, vicinae sint, putavi satius esse eundem tibi remittere, quam dubio eventui, utrum sub eo spatio recepturus eum sis, fidere; nec etiam ego, ut decreveram, illum a capite ad calcem usque legi, obstante nonnulla adversa valetudine, ob quam, quantum possum, a libris et studiis, iubentibus medicis, abstineo. Caput in eius libelli ultimo . . . . mihi gravius, et magis sonorum videretur, si sub forma hac inclusa scedula conciperetur.**) Cuius rei ipse tua solita prudentia moderator sis et arbiter. Vale.

Ingolstadii 95.

Ingolstadt 1496.

Sixtus Tucher D. C. C., sibi amicissimo.

Non te praeterit, Conrade amantissime, quod salutis naufragium anceps subituri sumus, nisi tempestate, quae huic urbi imminet, cesserimus. Existimavi igitur fuga salutem parandam esse, quod et te facturum arbitror. Et quia, an et quando redituri sumus, incertum est, velim libellos, quos tibi commendavi, mihi nunc reddas, ut cum alia mea bibliotheca parem futuri eventus nostri sortem sustineant, cum nec eis interea sis usurus. Quodsi aliquando felicibus fatis usi, ut sperandum est, convenerimus, eos et alios, qui mihi sunt, pro tuo arbitrio habebis. Non tamen deiecti adeo sum animi, nec tanto timore perculsus, ut illico abeundum mihi censuerim; sed expectatis aliis

*) München.

**) Dieser Zettel scheint nicht erhalten zu sein, weshalb es schwierig sein dürfte, zu entscheiden, welche von den Celtis'schen Arbeiten, die nach 1495 erschienen sind, gemeint ist

quibusdam futuris diebus. donec et alios fugam maturare intellexero. Si qua forte interea contagionis mitigatio accederet, quam tamen sperare audes, quibus enim meritis hac singulari felicitate prae ceteris Bavariae urbibus, quae omnes paene infectae sunt, haec usura sit, non vides. Communis ergo fortuna et ferenda et divina ope superanda erit. Vale.

Datum Ingolstadii 96.*)

Heidelberg.

Die Russen vor Wien.

Ein Guslarenlied der Serben in Bosnien und der Hercegovina.

Von

Friedrich S. Kraufs.

Die Belagerung von Wien durch die Türken im Jahre 1683 hat auch die serbischen und bulgarischen Dichter im Volke, die ihre Lieder mit Gefiedel auf Guslen begleiten, zur dichterischen Schilderung des weltgeschichtlichen Ereignisses begeistert. Die älteren gedruckten Sammlungen Guslarenlieder bieten so manches Stück dar, welches jene Niederlage der Türken vor Wien bald kürzer bald ausführlicher, mehr oder minder in treuer Anlehnung an den tatsächlichen Verlauf des grofsen Geschehnisses darstellt. Eine eigentlich dichterische Auffassung der Tragweite des für das gesamte Abendland unendlich bedeutsamen und folgenreichen Sieges des Christentums über den Halbmond fehlt den Guslaren und den Liedern. Selbst der nach volkstümlicher Weise dichtende dalmatinische Franziskaner Andrija Kačić Miošić ist in seiner Besingung (im Jahre 1756) des grofsen Völkerkampfes im Grunde genommen aus seiner Schablone des versifizierten prosaischen Berichtes nicht herausgetreten. Der Sieg der Christenheit hat eben beim Südslaven mehr den Verstand als das Herz und das Gemüt, diese wahren Quellen der Begeistung, ergriffen. Der

*) Dieser Brief setzt voraus, dafs die Pest in Ingolstadt sehr heftig auftrat. Da nun aber die Annalen der Hochschule dies vom Jahre 1495 berichten, zum Jahre 1496 von dem Auftreten der Pest nichts gesagt ist, so dürfte möglicherweise darnach das Datum des Briefes zu verändern sein. Vgl. Mederer, Annales Ingolstad. Academ. I 44.

Südslave, namentlich der christliche Serbe in Bosnien, im Herzogsland und weiter südlich, war in diesem entscheidenden Kampfe zwischen Orient und Occident mehr ein müfsiger Zuschauer gewesen, dem der Sieg nicht unmittelbar zu Trost und Schutz verholfen. Der mohammedanische Guslar aber schweigt über diesen Kriegszug der Türken. Sollte er etwa die Erinnerung an die furchtbare Niederschmetterung seiner Glaubensgenossen frisch im Gedächtnis der Nachwelt erhalten wollen? Sein Mund verstummte angesichts des über den Sultan „die Sonne des Ostens“ hereingebrochenen unheilschwangeren Unsals. Der christliche Guslar in Bosnien und dem Herzögischen mufste wieder dagegen bedachtsam seine Schadenfreude vor den Herren des Landes, den Mohammedanern, verbergen. Das Ereignis wurde immer seltener und seltener besungen, bis die Nachrichten darüber letzt schon nach hundertundfünfzig Jahren in eine märchenhafte Sage ausklangen, welche nur noch die Hauptsache, den Entsatz von Wien und die gänzliche Niederwerfung der Türkenherrschaft im Ungarlande festhält, fast alles Beiwerk aber der Dichtung entnimmt. Die geschichtliche Wahrheit tritt zurück, überwuchert vom üppig aufgeschossenen Lianengeranke dichterischer Phantasien.

Von dieser Art ist unser Guslarenlied.

Man erfährt daraus an geschichtlichen Tatsachen blofs, dafs einmal die Stadt Wien an der Donau von einer gewaltigen Türkenmacht belagert und fast eingenommen worden sei und dafs sich der ‚Kaiser von Wien‘, sein Name wird nicht genannt, durch auswärtige Hilfe, einem aus Norden kommenden Heere, aus der Not befreit hat und dafs die Türken eine gründliche Niederlage erfahren. Vom Grafen Rüdiger von Starhemberg, vom Polenkönig Johann Sobieski, dem Herzog Karl von Lothringen, vom Fürsten von Waldeck und den Kurfürsten von Bayern und Sachsen, die alle am Befreiungskampfe rühmlichst Anteil genommen, von allen diesen weifs der Guslar nichts. Dafür erzählt er uns ein Märchen, welches in einzelnen Zügen eine auffällige Verwandtschaft mit der Fabel des Liedes vom Ende König Bonapartes*) aufweist.

Gleich dem ‚König Alexius-Nikolaus‘ von Rufsland in jenem Liede, verlegt sich in diesem der ‚Wiener Kaiser‘ voll Ergebung in die Schicksalsfügung aufs Weinen. Dem einem wie dem anderen mufs der Eidam Hilfe bringen. Des Russenkönigs Eidam ist der Tartaren Chan, der seine 100,000 Mann gegen Bonaparte stellt, des Wiener Kaisers Schwiegersohn ist der greise Vater des Russenkaisers Michael, Johannes Moskauer (Mojsković Jovan), der mit 946,000 Mann zum Entsatz Wiens heranrückt. Davon sind genau betrachtet nur 900,000 Mann Russen, der Rest Hilfstruppen sagenhafter Lehensfürsten oder Bundesgenossen, der ‚schwarzen Königin‘ (einer der serbischen Sagen-

*) La fin du roi Bonaparte. Chanson des Guslars orthodoxes de la Bosnie et Hercegovine. Par le Dr. Friedrich S. Kraufs. Extrait de la Revue des Traditions populaires 1. IV. No. 1 et 3. Paris. Maisonneuve et Ch. Lecler, 1889. 8° 24.

welt auch sonst vertrauten Gestalt), des Königs Lender (vielleicht steckt dahinter ursprünglich der Name Lorraine?) und des Königs Spanjur, des Spaniers. Trotz dieser ungeheueren Heeresmacht vermag ‚Kaiser Michael' ebensowenig als ‚König Nikolaus' gegen den Feind etwas auszurichten. Beidemal hilft zum Siege das gleiche himmlische Wunder, ein strömender Regen. König Bonapartes Heer vor Petersburg gerät bis zum Hals in Wasser und erfriert stehenden Fufses, dem türkischen Heere vor Wien verdirbt im Regen alle Munition. Es geschieht aber noch ein gröfseres Wunder, welches auch die Erscheinung in Macbeth Act. IV. Sz. 1. anzeigt:

„Macbeth geht nicht unter, bis der Wald
von Birnam zu Dunsinans Höhen wallt
und dich bekämpft".

In unserem Liede bedient sich Kaiser Michael auf den Rat seines Vaters hin einer noch durchdachteren Kriegslist, indem er sein Heer auch mit Leinwandwänden umgibt; darauf rufen die Türken beim Anblick des wandelnden Kahlenberges und der weifsen Wände verzweifelt aus:

‚da dringen vor aus dem verfluchten Rufsland,
da dringen gen uns Berge vor und Burgen!'

Wie in die hundert anderer Märchenmotive ist auch dieses vom wandelnden Wald ein Gemeingut aller europäischer Völker und auch den Arabern geläufig. Es ist leicht möglich, dafs gerade dieser Zug durch Shakespeares Werke allgemeine Verbreitung gewonnen hat. Shakespeare ist bekannter als man glauben mag. Speziell sein Kaufmann von Venedig ist zum internationalen geistigen Eigentum selbst der untersten Volksschichten geworden. Aus Bosnien und Slavonien haben wir von der Geschichte schon mehrere gedruckte Varianten. Der Vermittler für die Bosnier war in erster Reihe, wie sich dies bei einem nahezu litteraturlosen Volke von selbst versteht, die mündliche Überlieferung. Auf diesem Wege sind die Bosnier auch mit Maistre Pierre Pathelin bekannt geworden.*)

Das Guslarenlied das wir hier in Übersetzung mitteilen, wird von dem betagten Guslaren Marko Rajilić, einem Orthodoxen, im Dorfe Podvidača in Bosnien gesungen. Er sagt, er habe es in dieser Fassung vor beiläufig dreifsig Jahren von dem nun längst verstorbenen Bauer Tanasija (Athanasius) Trkulja aus Ovanjska gelernt oder übernommen. Einen Namen oder Titel gab der Guslar selber dem Liede nicht.

Der Car Tatar der sammelt eine Heermacht
drei Jahre lang, nichts weiss davon der Kaiser,
vier Jahre lang, es weiss davon der Kaiser;
wohl sammelt er ein Heer durch sieben Jahre.

*) Die bosnische Fassung der Schnurre übersandte ich voriges Jahr der Revue des traditions populaires in Paris. Das Stück soll im Jahrbuch der Gesellschaft erscheinen, schrieb mir der Sekretär der Gesellschaft.

Nachdem der Car das grofse Heer gesammelt, 5
so liess er's gegen's weisse Wien marschieren
im Lenze, wann der Landmann Hafer aussä't,
Der letzte Zug vom langen Heereszuge,
der konnt' mit reifer Frucht die Pferde füttern.
O Brüder, das Gefild vor Wien ist mächtig, 10
Kein Rabe kann das Marchfeld überkrächzen,
geschweige Wölf' ohn Rasten übertraben.
Dies ganze Feld bedeckten Türkenhorden;
hier Ross an Ross, hier Türk gedrängt an Türken;
wie Wolkenflocken flattern zahllos Fahnen. 15
Von Kriegerspeeren starrt es wie ein Urwald.
Halb Wien ist schon vom Türkentum erobert
bis zu dem Apfel und dem goldnen Arme
und bis zur heil'gen Stephansgrabesstelle
und bis zur hehren kaiserlichen Kirche. 20
Sie brachen ein auch in die Rosenkirche.
Wo eh'dem Kirchen stunden und Altäre,
dort steh'n Moscheen jetzt mit Minareten.
Es schreit vom Minaret der türksche Hodža;
sein rühmen sich die rohen Türkenhorden. 25
Letzt ward des Leids zuviel in Wien dem Kaiser,
er brach in Tränen aus und jammerklagte,
da sprach zu ihm der Diener Petrenija:
— O heller Stolz und Glanz, du Wiener Kaiser!
was soll das Flennen, was das Zährenfliessen? 30
ergreif vielmehr die Tinte und das Schreibrohr,
ein Blatt Papier noch rein und unbeschrieben,
und schreib auf deinem Kniee wohl ein Schreiben
und schick es ab in das verfluchte Russland
zu Handen jenes Mojsković Johannes. 35
Von dorten wird der liebe Gott dir helfen,
wird dich die heisse Sonne mild erwärmen,
von dorten wird zu Teil dir Hilfe werden.
Als dies der Kaiser wohl zu Wien vernommen,
so griff er nach der Tinte und dem Schreibrohr 40
und einem Blatt Papier noch unbeschrieben;
er schrieb den Schreibebrief auf seinem Kniee
und gab ihn hin dem Diener Petrenija:
— Da nimm o Diener hin das weisse Schreiben
und trag es fort in das verfluchte Russland 45
zu Handen jenes Mojsković Johannes,
ja, Herrn Johannes, meines nächsten Freundes.
Drum hab' ich ihm die Tochter nicht gegeben,
weil mir das Herrchen zu Gesicht gestanden,
nur darum hab' ich ihm mein Kind gegeben, 50
damit er Hilf' in schwerer Not mir biete.

So trag den Brief so rasch als Füsse tragen,
schon' deinen Zelter nicht noch Goldzechine!
Es nahm das Kind an sich das weisse Schreiben
und tauchte's tief hinab in seine Taschen 55
und setzte sich auf seinen guten Zelter
und schob dann ab in das verfluchte Russland.
Es wechselte an vierzigmal die Zelter
das Kind, bevor's in Russland angekommen.
Es giebt den Brief dem Mojsković Johannes; 60
es liest den Brief Herr Mojsković Johannes,
er liest den Brief, zerfliesst in grause Tränen,
die Tränen fliessen übers weisse Antlitz
und übern schneeig weissen Bart hernieder.
Und ober ihm steht Kaiser Mihajilo; 65
da nimmt das Wort der Kaiser Mihajilo:
— Mein trauter Vater Mojsković Johannes!
was ist das für ein Brief, aus welchem Lande?
was bringt der schneeig weisse Brief für Kunde?
ehrt etwan nicht den ält'ren Mann der jüng're? 70
herrscht Blutschand unter Gliedgeschwisterkindern?
ist leicht die Patin ihres Täuflings Buhlin?
Darauf entgegnet Mojsković Johannes:
— O lieber Sohn, du Kaiser Mihajilo!
Der weisse Brief, der bringt mir keine Kunde, 75
dass nicht den ält'ren Mann der jüng're ehre,
dass unter Gliedgeschwistern Schande herrsche,
die Patin ist nicht ihres Täuflings Buhlin;
vielmehr vom weissen Wien ist dieses Schreiben,
es ist von meinem Freund in Wien, vom Kaiser, 80
von deinem Grosspapa und meinem Freunde.
Zu Last ist ihm die Türkennot geworden,
sie haben ihm sein weisses Wien erobert
bis zu dem Apfel und dem goldnen Arme
und bis zur heil'gen Stefansgrabesstelle
und bis zur hehren kaiserlichen Kirche.
Wo eh'dem Kirchen stunden und Altäre
dort steh'n Moscheen jetzt mit Minareten;
es schreit vom Minaret der türk'sche Hodža,
sein rühmen sich die rohen Türkenhorden. 90
Der Kaiser hat uns einen Brief gesendet,
wir mögen ihm mit Macht zu Hilfe kommen.
Ich bin, mein Sohn, ich bin schon hoch bei Jahren,
ich kann zu Ross mich nimmer aufrecht halten,
wie wag ich's in den Krieg nach Wien zu ziehen? 95
Drauf spricht zu ihm der Kaiser Mihajilo:
— Mein lieber Vater Mojsković Johannes!
so gieb du mir zum Abschied deinen Segen,

damit ich mir ein Heer in Russland sammle;
ich zieh gen's weisse Wien auf einen Kriegszug 100
und bringe meinem Grosspapa die Hilfe.
Zur Antwort gibt ihm Mojsković Johannes:
— Zu guter Stund', sei hundertmal gesegnet!
so nimm mein Sohn das Szepter in die Hände,
begib hinauf dich auf die Burg Kijevo 105
und nimm die Schlüssel von der Burg Kijevo,
schliess auf die Kammern und die Kriegskanonen,
weck auf die jugendstarken Kanoniere,
und schiesset los dreihundert Bombenpöller,
je dreimal voll dreihundert Bombenpöller; 110
es soll das allarmierte Heer sich sammeln.
Sodann begieb dich auf die hohe Warte
und brenne los drei grosse Kriegskanonen,
dass sie in unsrem Russland widerhallen;
die schnellen Plänkler sollen sich erheben, 115
es sollen sich die jungen Reiter rüsten;
denn musterhafte Helden sind die Türken!
Als dies der Kaiser Michael vernommen,
so nahm er gleich das Scepter in die Hände,
begab hinauf sich auf die Burg Kijevo 120
und nahm die Schlüssel von der Burg Kijevo,
schloss auf die Kammern und die Kriegskanonen
und weckte auf die jungen Kanoniere.
Sie schossen los dreihundert Bombenpöller.
Drauf stieg hinauf er auf die hohe Warte 125
und brannte los drei grosse Kriegskanonen;
es hallt der Schall im ganzen Russland wieder.
Da sprangen auf die Beine auf die Plänkler,
behende fuhren auf die jungen Reiter.
In kurzer Frist, es währte gar nicht lange, 130
hat Kaiser Michael sein Heer beisammen.
Da spricht zu ihm Herr Mojsković Johannes:
— Mein Kind, verzeichne mir die ganze Heermacht,
damit ich seh', wie viel dein Heer betrage,
ob du für's weisse Wien bist wohl gerüstet, 135
um deinem Grosspapa zu Hilf zu kommen.
Das Kind verzeichnete die ganze Heermacht
und sprach darauf zu seinem teu'ren Vater:
— Vollkommen reicht das Heer mir aus, mein Vater,
von dreimal dreimalhunderttausend Kriegern! 140
Darauf entgegnet Mojsković Johannes:
— Zu guter Stund, sei hundertmal gesegnet,
beglück dich Gottes Huld und Gottes Hilfe!
kehr ein zur schwarzen Königin am Wege,
Zwölftausend Krieger ist die Frau mir schuldig; 145



kehr ein mein Sohn und führe mir die Heermacht
und halt mir Einkehr auch beim König Lender,
er ist mir sechszehntausend Krieger schuldig;
kehr ein mein Sohn und führe mir die Heermacht
und halt mir Einkehr auch beim König Spanjur, 150
er ist mir zwanzigtausend Krieger schuldig;
kehr ein mein Sohn und führe mir die Heermacht

. . . .

und wann du an der stillen Donau anlangst
so schlag dort Brücken überm Donaustrome
und führ das Heer hinüber trocknen Fusses. 155
Lass Halt das Heer am Donaustrande machen,
gewähr' dem ganzen Heer, mein Sohn, die Ölung.
Sollt's einem letzt an rotem Weine fehlen,
so fehlt's ja nicht an kühlem Donaubronnen.
Wann du gen Wien gelangst durchs Hochgebirge, 160
so gieb mein Sohn Befehl dem ganzen Heere:
„Ein Tannenreis an's Haupt sich jeder stecke!"
Sobald du in die Wiener March gestiegen,
umbau dein ganzes Heer mit einer Leinwand,
Wenn dies von Wien die Türken dann erblicken, 165
so werden drauf von Wien die Türken sagen:
„Da dringen gen uns Berge vor und Burgen!"
du wirst die Türken leichter so besiegen.
Der Kaiser setzt die Heermacht in Bewegung,
kehrt ein zur schwarzen Königin am Wege, 170
die Frau, die gibt ihm mit zwölf tausend Krieger;
drauf hält er Einkehr auch beim König Lender
und dieser gibt ihm sechszehn tausend Krieger;
dann hält er Einkehr auch beim König Spanjur,
und dieser gibt ihm zwanzig tausend Krieger. 175
Als er zum stillen Donaustrom gelangte,
so schlug er überm Donaustrome Brücken
und führt' das Heer hinüber trocknen Fusses,
Er liess das Heer am Donaustrome halten
und gab dem ganzen Heer die letzte Ölung, 180
gebrach's bei einem just an rotem Weine,
behalf er sich mit kaltem Donaubronnen.
Am kalten Donaustrome unterm Zelte
dort legte sich das Kind zum Schläfchen nieder,
da scholl des Engels Stimme aus der Wolke: 185
– O harre, Kaiser, bis zum nächsten Montag,
am Montag wird ein Regen niederströmen,
die Munition der Türken überschwemmen.
Du wirst die Türken spielend leicht besiegen!'
Es harrt das Kind geduldig bis zum Montag. 190
Am Montag fieng ein Regen an zu strömen,

die Munition der Türken kam ins Wasser.
Der Kaiser setzt die Heermacht in Bewegung
und lässt dem ganzen Heere gleich gebieten:
— „Ein Tannenreis an's Haupt sich jeder stecke!' 195
Als sie dann in die grüne March gelangten,
umbaute er das ganze Heer mit Leinwand.
Sobald die Wiener Türken dies erblickten,
da sprachen die verfluchten Wiener Türken:
— ‚Da dringen vor aus dem verfluchten Russland, 200
da dringen gen uns Berge vor und Burgen!'
In kurzer Frist, es währte gar nicht lange,
erdröhnte unter Wien herum die Erde.
Er machte flüchtig den Tatarenreiter
und trieb den Flüchtling in die kühlen Fluten. 205
Nun wurden Sclaven billig feilgeboten:
zwei Türken wohl um eine Pfeife Knaster,
zwei Türkinnen um einen Reuter Zwetschken.
Die Türkenschanzen sind noch zu erkennen,
die's Heer des Kaisers hat gemusst berennen. 210

* * *

Erläuterungen.

Zu Vers 1. Die Bezeichnung ‚Tatarin' für den Sultan, ‚sunce od istoka' (Sonne des Ostens), ‚den Nachkommen des Heiligen' d. h. des Propheten (svečevo kolino) ist eine arge Unrichtigkeit. Sonst wird in den Guslarenliedern der Christen genauer, in den Liedern der Mohammedaner immer genau unterschieden zwischen dem Sultan und dem Tatar—chan (oder Tataran). Der Sultan wird immer Car (Kaiser), der Kaiser von Österreich meist ćesar, seltener car genannt. Auffällig ist Car für den Herrscher Rufslands. Gewöhnlich heifst derselbe in Guslarenliedern kralj moskovski (Moskauer König), kralj od Russije (Kaiser von Rufsland), rusinski kralj (russischer Kaiser). Dafs zwischen kralj und car ein Rangunterschied bestehe, dessen ist sich der Guslar nicht bewufst.

Zu Vers 10 ff. Ich hielt mich an den Text und übersetzte: Marchfeld. In Wirklichkeit lagerten aber die Türken 200,000 Mann an der Zahl auf dem welligen Hochplateau von Währing (wo noch eine Örtlichkeit den Namen ‚Türkenschanze' trägt) angefangen in langer Linie bis zu den Wieden. Die Mechitaristenkirche im VII. Bezirk, Neustiftsgasse 4, ist gerade an der Stelle erbaut, wo Kara Mustaphas Befehlshabers-Zelt im Jahre 1683 gestanden.

Zu Vers 19. ‚Bis zum Apfel und der goldenen Hand'. Gemeint ist die innere Stadt Wien, jetzt der erste Bezirk. Apfel ist der eiserne Buckel am Tore, Hand bedeutet die Torklinke.

Vers 21. Despot, in Erinnerung an den serbischen Despoten Branković. Wenn dieser und der darauf folgende Vers, in weicher einer Rosenkirche (Rosalienkirche) gedacht wird, nicht blofse stereotype Zeilen der Guslarenlieder wären, könnte man an die Burgkapelle denken. Dafs die Türken keine Zeit gehabt haben, um Wien herum Moscheen zu erbauen und Minarete zu errichten, braucht nicht erst bewiesen zu werden.

Vers 28. Nach der Auffassung des Südslaven, gleichwie des Griechen in der Entstehungszeit der Homerischen Lieder ist das laute Weinen für den Helden keineswegs schimpflich. Überdies ist der Südslave ein wehleidiger Geselle, der sowohl für körperliche als geistige Schmerzen eine geringe Widerstandskraft besitzt. Die gröfsten Helden, Prinzlein Marko, Mustapha Hasenscharte, fangen oft bei geringfügigen Anlässen zu plärren an, und gerät einer vollends in eines Feindes Kerker hinein, so jammert er so laut, dafs

es selbst das Burgfräulein im obersten Stock der Warte nicht mehr aushält und nervös wird, wie ein Wiener Schriftsteller, unter dessen Fenster ein Werkelmann leiert. Kaiser Leopold der Weltgeschichte hat beim Ansturm der Türken nicht geweint, vielmehr als ein abendländischer Held trockenen Auges alle Anstalten getroffen, um den Feind zu vernichten.

Vers 31. Der Guslar überträgt die Art und Weise des Orientalen beim Schreiben auf den Deutschen. Über Briefe und Briefschreiben bei dem Südslaven vgl. Krauss im 'Smailagic Meho Ragusa 1885. S. 86 zu Vers 129 und S. 142 zu Vers 1584.

Vers 35. Kleta R., ‚verflucht' nennt Petrenija Rufsland, weil sein Herrscher die Not der bedrängten Christen nicht beachtet.

Vers 50 ff. Der Guslar mutet dem Kaiser die Gesinnung eines serbischen Bauern zu, der seine Tochter am liebsten in eine reiche Sippe hinein verkauft, um durch eine solche Verschwägerung sich selber zu sichern. Vrgl. Krauss in ‚Sitte und Brauch der Südslaven', Wien 1885. S. 373.

Vers 72 ff. Ehrfurcht vor dem Alter ist bei den Südslaven ein allgemeines sittliches Gebot, s. ‚Krauss, Sitte und Brauch' S 603. Über Blutschande vrgl. a. a. O. S. 221 ff. Unter den südslavischen Sippen ist die Exogamie seit uralten Zeiten vorherrschend. Als schrecklichste aller Sünden wird Buhlschaft unter Paten betrachtet, vrgl. a. o. O. S. 616 ff.

Vers 83. Ist im Original aus Verszwang zwölfsilbig.

Vers 105. ‚In hundert guten Augenblicken'. Vrgl Krauss: Sreća. Glück und Schicksal im Volksglauben der Südslaven, Wien 1886, S. 144 ff.

Vers 106. čokan vom italienischen ciocco, Klotz, Keule, Stock, Feldherrstab, Szepter.

Vers 107. Unser Guslar hält Kljevo (Kiew) für den Namen der russischen Kaiserburg, der Guslar des Liedes vom König Bonaparte für den Namen einer Ebene. Die Kenntnisse des südslavischen Bauern über Rufsland sind eben sehr gering und immer verworren, märchenhaft.

Vers 110. čarkadžija der Plänkler (ich übersetzte nach dem Sinne des Guslaren mit ‚Kanoniere') wie in Vers 117 slavisch rtnik; vom türkischen čarka; nach Daničić's Vermutung stammt das türkische Wort aus dem italienischen schermugio, französisch escarmouche, das Scharmützel.

Vers 146. Als ‚schwarze Königin' werden in serbischen Sagen serbische und bosnische Königinnen-Witwen (Jerina) bezeichnet, die das Volk durch Härte und Grausamkeit zur Verzweiflung trieben. Mijat, der Räuber, erzählt, die Verbrechen der schwarzen Königin hätten ihn von Haus und Hof vertrieben. Auch in den nordslavischen Volkssagen kennen die blutgetränkte Gestalt einer wunderholden, männersüchtigen, schwarzen Königin. Sacher-Masoch hat die bekannte slavische Sage den Deutschen in Novellenform mitgeteilt.

Vers 152. Spanjur, sonst spanjug für ‚Spanier'. Spanier kämpften um das Jahr 1570 im dalmatinischen Küstenlande gegen die Türken. Nicht viel mehr als der blofse Name erhielt sich im Volke bis in die Gegenwart. Vrgl. das Guslarenlied bei Krauss in: ‚Das Mundschaftsrecht das Mannes über die Ehefrau bei den Südslaven', Wien 1886.

Vers 156. Kurisi, vom türkischen kurmak, einrichten, aufstellen.

Vers 179. Mostov für mostove, doch ist gerade bei most die Mehrzahl mosti die üblichere.

Vers 187. Der Engel statt der Vila, die in Wolken fährt. Vrgl. Krauss in: Die vereinigten Königreiche Kroatien und Slavonien, Wien 1889 S. 123 ff. Denselben Guslar, der sonst in solchen Fällen immer Vilen auftreten läfst, an die er ja glaubt, leitet unbewufst das richtige Gefühl, es sei unstatthaft, eine südslavische Vila einem Ausländer aus weiter Fremde und noch dazu im Auslande erscheinen zu lassen.

Vers 188. Der gläubige Christ soll durch einen blutigen Kampf den Sonntag nicht entheiligen.

Vers 209. Eine Pfeife Tabak verehrt man selbst dem erstbesten Unbekannten auf dem Wege, wenn er einen darum anspricht. Tabak gedeiht in Bosnien in Überfülle und war vor Einführung des staatlichen Monopols spottfeil zu haben. In Bosnien gedeihen aber auch Zwetschken überreichlich, und daher hat ein Reuter voll dieses

Obstes einen sehr geringen Wert beim Bauer auf dem Gehöfte. Der Guslar will also sagen: Man bekam Sklaven so gut wie geschenkt zu kaufen.

Vers 211 f. Seit zwei Jahren ist die letzte Spur von den Türkenschanzen weggeräumt worden. Jetzt entsteht dort eine der herrlichsten Parkanlagen Wiens. Nur der Name ‚Türkenschanze' ist der Anlage geblieben.

Wien.

Aus Wilhelm Wackernagels Jugend.

Von

Ludwig Geiger.

Die Schulzeit W. Wackernagels ist in R. Wackernagels liebenswürdigem Buche (Basel 1885) dargestellt. Daselbst (S. 10 ff.) ist von der Einmischung des Knaben in die sogenannten „demagogischen Umtriebe" das Nötige beigebracht, auch der unerlaubten Reise erwähnt, welche Wilhelm 1820 unternahm, um seinen Bruder Philipp in Breslau zu besuchen. Über diese Reise nun handelt ein Bericht des Bruders an Bellermann, der so charakteristisch ist, dafs ich ihn hier wörtlich mitteile. (Der Brief befindet sich in der Sammlung der an J. J. Bellermann, damals Direktor des „Grauen Klosters" in Berlin, gerichteten Briefe, Bd. VIII; die Sammlung ist jetzt Eigentum der Göritz-Lübeckschen Bibliothek daselbst.)

Hochwürdiger, hochgeehrter Herr!

Ew. Hochwürden verzeihen, wenn ich diefs Schreiben wage. — Es hat mein Bruder Wilhelm Wakkernagel aus Grofstertia eine Reise zu mir nach Breslau unternommen, zwar mit polizeilichem Pafs, aber ohne Ihr Vorwissen. Ew. Hochwürden sind defs mit Recht unzufrieden. Mein Bruder hat grofse Furcht vor den Folgen Ihres Mifsfallens, noch mehr aber ist er mit wahrhaftiger Reue erfüllt über sein unbesonnenes Weglaufen. Diefs letztere kann ich Ew. Hochwürden versichern, der ich zwar nicht weifs, ob Sie auf meine Versicherung etwas geben werden, aber wenigstens glaube, dafs sie Ihnen eine mögliche liebevolle Untersuchung andeuten möge, der eines Vaters gemäfs, als ein Direktor sein soll. Diese unbesonnene That selbst will allerdings keine Entschuldigung — ihre Beweggründe, in einem Knabengemüth aufgekommen, gäben sie denn. Die sind allerdings zu untersuchen und

Ew. Hochwürden mögen wohl bedenken, was es heifst, einen Menschen verdammen und verwerfen; — der für Kirche und Wissen schaft Herzen zieht und Geister, darf eines unüberlegten Streiches wegen, der von Nichtswürdigkeit keineswegs zeugt —! — einen Knaben nicht von der betretenen Laufbahn zurückschleudern, und ihn für das ermatten, was er gewifs mit ganzer Liebe selbst ergriffen hat und auch festhalten wird. — Das habe ich gesagt für meinen Bruder als Kenner meines Bruders. Als solcher weifs ich aber auch seine Fehler — Besserwissenwollen und Rechthabenwollen. Ich habe wie immer so auch jetzt in Breslau auf diesen ärgerlichen Vorfall das Meinige streng gethan; wollen Ew. Hochwürden auch das Ihrige thun, so kann ich nur sagen, dafs wenigstens ein Mittel — wie Streichen u. s. w. unfehlbar ohne jegliche gute Wirkung sein, und mein Bruder verloren gehen würde. — Mir liegt mein Bruder sehr am Herzen, ich habe ihn lieb. Darum habe ich so geschrieben, wie ich geschrieben. Es ist diefs kein blofses Bittschreiben, ein Schreiben etwa nothgedrungen: — ich schreibe, wie ich es meine, denn ich kenne meinen Bruder, bitte deshalb sogar um Strafe, aber das glaube ich nicht, dafs ein so kindischer Einfall eine so harte Strafe gänzlichen Streichens nöthig haben sollte; — das thun Sie nicht, dafs Sie ihn streichen und ihm Wohlthaten nehmen, ohne die er auf dem Wege nicht fortkommen kann, den er gewifs mit Dauer abgehen würde. Denn ich sage es zum zweiten und dritten Male: Sie haben dann auf der Seele, was Kirche und Vaterland dereinst an ihm verlieren, Sie und alle Stimmen in der Konferenz, denen Sie den Brief hier geneigtest mittheilen mögen, mag auch mancher ihn für grob und unbescheiden erklären und darob schreien. Ich habe den Brief vorsätzlich sogleich niedergeschrieben, ohne weiteres Nachdenken, von Herzen, treu, ehrlich, ohne Heuchel, mit Zutrauen; der ich Sie kenne, einen kristlichen Lehrer und Vater! Ich kann also keine Stelle mehr streichen, ahnde auch keine kränkende, darum meine Bitte: lassen Sie sich keine kränken. Und nun noch die letzte: Dafs Sie nicht andere Sachen in diesen einen Vorfall mischen. — Ich verharre hochachtungsvoll

Ew. Hochwürden
ganz gehorsamer
Philipp Wakkernagel,
Ihr ehemaliger dankbarer Schüler.

Breslau, 21. Brachmonds 1820.

Der Brief hatte nicht die gewünschte und erhoffte Wirkung: Wilhelm Wackernagel wurde wirklich aus dem „Kloster" entfernt; freilich durch die Lehrer zu einem Freiplatz nach dem Friedrichs-Werderschen Gymnasium empfohlen, den er auch erhielt. (Vgl. Rudolf Wackernagel S. 14.)

Berlin.

Eine Reuchlinübersetzung aus dem Ende Juli 1495.

Lucians XII

Todtengespräch, auch Nachrichten über die Verdeutschung einer Demosthenischen Rede.

Mitgeteilt von

Dr. der Rechte Theodor Distel, K. S. Archivrate zu Dresden.

Im K. S. Hauptstaatsarchive*) kam ich gelegentlich auf eine Übersetzung eines der Lucianischen Todtengespräche ins Deutsche von Dr.**) Johann Reuchlin. Aus dem dabei befindlichen Überreichungsschreiben***) vom Jahre 1495†) entnehme ich, dafs diese Arbeit mit Glückwünschen††) an den Herzog Eberhard d. Ä. (im Barte) zu Württemberg gelangt ist: Der grofse Humanist, der sich bescheiden einen Schreiber in der Kanzlei nennt, hatte seinem fürstlichen Herrn nicht mit „leeren Händen" nahen mögen, die ihm, wollte er schnell aufwarten, zu Gebote stehende Zeit mahnte ihn jedoch zur Auswahl eines kurzen Originales. So suchte er sich eines der Lucianischen Todtengespräche und zwar das, in welchem Alexander, Hannibal und Scipio als Parteien, Minos als Richter auftraten,†††) aus. Auch eine knappe Vorrede fügte er dem Gespräche, in welcher er den griechischen Autor einen Spottvogel aller Schreiber nennt, bei. Die vorliegende Handschrift scheint in die Zeit der erfolgten Übersetzung zu gehören. Eberhard dürfte die letztere abschriftlich an einen der sächsischen Herzöge (albert. L.), an Albrecht oder den gelehrten Georg den Bärtigen, geschickt haben. Ein bezügliches Übersendungsschreiben habe ich freilich im K. S. Hauptstaatsarchive nicht aufzufinden vermocht. Auch ist die Originalhandschrift Reuchlins,*†) wie ich aus den mir von Herrn Professor Schott,*††) dem Vorstande der K. öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart, gütigst gemachten Mitteilungen entnehme, leider untergegangen.*†††) So mag es zu

*) III, 100 fol. 4 No. 4 Bll. 425 ff. (Abschr., Näheres s. m. unten).

) Er nennt sich Dr. des weltlichen Rechts. *) Abschr.

†) D. D. Tübingen, Petri Kettenfeier (1. Aug.).

††) Dieselben bezogen sich auf die kurz vorher von dem fürstlichen Empfänger erlangte Herzogswürde.

†††) Man vgl. Jacobitz: Lucianus Vol I. (1836) No. 12. SS 215. ff. Weil Alexander, der Sohn Philipps von Macedonien, darin auftritt und Reuchlin vorher (s unten) eine auf diesen bezügliche Demosthenische Rede übersetzt hatte, wählte er wohl gerade dieses Gespräch Lucians aus.

*†) Zum Beweise der Autorschaft, so meldete Reuchlin in dem Beiwerke zu der Übersetzung, schrieb er sie eigenhändig.

*††) Auch das K. W. Staatsarchiv und die Universitätsbibliothek zu Tübingen besitzen keine Abschriften der Übersetzung. Nur der in Dresden befindlichen Abschrift haben wir die Kenntnis derselben zu danken.

*†††) Der Biograph Reuchlins, Ludwig Geiger (1871), konnte diese Arbeit seines Helden daher nicht erwähnen.

erklären sein, dafs bisher in der Litteratur noch nicht von der Übersetzung des erwähnten Lucianischen Todtengesprächs durch Reuchlin die Rede gewesen ist. Wer hätte sie auch im Dresdener Archive und noch dazu in den „Polizeisachen" daselbst vermuten können?

Im Anschlusse hieran bemerke ich noch Folgendes:

In den angezogenen Akten*) befindet sich noch eine zweite, von derselben Hand, wie die vorerwähnte, herrührende Abschrift einer Reuchlinübersetzung ins Schwäbisch-Deutsche und zwar die der ersten olynthischen Rede des Demosthenes.**) Derselben ist ebenfalls eine Abschrift des Überreichungsschreibens aus demselben Jahre***) und an denselben Herrscher, sowie — als Vorrede — die Veranlassung zu der Rede beigegeben. Vielleicht gelangten beide Verdeutschungen zusammen nach Sachsen.

Ich bemerke noch, dafs in dem Beiwerke zu dem Lucianischen Todtengespräche der jener Übersetzung vorausgegangenen Verdeutschung dieser Demosthenischen Rede gedacht wird.

Die Herausgabe der Reuchlinischen Verdeutschung des Lucianischen Todtengesprächs gedenke ich bald folgen lassen zu können. Zur Zeit verhindern es noch viele Korruptionen im Texte. Auch die erste olynthische Rede des Demosthenes soll dann zu gleichem Ende vorgenommen werden.

Dresden.

Zwei Gedichte des Antonio Beccadelli Panormita.

Von

Dr. Reinhard Jonathan Albrecht.

Unter den von Aldo Manuzio herausgegebenen Gedichten des ferrarischen Edelmanns Tito Vespasiano Strozza†) finden sich als Eroticon IV, 15 folgende vier an Antonio Beccadelli gerichtete Distichen:

Parva Panhormitae quid tanto munere dignum
  Villa dabit, saevis obruta fluminibus?
Ecce ego iam videor colleis superare Falerni,
  Arvaque frugiferae pinguia Sicaniae.

*) Bll. 152 ff.

**) Auch diese Übersetzung ist bisher unbekannt. Vgl. Geiger, Reuchlin S. 66 fg. Hartfelder, Deutsche Übersetzungen aus dem Heidelberger Humanistenkreise. S. 8 fg.

***) D. D. Tübingen, am S. Margarethentage (13. Juli) 1495. Damals war Eberhard noch Graf. Die Erhebung zum Herzoge erfolgte durch Kaiser Maximilian I. bald darauf, am 21. Juli.

†) Strozii poetae pater et filius, Venetiis in aedibus Aldi et Andreae Asulani soceri 1513, 8°.

Gratius est Siculi celebrari carmine vatis,
Quam si Palladio tota liquore fluam.
I felix, reducemque sacri post oscula regis
Excipiat tenero Laura pudica sinu.

Das Tetradistichon trägt im Drucke die Überschrift De villa Panhormitae. Allein diese Inhaltsangabe liefert einen neuen Beweis zu der schon von anderer Seite*) beobachteten Thatsache, dafs Aldo Manuzio dem litterarischen Nachlasse der beiden Strozzi nicht die ihm sonst eigene Sorgfalt hat angedeihen lassen; denn es handelt sich in dem Gedichte nicht um Beccadellis, sondern um Tito Strozzas Landhaus, wie die Fassung der Überschrift in den Handschriften zeigt. Sie lautet nämlich übereinstimmend Ad Cl(arum) Poetam Antonium Panhormitam responsio pro villa sua in Cod. monast. S. Michaelis 116**), in Cod. Estensis VI. B. 31***) und in Cod. Dresdensis 105 c.

Die vier Distichen bilden offenbar die Antwort auf ein Gedicht, das sich unter dem Titel In villam Titi Strozzii tetrastichon in einem Kodex der Laurentiana (Plut. XC, Cod. 35) überliefert und bei Bandini (Cat. codd. latt. bibl. Mediceae Laurentianae T. III, p. 514, num. 20) abgedruckt findet; es lautet:

Salve, clara Titi iucundaque Villa poetae,
Salve Nympharum Pieridumque domus.
Te Bacchus repleat musto, te Pallas oliva
Et tua fecundet Sicilis arva Ceres.

Wahrscheinlich ist der strozzische Familiensitz Racano in der Nähe des Pos an der Fossa Polesella†) gemeint, dessen Umgebung den Schauplatz für die beiden umfangreichen von Mittarelli veröffentlichten Jugenddichtungen Tito Strozzas De Lucia nympha Recanensi, Heridani filia, conversa in fontem, quem Phoebus paludem fecit und De situ Pelosellae ruris (nicht turris!) Ferrariensis et victoria venatica Birotti et eius conubio bildet.

Jenes Tetrastichon findet sich unter einer Reihe von Epigrammen und Epitaphien, die ohne Namen des Verfassers hinter einigen Schriften des Lorenzo Valla stehen. Bandini (ibid., p. 513, § V) glaubte eruiert zu haben, dafs sie einem gewissen Janus Ugolinus angehören. Es sind nämlich dieselben Gedichte, nur in geringerer Anzahl, in einer zweiten Hs. der Laurentiana (Plut. XXXIV, Cod. 50) enthalten, hinter den Gedichten des Giovanno Pontano, und werden an dieser Stelle nach

*) Vgl. Emilio Costa, Di un' elegia erroneamente attribuita ad Ercole Strozzi im Giornale storico della letteratura italiana, vol. XI, Torino 1888, p. 379.

**) Vgl. Mittarelli, Bibl. codd. mss. monasterii S. Michaelis Venetiarum prope Murianum, Venetiis 1779, gr. fol., col. 1080.

***) Ich verdanke der Liebenswürdigkeit des Herrn Unterbibliothekars Dr. Vittorio Finzi in Modena ein Verzeichnis sämtlicher Überschriften dieser Hs.

†) Vgl. Flavii Blondi, De Italia illustrata (fol. 89 der Ausg. Venetiis 1510): fossa pelosella, cui intus adiacet Orcanum (?) speciosa villa praedictorum Nicolai Laurenti Roberti et Titi strozzarum doctrina aeque ac nobilitate gentis ornatorum, wo, wie ich glaube, Orcanum in Racanum zu verbessern ist.



Bandini (ibid., T. II, p. 168, § V) als excerpta (ut dicitur in titulo) ex libello Jani Ugolini die 14. Jan. 1497. hora noctis 2. Flor(entiae) bezeichnet.

Nun führt aber Bandini als Titel eines in beiden Sammlungen vertretenen Gedichtes auf: Ad Titum Strozzium (bez. Strozzam) de levitate Nemesis. Herr Oberbibliothekar Niccolò Anziani hat mir aufs bereitwilligste den Wortlaut des Gedichtes aus der vollständigern Sammlung in Cod. Laur. Plut. XC. Sup. 35 mitgeteilt und ich finde, dafs es mit dem von Gothein (Die Kulturentwickelung Süd-Italiens in Einzeldarstellungen, Breslau 1886, S. 507, Anm. 3) erwähnten Gedichte übereinstimmt, das mir durch die freundliche Vermittelung des Vorstehers der Kgl. Nationalbibliothek zu Neapel, Herrn Vito Fornari, in einer Abschrift vorliegt. Unter der Überschrift T. Stroccio poetae de levitate Nemesis gehört letzteres zu den Carmina des Panormita in Cod. Neap. V. E. 51. Es drängt sich somit die Vermutung auf, dafs Janus Ugolinus an jener von Bandini angeführten Stelle nicht als Verfasser, sondern nur als Besitzer der Gedichtsammlung bezeichnet werden soll und dafs beide an Tito Vespasiano Strozza gerichteten Gedichte samt den übrigen Epigrammen und Epitaphien vielmehr dem Antonio Beccadelli ihren Ursprung verdanken.

Das erste dieser beiden, In villam Titi Strozzii tetrastichon, und Strozzas Antwort darauf sind im Anfange des Jahres 1452 verfafst. Weist schon die Stelle, welche das strozzische Gedicht in den Hss. einnimmt in den Anfang der 50er Jahre, so ermöglichen die Schlufsverse

I felix, reducemque sacri post oscula regis
Excipiat tenero*) Laura pudica sinu.
*) niveo, codd.

eine noch genauere Datierung. Sie beziehen sich nämlich darauf, dafs Panormita, dessen zweite Verheiratung mit der schönen und reichen Neapolitanerin Laura Arcella nach Colangelo (Vita di Antonio Beccadelli, Napoli 1820, p. 198 ec.) vor 1451 stattgefunden hatte, im Jahre 1452 mit einer Deputation nach Rom gesandt wurde, um der Kaiserkrönung Friedrichs III. am 18. März beizuwohnen und den Kaiser um einigen Aufschub seines Besuches in Neapel zu bitten (Colangelo, ibid. p. 162).

Das zweite, einige Jahre später verfasste Gedicht De levitate Nemesis bezieht sich, unter Anspielung auf Tibulls bekanntes Liebesverhältnis, auf Tito Strozzas krankhafte Liebe zur Anthia. Auch der junge Janus Pannonius hatte den ferrarischen Poeten mit Tibull verglichen, als er während seines Aufenthaltes in Ferrara (1447—1453) eine neue Ausgabe von dessen Anthia-Liedern mit dem Epigramm begrüfste*):

Edita Stroccigenae iam vatis Erotica tota
Vulgus in urbe sonat, culte Tibulle, vale.

Von dieser Anthia vermag Tito Strozza nicht zu lassen, auch als sie ihm nach zehnjährigem Liebesdienst die Treue gebrochen hat. Elegien

*) Epigr. I, 254 in Teleki's Ausg.

wie Erot. V, 4, worin der Dichter dem eng befreundeten Arzte Girolamo Castelli beichtet, dafs erneuter heftiger Liebesschmerz die Ursache seiner ländlichen Zurückgezogenheit bilde, und Erot. V, 2, worin er die zürnende Geliebte sogar eine lange Verteidigungsrede halten läfst, bilden die Voraussetzung zu Beccadellis Mahnruf. Der Text seines Gedichtes ist in der laurentianischen Hs. (Bl. 31 a) weit korrekter überliefert als in der neapolitanischen, der ich nur an zwei Stellen (v. 3 und v. 23) folgen zu müssen glaubte. Das Gedicht lautet:

Ingratae Nemesi tu cor animumque dedisti
  Tam nihili vitam vatis, amice, putans?
Tune animam demens ventis committere es ausus
  Atque huic atque alii credere inesse fidem?
Quam bene habet, vacuo traducis pectore vitam, 5
  Si tamen ulla tibi vita sit absque anima.
Illa quidem exsultat victrix animamque catenis
  Alligat et vatem spernit acerba pium.
Cum te surripuit, cum te blandita fefellit,
  Fingebat tristis pallida cordolium. 10
Sic, qui blanditiis vanae capiuntur amicae,
  Evenit: eveniat curat iniqua parum.
Hei mihi! quam sunt perfaciles in amore poetae,
  Materies risus causaque certa ioci.
Quid tibi cum sanctis tandem, Cytherea, poetis? 15
  Non tua, sed Phoebi maxima cura sumus.
Phoebe pater, vatum spes unica, protege vates,
  Ni modo te Daphne vel novus ignis habet.
Phoebus amat, vates nec curat satque suarum
  Est sibi curarum: credite, Phoebus amat. 20
Stroccius interea meus ardet nec sibi mens est,
  Nec sibi consilium, non anima aut animus.
Ridet, et ipsa alios Nemesis sibi quaerit amores
  Atque hos atque alios excitat usque procos.
Quid faciat vates? Durabit perfida, sed tu 25
  Redde animum vati, perfida, redde animam.

v. 3. animam, Neap. animum, Laur.
vv. 11/12. stehen im Neap. vor vv. 9/10.
v. 13. Hei mihi sunt modo, Neap.
v. 15. tandem, ex coniectura tantum, Neap. tamen, Laur.
v. 23. Ridet et ipsa, Neap. Ridetque ipsa, Laur.
v. 26. animam . . . animum, Neap

Von dem Briefwechsel zwischen Beccadelli und Strozza findet sich in dem von Gothein (a. a. O.) erwähnten Cod. Vat. 3370, wie mir Herr Prof. Dr. Schottmüller gütigst mitgeteilt hat, unter einigen anderen Humanistenbriefen auf fol. 13 a und b nur ein kurzer Brief unbedeutenden Inhalts an Strozza, datiert Neapoli raptim cursimque kal. junii.

Dresden.

VERMISCHTES.

Anklänge und Entlehnungen.

Von

Franz Harder.

Die bekannten Verse Heines:

„Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Knospen sprangen,
Da ist in meinem Herzen
Die Liebe aufgegangen"

sind offenbar einem französischen Volksliede nachgebildet, das Souvestre, un philosophe sous les toits, in folgender Form giebt: (nous touchons à cette douce saison des reverdies, tant célébrée par les poëtes sensitifs du seizième siècle:)

„c'est à ce joly moys de may,
que toute chose renouvelle,
et que je vous présentay, belle,
entièrement le coeur de moy".

(Man vergleiche dazu Haupt, französisches Volkslied p. 18:

‚ce joly moys de may
me donne grand esmay').

Ob E. M. Arndt bei den Versen

„Der Gott, der Eisen wachsen liefs,
Der wollte keine Knechte"

folgende Stelle aus Tacitus' Germania vorschwebte? (cap. 43) „Cotinos Gallica, Osos Pannonica lingua coarguit non esse Germanos, et quod tributa patiuntur. partem tributorum Sarmatae, partem Quadi ut alienigenis imponunt: Cotini, quo magis pudeat, et ferrum effodiunt".

Dafs Arndt die Germania genau kannte, wird Niemand bezweifeln; dafs ihm eine für die Germanen so ungemein ehrenvolle Stelle, wie jenes „quod tributa patiuntur", sollte entgangen sein, ist kaum glaublich. Der Satz Cotini — effodiunt drückt denselben Gedanken positiv aus, den Arndt negativ äufsert.

Ovid. Met. V 441 heifst es von der ihre Tochter suchenden Ceres: ‚illa duabus flammiferas pinus manibus succendit ab Aetna perque

pruinosas tulit inrequieta tenebras'; damit vergleiche man Heine, Nordsee, 6:

„Aus Norwegs Wäldern
Reifs' ich die höchste Tanne
Und tauche sie ein
In des Aetnas glühenden Schlund
Und mit solcher feuergetränkten
Riesenfeder . . . ."

Ich möchte fast glauben, dafs Heine, der ja eine klassische Bildung erhalten, schon als Knabe von der grandiosen Vorstellung an jener Ovidstelle angezogen wurde, so dafs sie sich ihm einprägte; so sind die Worte vielleicht eine unbewufste Reminiszenz an die des Ovid. Woher gerade Norwegen? vermutlich hat er pruinosas als bereift, d. h. kalt, eisig, im Gedächtnis gehabt, während es die nächtliche Kühle überhaupt bezeichnet; wie unbestimmt seine klassischen Reminiszenzen waren, zeigt besonders der bekannte Meergrufs (Thalatta u. s. w.), in dem er die Griechen sich am Meere vorstellt, während sie doch nur von einem hohen Berge aus das Meer in der Ferne sehen, das sie erst nach mehreren Tagen erreichen.

Zur Fabel vom ‚steinernen Gaste' dürfte, insoweit er sich um die Bewegung einer Statue und die Bestrafung eines ihr angetanen Schimpfes handelt, folgende Stelle des Dio Chrysostomus der älteste Beleg sein (XXXI 617 R., 339 M.):

‚*ὅτι τοίνυν καὶ θείας τινὸς δυνάμεως καὶ προνοίας, ὡς ἂν εἴποι τις, οἱ τοιοῦτοι μετέχουσιν ἐπ' ἀνδριάντος τι βούλομαι γεγονὸς εἰπεῖν. Θεαγένης ἦν Θάσιος ἀθλητής . . . ἦν ἀνὴρ . . . ὡς οἷόν τε ἄριστος. ἐντεῦθεν, ὅπερ εἰκός, εἰς ἔχθραν τινὶ προῆλθε τῶν πολιτευομένων. ὁ δὲ ζῶντι μὲν ἐφθόνει μόνον, τελευτήσαντος δὲ πρᾶγμα πάντων ἀνοητότατον καὶ ἀσεβέστατον ἐποίει· τὸν γὰρ ἀνδριάντα αὐτοῦ τὸν ἑστῶτα ἐν μέσῃ τῇ πόλει νύκτωρ ἐμαστίγου. τοιγαροῦν εἴτε ἀπὸ τύχης εἴτε δαιμονίου τινὸς νεμεσήσαντος αὐτῷ κινηθείς ποτε ἐκ τῆς βάσεως ἠκολούθησεν ἅμα τῇ μάστιγι και κτείνει τὸν ἄνδρα*': die Erzählung läfst es zweifelhaft erscheinen, ob der Vorgang als ein natürlicher oder ein übernatürlicher anzusehen sei: die Sage entschied sich alsbald für das letztere.

Zu Schillers Versen:

„Ohne Wahl verteilt die Gaben,
Ohne Billigkeit das Glück:
Denn Patroklus liegt begraben,
Und Thersites kommt zurück"

vergleiche man Ovid Amor. II 6, 39:

‚optima prima fere manibus rapiuntur avaris;
implentur numeris deteriora suis.
tristia Phyllacidae [d. h. Protesilaus] Thersites funera vidit,
iamque cinis, vivis fratribus, Hector erat'.

Zu ‚post nubila Phoebus' dürfte die älteste Belegstelle sein

‚gratior est solito post maxima nubila Phoebus,
post inimicitias clarior est et amor'

in des Alanus von Ryssel (+ 1294) liber parabolarum, 1064 bei Leyser.

Zu Goethes Versen:

‚Geh den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie auf mein Wort;
Und wer rasch ist und verwegen,
Kommt vielleicht noch besser fort . .,

vergleiche man Tibull I 4, 10 ff.:

> ‚nam causam iusti semper amoris habent.
> hic placet . . . . .
> hic, quia fortis adest audacia, cepit: at illi
> virgineus teneras stat pudor ante genas‘. —

Der Abschied Johannas erinnert an einzelnen Stellen an die erste Ecloge Virgils; man vergleiche

> ‚. . . Ihr Wiesen, die ich wässerte! Ihr Bäume,
> Die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort!
> Lebt wohl, Ihr Grotten und Ihr kühlen Brunnen!
> Du Echo, holde Stimme dieses Tals,
> Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder . . . .
> Zerstreuet Euch, Ihr Lämmer, auf der Heiden!
> Ihr seid jetzt eine hirtenlose Schaar . . .‘

mit Ecl. I 70 ‚impius haec tam culta novalia miles habebit

> barbarus has segetes . . . . his nos consevimus agros
> 73 insere nunc, Meliboee, piros; pone ordine vites.
> ite meae quondam felix pecus, ite capellae.
> non ego vos posthac viridi proiectus in antro
> dumosa pendere procul de rupe videbo;
> carmina nulla canam; non me pascente, capellae
> florentem cytisum et salices carpetis amaras . . . .‘

Die bereits in Schillers Quelle vorliegende List des Ritters Dieu — donné de Gozon, Tiere durch ein Modell an einen furchtbaren Anblick zu gewöhnen, erinnert an folgende Erzählung des Polyän (IV 21 [20]) von Perseus von Macedonien:
‚Περσεύς, Ῥωμαίων ἐλέφαντας ἀγόντων, τοὺς μὲν ἐκ Λιβύης, τοὺς δὲ Ἰνδοὺς παρὰ Ἀντιόχου Συρίας βασιλέως, ἵνα μὴ καινὸν καὶ φοβερόν τοῖς ἵπποις τὸ θηρίον φανείη, προςέταξε τοῖς χειροτέχναις εἴδωλα ξύλινα κατασκευάζειν, ἐλεφάντων ἰδέαν καὶ χροὰν ἔχοντα. Ἐπεὶ δὲ ἡ κλαγγὴ τοῦ θηρίου μάλιστα δεινή, προςέταξεν εἰς τὸ ξύλινον εἴδωλον ἐμβαίνειν ἄνδρα αὐλὸν ἔχοντα, ὃς διὰ τοῦ στόματος τὸν αὐλὸν ἰθύνων ὀξὺν καὶ ἀπηνῆ φθόγγον προΐηται. Οὕτως ἔμαθον οἱ Μακεδόνων ἵπποι καταφρονεῖν τῆς ἐλεφάντων κλαγγῆς.‘ — Es erscheint nicht ausgeschlossen, dafs diese Erzählung in der Tat auf die Gestaltung jener anderen eingewirkt hat, wie ja auch sonst manche Anekdote Polyäns in den mittelalterlichen Novellenschatz übergegangen ist. —

Berlin.

Vom Hanswurst.

Zu Zeitschrift, Neue Folge III, S. 241—245.

Von

R. M. Werner.

In seiner freundlichen Besprechung meiner Arbeiten über Stranitzky gedenkt Eugen Wolff des früheren Auftretens dieser komischen Figur, worauf ich absichtlich nicht eingegangen war; der Grund ist (Wiener Neudrucke 10 S. V.) angedeutet. Natürlich habe ich aber nicht versäumt, diese Frage stets im Auge zu behalten.

Wolff legt Nachdruck auf den grünen Hut als mutmafsliche Tracht der Sauschneider, ohne dafs ich seine Meinung vollständig zu fassen vermag. Die Salzburger Bauern aus dem Lungau sind eben die Sauschneider κατ' ἐξοχήν und ziehen als solche durch die ganze Welt. Schon im 17. Jahrhundert kommt übrigens der Hut des Hanswurst vor.

So erzählt Moscherosch im Alamode Kehraufs (Strafsburger Ausgabe von 1650, II S. 67): *‚Ich bin was man will. hab mich in diesen Ellenden Zeiten müssen in allerley Leut köpffe schicken: vnd, wie Hanfs Wursts Hut, auff allerley weise winden, trähen, drücken, ziehen, zerren, und böglen lassen‘*. Grimmelshausen sagt im Simplicissimus 6. Buch 1. Cap. (Kurz II, S. 124, Kögel Neudrucke 19—25 S. 470) schon 1669: *solches kan man an einem Marcktschreyer oder Quacksalber (welche sich selbst vornehme Ärtzte, Oculisten, Bruch- und Steinschneider nennen, auch ihre gute pergamentine Briefe und Siegel darüber haben) augenscheinlich abnehmen, wan er am offnen Marckt mit seinem Hanfs Wurst oder Hanfs Supp auftritt, und auf den ersten Schrey und phantastischen krummen Sprung seines Narren mehr Zulauffs und Anhörer bekomt, als der eyferigste Seelen-Hirt.* Grimmelshausen kennt den Hans Wurst oder Hans Supp als eine beliebte, wirkungsvolle Jahrmarktsfigur. Und vom Hans Supp berichtet er im ersten Theil des Vogelnestes (Kurz III, S. 350): *Sie bisse die Lefftzen zusammen, formirte bald das Maul auf andere Manieren wie Hans Supp seinen Hut.* . . . Kurz bemerkt zu dieser Stelle (III, S. 494): ‚Hans Supp ist die Übersetzung des französischen Jean Potage, der unserm Hanswurst entspricht. Er trug bei den Seiltänzern und ähnlichen „Künstlern“ einen weifsen biegsamen Hut mit breiter Krempe und hohem Kopf und erweckte namentlich dadurch das Gelächter der Zuschauer, dass er ihm die mannigfaltigsten Gestalten gab.‘

Johann Balthasar Schupp läfst 1657 in seinem Freund in der Not (Neudrucke 6 S. 36 ff.) Hanfs Wurst als Philanders ‚alten Diener‘ auftreten und erzählt eine längere Geschichte von ihm, wie er in den

Krieg zieht und arm wieder heimkehrt; dabei ist aber Hanſs Wurst keine komische Figur. S. 52 lesen wir von Joseph: *,Ich sey* — so würden seine Brüder sagen — *immer von meiner Kindheit an, ein naseweiser Joseph gewesen, ein Spitz-Huth, vide Gen. 37 v. 2. 3. 4. 5.'* Wieder der spitze Hut. Joh. Lauremberg sagt im andern Scherzgedicht (Neudrucke 16. 17. S. 25):

Idt is noch nicht genoch, dat in so vel Maneren
De Kleder men nu moet so offtermahls verkehren,
Vnd maken mehr figurn und mehr fatzon darvan
Als Jan Potase sine Mütze folden kan.

Und v. 599 ist von den Spitzhüten aus Fuchsschwanz-Haaren die Rede:

Man de Spitzhöde von Vossenschwantz Haer,
Dat is gewest und blifft wol gode Waer.
Se is in godem schleet, und blifft in hogem lave,
Wowol nicht offentlyck, in Steden und tho Have.

Aber schon in J. Sommers Übersetzung von Daniel Cramers Areteugenia aus dem Jahre 1602 (vgl. F. Spengler, Der verlorene Sohn im Drama des XVI. Jahrhunderts, Innsbruck 1888, S. 151 f.) tritt Ligurio im neuen Fuchsschwentzerkostüm auf und sagt:

Mein Kleid das ist euch vnbekand,
Welches mir aufs Narragoni Land
Vom Herrn De Doris ist verehrt,
Der mich allzeit helt lieb vnd werth.
Ein solch Kleid ist auch zuvor nicht
Kommen vor ewer Angesicht.
Es ist gar spannew auff alle art
Gewirket von Fuchshaaren zart,
Mit Gülden Stropostament bortn
Künstlich verbremt an alln ortn
Und mit Fuchsschwentzn fein behangn,
Damit ich in Festen thu prangn.
Mein Pyramidich formich hut
Euch auch vielleicht verwundern thut
Vnd der grofs Federbusch darauff,
Darunter ich Crabatisch lauff.

Seine Kunst sei das Fuchsschwenzern:

Vor zeiten hiefs die kunst Tellerleckn,
Weil sie sich nachn Tellern thun streckn,
Jetzt wirds Fuchsschwentzerey genant
An allen orten wol bekant . . . .

Ist es nach solchen Stellen auffallend, dafs der Hanſs Wurst auch als Fuchsmundi erscheint?

In einer Puppenkomödie (bei Engel IV S. 67) schildert sich Hans Wurst: ,Mein äufseres Tragen ist gewöhnlich eine rothe Jacke, ein

grüner Brustlatz, ein weifser langgezackter Kragen, gelbe Hosen mit einem grofsmächtigen Hosenknopf und ein grauer spitzer Hut.‘ Das Letztere ist entweder ein Irrtum oder eine spätere Neuerung, sonst stimmt diese Angabe ganz genau. Das Salzburger Museum besitzt zwei Fächer aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, auf welchen eine Hanswurstscene gemalt ist, bezeichnend genug beidemale dieselbe: Hanswurst am Zwirnhaspel, neben ihm Colombina mit dem Spinnrade, in leichtangedeuteter Landschaft sitzend. Im Hintergrunde läuft ein ganz kleiner Hanswurst mit einem Luftkreisel. Die Tracht ist bei allen vier Hanswurstfiguren die gleiche wie bei Engel, nur der Hut grün und mit einer roten Feder geschmückt; den Hosenknopf sieht man nicht. Auf dem grünen Brustlatz erblickt man das Herz. Die Einfassung der roten Jacke und die Strümpfe sind blau. Diese Fächer sind um so interessanter, da mir nur sehr wenige bildliche Darstellungen des Hanswurstkostüms bekannt sind. Das Salzburger Museum besitzt aufserdem einen Zinnkrug mit eingekratzten Figuren des damaligen Theaters, darunter findet sich Hanswurst, und eine alte grüne Ofenkachel mit dem Hanswurst. Für weitere Nachweise von Hanswurstbildern wäre ich den Fachgenossen sehr dankbar.

In der letzten Zeit haben Alexander von Weilen (Vierteljahrsschrift für deutsche Litteraturgeschichte I, S. 485—487) und Dr. Karl Glossy im Feuilleton des (Wiener) Fremdenblattes vom 25. Dezember 1889 Nr. 355, S. 13 f. verschiedene Nachrichten über Stranitzky und seine Familie, seine Kinder, sein Testament etc. veröffentlicht.

Da eine Fortsetzung der Wiener Neudrucke für die nächste Zeit nicht zu erwarten ist, teile ich hier mit, dafs die Prehauserische Bearbeitung der Reisebeschreibung ins italienische übersetzt und mit einem umfassenden Kommentar versehen wurde. Das überaus seltene Werk befindet sich im Besitze des Wiener Landesgerichtsarztes Dr. Hinterstoisser und führt den Titel:

„Il Buffone | di nuova invenzione | in Italia | osia | I Viaggi del vagabondo Salsiccia Salisbor- | gese del Tedesco portati nell' Ita- | liano Linguaggio, e descritti | in ottava Rima. | Con l'accrescimento di più Episodi, Novellette, Pre- | fazioni, Moralità, Sentenze e Similitudini inscrite dall' | Traduttore al testo tedesco. | Con un Comento in Dialogo tra un' Italiano, ad un Tedesco, | il quale rende ragione di tutta l'Opera, e della sua Idea, rischiara molto passi oscuri, da ragguaglio di piu Paesi, e | costumi di populi Oltramontani, e Oltramarini, ešamina va- | rie materie Matematiche, Geografiche, ed Istoriche e tratta | argumenti di moderna, e practica Erudizione. | Tradutto ed Illustrato d'Ariotazioni dell' | Autore del Toscanismo. | In Venezia MDCCXL. | Appresso Antonio Bortoli. | Con Licenza de' Superiori, e Privilegio.

Es ist ein Octavband von 270 Seiten mit Kupfern, Prosadialoge bringen den Kommentar, die 13 Gesänge den Inhalt der 13 Kapitel. Vom Übersetzer weifs ich nichts zu sagen, ich konnte bisher seinen Namen nicht feststellen.

Lemberg, 13. 3. 90.

Zu Macbeth.

Von
R. M. Werner.

In seinem Werke De Rerum Varietate behandelt Cardanus im Lib. XVI. cap. XCIII (Lvgdvni M. DC. LXIII) ‚Dæmones & mortui' und erzählt dabei (Tom. III. Pag 324a): ‚Dæmonum historia mira' unter Berufung auf seinen Gewährsmann, dessen er Lib. III. cap. XV. (ebenda S. 44b) gedacht hatte.

Aliud ejusdem generis idem Boëtius narrat, dicens: Erant simul Machabæus amitinus Regis Scotiæ Duncani, & Banquho Stuart Forres vir strenuus, per syluas proficissentes ad Regem, obuiam tres habuêre mulieres insolita facie: quarum vna inquit, Salue Machabæe thane glammis. Hoc nomen erat dignitatio, quàm nuper acceperat. Altera verò inquit, Salue Caldarie thane. Tertia verò, Salue Machabæe olim Rex future. Tum Banquho: Et vos (inquit) quæcunque estis parum propitiæ videmini, quæ huic præter optimos magistratus etiam regnum deferritis, nec mihi quicquam. Ad ea, quæ prima fuerat respondit: Imò tibi longè maiora quàm huic nuntiamus: nam hic quidem regnabit, verùm infausto exitu, neminem post se ex suis posteris regem relicturus: at tu longa nepotum serie, quæ regnum obtinebit (licet tu Rex futurus non sis) relicta, decedes. His dictis, è conspectu eorum hæ se proripuerunt. Vana itaque primò visa sunt hac, adeò vt alter regem salutaret, alter multorum regum parentem. Sed vbi Macchabæus Caldarius (id nomen dignitatis apud Scotos) inde Rex factus est præter spem, occiso Rege Duncano, cui erant filij duo, memor ostenti, conatus Banquhonem & vnicum eius filium Pleanchum, ad cœnam inuitatos occideret occiso patre, tenebrarum suffragio filius euasit. Tandem á Malcolmo, tertio Duncani filio, Macchabæo occiso, quem admodum prædixerat fatidica, post multas stirpes, regnum in familiam & pronepotes Banquhonis Stuart, apud cuius stirpis puellam adhuc manet, translatum est. Aliud penè simile de eodem Macchabæo narrat.

[Dæmonum historia alia mira].

Nam cum Magduffum timeret, ab avspicibus monitus, fatidica mulier Regem lactauit prædictionibus, non illum dicens manu casurum nati ex muliere, nec prius vincendum esse quàm nemus Birnen ad arcem Dounsinnam, quam tunc non satis propè nemus rex ædificauerat, magna ex parte, cùm amplum esset, translatum esset. Quorum altero se inuictum, altero ab insidiis tutum se credidit. Et tamen victus periit, non aberrante vsquam fatidica: nam pridie quàm vinceretur, excisa sylua Birnen, quilibet ramum secum tutit, atque ita acrem cinxerunt. Occisus denique à Magduffo, qui non natus, sed excisus ex ventre matris fuerat?

Lemberg, 23. 12. 89.

BESPRECHUNGEN.

ADOLF EBERT: Geschichte der Litteratur des Mittelalters im Abendlande bis zum Beginne des XI. Jahrhunderts. Erster Band. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Verlag von F. C. W. Vogel, 1889. XIV und 667 S. gr. 8. M. 12. —

Als im Jahre 1874 Adolf Ebert mit dem ersten Bande einer Geschichte der lateinischen Weltlitteratur des früheren Mittelalters vor die Öffentlichkeit trat, wurde dieses Unternehmen von allen Seiten mit lebhafter Freude und grofsem Beifall begrüfst: wurde doch hier zum ersten Male der Versuch gemacht, durch beinahe unbetretene und pfadlose Gebiete der allgemeinen Litteraturgeschichte einen Weg zu bahnen und dieselben der wissenschaftlichen Forschung erst eigentlich zu erschliefsen; die Anerkennung des grofsen Verdienstes, welches schon in der Formulierung einer solchen Aufgabe lag, und des hervorragenden Fleifses und wissenschaftlichen Ernstes, mit dem der Verfasser an ihre Lösung herantrat, überwog billiger Weise bei der Beurteilung, wenn man sich auch der Erkenntnis nicht verschliefsen konnte, dafs dem Buche auch schwere Mängel und Unvollkommenheiten anhafteten. Inzwischen hat Ebert sein Werk mit dem dritten Bande innerhalb der von ihm selbst gezogenen Grenzen zum Abschlusse gebracht und legt jetzt den ersten Band, der die christlich-lateinische Litteratur von ihren Anfängen bis zum Zeitalter Karls des Grofsen behandelt, in einer zweiten verbesserten und vermehrten Auflage vor. Der Umfang derselben ist gegen die erste Auflage um etwa 40 Seiten angewachsen, doch kommt diese Vermehrung nur auf Rechnung der notwendig gewordenen Nachträge und Zufügungen, während Plan und Anlage des Buches eine Umgestaltung nicht erfahren haben: die Neubearbeitung weist also in der Hauptsache dieselben Vorzüge und dieselben Mängel auf, wie die erste Ausgabe. Als Vorzüge sind an dem Buche besonders zu rühmen die Zweckmäfsigkeit der knappen, aber im allgemeinen ausreichenden bibliographischen Angaben, die ausgiebige Behandlung des biographischen Details und die ausführlichen, wenn auch manch-

mal etwas breiten und saftlosen Inhaltsangaben der bedeutenderen Werke, Vorzüge, die von vorn herein um so dankbarer anerkannt worden sind, als weitaus die meisten Leser des Buches das in demselben behandelte Gebiet nicht ihr eigentliches Arbeitsfeld nennen, sondern es nur gelegentlich streifen und sich auf demselben im allgemeinen zu orientieren wünschen. Schwächer steht es mit der Schilderung litterarischer Persönlichkeiten, da Ebert die Gabe kurzer und prägnanter Charakterisierung einer schriftstellerischen Eigenart abgeht und seine Urteile meist so allgemein gehalten sind, dafs sie auf mehrere Leute mit gleichem Rechte angewendet werden können. Daher hat er zuweilen, z. B. sogar bei einer Person von so hervorragender Bedeutung, wie Augustin, auf eine eingehende Würdigung der schriftstellerischen Individualität ganz verzichtet. Die gröfste Schwäche des Werkes liegt aber darin, dafs der Verfasser kaum den Versuch gemacht hat, die einzelnen litterarischen Strömungen und Gruppen zu sondern und in ihrer Eigenart zu erfassen. Die Einteilung des ganzen in diesem Bande zur Darstellung kommenden Zeitraumes in drei Perioden, deren Endpunkte durch Constantin, den Tod Augustins und Karl den Grofsen bezeichnet werden, kann man sehr wohl annehmen; aber Ebert findet sich nun mit den allgemein litterarischen Gesichtspunkten, mit der Darstellung der treibenden Kräfte und der verschiedenen Art ihrer Wirkung bei jeder Periode nur einleitungsweise durch ein wenige Seiten umfassendes und nicht sehr tief gehendes Raisonnement ab und stellt dann Kapitel für Kapitel nur einzelne Persönlichkeiten beziehungsweise Schriftwerke dar, in einer Abfolge, die in der Hauptsache auf einer nur recht äufserlich durchgeführten eidographischen Anordnung beruht, die Zusammenhänge und gegenseitigen Beeinflussungen aber viel zu wenig hervortreten läfst; deutlich sich abhebende lokale Gruppen, wie die Kirchenväter Afrikas, die gallische Litteratur des 4. und 5. Jahrhunderts, die Schriftsteller des Ostgotenreiches, kommen in ihrer inneren Zusammengehörigkeit nicht zur Geltung.

Aber auch in der Ausführung haften dem Buche schwere Mängel an. Ob es stichhaltige Gründe waren, die den Verfasser veranlafsten, sich auf die christlichen Autoren zu beschränken und das aufs engste damit zusammenhängende heidnische Schrifttum der gleichen Zeit auszuschliefsen, darüber wird sich zum mindesten streiten lassen; auf jeden Fall aber mufste Ebert der Frage nach der Stellung der Kirchenväter zur älteren heidnischen Litteratur und nach Umfang und Art ihrer Belesenheit in derselben einen viel gröfseren Wert zugestehen, als er tut, indem er der Untersuchung nach den Quellen des Tertullian, Arnobius, Augustin u. s. w. höchstens ganz beiläufig gedenkt. Grade für jemanden, der wie Ebert die Patristik nicht von der theologischen Seite aus, sondern in ihrer Bedeutung als Vorbereitung und Grundlage für die allgemeine Litteratur des Mittelalters betrachtet, mufste dieser Gesichtspunkt im Vordergrunde stehen, da ja die Kunde von vielen alten Autoren und ein gutes Stück heidnischer Wissen-

schaft nur durch Vermittlung der Kirchenväter dem Mittelalter zugeflossen ist. Aufserdem hat sich Ebert ein wichtiges Hilfsmittel für die Abschätzung des von den einzelnen Kirchenvätern im Mittelalter geübten Einflusses, auf welches A. Reifferscheid in einer inhaltreichen, leider von Ebert wenig oder gar nicht beachteten Rezension der ersten Auflage (Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft XXIII 1880 S. 253 ff.) hingewiesen hat, wiederum entgehen lassen, nämlich die handschriftliche Überlieferung, welche doch die beste und sicherste Auskunft über Umfang und Ort der Verbreitung und Popularität eines Schriftstellers im Mittelalter giebt. Grade für die Kirchenväter liegt ja durch die von der Wiener Akademie veranstaltete Inventarisierung der patristischen Handschriften, deren Ergebnisse durch die Arbeiten von Halm, Reifferscheid, Zangemeister, Löwe-Hartel allgemein zugänglich gemacht worden sind, das Material für die Geschichte ihres Fortlebens während des Mittelalters in einer sonst selten erreichbaren Vollständigkeit vor; durch Ausbeutung dieser Quelle hätte Ebert manchen interessanten und fruchtbaren Gesichtspunkt gewinnen können. Wie wichtig ist z. B. für die Geschichte der Augustin-Studien das Zahlenverhältnis und die Herkunft der Handschriften, in denen die einzelnen Werke überliefert sind. Der afrikanische Bischof Fulgentius von Ruspe († 533) hat in dem Buche Eberts überhaupt keine Stelle gefunden, obwohl er nicht nur als Kanzelredner solchen Ruhm genofs, dafs seine Homilien zusammen mit denen des Augustin, Leo, Maximus sehr vielfach abgeschrieben und verbreitet wurden, sondern auch von der Sammlung seiner Hauptschriften aus der Zeit vom 7. bis zum 14. Jahrhundert etwa 30 aus den verschiedensten Ländern stammende Handschriften bekannt sind; ein so vielgelesener Theologe durfte nicht fehlen.

Diesen Ausstellungen, welche sich gegen die dem Werke in beiden Auflagen gemeinsame Gesamtanlage richten, möchte ich eine dritte hinzufügen, die speziell die Neubearbeitung trifft. Dafs der Verfasser bei Anführung der neueren Litteratur im allgemeinen ein eklektisches Verfahren beobachtet und nur solche Werke zitiert, „die an sich oder für seine Darstellung von Bedeutung waren", kann man gewifs billigen; aber bei der ausgedehnten und ergebnisreichen Tätigkeit, welche in dem zwischen dem Erscheinen der beiden Auflagen liegenden 15jährigen Zeitraume sowohl von theologischer wie von philologisch-historischer Seite auf dem Gebiete der lateinischen Patristik entfaltet worden ist, wäre eine gröfsere Vollständigkeit in den Nachträgen entschieden zu wünschen gewesen, zumal es sich meist um Werke und Abhandlungen handelt, die an leicht zugänglichen Stellen veröffentlicht sind. So ist bei Tertullian Nöldechens Arbeit über die Abfassungszeit der einzelnen Schriften (1888) unerwähnt und unbenützt geblieben, bei Lactanz der hübsche Nachweis von G. Götz (Rhein. Mus. XLI 1886 S. 318 f.), dafs die Rätsel des sogenannten Symphosius aus dem Symposium des Lactanz stammen, bei Damasus De Rossis schöne Abhandlung über die Gedichte dieses Papstes

(Bull. d. archeol. crist. IV 3 [1884] S. 3 ff.), für die Entwicklung der älteren Hymnenpoesie die bahnbrechenden Untersuchungen von W. Meyer und J. Hümer, und so noch manches andre. Je mehr Eberts Werk in Folge der oben hervorgehobenen Mängel des Planes und des Fehlens eigentlich historischer Gesichtspunkte auf die Rolle eines Nachschlagewerkes wird beschränkt bleiben müssen, um so mehr hängt seine Brauchbarkeit davon ab, dafs der Leser überall über den neuesten Stand der wissenschaftlichen Forschung orientiert wird, und um so weniger wird sich der Verfasser der Forderung entziehen dürfen, in der Ausnützung so wesentlicher Beiträge zur Aufklärung der von ihm behandelten Litteraturperiode möglichste Vollständigkeit anzustreben.

Marburg i. H. Georg Wissowa.

---

*The earliest English version of the Fables of Bidpai „The morall Philosophie of Doni“ by Sir Thomas North, whilom of Peterhousé, Cambridge. Now again edited and induced by Joseph Jacobs, late of St. Johns College, Cambridge.**)

Unter den zahlreichen Übersetzungen und Nachahmungen der indischen Fabeln- und Märchensammlung Pantschatantra nimmt die im Jahre 1579 zuerst erschienene englische Version von North einen sehr niedrigen Rang ein, da sie nichts anderes, als eine noch dazu unvollständige der italienischen des Anton Francesco Doni (La moral filosophia, Venedig 1552) ist.

Wir wissen daher nicht, zu welchem Zweck ein Neudruck derselben, wie er vor kurzem u. d. I. The Fables of Bidpai bei David Nutt in London erschien, nötig war.

Der Herausgeber, Herr Joseph Jacobs, scheint dies auch selbst gefühlt zu haben, denn er schickte seinem Buche, um ihm doch einigen Wert zu verleihen, eine sechzig Seiten lange Einleitung und auf 13 Seiten Nachweise über die Verbreitung der einzelnen Erzählungen voraus.

Wer das meisterhafte Werk Benfeys über den Pantschatantra kennt, wird wissen, wie schwer es ist, ihn zu verbessern oder zu übertreffen. Indessen, seit dem Erscheinen seines Werkes sind schon dreifsig Jahre verflossen, während welchen so viele neue Sammlungen von Volksmärchen und Erzählungen erschienen sind, dafs ein mit dieser Litteratur Vertrauter wohl noch einen ansehnlichen Nachtrag

*) London, MDCCCLXXXVIII. Published by David Nult in the strand. LXXX und 257 Seiten.

hätte liefern können. Der neue englische Herausgeber scheint aber kein Fachkundiger zu sein, oder er hat sich seine Arbeit leicht machen wollen.

Er giebt keine Vergleichung des Inhalts der einzelnen Erzählungen, sondern nennt nur die Stellen der Werke, an denen sich die betreffenden Erzählungen befinden, wobei er meistens Benfey nachschreibt und nur in wenigen Fällen etwas aus Eigenem hinzufügt. Da er aber ohnehin jedesmal auf die bezüglichen Paragraphe in Benfeys Werk verweist, so war eigentlich eine Wiederholung der dort enthaltenen Citate überflüssig, und es hätte genügt, nur die Werke anzuführen, welche Benfey nicht erwähnt hat. Da hätte aber freilich zu sehr hervorgeleuchtet, wie wenig Neues der Herausgeber bietet. Dabei hege ich noch den Verdacht, dafs er sich nicht immer die Mühe gegeben hat, Benfeys Citate zu verifizieren. So citiert er z. B. zur Erzählung von der geschwätzigen Elster „Decam. VII 9“, obwohl in dieser Novelle nichts derartiges vorkommt, aber Benfey hat (Pantsch. I 275) Boccaccio, freilich in einem ganz anderen Zusammenhange, citiert und unser Engländer schreibt ohne viel zu überlegen nach. Dagegen hat er (S. LXXIII No. 7 c.) zur Erzählung von der verstümmelten Stellvertreterin nicht auf Dekam. VII s. verwiesen. Wie unaufmerksam er Benfey nachschreibt, ist an dieser Stelle besonders ersichtlich. Er citiert nämlich: „Gesammtabenteuer XLIII, Grimm in Zt. deut. Alt. XI 2, 213, Von der Hagen II—XVIII, XLIII,—XLIX, IX XCI“, — als ob „Gesammtabenteuer“ und „Von der Hagen“ zwei verschiedene Werke wären, und übersieht, dafs „Gesammtabenteuer Nummer 43“ identisch ist mit Band II S. XLII—XLIX. Mitunter werden Benfeys Citate bis zur Undeutlichkeit abgekürzt, so dafs man sie ohne Zuhilfenahme von Benfeys Werk nur schwer kontrollieren kann, z. B. Luther Fabul Hans S. 530; Keller Romans (für Roman des sept sages) u. dergl.

Zu manchen Erzählungen werden gar keine Parallele nachgewiesen, wohl weil sich bei Benfey keine finden.

Die Tabelle über die Versionen des Bidpai ist der in meinen Quellen des Dekameron gegebenen nachgeahmt, enthält aber auch einige Zusätze und Abweichungen. Übrigens nennt der Herausgeber als seine Hauptquelle für diese Tabelle die Einleitung Keith-Falconers zu dessen Ausgabe der syrischen Übersetzung des Bidpai, die ich nicht vergleichen konnte.

Was sonst in der recht flott und nicht ohne Witz geschriebenen Einleitung über die Wanderung der Märchen im Allgemeinen und der Pantschatantra-Sammlung im Besonderen, sowie über die Entstehung der Tierfabeln gesagt wird, zeichnet sich weder durch Neuheit der Ideen aus, noch bietet es Abschliefsendes nach den Untersuchungen Anderer.

Ziehen wir demnach die Summe des bisher Gesagten zusammen, so ergiebt sich, dafs das Werkchen vielleicht für die englische Philologie als Neudruck einer Schrift aus dem sechszehnten Jahrhundert einigen

Wert hat, für die Märchenforschung, die Volkswissenschaft*) und die vergleichende Litteraturgeschichte ist es aber fast ganz wertlos.

Wien. Marcus Landau.

GREGOR KREK: Einleitung in die slavische Litteraturgeschichte. Akademische Vorlesungen, Studien und kritische Streifzüge. Zweite völlig neue bearbeitete und erweiterte Auflage. Graz 1887, Leuschner & Lubensky. XI 887. gr. 8. Mk. 20. oder fl. 12.

Vor einem halben Jahrhunderte war „die slavische Welt“, besonders die nord- und südslavische für die europäischen Kulturvölker im Grofsen und Ganzen litterarisch noch zu entdecken. Zwar fand schon damals, wie besonders seit einem Jahrtausend, ein reger und nachhaltiger Wechselverkehr zwischen slavischen und nichtslavischen Völkern Europas in vieler Beziehung statt, doch erst in den jüngsten Jahrzehnten nahm zufolge der neuen, leichten und billigen Verkehrsmittel ein ausnehmend bedeutender Austausch von Waaren jeder Art, auch geistiger, zwischen den verschiedensprachigen Völkern einen ehedem ungeahnten Aufschwung. Die Völker begannen, ihrer Ichheit sich bewufst zu werden. Das sogenannte Nationalitätsprinzip fing sich an zu entwickeln und kam in eigentümlichen Erscheinungsformen zur Geltung. Ehedem meinte man, Sprachen wären Verständigungsmittel; und je mehr solcher verschiedener Mittel jemand im geistigen Besitze hatte, desto mehr wurde er geachtet, nach des alten Ennius Ausspruch: quot linguas cales, tot homines vales. Das gilt nicht mehr. Die Neuzeit hat uns mit gar seltsamen Raçen- und Nationalitätstheorien beglückt, die allen Erfahrungen der jahrtausendalten Kulturmenschheit Hohn sprechen. Unter anderem ist das Schlagwort aufgekommen: ‚Sprache und Volk sind ein und dasselbe‘. Damit wurde die alte und doch immer neue Erfahrung: ‚die Sprache ist etwas angelerntes‘, bei Seite geschoben, um phantastisch aufgeputzten und zusammengeleimten Sprachvölkern Raum zu schaffen. Das Wort ‚Nation‘ oder ‚Volk‘ ist ein kümmerlicher Notbehelf zur Bezeichnung eines in unserer Kulturwelt äufserst schwer bestimmbaren Begriffes. Gilt dies schon von einem einzigen Volke, um wie viel mehr unsicher ist der Begriff ‚Slaventum‘, unter welchem man gar viele, durch Sitten, Gebräuche, religiöses Bekenntnis, geschichtliche und individuell-kulturelle Entwicklung eigenartig gestaltete, durch unberechenbare Mischungen

*) Ich gebrauche für das englische folklore lieber diesen Ausdruck als „Volkskunde“, welcher mir mehr unser Wissen vom Volke auszudrücken scheint. Auch können wir danach statt des schrecklichen folkloristisch „volkswissenschaftlich“ sagen.

zusammengesetzte Völker zu begreifen hat, die nur das eine gemeinsam haben, dafs sie jedes eine verschiedene, zu einer Sprachgruppe gehörige Sprache spricht? Haben die Russen, Polen, Čechen und Südslaven je in geschichtlicher Zeit auch nur politisch unter einer Haube gesteckt? Haben sie jemals gewisse gemeinsame grofse geistige Interessen durchzukämpfen gehabt? Ist jemals in ihnen das allmächtige, zusammenhaltende und zu Schöpfungen anregende Gefühl der Zusammengehörigkeit zu Kraft bestanden? Haben sie je eine gemeinsame Litteratur besessen?

Alle diese Fragen mufs man, mit Rücksicht auf die einfachen Tatsachen, verneinen. Und trotzdem eine „Einleitung in die slavische Litteraturgeschichte"?! Professor Krek unternimmt es mit diesem Versuche, die Einleitung zu etwas zu schreiben, was in der Wirklichkeit gar nie bestanden hat und nie bestehen wird. Der Buchtitel ist keine geringe Täuschung, doch Professor Krek steht im Banne des riesigen Nationalitätszaubers, eines unhaltbaren Gaukelspiels, welches er zwar nicht geschaffen, doch wissenschaftlich zu begründen, kühnlich sich unterfangen hat. Bescheiden, fast halb verschämt, benamsete er diese Leistung eine ‚Einleitung'.

Professor Kreks erste Leistung war ein dünnes Büchlein lyrischer Gedichte in slovenischer Sprache (1864 oder 1865), die uns etwas fern liegen, seine zweite Arbeit erschien in einem Gymnasialprogramm (1869) und führte den Titel: „Über die Wichtigkeit der slavischen traditionellen Litteratur als Quelle der Mythologie." Der I. Teil (ein II. ist nie erschienen) der I. Auflage dieses Werkes (1874) war nur eine Erweiterung und Verbreiterung der gedachten Programmarbeit, die uns endlich zu einem dicken Buche ausgebaucht vorliegt. Professor Krek schrieb noch einige kleinere Abhandlungen, die in Zeitschriften veröffentlicht und auch in diesem Buche verwertet worden sind.

Wenn jemand bei einer solchen Mufse, wie sich der Professor der slavischen Philologie an der Grazer Universität erfreut, zwanzig Jahre so gut wie ausschliefslich nur mit einem Buche beschäftigt, so mag man ungescheut Anforderungen gröfserer Art an die Leistung stellen, und der Autor darf es einem nicht sehr verübeln, wenn man ihm ein wenig genauer nachspürt, ob er seine Zeit gut ausgenützt hat. Alles und jedes aus dem Buche auf den Gehalt zu prüfen, hiefse, ein neues Buch schreiben. Es wird genügen, wenn einzelne Punkte besonders hervorgehoben werden.

Professor Krek nennt sein Buch ‚akademische Vorlesungen'. Mit Recht! Denn ein schwerer und grofser Teil derselben ist für Anfänger berechnet, die erst das Gymnasium verlassen haben und von einer wissenschaftlichen Litteratur kaum rechte Vorstellungen haben können. Zu loben ist namentlich, dafs Professor Krek vorzugsweise schon anfangs die Schüler auf die Arbeiten deutscher Gelehrten über die Slaven eingehender zu unterrichten sucht. Professor Krek stellt mit rühmenswertem Fleifse alle wichtigen Nachrichten und Ansichten zu-

sammen. Das ist unstreitig eine grofse Arbeit gewesen, die Geduld und Ausdauer erheischte.

Zur besseren Orientierung sei die vorgedruckte Inhaltsangabe hier wiederholt: Erstes Buch: Die hauptsächlichsten Nachrichten der linguistischen Paläontologie und der älteren Schriftsteller über die Sprache, die Geschicke und den Kulturgrad der alten Slaven. I. Abschnitt: Die Slaven ein Glied der Arier (3—66). II. Abschnitt: Die Slaven nach der Abtrennung vom arischen Grundstamme. 1. Die Loslösung der Slaven vom arischen Urvolke in Beziehung auf andere Glieder desselben Stammes (66—93). 2. Die Slaven als Einzelvolk. II. Abschnitt. Die Slaven unmittelbar nach der Lösung des Gesamtverbandes. A. Die Spaltung der slavischen Grundsprache (211—246). B. Gedrängte historische Notizen (246—353). C. Kultur- und Litteraturgeschichtliches (353—473). Zweites Buch. Allgemeine Bemerkungen über die slavische traditionelle Litteratur und deren Beziehung zur Kulturgeschichte, zunächst zur Mythologie. Vorbemerkung (477—483). Erste Abteilung: Die formale Seite der traditionellen Litteratur. I. Abschnitt. Die Sprache (484—568), II. Abschnitt. Die Sitte. Zweite Abteilung. Die reale Seite der traditionellen Litteratur. I. Abschnitt. Märchen und Sagen. II. Abschnitt. Sprichwörter, Aberglaube, Zaubersprüche und Rätsel. III. Abschnitt. Lieder (819—867).

Wie billig erwartet man, dafs uns der Verfasser einen Aufschlufs über den Ursprung der Slaven geben wird. Die Notwendigkeit eines solchen Aufschlusses empfand er wohl. Er half sich aber recht geschickt aus der Klemme, indem er im Handumdrehen die anthropologisch-ethnologische Frage zu einer sprachwissenschaftlichen machte. Gelassen behauptet er (S. 3): „Die materielle Archäologie und physiologische Ethnologie versagen uns jedwede befriedigende Antwort auf unsere Fragen, oder verwickeln uns höchstens (?!) in Rätsel, an deren Lösung auch die schärfste Kombination scheitere.“ „Nur die Sprachvergleichung habe es über jeden Zweifel sicher gestellt, dafs die Slaven entgegen der mitunter herrschend gewesenen, einfach (?) dekretierten Ansicht von der turanischen oder uralaltaischen Abkunft derselben, als Angehörige jenes grofsen Sprachstammes anzusehen seien, den man den arischen u. s. w. nennt.“ Ja, was soll das? Wenn einer von der turanischen Abkunft der Slaven spricht, hat er dann den slavischen Sprachstamm ins Auge gefafst? Heifst das, die Ansicht des Gegners in Erwägung ziehen? Gesetzt den Fall, es würde ein Romanist eine Einleitung in die Geschichte der romanischen Völker schreiben, dürfte er sich, ohne dem schärfsten Tadel zu begegnen, so leichthin der Aufgabe entziehen, die ethnische Zusammensetzung der romanischen Völker zu beleuchten? Die Erörterung über den Ursitz der arischen Völker, wie uns Professor Krek mit einer solchen abfertigt, wäre kaum als Ersatz für die unterlassene Lösung viel dringlicherer und wichtigerer Probleme anzusehen. Das Vorkommen gewisser gleicher Worte und Bezeichnungen in allen romanischen

Sprachen würde vielleicht nur für die römische Kultur, nicht aber für die alte Kultur der romanisierten Gallier, Iberer u. s. w. etwas beweisen. Krek scheint aber an slavische Völker gar nicht zu denken, sondern spricht im allgemeinen von einem arischen Urvolke und von „Tatsachen, die es wohl über allen Zweifel stellen werden, dafs die Zivilisation dieses (?) Volkes in dieser (?) Periode keine primitive mehr gewesen sei (S. 51 ff.)." Warum sagt er uns nicht wenigstens beiläufig, in welches Jahrtausend „diese Periode" zu setzen sei und was man eigentlich unter „primitiver Zivilisation" zu verstehen habe? Professor Krek unterscheidet nicht zwischen Wanderung der Sprachen und Wanderung der Völker. Das ist ein Grundfehler, über den man nicht leicht hinweggehen kann. Was nützt das riesige Aufgebot von gelehrten Noten und Nötchen in den Anmerkungen und was frommen die bestimmtesten Behauptungen im Texte, wenn dem Leser der Glaube fehlt? Und dem Ethnographen fehlt der Glaube in solchen Sachen.

Professor Krek ist selber daran schuld, denn er stappelt die Gelehrtheit weniger als objektiver Forscher, denn als Parteimann für panslavische Gröfse und Macht auf. Er wirft sich zum Panegyriker des Slaventums auf und unterläfst es nicht, ab und zu die Moral der Slaven zu loben. Das ist eine eisglatte, abschüssige Bahn, die man lieber nicht betreten soll, wenn man ethnographisch etwas zu ergründen sucht; denn Moral ist ein konventioneller Begriff, der selten auch nur bei einem einzigen Volke einförmig zu sein pflegt. Wie gering ist zuweilen der Anlafs zu einer Verhimmelung in diesem Buche. Weit entfernt, die slavische Familieneinrichtung als ein Entwicklungsstadium niederer Art ethnographisch zu erfassen, hat Krek nur staunende Bewunderung für sie. Besonders stolz ist er auf die „Feinheit der Distinktion" in der Nomenklatur, welche „jene der urverwandten Völker weit übertreffe". Anstatt zu beweisen, was zu beweisen gewesen wäre, die Wichtigkeit der Nomenklatur nämlich, schickt Professor Krek seine Zuhörer mit leeren Reden heim. Die eine Stelle sei hier im Wortlaut angeführt (S. 160 f.): „Diese Orgasation mufste es auch veranlassen, der Entwickelung des Familienlebens den freiesten Spielraum (?!) zu gewähren. Dafs solches tatsächlich der Fall gewesen, erklärt zur Genüge (?) die überaus reichhaltige Familiennomenklatur, die uns schon für die Epoche der slavischen Stammes- und Spracheinheit in scharf ausgeprägten Formen entgegentritt und mehr als irgend ein anderes kulturhistorisches Moment, die Slaven als ein gesittetes, der Monogamie ergebenes Volk vorführt. Da ein näheres Eingehen auf diesen interessanten Gegenstand aufser dem Rahmen unserer Aufgabe gelegen ist (?!), sei auf Grundlage positiver Resultate (?) lediglich darauf hingewiesen, dafs in diesen Terminis ebenso die Blutverwandtschaft — wie die Schwägerschaftsgrade in einer Durchbildung und sprachlichen Pointierung gegeben werden, wie solche wohl kaum einem von den

urverwandten Völkern eigen sind, und sich dieselben bei einem grofsen Teile der Slaven noch bis heute in ungestörter Fortdauer erhalten haben, bei einem geringeren dagegen erst in historischer Zeit durch den Einflufs fremder Rechtsinstitutionen verdrängt wurden. Wo aber jedes Glied im Rahmen des Familienlebens eine passende Stellung zugewiesen erhält und organisch mit dem Ganzen sich verbindet, da sind keine Anzeichen vorhanden, von dem moralischen Zustande dieses Ganzen in abfälliger Weise urteilen zu dürfen, zumal die Heiligkeit des Famililienlebens noch heute einen charakteristischen Grundzug der Slaven bildet."

Ethnographisch betrachtet, kann man nicht leicht eine gröfsere Menge unsinniger Aufstellungen in so wenig Worte kleiden. Nur behauptet hat Krek viel, bewiesen aber gar nichts und es wäre jetzt an mir, ihm dies zu beweisen, doch enthebt mich z. B. C. N. Starcke dieser Mühe, auf dessen vortreffliches Buch „Die primitive Familie in ihrer Entstehung und Entwickelung" (Leipzig 1888, S. 181—221) ich verweisen mufs. Starcke widerlegt mit deutscher Gründlichkeit die auf Nomenklatur bezüglichen weitgreifenden Schlüsse Morgans, Mac Lennans, Lubbocks u. a. m. und sagt zum Schlufs: „Die Nomenklatur war Punkt für Punkt der treue Spiegel der rechtlichen Verhältnisse, die unter den nächsten Verwandten jedes Stammes bestanden. Personen, die dem Redenden rechtlich gleichgestellt sind, werden auch gleich benannt. Von diesem Punkte aus entwickeln sich auf ganz formale Weise die übrigen Verwandtschaftskategorien. Dafs Reflexionen über Ehe- und Abstammungsverhältnisse unter den Kategorien der Nomenklaturen verborgen seien, ist die völlig unbewiesene Annahme, die den genannten Gelehrten das richtige Verständnis der Nomenklaturen vorenthielt. Wir müssen aber gestehen, dafs das richtige Verständnis, welches gewonnen zu haben wir uns jetzt schmeicheln, die Bedeutung der Nomenklaturen als Hilfsmittel für die ethnologische Forschung so sehr schmälert, dafs alles weitere Verharren bei denselben interesselos wird." Was von den „Naturvölkern" gilt, findet in diesem Falle auch auf die Slaven vollkommene Anwendung. Professor Krek hat eine gute Ausrede, er habe Starckes Buch noch nicht gekannt, doch für mich ist dies noch lange keine Gewähr, dafs er sonst den angeführten Passus nicht geschrieben haben würde; denn er pflegt mitunter die ernstesten Arbeiten, sofern sie in seinen Kram nicht hineinpassen, totzuschweigen; dagegen citiert er alles, was nur irgendwie seine vorgefafsten Meinungen zu stützen scheint. So sagt er z. B. auf S. 161: „Am besten bisher sind die südslavischen Verwandtschaftsnamen aufgeführt und systematisch geordnet bei F. S. Kraufs, Sitte und Brauch der Südslaven, Wien 1885, S. 4 -14." Jene Tabellen stellte ich zusammen, blofs um die rechtlichen Zustände in der Hausgemeinschaft und der Sippe besser erläutern zu können, doch nichts lag mir ferner als solche Schlüsse, wie Krek, daraus zu ziehen. Wozu beruft er

sich auf mein Buch? Für das „Urslaventum" beweisen meine südslavischen Tabellen gar nichts; denn es ist absolut nicht ausgemacht, dafs man berechtigt sei, die Hausgemeinschaft und die Sippe erstens als allgemein slavische oder vollends als urslavische Institutionen hinzustellen. Professor Krek spielt mit den Worten, die allgemein slavisch sind, statt uns historisch die Entwickelung der Bedeutung der betreffenden Worte jeweilig bei jedem einzelnen slavischen Volke klarzulegen.

Professor Krek verficht eifrig sein Vorurteil, die „alten Slaven" hätten „in Gesittung und Monogamie" (S. 196 ff.) gelebt, doch da fiel es ihm nicht ein, die gegenteiligen Beweise aus meinem genannten Buche zu citieren. Dr. A. H. Post, ein deutscher Gelehrter, war ein mehr aufmerksamer Leser meines Buches, wie man leicht aus seinem neuesten Werke: „Studien zur Entwickelungsgeschichte des Familienrechtes" (Oldenburg 1890, S. 66 f.) ersehen mag. Die älteren, sehr glaubwürdigen Nachrichten der Nestorschen Chronik über Polygamie will Professor Krek mit aller Gewalt als Irrtümer christlicher Schreiber erklären. Die Germanen waren einst keine Monogamisten; warum sollen es die Slaven gewesen sein? Seien wir einmal offen, sind denn in der Gegenwart die Deutschen und die Slaven in der Tat ausschliefslich Monogamisten? Gewifs nur dem rechtlichen Scheine nach, in Wirklichkeit sind sie es nicht*). Das Bestreben, die Slaven auf Kosten der „deutschen Stämme" grofs zu machen, bestimmt Professor Krek zu eigentümlichen Abschweifungen von einem fast dichterischen Schwunge. Man lese darüber nach Seite 209—211. Die Idylle vom alten Slaventum gefällt ihm so gut, dafs er selbst die Auseinandersetzung über die Spaltung der slavischen Grundsprache mit einem freundlich aufs Gemüt wirkenden Rückblick wie folgt, eröffnet: „Innerhalb des oben besprochenen Zeitraumes entwickelten sich die Slaven, dem Glücke stiller Häuslichkeit huldigend und von Natur aus kriegerischen Raubzügen abgeneigt, zu einer Nation, die in intellektueller und moralischer Beziehung nicht unwürdig den übrigen Sprossen des arischen Stammes an die Seite gestellt werden kann." Das tut dem Herzen wahrhaft wohl und beruhigt die Nerven. Abgesehen von dieser sonderbaren Einleitung ist gerade der dritte Abschnitt (von S. 213—250) mit besonders dankenswertem Fleifse und in Bezug auf die historischen Notizen der byzantinischen Zeit mit gröfster Sorgfalt, und mit gesundem Urteil zusammengestellt. Nichts liegt mir ferner, als ein rühmliches Verdienst irgendwie zu schmälern. Nur die nationale Augendienerei Kreks ist mir ein Gräuel; denn sie verführt ihn z. B. dazu, Bücher und Schriftsteller anzupreisen, die notorisch minderwertig sind. So nennt er auf S. 358 das tendenziöse, vom Hafs gegen das Deutschtum und Magyarentum

*) Vgl. B. Björnson, Monogamie und Polygamie. Autorisirte Übersetzung. Mit einem kurzen Vorworte des Verfassers. Berlin 1889.

diktierte, an zahllosen Geschichtsverdrehungen überreiche Buch: „Kroatische Geschichte“ von T. Smičiklas „sehr reichhaltig und verläfslich.“ Das ist eine bewufste Irreführung der Zuhörer; denn ich mute Herrn Professor Krek so viel Urteil zu, dafs er wohl weifs, was von Smičiklasens Schreibereien zu halten sei.

Der slavischen Frauen nimmt sich Professor Krek immer löblich an. Seite 361 Anmerkung 2 heifst es: „Für die vorzüglichsten (also giebt es auch da Rangstufen?) slavischen Völkerschaften ist es historisch nachweisbar, dafs das Weib bei ihnen keinen geringen Grad von Unabhängigkeit behauptete.“ Zum Beweise beruft er sich auf die Schwestern Tuga und Vuga der kroatischen Sage. Schön ist es freilich nicht, diese von Ludwig Gaj eingeführte, nichtsnutzige, weil alberne Fabel uns als eine kroatische Sage aufmutzen zu wollen. Mit dem Abschnitt: „Kultur- und Sittengeschichtliches“ wird sich schwerlich je ein Ethnograph befreunden können, weil zu viel Köhlerglaube darin ausgemünzt wird. Bei der Besprechung des Namens Dažbog versteigt sich Professor Krek zur Redewendung ‚Unsere Altvorderen‘, just als ob er in direkter Linie von einem der Teilnehmer am Heereszuge Igors abstammen würde. Köstlich ist seine Verteidigung (S. 393 Anmerk. 1) einer angeblichen serbischen Gottheit Dabog. Anstatt geradenwegs zu gestehen, dafs die gesamte südslavische Volksüberlieferung alter wie neuer Zeit, soweit sie bekannt geworden, von einem Dabog nicht die leiseste Ahnung besitzt, beruft er sich auf eine als volkstümlich höchst zweifelhafte Erzählung eines serbischen Lehrers in der Vila II. 642. 1866, und wird aggressiv gegen jeden Ungläubigen, indem er ihn von vornherein als einen Ignoranten bezeichnet. Der Ausfall ist für die wissenschaftliche Methode Professor Kreks bezeichnend. Er lautet: „Den Mythophoben wird es bei der ihnen vielfach eigenen Willkür von den Lautsubstitutionen und volksetymologischen Suppositionen nicht schwer fallen, im Dabog den Gottseibeiuns aliter Diabolus zu entdecken, zumal ja Dabog hier augenscheinlich in dieser Rolle sich präsentiert. Wir gehören der Gilde nicht an und acceptieren den Namen als willkommenen Beweis, dafs Daždibog selbst bis auf unsere Tage herab in der volkstümlichen Tradition eine leise Spur zurückgelassen habe.“

In mythologischen Fragen zitiert Professor Krek viel „Litteratur“, doch wären gründlich kritischer Durcharbeitung gewisse Aufstellungen unmöglich gewesen. Auf Seite 407 sagt er z. B.: „Als mythische Wesen niederen Grades wurden verehrt . . . . die Vilen und die an Stelle eines älteren Namens getretenen Rusalken, die Herrscherinnen über Flüsse, Wälder und Berge.“ Dazu in der Anmerkung 1: „Die Tradition kennt Luft-, Berg- und Wasservilen.“ Wenn die Vilen „Herrscherinnen“ sind, wie kommt es, dafs er sie für „Wesen niederen Grades“ erklärt? Die „Herrschaft“ wäre zu beweisen gewesen, ebenso, dafs es Luft- und Wasservilen in der Tradition gebe. Vilen sind Baumseelen und gehören als solche zur grofsen Sippe internationaler Baum- und Waldgeister. Professor Krek citiert häufig genug

Mannhardts „Baumkultus“, doch wäre es besser gewesen, er hätte mehr daraus angenommen. Nebenbei erwähne ich, dafs mein neuestes, eben vor kurzem erschienenes Buch, ‚Volksglaube und religiöser Brauch der Südslaven‘ (Münster i. W. 1890) eine eingehende Studie über die Vilen enthält, worin der gelehrte Aberglaube über die Herrschaft der Vilen und über Wasser- und Luftvilen, wie ich meine, endgültig aus der Wissenschaft ausgewiesen wird.

Professor Kreks Auseinandersetzungen über die Totengebräuche der Slaven schliefsen sich eng an A. Kotljarewskijs bekanntes, von Spasowicz als vollkommen unkritisch nachgewiesenes Werk an. Hätte uns Professor Krek, ich sage nur beispielsweise, die Totengebräuche der Südslaven nach guten Quellen dargestellt, die allgemeinen Ergebnisse wären sicherer und lohnender ausgefallen. Ich kann dies um so gewisser behaupten, als ich seit Jahren Materialien für eine solche Spezialstudie ansammle und einen Überblick über das Vorhandene gewonnen habe. Die Leichenverbrennung als einen einst allgemein slavischen Brauch hinzustellen, wie dies Krek tut, ist durchaus unstatthaft.

Das II. Buch, welches ausschliefslich der traditionellen Litteratur gewidmet ist, bringt reiche, doch lange nicht vollständige bibliographische Nachweise, und darin liegt der Hauptwert des II. Buches; denn in der Auffassung der Volkskunde als Wissenschaft ist Professor Krek um zehn Jahre hinter den Fortschritten der vergleichenden Wissenschaft zurückgeblieben. Wem meine litterarischen Arbeiten nicht fremd sind, der wird es begreiflich finden, dafs ich eben das II. Buch mit gröfster Aufmerksamkeit lesen mufste. Als ich auf Seite 532 f. eine Legende von der Wanderung Christi und Petri auf Erden las, heimelte mich die Sprache so traut und bekannt deutsch an, dafs ich in Gedanken Herrn Professor Krek schon Abbitte zu leisten anfing, weil ich der Meinung war, er verstehe es nicht, volkstümlich deutsch zu erzählen. Neugierig schaue ich mir auf Seite 533 die Anmerkung 1 an und lese: „Podgoriški in A. Janežičs Slovenski glasnik IX. 213, 215. v Celovci 1863. B. Krek Slovenske narodne pravljice in pripovedke, v. Mariboru 1885. pg. 32, 33. F. S. Kraufs Sagen und Märchen der Südslaven, II. 421, 422. Leipzig 1884.“ Noch immer neugierig schlage ich mein altes Buch nach und richtig finde ich, dafs Professor Krek meine Übersetzung abgeschrieben. Wenn Professor Krek die Talvyschen oder S. Kapperschen Übersetzungen anführt, so unterläfst er es nie, die Übersetzer namhaft zu machen, freilich, um ihnen fast jedesmal am Zeuge etwas zu flicken. Meine Übersetzung scheint ihm dagegen wert, dafs er sie für seine eigene auszugeben bereit ist. Um so merkwürdiger ist es, dafs er sonst von meinen Studien nur flüchtig und gezwungen Notiz nimmt. Ich und Kolberg und andere unseres Gleichen gelten ihm blofs als Sammler, während er sich über dem Sammler hoch erhaben dünkt. Auch hierin ist er im

Irrtum. Sammeln und Sichten der Volksüberlieferungen ist heutigen Tages noch die beste Schule für den Ethnographen, und es ist nur zu beklagen, dafs Krek diese Schule nicht durchgemacht, sondern a priori seine slavische Mythologie konstruiert hat. Anstatt uns mit Phantastereien abzuspeisen und statt einen Kolberg zu schmähen — er sagt von ihm auf Seite 567: „Er hat den wissenschaftlichen Anforderungen zuweilen nur in geringerem Mafse Rechnung tragende Sorgfalt angedeihen lassen," hätte Professor Krek eine „Rechnung tragende Sorgfalt" dem Riesenwerke Kolbergs widmen sollen. Die Zuhörer Kreks hätten dann erfahren, was auf dem Gebiete der slavischen Volkskunde noch zu leisten ist. Kolbergs wunderbares Werk ist eine unerschöpfliche Fundgrube ausgezeichnetster Materialien und wird einen bleibenden Wert für kommende Geschlechter behalten, während Kreks Buch schon in einigen Jahren veraltet sein dürfte.

Fast 80 Seiten des II. Buches beschäftigen sich mit der Polyphemsage und ihrer internationalen Verbreitung. Ich überlasse es dem Urteil eines jeden vernünftigen Fachgenossen zu entscheiden, ob man nach dem Titel des Buches eine derartige Spezialuntersuchung erwarten darf, eine Untersuchung, die zum Überflufs resultatlos verläuft. Was für einen Standpunkt er der Überlieferung gegenüber einnimmt, offenbart er uns pathetisch auf S. 742, wo er von den „Hundeköpfen" spricht: „Manches Derartige ist (aus der Litteratur) in der lebendigen Volksüberlieferung erhalten geblieben und amalgamierte sich damit, so dafs es als Lehngut nicht mehr gefühlt wird, wie wir dies gerade an dem obenerwähnten wertvollen slověnischen Volksliede, in das nach diesem Vorgange unter das einheimische mythologische Gold die fremde Schlacke sich mengte, deutlich beobachten können." Wir Ethnographen und Folkloristen lernen da urplötzlich eine neue Unterscheidung in Volksüberlieferungen kennen: einheimisches, mythologisches Gold und fremde Schlacke. Kann man nichtssagendere Phrasen in die Wissenschaft einschmuggeln? Volkskunde ist eine Erfahrungswissenschaft, die strenge auf gut beobachtete Tatsachen des Seelenlebens der Volksindividuen sich stützen mufs, doch bei Leibe mit keinem nationalen Golde schachert. Es ist nur selbstverständlich nach Kreks Methode, dafs er (S. 747) „unsere slavischen einschlägigen Märchen (Polyphemsagen), Einzelnheiten abgerechnet, für einheimisches Gut hält."

Was uns Professor Krek über slavischen Sonnenkult und speziell über südslavische Sonnenmythen vorerzählt, ist gröfstenteils pfadverschlungener Irrtum, der seinen Höhepunkt auf Seite 846 ff. erreicht, wo Krek durch Mifsverständnis eine Bauerngeschichte in Versen als einen „Sonnenmythos" erklärt, „den wir bei Besprechung des mythologischen Wertes der Lieder nun einmal im Auge haben." Mit der angeblichen Abweisung der Sonnenmythen beschäftigt sich das erste Kapitel meines neuen Buches, wo auch die angedeutete Bauerngeschichte ihres angedichteten mythischen Nimbus entkleidet

wird. Einmal mufste mit dem mythologischen Firlefanz gründlich aufgeräumt werden, um Platz zu schaffen für die nüchterne volkswissenschaftliche Forschung. Die künstlich erzeugte Sonderstellung der Slaven in mythologischen Dingen hört damit auf und die slavische Überlieferung wird gleich jener anderer Völker ein ergiebiges Forschungsgebiet zum Nutz und Frommen der Volkskunde als einer internationalen Wissenschaft.

Eine Kleinigkeit will ich doch noch hervorheben. Auf Seite 792 sagt Professor Krek: „Dafs man in dem Koledafeste in der Tat die Feier der Geburt der Sonne zu suchen habe, beweist wieder ganz deutlich folgendes serbische Sprichwort: Pitali kurjaka, ‚kad je najveća zima?‘ a on odgovorio ‚kad se sunce radja.‘ (Man fragte den Wolf, wann die gröfste Kälte sei, und er erwiderte: ‚Zur Zeit, wo die Sonne geboren wird‘). Diese und ähnliche Sprichwörter sind ohne genauere Analyse verständlich.“ Sunce se ragja (die Sonne wird geboren), sagt der Serbe für ‚die Sonne geht auf,‘ und bezeichnet damit das Frühlicht. Nun weifs doch Jedermann, wenn er auch keinen Barometer zu beschauen pflegt, dafs die Temperatur vor Sonnenaufgang am niedrigsten ist. Mehr als diese triviale Erfahrung enthält auch die obige serbische Bauernregel nicht. Professor Krek scheut sich aber nicht, diese Bauernregel erstens mit dem „Koledafeste“ und zweitens mit der „Feier der Geburt der Sonne“ in unmittelbare Verbindung zu setzen.

Professor Krek wird entrüstet gegen mich den Vorwurf erheben, ich greife nur Einzelheiten heraus, um ihn zu verkleinern. Sollte ich alles und jedes, wo er positiv gefehlt, einzeln hervorheben müssen, nicht in sechs Wochen käme ich mit der Arbeit zu Ende, und mehr als er sich selber verkleinert hat, vermöchte ich ihn nie zu verkleinern, selbst wenn dies in meiner Absicht irgend wie gelegen wäre.

Den gröfsten Nachdruck legt Professor Krek auf die dicke Wehr von Anmerkungen unterm Striche. Ohne Übertreibung, der dritte Teil derselben ist unnützer Ballast. Darunter sind mir einige wegen ihrer schlecht versteckten Gehässigkeit und der Sucht, auf Kosten deutscher Schriftsteller sich zu erlustigen, unangenehm aufgefallen.

In der für Frauen und Jungfrauen bestimmten Wochenschrift: „Über Land und Meer“ von 1884, No. 7 giebt K. Braun in Wiesbaden seine Reiseerinnerungen aus Krain zum Besten. Unter anderem teilt er dort, wie wir aus Kreks Buch erfahren, eine unrichtige Beobachtung über den Gebrauch der Sense bei den Slovenen mit. Niemand dürfte mehr als Braun, der redegewandte Plauderer von Frauen- und Tagesblättern, darüber erstaunt sein, dafs ihn Krek gelegentlich der Besprechung „der einzelnen Phasen des Ackerbaues“ bei den alten Slaven gleichsam als den Typus eines oberflächlichen deutschen Gelehrten an den Pranger stellt. Professor Krek sagt von Braun (S. 124): „Münchhausen redivivus. Man merkt die Absicht und lacht über diese Art Gründlichkeit.“ Krek hat offenbar die

Geschichte von Münchhausens Taten nie zu Gesicht bekommen, denn sonst könnte er unmöglich den schlichten Journalisten Braun einen Münchhausen nennen. Es ist aber auch lächerlich, wenn der Professor für slavische Philologie „Gründlichkeit“ und tiefere Kenntnisse bei dem Plauderer einer Damenzeitung sucht. „Man merkt die Absicht“ des Professor Krek, die deutschen Forscher in den Augen seiner Zuhörer und Leser herabzuwürdigen, und wird darob verstimmt. Auch Anastasius Grün kommt einmal (auf Seite 739) in einer langen Anmerkung übel weg. Er wirft ihm vor, mit Bezug auf eine Stelle, die durchaus nichts mit der slavischen Litteraturgeschichte zu schaffen hat, dafs er (Grün) rožič (Hörnchen) mit rožica (Röschen) verwechselt habe. Daran knüpft Krek eine Auseinandersetzung über die Etymologie von rog (Horn) an, als ob jemand diese hier suchen würde. Grüns Fehler hindert den Herrn Professor Krek doch nicht, das Lied in Grüns Übersetzung zu bringen. Fast würde ich annehmen, Professor Krek citiere die Übersetzung nur darum, um Grün am Zeuge etwas flicken zu können. Die Slovenen in Laibach haben vor einigen Jahren die Büste Grüns, ihres grofsen Wohltäters, mit Unflat beworfen, warum sollte es Professor Krek verwehrt sein, Grün wegen eines Übersetzungsfehlers, der sich in den „Volksliedern aus Krain“ Leipzig 1850 vorfindet, noch im Jahre 1887 in den Kot zu zerren? Grün ist ihm ein verhafster Deutscher. Genug grofse Schuld. Wenn es sich dagegen um irgend einen in den weitesten Kreisen unbekannten obskuren slavischen Schriftsteller handelt, so überquillt gar bald Professor Krek von Lob. Mit einigen slavischen Gelehrtennamen treibt er förmlichen Fetischkult.

Ein klassisches Beispiel für eine vollständig überflüssige, bei den Haaren herbeigezerrte lange Anmerkung findet sich auf Seite 673, wo er eine Etymologie von pretil (feist, fett) breit schlägt. Zweifelt denn irgend jemand, der slavisch versteht, an der Bedeutung des Wortes pretil, welches zudem in jedem Wörterbuche richtig erklärt vorkommt? Doch genug für diesmal von solcher Kost.

Noch eines zum Schlufs. Für einen Deutschen, der seine Sprache als ein Kunstwerk liebt und behandelt, ist Kreks deutsche Sprache und Darstellungsweise keine Erquickung. Er schreibt ein steifbeiniges, holperiges Deutsch, so recht akademisch gespreizt, welches den Spott herausfordert, z. B. (S. 7): „Vorher jedoch ziemt es, schon an das Gesagte anknüpfend — Erwähnung zu tun.“ (S. 172): „Lediglich in dem damit sprachverwandt sein wollenden Magyarischen“ u. s. w. u. s. w. Es wundert mich, dafs er es verschmäht hat, sein Buch vor der Drucklegung dem liebenswürdigen Berufskollegen an derselben Universität, Professor Dr. Gustav Meyer zur Durchsicht zu übergeben. Der versteht ein ausgezeichnet schönes und gefälliges Deutsch zu schreiben, wie er dies z. B. in seinen „Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde“ (Berlin 1885) glänzend dargetan

hat. Professor Krek möge Meyers, auch inhaltlich gediegenes, Werk zur Hand nehmen und fleifsig daraus deutsch und noch etwas anderes lernen. Er scheint es noch nicht zu kennen, zum mindesten geschieht desselben in seinem Buche mit keiner Silbe eine Erwähnung, trotzdem es an fünfzig Stellen genannt zu werden verdiente.

Wien. Friedrich S. Kraufs.

Zur Litteratur der Renaissance in Deutschland, Frankreich und Italien.

Der nachfolgende Litteraturbericht ist ein Bruchstück wie seine Vorgänger; ich fürchte auch, dafs seine Nachfolger, wenn es mir vergönnt ist, solche zu geben, diesen Charakter teilen werden. Für den, welcher diesem Zweige der Litteratur seine Aufmerksamkeit schenkt, ist es hocherfreulich, dafs ein frischer Eifer für diese Studien teils jetzt erwacht ist, teils seit längerer Zeit besteht; aber gerade in Folge dieses Eifers wird die Schwierigkeit, dieser vielseitigen, weitverzweigten Tätigkeit nachzugehen, eine immer gröfsere. Daher mufs ich auch in dieser Übersicht wie in der vorhergegangenen, gelegentlich auf Früheres erschienenes zurückgreifen und mufs um Entschuldigung bitten, wenn ich Wichtiges auslasse. Der Grund für diese Auslassung ist entweder der, dafs mir die betreffenden Schriften noch nicht zugänglich gewesen sind oder der, dafs sie ihres Umfanges oder des mir fernerliegenden Gegenstandes wegen grade jetzt, in einer Zeit übermäfsiger Arbeitsanhäufung, von mir nicht vorgenommen werden konnten. Nur einen Unterschied weist diese Übersicht von den früheren auf. Während diese nämlich immer nur je ein Land berücksichtigten, fafst die jetzige die damaligen drei Hauptkulturländer zusammen. Diese Verschmelzung bedarf wohl keiner besonderen Entschuldigung; vielmehr wird sie durch die ähnliche, an Berührungspunkten reiche Geistesentwicklung der drei Länder gewifs gerechtfertigt. Wie die Anordnung innerhalb der einzelnen Bibliographieen — nach einem schon früher beobachteten Grundsatze — eine alphabetische ist, so ist auch die Aufeinanderfolge der einzelnen Länder eine alphabetische; Deutschland hat seinen ersten Platz also nur seiner Stellung im Alphabete zu verdanken.

Ich beginne mit einem Hinweis auf das grofse deutsche biographische Sammelwerk, das gelegentlich schon wegen seiner Humanistenbiographien erwähnt worden ist. Auch die jüngst veröffentlichten 5 Hefte der „Allgemeinen deutschen Biographie“ (Bd. XXX, Heft 1—5) enthalten mancherlei Artikel, die für die Geschichte des deutschen Humanismus wichtig sind. Aus Heft 1 (bez. 146. Lieferung) sind die Artikel von Georg Ellinger über G. Sabinus

und E. Goetze über H. Sachs hervorzuheben, zwei Arbeiten, welche gründlichste Kenntnis des Stoffes verraten und für etwaige weitere Studien die nötigen Fingerzeige geben und das Material andeuten. Das 2. und 3. Heft enthält folgende Artikel: S. 369—371: G. Knod: Joh. Sapidus 1490—1561, biographisch und bibliographisch genau, zu wenig eingehend auf Charakteristik und Würdigung der literarischen Arbeiten. S. 396. 397: D. Jacoby: Joh. Sascerides (auch Sasgers, Sasgert) 1526 bis 1594, gründliche Nachweisungen über diesen wenig bekannten lateinischen Dichter, einen Schüler des Ge. Makropedius. S. 398—408: Pyl: Barth. Sastrow breiter Auszug aus der bekannten und sehr verbreiteten Selbstbiographie. Ist es denn wirklich nötig, dafs derartige weitschweifige Artikel unverkürzt aufgenommen werden? Statt der zwanzig Bände, welche uns bei Beginn des grofsen Unternehmens verheifsen wurden, sind beinahe dreifsig vollendet; ein Ende ist gar nicht abzusehn. Wird das Werk einmal vollendet werden, dann wird es nicht nur nötig sein, Nachtragsbände zu liefern, teils für die während des Erscheinens des Hauptwerks Verstorbenen, teils für die Übersehenen, sodann Umarbeitungen der ersten Bände, um nur einigermafsen eine Gleichmäfsigkeit zwischen den früheren und späteren Bänden herzustellen. Nach diesem Stofsseufzer, der vielleicht hier nicht ganz an der richtigen Stelle steht, zu dem Pylschen Artikel übergehend bemerke ich, dafs der Verfasser nicht einmal eine neuerlich erschienene französische Übersetzung der deutschen Selbstbiographie anführt. Da diese überhaupt in Deutschland wenig bekannt zu sein scheint, so mag ihr Titel hier vermerkt werden: Mémoires de Barthélemy Sastrow bourgmestre de Stralsund traduits pas Edouard Fick, docteur en droit et en philosophie, 2 voll. Genève, Imprimerie Jules Guillaume Fick 1886 XII, 189, VII, 186 SS. in 4⁰. Zwei schöne Bände auf holländischem Büttenpapier, prächtige Leistungen der berühmten Fickschen Druckerei in Genf, der man schon so manche köstliche Liebhaberdrucke verdankt. Das Werk führt den Nebentitel: Origine naissance et carrière de Barthélemy Sastrow ensemble maints dits et faits mémorables dont le plus souvent il fut témoin le tout narré par lui-même. Die Übersetzung selbst ist nicht so archaistisch, wie dieser Titel des Werks vermuten läfst; aufser der Schreibung avoit und ähnlichen Äufserlichkeiten sind kaum Abweichungen von der modernen französischen Schreibweise zu erkennen. Die Zutaten des Übersetzers und Herausgebers bestehen in einer kurzen Vorrede, welche einige Daten über den Verfasser der Autobiographie zusammenstellt und einer Reihe von Anmerkungen, von Bd. II, S. 161 an. Dieselben geben historische und biographische Erläuterungen, teilen in extenso einzelne Urkunden mit, die im Texte der Autobiographie gebracht in der Übersetzung aber nur angedeutet waren und zeugen von des Übersetzers genauer Kenntnis der deutschen Geschichte im Reformationszeitalter. Bei Gelegenheit einer Erwähnung des angeblich von den Juden ermordeten, später heilig gesprochenen Kindes Simon von Trient 1473 (Sastrow nennt es „das unschuldige

Opfer der Juden") wird zur Erläuterung bez. Richtigstellung eine längere Auseinandersetzung aus dem jüdischen Geschichtswerk Emek habachah, in der französischen Übersetzung von Julien Sée 1881, mitgeteilt.

Von weiteren zur Geschichte des deutschen Humanismus gehörigen Artikeln der Allgemeinen Deutschen Biographie sind zu nennen: S. 417 zwei kurze Notizen von Gustav Bauch über Georg und Joh. Sauermann (über den ersten 1492—1530 vgl. Vierteljahrsschrift für Kultur und Litteratur der Renaissance I, S. 291 fg.) S. 419. 420 Reimers Aufsatz über Abraham Saur 1545—1593, Dichter lateinischer Gedichte und einiger freilich verloren gegangener Dramen; R. Hoche macht uns S. 461 mit einem wenig bekannten Joh. Saxonius (gest. 1561) bekannt, einem Philologen, der schon wegen seiner Rede auf Rud. Agricola kurze Erwähnung verdient und giebt S. 466—474 eine Biographie des Jo. Justus Scaliger, welche freilich wenig mehr als einen Auszug aus J. Bernays' berühmter Monographie gewährt. Der in den letzten Heften dieser Zeitschrift mehrfach erwähnte Simon Schaidenreisser erfährt, auf Grund der Arbeiten Reinhardstöttners, dessen Name aber nicht einmal genannt wird, durch Georg Westermayer eine kurze Notiz S. 552 fg.; Wilh. Vogt behandelt (S. 576—581) den Christ. Schappeler (Sertorius), den er für den intellektuellen Urheber der zwölf Artikel der Bauern hält, während er Seb. Lotzer als den eigentlichen Verfasser erklärt. Hervorzuheben ist ferner der Artikel über Simon Schard (S. 581—583), der, wenngleich Jurist, durch seine Sammlung historischer Quellen für die Geschichtsstudien in Betracht kommt, Hans L. Schäufelin, der Maler, der als Illustrator humanistischer Werke wenigstens zu nennen ist (S. 624—634 von Chr. Mayer); Hartm. Schedel (1440—1514), der Artikel S. 661 fg. von W. Wattenbach, leider sehr kurz; Kaspar Scheidt, den Lehrer Fischarts, sehr unterrichtende, viel Neues bietende Arbeit von Phil. Strauch S. 721—729. Endlich mufs auch Bernh. Bauers Arbeit über Joh. Ge. Schelhorn 1694—1773 S. 756—759 angemerkt werden, der, wenn auch nicht dem Humanistenzeitalter angehörend, doch durch seine jener Epoche gewidmeten Arbeiten von Bedeutung ist. —

Über den oben Bd. III, S. 143 fg. behandelten B. Aretius giebt J. H. Graf*) einen erwünschten Nachtrag, nämlich einen von L. Sieber in einer Basler Handschrift aufgefundenen Brief des Genannten an Sebastian Castellio (28. Jan. 1559). Der Brief ist als einer der wenigen, die von Aretius erhalten sind, wichtig, viel Neues enthält er nicht: Freundschaftsversicherungen, Empfehlungen des Briefüberbringers und einzelne kleine Nachrichten. Sehr seltsam ist die folgende Stelle des Briefes: *Nam ut elegans est bonorum amicitia.* Sollte hier nicht eine Flüchtigkeit des Briefschreibers vorliegen, da bei der Genauigkeit des Abschreibers,

---

*) Notizen zur Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften in der Schweiz, Separatabdruck aus den „Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft in Bern" 1890, 5 Seiten.

des auch in unserer Zeitschrift oftgerühmten Basler Oberbibliothekars, eine Nachlässigkeit des Letztern völlig ausgeschlossen ist?

Von den oben S. 249 fg. bei Gelegenheit von Reinhardstöttners Monographie über Balticus angezeigten Heften der „bayrischen Bibliothek" ist als Schlufsheft der ersten Serie F. v. Wegeles Arbeit über Joh. Aventin mit Zeichnungen von Peter Halm und Toni Grubhofer erschienen*). Da über Aventin und seine Bedeutung speziell für die Geschichte des deutschen Humanismus in dieser Zeitschrift und ihrer, ausschliefslich der Renaissancekultur gewidmeten Vorgängerin schon häufig die Rede war, so braucht hier nur von dem Wesen der neuen Schrift gesprochen zu werden. Es ist eine schlicht dargestellte Biographie, in welcher übrigens der Illustrationsschmuck etwas aufdringlich hervortritt, obwohl die einzelnen Zeichnungen vortrefflich sind. Wegele erzählt das Leben und geht in genügender Weise auf die Werke ein. Hervorzuheben sind die Abschnitte über die Annales Bojorum S. 28—32 und die bayerische Chronik S. 48—50. Die sehr zahlreichen Anmerkungen, die gelegentlich auch polemisch sind, z. B. gegen v. Druffels Annahme politischer Gründe für Aventins Verhaftung, beweisen eine gründliche Kenntnis des gesamten Materials. Ausdrücklich erwähnt mag die Untersuchung über den Zeitpunkt sein, wann etwa durch Bucer und Rhenanus an Aventin das Ersuchen gestellt worden, eine Lehrstellung in Strafsburg anzunehmen — eine Untersuchung, die wenigstens vermutungsweise auf das Jahr 1526 führt. Auch das bekannte hohe Lob, das Goethe dem Geschichtswerke Aventins spendete, wird registriert und dabei auf eine sonst wenig beachtete Propaganda hingewiesen, welche Goethe jenem Werke zu Teil werden liefs.

Dafs Aventin, dem Wegele in der eben beurteilten Schrift völlig gerecht geworden, auch dramatisch behandelt worden ist — freilich nicht der einzige deutsche Schriftsteller des 16. Jahrhunderts; denn wie oft haben Hutten, Dürer, Hans Sachs, um von Luther ganz zu geschweigen, ein ähnliches Schicksal erfahren — zeigt K. v. Reinhardstöttner**). Die von ihm besprochenen Dramen sind: Das vermutlich von Pfeffel herrührende im Jahre 1819 erschienene: „Aventin. Ein vaterländisch-biographisches Schauspiel in zwey Acten. Von einem Freunde der baierischen Geschichte." (München, Fleischmann) und im Jahre 1825: „Aventin. Ein historisches Drama in 3 Acten. Von Franz v. Caspar." (Leipzig, J. F. Glück.) Nach einer ausführlichen Analyse schliefst Reinhardstöttner folgendermafsen:

„Mufs man die Arbeit des Anonymus trotz ihres redlichen Willens und ihrer patriotischen Absicht als völlig misglückt zurückweisen, so darf man Caspars Schauspiel das warme Gefühl für Bayern und seine Geschichte, das ihn auch in anderen Werken, besonders im „Nationalblatt", als einen freisinnigen Kämpfer für den Fortschritt unsres Landes

*) Bayr. Bibliothek, Bd. X, Bamberg, Buchner 1890. — 68 Seiten.

**) Bayerns Geschichtsschreiber Aventin als Bühnengestalt. (Münchner) Allgemeine Zeitung, Nro. 167, 18. Juni 1890, Feuilleton.

zeigt, nicht absprechen. Aber auch er konnte nicht leisten, was er sich vorgesetzt hatte; es gelang ihm nicht, das verehrungswürdige Bild des mutvollen Forschers so treffend zu gestalten, dafs es die Züge des besonnenen Kämpfers für Wahrheit und Überzeugung auf die Nachwelt gebracht hätte."

In ein sehr wenig bekanntes Gebiet führt eine umfangreiche und gelehrte Studie K. v. Reinhardstöttners, der, wie den Lesern dieser Zeitschrift aus manchen früheren Berichten bekannt ist, in neuester Zeit seine Untersuchungen grade der Erforschung der Geschichte des bairischen Humanismus zuwendet. Seine grofse Abhandlung „Zur Geschichte des Humanismus und der Gelehrsamkeit in München unter Albrecht dem Fünften*)" bietet weit mehr, als der Titel besagt. Denn sie beschränkt sich nicht auf die Regierungszeit des genannten Fürsten 1550—1579, sondern sie giebt Vor- und Rückblicke, sie bleibt nicht bei München stehn, sondern geht auch auf die übrigen bairischen Städte, auf die bairischen Klöster ein, so dafs man sie den Versuch einer Gesamtgeschichte des bairischen Humanismus etwa während eines halben Jahrhunderts von 1540 an nennen kann. Des Herzogs gelehrte Bildung, seine Sorge für Bibliotheken, seine Unterstützung gelehrter Männer wird dargethan. Sehr lehrreich ist eine aus den „Hofzahlamtsrechnungen" 1560—1573 gemachte Zusammenstellung (S. 56 fg. vgl. S. 132) der den Poeten und Schriftstellern für die von ihnen gewidmeten oder überreichten Arbeiten gespendeten Pensionen. Der Fürst wurde aber nicht blos bei seinen Lebzeiten, sondern auch nach seinem Tode gepriesen (vgl. S. 59 fg.). Recht merkwürdig ist die Beschreibung eines für die Unterweisung des Fürsten Wilhelm, eines Sohnes des Herzogs Albrecht benutzten Donats. Von den Münchner Poeten, denen eigentlich die Auseinandersetzungen des Verfassers gewidmet sind, mögen hervorgehoben werden: Christophorus Bruno, der u. A. auch Übersetzungen aus Cicero und Lud. Vives veranstaltete, in die letztere auch eine Anzahl gereimter Übertragungen der aus römischen Klassikern angeführten Stellen einfügte, Hieronymus Ziegler, vielleicht der einzige dieser Münchner, der allgemeiner bekannt ist, Georg Vaigel, Samuel von Quickeberg, Hannard, dessen Drama Pornius (Kampf der Jugend mit der Wollust) eine genauere Analyse erhält. Der merkwürdigste dieser Poeten scheint Joh. Auerpach zu sein, der von Reinhardstöttner charakterisiert wird als „der bedeutendste und genialste unter allen Humanisten, die vorübergehend in München lebten." Ihm wurde der damals ungemein seltene Vorzug zu teil, alsbald ins Deutsche übersetzt zu werden (von Joh. Engerd, 1584, zahlreiche Proben aus dieser Übersetzung S. 95 ff.). — Der eigentlichen Darstellung folgen 646 Anmerkungen, die viel gelehrtes,

*) Jahrbuch für Münchner Geschichte, Bamberg, Buchner, IV. Band 1890 S. 45—174. Der genannte Forscher Reinhardstöttner hat auch in seiner Abhandlung: Zur Geschichte des Jesuitendramas in München (Jahrbuch für Münchener Geschichte Bd. III, 1889, S. A. S. 3) einige Notizen über Humanistendramen gegeben. Näheres über die humanistischen Dramatiker in München bei K. Trautmann a. a. O. Bd. I, S. 205—207.



namentlich bibliographisches Detail bringen, Proben aus den lateinischen Schriften u. A. Reinhardstöttners Arbeit ist als eine äufserst fleifsige und gewissenhafte zu rühmen. Wenn er gelegentlich auch hier, wie schon mehrfach in seinen früheren Arbeiten in seiner Beurteilung zu nachsichtig, ja wohl gradezu verschwenderisch in seinem Lobe erscheint, so ist dies nicht unnatürlich bei einem Forscher, der als Erster ein bisher unbekanntes Gebiet betritt und in der Freude des Findens wohl manchmal den Standpunkt des nüchternen Beurteilers verläfst.

Auf Max Herrmanns Studien, welche dem bisher ziemlich wenig beachteten Albrecht von Eyb gewidmet sind, wurde schon früher hingewiesen. (Vgl. oben S. 266.) Das a. a. O. angedeutete gröfsere Buch über Eyb ist noch nicht erschienen, wird aber als demnächst erscheinend angekündigt „A. v. Eyb und die Frühzeit des deutschen Humanismus". Erschienen ist dagegen der erste Band von Eybs „Deutschen Schriften", das Ehebüchlein enthaltend*); ein zweiter, der die Dramenübertragungen bringen soll (Plautus, Ugolino, Pisani) wird in Aussicht gestellt. Die Einleitung zu dem vorliegenden Bande ist fast durchweg bibliographisch, genaue Beschreibung der vorhandenen 12 Drucke und 5 Handschriften der vielgelesenen und gerühmten Schrift. Da die Handschriften nicht das vom Verfasser geschriebene Original geben, so mufste eine gedruckte Ausgabe dem Neudruck zu Grunde gelegt werden. Als solche wurde eine s. l. e. a. fast unzweifelhaft bei Koberger, höchst wahrscheinlich 1472 oder 1473 erschienene Ausgabe gewählt, welche wenn sie auch den Urtext nicht herstellt, als eine dem Original ziemlich nahekommende gelten kann; sie scheint die offizielle, d. h. die vom Rat von Nürnberg veranlafste, sie scheint ferner die einzige gewesen zu sein, die Eyb selbst besessen hat. Der Herausgeber bemerkt ferner: „Bei einem Abdruck dieser Edition haben wir ferner den Vorteil, dafs wir zugleich den ältesten deutschen Druck eines der bedeutendsten unter den ersten Buchdruckern erneuen und damit ein gewifs nicht wertloses Stück Material für eine Geschichte der Textbehandlung in den ältesten deutschen Druckereien liefern, für die wenigstens in Bezug auf deutsche Texte so gut wie nichts gethan ist." Auf das durch diesen sorgsamen Neudruck nun allgemein zugänglich gemachte Werk, das der Herausgeber „eines der interessantesten deutschen Bücher, die der beginnenden Neuzeit entstammen" nennt, gehe ich lieber ein, wenn bei dem Vorliegen des Werks über Eyb im Zusammenhang von dieser merkwürdigen Persönlichkeit zu reden sein wird.

Der Herausgeber der obengenannten Edition gedenkt im Verein mit Siegfried Szamatólski, der gleichfalls diesen Studien seine Aufmerksamkeit zugewendet hat eine Sammlung „Lateinische Litteraturdenkmäler des XV. und XVI. Jahrhunderts", (Berlin, Speyer und Peters) zu veröffentlichen. Ich begrüfse diese Sammlung mit um so

*) Deutsche Schriften von Albrecht von Eyb. Herausgegeben und eingeleitet von Max Herrmann. (Bildet den 4. Band der von M. Roediger herausgegebenen „Schriften zur germanischen Philologie".) Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1890, LII und 104 SS.

gröfserer Freude, als ich selbst ein ähnliches Unternehmen seit Jahren plante, das ich „Renaissance-Bibliothek“ zu nennen gedachte. Aber bei den beiden für Renaissance-Kunst und -Litteratur thätigsten Verlegern Deutschlands fand ich für das Unternehmen nicht das erwartete Entgegenkommen und stand daher von dem Plane ab. Ich wünsche den jugendlichen Herausgebern und dem mutigen Verleger von Herzen, dafs ihre Hoffnungen nicht fehlschlagen. Der Plan, der hier zur Ausführung gebracht werden soll, wird sich von dem durch mich intendierten unterscheiden. Während ich mich auf die sogenannte schöne Litteratur beschränken wollte, werden die Herausgeber der nun ins Leben tretenden Sammlung den Kreis, aus dem sie ihre Beiträge entnehmen, erweitern. Sie wollen aufser Dichtungen in Vers und Prosa auch die wissenschaftliche Litteratur, selbst die theologische Litteratur berücksichtigen. Ein bestimmtes Programm ist mir nicht bekannt; was ich weifs, verdanke ich der Mitteilung der Herausgeber, die so freundlich waren vor der definitiven Begründung ihres Unternehmens auch mich um Rat zu fragen und mir nun mitteilen, dafs die Sammlung Mitte September mit der von Bolte besorgten Ausgabe des Acolastus von Gnaphaeus begonnen wird. Ich wiederhole, dafs ich dem Unternehmen sehr sympathisch gegenüberstehe und ihm den besten Fortgang wünsche. Um den Lesern dieser Zeitschrift, die von dem Unternehmen vielleicht sonst noch keine Kunde haben, die Art desselben zu verdeutlichen, teile ich aus dem mir eben zugehenden gedruckten Rundschreiben einige Sätze, Normen für die Mitarbeiter mit. Sie lauten:

„1. Die Sammlung enthält kritische Ausgaben. Der Apparat wird unter den Text gestellt. Die Wiedergabe von Lesarten zweifellos sekundärer Fassungen ist ausgeschlossen. 2. Für die lateinische Orthographie sind die von Brambach (Hilfsbüchlein für lateinische Rechtschreibung, zweite Auflage, Leipzig, Teubner 1876) gegebenen Regeln, für die Interpunktion die heute geltenden Grundsätze zu beobachten. 3. Der Ausgabe geht eine Einleitung voraus. In dieser giebt der Herausgeber erstens eine litterarhistorische Charakteristik des Denkmals: für die einfache Biographie des Verfassers hat nach Möglichkeit die Entwickelung des Werkes aus seinen biographischen und litterarischen Bedingungen einzutreten; hierher gehört auch die Nachgeschichte des Werkes. Eine Analyse des Werkes als solche ist ausgeschlossen. Zweitens eine vollständige Bibliographie; die genauere Charakteristik einer sekundären Fassung ist nur dann erforderlich, wenn ihr in der Nachgeschichte ein Platz zukommt. Der Umfang der gesamten Einleitung soll ein Viertel des Textumfanges — im Manuskript berechnet — nicht überschreiten.“

Eine schlagende Bestätigung einer scharfsinnigen Vermutung, die Alfred Stern gewagt, zeigt sich durch eine neuerliche Veröffentlichung. Er hatte*) vermutet, dafs die von Seb. Franck seinem

*) Über eine mutmafsliche Quelle von Seb. Francks Chronica der Teutschen und die Sage vom Herkommen der Schweizer in: Historische Aufsätze, dem Andenken an Georg Waitz gewidmet, Hannover 1886, S. 491—503.

eignen Zeugnis nach benutzte angebliche Chronik eines Österreichers eine gereimte Zeitung gewesen sei. Diese ist nun von Golther in einer Münchener Handschrift entdeckt und edirt worden*). Stern zeigt**) dafs alle die Ausdrücke, welche ihm eine poetische Vorlage zu verraten schienen, sich wirklich in dieser Vorlage finden, die allerdings in jener Handschrift nicht vollständig erhalten zu sein scheint; ja er kann mit Freude konstatiren, dafs die von ihm auf Grund der Franckschen Fassung konjicirten Verse sich zwar nicht wörtlich, aber mit annäherndem Wortlaut und durchaus mit übereinstimmenden Reimen in der Reimchronik finden, deren Verfasser bisher unbekannt ist.

Seb. Franck darf, obgleich er kein eigentlicher Humanist war, doch wegen seiner bedeutenden Stellung in der Kulturbewegung jener Zeit hier genannt werden. Glarean dagegen mufs als echter und voller Humanist in Anspruch genommen werden. Ihm ist eine neue Arbeit Fritzsches***) gewidmet. Nur von dieser Arbeit, nicht aber von Glareans Bedeutung als Humanist will ich hier sprechen, um so weniger als ich schon zweimal (in der Allg. d. Biog. und in meinem Buche „Ren. und Humanismus") über Glarean gehandelt habe. Freilich mufs ich mir dafür heftige Vorwürfe des neuen Biographen gefallen lassen; ich erwähne (ich vermag jetzt nicht mehr zu sagen, auf Grund welches Quellenberichts), dafs Glarean den Erasmus eines litterarischen Diebstahls bezichtige; Herr Fritzsche ruft in sittlicher Entrüstung aus: ich erzähle dies „frank und frei" und inquirirt als Richter: „Wo steht denn das geschrieben?" Ich bedaure, ihm darauf keine Antwort geben zu können, möchte ihm aber etwas Ähnliches zurufen, wie ich einem andern kampfbereiten jungen Herrn zugerufen habe. (Vgl. Bd. II, S. 481).

Fritzsches Arbeit ist fleifsig, aber für das Neue, was sie bringt viel zu breit. Wer nach Schreibers eingehender Darstellung ein neues Buch über Glarean schreiben wollte, mufste über mehr ungedrucktes Material verfügen oder zu wesentlich anderen Schlüssen gelangen. Das handschriftliche Material ist sehr gering: es sind einzelne der Züricher Stadt-, der Aargauer Kantons-, der Münchener Universitätsbibliothek u. A. angehörige Handschriften. Freilich sind seit 1837 manche Briefe in Zeitschriften und Sammlungen gedruckt; alle diese sind gewissenhaft herangezogen. (Besonders nützlich ist die S. 33—36 versuchte Zusammenstellung der Briefe). Anderes handschriftliche Material, das hätte benutzt werden können, wird nur angezeigt nicht ausgebeutet. So sehe ich nicht ein, warum die im Freiburger Archiv vorhandenen Briefe (S. 63, A. 2) nicht angesehen worden sind. S. 68 fg. wird ein undatierter Brief Glareans an

*) Anzeiger für schweiz. Gesch. 1890, Nr. 1.

**) A. a. O. Nr. 2 und 3, S. 46—48 u. d. T.: Nachtrag zu der von Herrn Dr. Golther veröffentlichten Reimchronik über den Schwabenkrieg.

***) Glarean. Sein Leben und seine Schriften. Von Otto Fridolin Fritzsche. Mit einem Portrait Glareans. Frauenfeld, I. Huber 1890, VIII. und 136 SS.

Maximilian I. erwähnt. Die Handschrift hat der Verfasser nicht eingesehn, sondern kennt sie nur aus Chmels Beschreibung. Nach Analyse des Briefs bemerkt er „Eine Antwort wird Glarean nicht erhalten haben.“ Hätte der Verfasser nicht durch eine Anfrage im Wiener Archive sich Aufklärung über diesen Punkt verschaffen können? Dabei will ich bemerken, dafs dieser Abschnitt unter Ereignissen der 40. und 50. Jahre erzählt wird, Maximilian ist aber 1519 gestorben; wie gehört also der Abschnitt an diese Stelle? Die Teilung der Schrift in einen Abschnitt über das Leben, einen andern über die litterarische Tätigkeit kann ich nicht billigen. Sie hätten zusammengearbeitet werden können und sollen; dann wären die mannigfachen Verweisungen von dem einen auf den andern unnötig gewesen. Von Einzelheiten bemerke ich: Pirckheimer, „der Mittelpunkt der Humanisten“ (S. 41) ist ebenso undeutsch wie das „niedergeworfene, geldgierige Joch“ (S. 51) oder „geniefslichen Besitz“ (S. 81) Glareans joviale Art wird durch die „wenig civilen Worte“ (S. 59) nicht begründet, eher das Gegentheil; Ausdrücke wie: „asini, Lurchones, Comedones, Bibones“ (S. 59 und 131) kann ich nicht als Zeugnisse einer „im Ganzen mafsvollen“ Haltung betrachten. Studiosi (S. 105) darf man nicht mit „Gelehrte“ übersetzen; es bedeutet in diesem Zusammenhange gerade diejenigen, welche sich unterrichten wollen. S. 127 ist statt Forolinensis natürlich Foroliuiensis zu lesen. Ein kleiner Fehler der Anordnung ist, dafs an zwei verschiedenen Stellen (S. 67, 77 fg.) von der humanistischen Sitte die Rede ist, sich Gönner durch Widmungen zu verschaffen. — Die Art und Weise wie die Schriften behandelt sind, gefällt mir nicht. Statt der einzig richtigen sachlichen inhaltlichen Anordnung wird hier die chronologische gewählt. Dadurch ergiebt sich der grofse Übelstand, dafs von den musikalischen, poetischen, geographischen Schriften, von Glareans Editionsarbeiten nicht etwa an einer und derselben Stelle, sondern an vielen verschiedenen Stellen die Rede ist und der Leser das Zusammengehörige sich erst mühsam zusammen suchen mufs. Auch die Behandlung der Schriften ist zu äufserlich: Inhaltsangabe und Kritik hätte von dem Bibliographischen mehr als es hier geschieht getrennt werden sollen. Überhaupt dürfte das bibliographische Moment nicht so in den Vordergrund gestellt werden wie hier. Oft enthält der Abschnitt über eine Schrift gar nichts anderes als eine bibliographische Beschreibung; am schlimmsten S. 88, wo es als einzige Bemerkung über Inhalt der Schrift heifst: „Die Schrift besteht aus 5 Bogen und behandelt ihren Gegenstand in 10 Kapiteln.“ Und damit Punktum. Wenn der Verfasser wirklich meint, dafs dies die richtige Art ist, einen Schriftsteller zu behandeln, so ist er gründlich auf dem Holzwege. Wir haben wenigstens bisher geglaubt, dafs Inhaltsangabe und Kritik einer Schrift wichtiger sei, als die Nennung ihrer Bogen- und Kapitelzahl.

Von Melanchthon ist erst jüngst (Zeitschrift. N. F. II, 474 ff.) die Rede gewesen. Wieder auf ihn einzugehn, gibt eine neu erschienene Arbeit Koldes Veranlassung, dessen Studien, da sie sich

vielfach mit der Geschichte des deutschen Humanismus berühren, mannigfach (oben S. 269 und Bd. II, S. 460 A. und 462 A.) gewürdigt worden sind. Die von Kolde herausgegebene Bearbeitung der loci communes*) ist, trotzdem pietätsvoll Plitts Name genannt ist, ein vollkommen neues Werk. Eine neue Kollation mit der editio princeps wurde vorgenommen, die Abweichungen der Ausgabe von 1522 vollständig in den Anmerkungen zum Abdruck gebracht, die Erläuterungen, aufser wenigen beibehaltenen, neugeschrieben, mit dem hauptsächlichen Bestreben, „die von Melanchthon bekämpften scholastischen Anschauungen, sowie die Parallelstellen bei Luther nachzuweisen", die Einleitung ganz neu gearbeitet. Diese stellt dar Melanchthons theologische Entwicklung bis zur Herausgabe der loci communes. Ich mufs mich, eben wegen des eminent theologischen Charakters der Einleitung und des ganzen Werkes, mit der Nennung desselben begnügen; ich habe bei der Durchnahme desselben viel gelernt, die Gelehrsamkeit und die tiefeindringenden Erklärungen des Herausgebers bewundert, war aber nicht in der Lage eine Kritik zu schreiben und möchte glauben, dafs dieser Ort für Referat und Auszüge nicht völlig geeignet ist.

Von einer in der Heidelberger Universitätsbibliothek befindlichen Handschrift, einer Übersetzung von Ciceros Cato berichtet K. Hartfelder**). Sie galt früher als Eigentum Jak. Wimpfelings; Hartfelder, der selbst diese Annahme verteidigt hatte, bekämpft sie nun scharfsinnig durch den Hinweis darauf, dafs in der Übersetzung: sie sin sich gesellen = sie gesellen sich und ähnliche Formen vorkommen; eine sprachliche Unart, gegen welche Wimpfeling in einem bekannten Briefe geeifert hatte. Er vermutet nun geistreich, auf Grund einer Notiz in dem oben besprochenen Mornewegschen Buche, nach welcher der Oppenheimer Stiftspfarrer Joh. Gottfried von Odernheim eine Anzahl Übersetzungen für Dalberg gemacht, unter denen sich auch eine des Cato aus dem Jahre 1491 befunden, dafs die Heidelberger Handschrift eine Abschrift der Gottfriedschen Übersetzung sei. Die Vermutung hat sehr viel Ansprechendes.

Eine interessante, die Universität Würzburg betreffende Untersuchung veröffentlicht Wegele***). Er weist nämlich nach, dafs ein Stiftungsbrief der genannten Universität niemals existiert habe. Die Universität ist in ihrem jetzigen Bestande mehr als dreihundert Jahre alt; sie besteht ununterbrochen seit 1582 und ist eine Fortsetzung der

*) Die Loci communes Philipp Melanchthons in ihrer Urgestalt nach G. L. Plitt in zweiter Auflage von Neuem herausgegeben und erläutert von D. Th. Kolde, ord. Prof. der Theologie zu Erlangen. Erlangen und Leipzig. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung (G. Böhme) VIII und 279 S. — Die Einleitung S. 3—56. Am Schlufs zwei Anhänge: Melanchthons Baccalaureatsthesen und Ms. Declamatiuncula in D. Pauli doctrinam.

**) Eine deutsche Übersetzung von Ciceros Cato aus der Humanistenzeit in: Germania 1888, S. 27—31.

***) Der Stiftungsbrief der Universität Würzburg. „Allgemeine Zeitung" Beil. Nr. 99, 29. April 1890.

im Jahre 1402 durch Joh. v. Egloffstein gestifteten aber wenig mehr als ein Jahrzehnt bestehenden Hochschule. Der Stifter der Universität ist der Würzburger Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn, welcher in Folge seiner Streitigkeiten mit dem Domkapitel einen Stiftungsbrief nicht ausstellen konnte, obwohl er sich 1575 die nötigen päpstlichen und kaiserlichen Privilegien zur Errichtung seiner Lieblingsanstalt verschafft hatte. Erst 1588, nachdem diese Anstalt schon einige Jahre bestand und wirkte, erfolgte die Zustimmung des Kapitels zu dem Gesamtstatut der Universität, welches einen durchaus katholisch-theokratischen Charakter an sich trägt. In Folge dessen erliefs der Fürstbischof ein für seine Diöcesanen bestimmtes Ausschreiben vom 2. Januar 1589 das man in gewissem Sinne als Stiftungsbrief auffassen mag — wenn es überhaupt einen Stiftungsbrief geben soll —, obwohl man in demselben die Angaben über die Dotation der neuen Anstalt vermifst.

Eigentlich hätte vor dem ebengedruckten Abschnitte der nun folgende dem Alphabet nach frühere stehen sollen; doch habe ich absichtlich die drei kurzen Notizen, die eben mitgeteilt worden sind, nicht durch eine längere Darlegung unterbrechen wollen, zu welcher die nun zu besprechende Publikation Veranlassung gibt. Es handelt sich um die Korrespondenz des Joachim Vadian*). Über Leben und Bedeutung dieses vielseitigen Schweizer, speciell St. Galler Humanisten habe ich den Lesern dieser Zeitschrift nicht nötig, Näheres zu sagen, ebensowenig wie über die obenerwähnten Aventin und Glarean; eine Nennung des Namens genügt hier für den Kundigen. Die Bedeutung der in St. Gallen mit grofser Pietät aufbewahrten (und zwar in einer Bibliothek die den Namen des Stifters trägt) Korrespondenz Vadians ist oft genug hier gewürdigt, mancher Brief aus derselben benutzt worden**). Auf die von dem St. Galler historischen Verein herausgegebenen historischen Schriften wurde früher hingewiesen***). Proben aus der Korrespondenz — Briefe Zwinglis und Grebels an Vadian — sind gleichfalls bereits angezeigt†).

Diese 126 Briefe sind von einer grofsen Anzahl Briefschreiber geschrieben. Um einen Begriff von der grofsen Zahl zu geben und zugleich die Masse unbekannter Namen anzudeuten, die sich unter den-

*) Mir liegen die Aushängebogen vor ohne besondere Titel. Der Kolummentitel ist: „Vadianische Briefsammlung". Die Bogen sind entnommen den St. Galler Mittheilungen zur vaterl. Gesch. Bd. XXIV. S. 81—256, sollen aber auch selbständig erscheinen. Die Sammlung enthält 126 Briefe von 1508—1518, ausschliefslich solche an Vadian; in einem Anhange werden die demselben Zeitraum entstammten Dedikationsepisteln Vadians zusammengestellt, den Briefen sind nur ganz kurze textkritische Noten hinzugefügt, ferner biographische Bemerkungen über die Briefschreiber und Notizen über die Anzahl der von diesen in der Vadianschen Sammlung erhaltenen Schreiben. Die Einleitung, von der gelegentlich die Rede ist, lag den mir übersendeten Bogen nicht bei. Den einzelnen Briefen sind ganz kurze aber gut orientierende Inhaltsübersichten vorangestellt.

**) Über Briefe Münsters und Pellikans an Vadian habe ich jüngst Mitteilungen gemacht, in der Zeitsch. f. Gesch. der Juden in Deutschland IV, S. 121 A 1, 123 A. 3.

***) Vierteljahrsschrift f. Kult. und Litt. der Ren. I, 256.

†) a. a. O. II, 130 fg.

selben finden, seien die in den ersten 25 Seiten vertretenen sämtlich genannt. Pet. Eberbach (Aperbachius), Wolfg. Schatzmann, Mutian, Cuspinian, Rud. Agricola (natürlich junior), Seb. Grübel, Lud. Decius, Marc. Rustiminicus, Herm. Miles, Philipp Gundel, Adrian Wolfhard, Benedict Burgauer, also wie auch später lauter Deutsche — denn Bartholinus, wenn auch dem Ursprunge nach Italiener, lebt in Deutschland —; nur ein Italiener kommt dazu: Nicolaus Leonicenus. In der sonst vorliegenden Sammlung sind von bedeutenderen Humanisten und Theologen folgende (alphabetisch geordnet) vertreten: Rich. Bartholinus, Joh. Dantiscus, Joh. Eck, Eoban Hesse, Osw. Myconius, Joh. Reuchlin, Urbanus Rhegius, Jak. Spiegel, Jak. Wimpfeling, Ulrich Zwingli. Man kann übrigens auch hier, wie in sonstigen Briefwechseln nicht sagen, dafs die Briefe um so interessanter werden, je bedeutender die Schreiber sind. Eine Ausnahme machen die Briefe Joh. Ecks (S. 91 fg. 106 ff.); sie sind wirklich sehr interessant und lassen nicht immer den späteren starren Theologen vermuten. Unvertreten sind manche bedeutende Humanisten, z. B. die beiden obengenannten (S. 391 und 395) Aventin und Glarean. Der Letztere aber bleibt nicht unerwähnt. Ein Grufs von ihm S. 58, eine interessante Notiz über ihn S. 71, eine andere 113, also hätte nicht erst S. 119 die Bemerkung des Herausgebers stehen sollen: auch von Vadian selbst wird er gerühmt, S. 173. 177.

Die Sprache der Briefe ist, wie bei Humanistenbriefen eigentlich selbstverständlich, die lateinische. Doch finden sich auffallend viele Briefe, 16 unter 128, in deutscher Sprache; einer derjenigen, die sich des Deutschen bedienen, Joh. Sterl, schreibt einen burlesken höchst amüsanten Brief, der gegen die vielen öden lateinischen wohltuend absticht. Dafs dieser Korrespondent deutsch schreibt, ist auffallend, weil er Humanist ist; noch auffallender, dafs der berühmte Organist Paul Hofmeyer, von dem 5 Episteln mitgeteilt werden, einmal eine lateinische Erklärung anwendet, um sein Deutsch verständlich zu machen „von ungeschicht id est occasu“. Die Übrigen, welche sich der deutschen Sprache bedienen, sind Ungelehrte, Kaufleute, Verwandte oder Landsleute Vadians, auch der Rat einer Stadt, der in Stipendienangelegenheiten an Vadian, den Rector der Wiener Universität schreibt, — wie ja die deutschen Briefe überhaupt vielfach Geschäftssachen betreffen — auch ein Koch. Dafs der Brief des Letzteren angekommen, ist merkwürdig genug, da er den Adressaten „Faden“ nennt, wie denn der Name Vadians in diesen Adressen die seltsamsten Veränderungen, ja Verstümmelungen erfahren mufs.

Der Inhalt der Briefe ist, wie die Sprache, dem Inhalt der früher bekannten humanistischen Briefsammlungen verwandt. Es sind Klagen über die Schweigsamkeit des Adressaten, Mahnungen zum Schreiben, Entschuldigungen der eigenen Langsamkeit im Beantworten, humanistische Redensarten, Beschwerden über Seltenheit oder Nachlässigkeit der Boten und was man von dergleichen Dingen in den lateinischen Briefen des 16. Jahrhunderts bis zum Übermafs findet. (Dabei kommt dem Leser doch manchmal der Wunsch, dafs die Herausgeber bei

derlei sich beständig wiederholenden Phrasen, die weder inhaltlich noch sprachlich das geringste Interesse haben, etwas selbstherrlicher verfahren wären und, natürlich unter Angabe der Gründe und Bezeichnung der Lücken, viel von diesem überflüssigen Beiwerk weggeschnitten hätten). Die Korrespondenten, die in Deutschland, in der Schweiz, in Polen leben, senden vielfach politische, öfter litterarische Neuigkeiten, sie erbitten und übersenden Bücher. Wenn sie von Vadians litterarischen Produktionen schreiben, so sind sie des Lobes voll, reden sie von dem eigenen Schaffen, so tragen sie eine nicht immer aufrichtige Bescheidenheit zur Schau. Viel seltener als über eigene Schriften oder die des Adressaten sprechen sie über Schriften Anderer; eine Ausnahme bildet der Ansatz zu einer Kritik, wie Richard Bartholinus sie über die Epigramme des Ursinus versucht. (S. 128.)

War das Lateinische, wie wir sahen, eine selbst den Deutschschreibenden zur Erklärung bequeme Sprache, so ist das Griechische den Meisten etwas Fremdes: griechische Ausdrücke finden sich überaus selten; charakteristisch ist z. B. wie Philipp Gundel 1513 schreibt: „Philalethe, hoc est amatore veritatis, si bene teneo“ (S. 31.) Im Ganzen bleibt es überaus merkwürdig, wie wenig individuell die meisten Briefe sind, wie wenig sie die Persönlichkeit des Schreibenden erkennen lassen und Aufklärungen gewähren über die Umgebung, in welcher sich der Betreffende befindet. Charakteristische Schreiben, wie das des Joh. Wackher — übrigens nicht an Vadian allein, sondern an den Dekan und die Professoren insgesamt gerichtet (S. 60 fg.) — in welchem sich der Betreffende zum Examen anmeldet, finden sich selten genug. Besonders auffallend mufs es genannt werden, dafs die in Italien lebenden Briefschreiber so wenig von Italien zu melden wissen; eine Notiz des Georg Stroelin, der die berühmte bescheidenstolze Grabschrift des italienischen Humanisten Codro Urceo: Codrus eram bewundert (S. 51), steht ziemlich allein. Den deutsch-nationalen Standpunkt, gegenüber der Bevorzugung des Italienischen nimmt Cuspinian ein (S. 143 ff.), doch macht sein Schreiben mehr den Eindruck einer dialektischen Spielerei als ernster Gesinnung. Dagegen mag man die Äufserung des Italieners Nic. Leonicenus (S. 149) hervorheben, der den Vadian schon deshalb schätzt, weil er ein Deutscher ist. (Freilich setzt er hinzu, er habe viele deutsche Schüler, die in Deutschland seinen Ruhm verbreiten.)

Nur gelegentlich also gehen die Korrespondenten über diesen konventionellen Inhalt von Humanistenbriefen hinaus, so erzählt Wolfgang Schatzmann (1516 S. 78 fg.) eine Gespenstergeschichte. Er habe Abends spät geschrieben, da habe er mehrmals seinen Vornamen rufen hören, sei aufgestanden, habe den Ruf vernommen: „Komm hierher!“, sei dem Rufe gefolgt und habe, auf die Strafse tretend, einen grofsen Haufen gerüsteter Männer gesehen, die mit wilden Mienen die Waffen auf ihn anlegten. Da habe er, vor Angst

zitternd, den Anfang des Evangeliums Johannes hergesagt, worauf der Spuk verschwunden sei.

Um so auffallender ist es, dafs in dieser strengen Humanistengemeinde weder des Namens Reuchlins, noch des Reuchlinschen Streites gedacht wird. (Hutten und Erasmus, die beiden anderen Häupter des deutschen Humanismus werden gelegentlich erwähnt, doch nicht so häufig, wie man erwarten sollte. Es bleibt auffällig, wie dieser ganze Humanistenkreis gleichsam abseits vom Wege liegt.) Die einzige Notiz über den Streit findet sich in einem Briefe Reuchlins selbst (24. Okt. 1516, S. 94. Dieser Brief, übrigens keineswegs ungedruckt, Reuchlins Briefwechsel S. 263, ist eine Antwort auf einen Brief Vadians an Reuchlin, daselbst S. 261 fg. [auch bei Böcking, Hutteni Opera I, 104 fg. gedruckt]. Aus dem letzteren ist Vadians Teilnahme an der Reuchlinschen Angelegenheit erkennbar. Warum wird auf diesen früheren Druck des Reuchlinschen Briefes nicht hingewiesen; warum der Vadiansche, der übrigens schon der zweite ist — der erste von 1512 a. a. O. S. 168 fg. — nicht wenigstens erwähnt? Vgl. unten.) So selten die Erwähnung eines Ereignisses, das namentlich die Wiener Humanistenkreise in Athem hielt, so selten finden sich auch die in anderen Briefwechseln bis zum Übermafs gebrauchten Lieblingsausdrücke der Humanisten gegen Wissenschaftsfeinde; einmal (1516 S. 75) verlangt ein Korrespondent ein Buch „qui contra theologorum barbariem editus est" und will dafür sorgen, dafs es in die Hände der Theologen kommt. (Die von Rich. Bartholinus S. 88 charakterisierte Schmähschrift scheint eine private Angelegenheit zu behandeln.) Vielleicht gehören aber die schon oben erwähnten Briefe Joh. Ecks hierher, die weit humanistischer und antitheologischer sind, als man von diesem Führer der katholischen Bewegung erwartet.

Die Briefe — fast ausschliefslich den Vadianischen Handschriften in St. Gallen, nur einzelne wenige einer Bremer Handschrift entnommen, — sind chronologisch geordnet und mit textkritischen, sowie erklärenden meist kurzen biographischen Anmerkungen über die Briefschreiber und die in den Briefen erwähnten Personen begleitet. Ich gebe im Folgenden ein paar Nachträge und Berichtigungen. Der S. 8 angeführte Philesius ist der Humanist Ph. Ringmann. — Sollte das S. 13 mitgeteilte Gedicht, dem die Buchstaben M. R., doch wohl zur Bezeichnung des Autornamens, beigefügt sind, von Mutian sein? Im Mutianschen Briefwechsel finden sie sich zwar nicht. Da sie aber aus Erfurt, von Petrejus Eberbach, einem der Getreuesten aus dem Mutianschen Kreise, überschickt werden und sich auf Thomas Wolf beziehen, dem die Erfurter insgesamt huldigten, so ist die Wahrscheinlichkeit für diese Vermutung nicht gering. — S. 18 mufs es Vegii statt Phegei heifsen. Gemeint ist der italienische Humanist Mapheus Vegius, der auch S. 30, 31, hier falsch: Veggius geschrieben, angeführt wird. Die Anmerkung über die Wiener Buchdrucker (S. 27) hätte S. 24 gesetzt werden sollen, wo dieselben zum ersten Male angeführt werden. Im Ganzen wäre die Durchführung dieses Grund-

satzes, biographische Noten an der Stelle zu bringen, an welcher eine Person zuerst genannt wird, sehr ratsam gewesen. — Wäre eine vollständige Anführung der Litteratur irgendwie angestrebt worden, so hätte S. 36 auf Knods Monographie über Jak. Spiegel hingewiesen werden müssen. — Der Brief S. 62 fg. ist wohl falsch gedeutet. Ex urbe heifst: aus Rom; der Briefschreiber C. Wirth ist zwar praepositus in Bischofzell, lebt aber in Rom; es ist der Sachwalter Reuchlins, über den in meiner Reuchlin-Biographie Näheres zu finden ist.

Der mehrfach z. B. S. 72 angeführte Ursinus ist der bekannte Humanist Ursinus Velius, über den Bauch gehandelt hat, vgl. Vierteljahrsschrift II, 136 fg.; er tritt auch als Briefschreiber auf (S. 91 fg., 95 fg.). Der letztere Brief, von ihm mit einigen Genossen geschrieben, ist ganz im Ton der Dunkelmännerbriefe gehalten. (Vielleicht könnte, wie ich nebenbei bemerken will, dieser Brief Anlafs geben, die noch keineswegs ganz gelöste Frage nach der Autorschaft der Epp. obsc. vir. noch einmal vorzunehmen. Freilich ist unser Brief mit Vorsicht zu benutzen. Denn er könnte auch ein Nachklang der damals eben erschienenen Episteln, eine Spielerei in dem von ihnen angegebenen Tone sein). Bei Ursinus u. A. wird auf die Allgemeine deutsche Biographie und andere Sammelwerke verwiesen. Das geht bei Männern an, über die in selbständigen Schriften nicht gehandelt worden ist; bei Männern, wie Reuchlin, Wimpfeling (S. 94, 103), über welche wir Monographien besitzen, ist eine Verweisung auf Bursians Geschichte der klassischen Philologie doch wohl nicht recht am Platze. — Sigm. Erberstein (S. 135 fg.) ist wohl der bekannte Diplomat und Geschichtschreiber Herberstein (Allgemeine deutsche Biographie Bd. XII S. 35 ff.). Andreas Cricius (S. 139) der polnische Humanist, dessen Gedichte Morawski neuerdings herausgegeben hat. Auch Gracchus (146) = Joh. Krachenberger, an den ein Schreiben mitgeteilt wird und der gleichfalls S. 146 erwähnte Sperantius (Sprenz) hätten biographische Notizen verdient; auf die von dem Letztern herrührende Eunuchus-Übersetzung des Terenz lohnte es sich zu fahnden.

Auf eine besondere Lücke möchte ich hinweisen, die aber bequem in späteren Lieferungen ausgefüllt werden kann. Der Anhang*) enthält, wie bemerkt, die Widmungsschreiben, welche den von Vadian während seines Wiener Aufenthalts, also bis 1518 herausgegebenen Schriften vorangestellt sind, soweit sie von dem Herausgeber oder Verfasser, eben Vadian herrühren. Diese Schriften, denen jene Briefe entstammen, meist überaus seltene Drucke, sind zu kurz notiert. Angaben, wie „vor der Ausgabe des Faustus" (S. 169) genügen nicht. Es wäre daher sehr wünschenswert, eine genau bibliographische Beschreibung der hier benutzten Schriftchen folgen zu lassen. Auch kurze Hinweisungen auf den Inhalt wären erwünscht; schon deshalb,

*) In denselben sind auch einzelne offizielle Schreiben Vadians und einige an ihn gerichtete Aktenstücke aufgenommen, von denen in der kurzen Vorbemerkung nicht die Rede ist.

weil manche Korrespondenten in einigen Bemerkungen denselben als bekannt voraussetzen.

Eine weit schlimmere Lücke aber scheint mir die zu sein, dafs die gedruckten Briefe Vadians nicht erwähnt werden und auf den anderweiten Druck der in unserer Sammlung vereinten Schriftstücke keine Rücksicht genommen wird. Ein Beispiel Reuchlin betreffend, ist schon oben angeführt worden. Ohne in diesen Zusätzen irgend welche Vollständigkeit anzustreben, will ich auf Folgendes hinweisen. In Huttens Werken ed. Böcking I, 22—24 findet sich, freilich nicht aus einer Vadianischen, sondern Huttenschen Schrift entnommen, ein Widmungsbrief Vadians, der wichtig genug gewesen wäre, angeführt, wenn nicht abgedruckt zu werden. Daselbst S. 30 fg. ein Bruchstück aus dem in unserer Sammlung S. 37 fg. gedruckten Briefen des Eoban Hesse an Vadian; das bei Böcking daselbst mitgeteilte Fragment des Rud. Agricola kann ich in unserer Sammlung nicht finden, obwohl es doch gewifs in die Zeit vor 1518 gehört. Ebenso wenig ist der bei Böcking I, 55 fragmentarisch abgedruckte Brief des Fabius Zonarius in unserer Sammlung zu finden. Für den Brief Mutians an Vadian (S. 12) war auf Mutians Briefwechsel ed. Krause S. 635 zu verweisen. Daselbst S. 170, A. 3 sind die Briefe des Petr. Eberbach an Vadian verzeichnet; der Brief desselben an denselben (2. Juli 1510, S. 8 fg.) war bereits in der Alemannia Bd. II, S. 54 fg. gedruckt.

Ist im Vorstehenden Mancherlei angegeben, das zur Bereicherung der Anmerkungen hätte dienen können, so mufs man auf Anderes weisen, das ohne Schaden hätte fortbleiben können. Dies sind zahlreiche Textvarianten. Dafs die Humanisten häufig preceptor, medicine oder Helvecio, admiracioni u. A. schreiben, weifs Jeder, der einmal eine humanistische Handschrift gesehen hat. Sollten diese Nachlässigkeiten oder Seltsamkeiten im Druck nicht beibehalten werden, was ganz zu billigen ist, so genügte ein einmaliger Hinweis darauf; die Aufzählung aller dieser Fälle war aber überflüssig.

Jedenfalls ist Vadians Briefsammlung, über welche im Vorstehenden Rechenschaft gegeben ist, ein interessanter Beitrag zur Geschichte des deutschen Humanismus. Ich habe in früheren Jahren die reichen in St. Gallen aufbewahrten Sammlungen fleifsig excerpiert und bei gelegentlichen Studien mannigfach benutzt. Der Briefwechsel ist sehr umfangreich und wird für die folgenden Jahre und Jahrzehnte immer umfassender. Soll das gesamte Material veröffentlicht werden, so wird die Publikation eine bändereiche und schwer übersehbare. Es wäre daher Beschränkung anzuraten: regestenartige Behandlung aller schon gedruckten und auszugsweise Drucklegung der unwichtigen Briefe. Schlägt man diesen Weg nicht ein, so schadet man durch den Wust dessen was man bringt mehr als man nützt. Wer soll sich durch die zahlreichen Bände ohne Führer, ohne sehr ausführliche Indices zurechtfinden? Jedenfalls darf man der Fortsetzung mit Interesse und gespannter Erwartung entgegensehen. Es wäre ratsam, wenn für

jene Fortsetzung manche der oben gegebenen Ratschläge Beachtung fänden.

Den Schlufs der Übersicht über den deutschen Humanismus mag ein Werk machen, das zwar einen allgemeinen Titel an sich trägt, aber in seinem Hauptteile Deutschland gewidmet ist. Es ist eine fleifsige zusammenfassende Arbeit Hartfelders, der jetzt nach Horawitz' Tode gewifs der fruchtbarste unter allen denen ist, welche ihre Tätigkeit der Erforschung des deutschen Humanismus widmen*). Dem Abschnitt über Deutschland, der den Hauptteil der Schrift ausmacht (S. 51—126) geht eine gute Bibliographie voraus über Allgemeines, wissenschaftliche Leistungen des Humanismus, Leistungen in Schule und Unterricht, Universitätsgeschichte, Geschichte der einzelnen Universitäten, einzelne Lehrbücher, Schulgeschichten, einzelne Humanisten, Schülerleben. Die eigentliche Darstellung zerfällt in: a) Übersicht über die Entwicklung des Humanismus in Deutschland, b) Zusammenhängende Darstellungen der humanistischen Pädagogik, wo Analysen der pädagogischen Schriften dreier Humanisten gegeben werden: nämlich Agricola, Erasmus, Wimpfeling, c) die Eroberung der Hochschulen durch den Humanismus, wo alle einzelnen deutschen Universitäten nach einer Art geographischen Aneinanderreihung gegeben werden, d) Versuche rein humanistischer Lehranstalten und humanistischer Gesellschaften, von den ersteren z. B. Nürnberg, von den letzteren die durch Celtis begründeten sodalitates, e) Umwandlung der Trivial- und Lateinschulen durch den Humanismus, f) Lehrer. Lehrgang. Schulfeste. Fahrende Schüler. Man sieht schon aus dieser Inhaltsübersicht, dafs in der Schrift viel Belehrendes und Unterrichtendes sich findet, wie es bei einem so belesenen Autor, wie Hartfelder ist, nicht anders sein kann. Aber ich kann doch nicht verschweigen, dafs der Gegenstand etwas äufserlich gefafst ist, dafs Vieles, die äufsere Geschichte des Humanismus Betreffende, sich in dem Buche findet, was ohne Schaden hätte fortbleiben können, Vieles fehlt, was grade hier gesucht werden wird. Was ich vermisse, ist im Grunde dasselbe wie bei Hartfelders Buch über Melanchthon; statt jene Klagen und Forderungen zu wiederholen, möchte ich den Leser lieber auf das dort Gesagte verweisen (oben Bd. II, S. 475).

*) Erziehung und Unterricht im Zeitalter des Humanismus. Von Dr. Karl Hartfelder. Separatabzug aus „Schmid, Geschichte der Erziehung" II, 2. Stuttgart. Druck von Gebrüder Kröner 1889. 150 S. 8°.

Berlin. Ludwig Geiger.

KARL HARTFELDER: Der Karthäuserprior Gregor Reisch, Verfasser der Margareta philosophica (Separatabdruck aus der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins N. F. Bd. V H. 2 S. 170—200).

Den Mangel einer Monographie über diesen merkwürdigen Philosophen und Naturforscher der Humanistenzeit haben schon manche Forscher gleich mir beklagt; Hartfelders Aufsatz hilft diesem Mangel in genügender Weise ab. Gregor Reisch, gestorben 1525, seit 1487 Kleriker, 1489 Baccalaureus, 1508 Prior der Freiberger Karthause, stand bei Maximilian in grofsem Ansehen. Er trat im Reuchlinschen Streite auf Pfefferkorns Seite und blieb ein Gegner Luthers. Reisch war mit vielen Humanisten bekannt — mancher verehrte ihn als Lehrer — unter den bekanntesten sind Joh. Eck, Wimpfeling, Erasmus zu nennen. Hartfelder erweist, dafs die erste Ausgabe der Margareta philosophica nicht 1486, wie A. v. Humboldt annahm, und nicht 1496, wie man häufig aus der Datierung eines der Begleitgedichte folgerte, sondern 1503 erschienen ist. Hartfelder beschreibt die 11 rechtmäfsigen Ausgaben und Nachdrucke des Werkes von 1503 bis 1583, davon 9 bis 1523, also in zwei Jahrzehnten; ein deutliches Zeugnis für die grofse Beliebtheit des Werkes. Die Besprechung des Inhalts und der Bedeutung des Werkes ist sachlich und recht unterrichtend, bildet aber leider den bei weitem kleinsten Teil der Monographie, — das Verhältnis hätte umgekehrt sein sollen. Denn so schätzenswert es auch ist, über Lebensumstände und Freundeskreis eines Schriftstellers unterrichtet zu werden, das Wichtigste für ihn bleiben doch seine Werke.

Berlin. L. Geiger.

Zu Nicolaus von Wyle.

In seiner „Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz" [Anm. S. 53] vermifst Jacob Baechthold die Daten über den Nürnberger Aufenthalt des Nicolaus von Wyle. Bei Gelegenheit einer auf andere Ziele gerichteten Nachforschung im Nürnberger Kreisarchiv fand ich dieselben und teile sie hier mit.

Aus dem ms. no. 296 *(Allerley bestallungen und schulden der losungsstauben)* f. 124b erfahren wir, dafs Wyle am 28. Juni 1447 zum Stadtschreiber auf 10 Jahre mit einem Gehalt von 136 Gulden jährlich bestellt wurde. Das Nähere berichten folgende Schreiben des Rats.

1. An Nicolaus Muffel,*) 1447 märz 24 [Briefbuch XVIII f. 196] . . .

*) Der vor allem durch sein unglückliches Ende bekannte Nürnberger Ratsherr. Vgl. Chroniken der deutschen Städte XI, 737—77 Er befand sich damals, wie der hier nicht abgedruckte Anfang des Briefes zeigt, in Ulm.

dann von Nicolaus von Weyl, vnsers kunftigen ratschreibers wegen schreiben wir hiemit nach deinem rat den von Ratolffszell in gebürlich dankend vnd sie bittend ir furdrung darczu zu tun, damit derselbe Nicolaus sich zu vns fürder vnd nicht vercziehe . . . . dat. etc. feria VI. vigilia annunciacionis gloriose virg. Marie.

2. An Radolfszell. [ebenda f. 197.] l. fr. als ir vns verschriben habt, wie die fürdrung, die Niclasen von Weyl, etlich vergangen zeit ewerm statschriber gen vns geschehen, dardurch er mit ein vnserm ratsfreund in red komen ist sich vnsers ratschreibers amptes zu vnterwinden, ewr guter will sey in lengern ersamen worten desselben ewrs briefs etc., das haben wir von ewr weisheit in frewntschafft vnd zu dank vernommen . . . wan wir nu von des merklichen tags wegen, der auf difs Zeit zu vns fürgenommen vnd geseczt ist*) . . . mit geschefft vast beladen seyn vnd werden, so sêhen wir gern, daz er sich kürczlich zu vns herab füget. bitten wir ewr weifheit mit fleifs, ir wellet vmb vnsern willen ewr gütig fürdrung tun, damit er also onuerczіehen herab zu vns komme. dat. ut supra.

3. An Efslingen. 1447 dez. 13. [ebenda f. 408.] l. fründ. als wir den ersamen Nicolaum von Wyle auch zu vnserm ratschreiber bestellet haben, dar uff er sich denn mitsampt seinem weib vnd kinden hufslich zu vns getan, vnd als er etlich zeit bey vns gewont hat, vns anbringen liehfs, dz er soelichem furnemen by vns gern nachkomen wölt, so weren aber seinem weib vnd kinden kranckeit by vns zu gestanden, die sich nit mindern noch bessern wölten. er were ouch selbs etlicher massen kranck by vns worden, also dz er besorget dz in der lufft in vnser rifier nicht bekomen noch zymen wölt. dar uff er vns batt, im lawb zu geben zu versůchen, ob er ains wesens in der obern gegend wider in ainer richsstadt bekomen moecht. also erlawbten wir im etlich tag gen schwaben zu reiten, vnd als er nu wider zu vns komen ist, hat er vns anbringen lassen, wie uwer weisheit mit im in red komen syg, so ferren mug er vnsern willen vnd fürdrung an vwer ersamkeit haben, so wöllent ir in zu euwerm statschreiber vfnêmen. also tun wir uwer fursichtikeit zu wissen, dz sich der selb niclaus solich zeit als er by vns wonend ist gewesen erberlich gehalten hat, dz wir nicht anders denn guts von im gemerkt noch verstanden haben. es ist ouch wol vnser wille, dz ir in vfnemmet . . . . . dat. feria IVta lucie anno etc. XLVII°.

*) In den damals schwebenden kirchenpolitischen Streitigkeiten war ein Reichstag auf den März 1447 nach Nürnberg angesetzt. Vgl. Pückert, die deutsche Neutralität p. 293.

München. Paul Joachimsohn.

Nachrichten.

Eugen Abel, mein Mitarbeiter in der „Vierteljahrsschrift für Kultur und Litteratur der Renaissance“ (vgl. Band I, S. 323—353, 440—473) ist in sehr jugendlichem Alter gestorben. Einem Nekrolog Rudolf Váris (Ungarische Revue 1890, 3. Heft, S. 242 ff.) entnehme ich, dafs Abel am 24. Juli 1858 geboren und am 3. Dezember 1889 gestorben ist. Er war seit 1877 Lehrer, seit 1887 ordentlicher Professor der klassischen Philologie an der Universität Buda-Pesth. Er entfaltete als Lehrer und als Schriftsteller eine aufserordentliche Tätigkeit. Seine Leistungen auf dem Gebiete der klassischen Philologie können hier nicht erwähnt werden; über seine Arbeiten im Felde der Renaissance-Litteratur mögen hier die Worte seines Biographen Platz finden.

„Wie schon erwähnt, hat er einerseits auf die Erforschung des ungarländischen Humanismus speziell und auf die Litteraturgeschichte der Renaissance im Allgemeinen, — andererseits auf das Studium der klassischen Philologie, speziell des griechischen Epos seine Kraft verwendet. Was seine litteraturgeschichtlichen Arbeiten anbetrifft, von denen hauptsächlich „Analecta ad historiam litterarum in Hungaria renascentium spectantia“ (Budapest und Leipzig. 1880), „Magyarországi humanisták és a dunai tudós társaság“ (Budapest, 1880, vgl. den Auszug in den Litterarischen Berichten aus Ungarn IV. Bd.), „Egyetemeink a középkorban“ (Budapest 1881. „Unsere Universitäten im Mittelalter“ Auszug im 1 Jahrgang dieser Revue), „Isotae Nogarolae Veronensis opera quae supersunt omnia“ (Wien, Budapest 1886. 2 Bde.) hervorzuheben sind, hat man seine tiefe Gelehrsamkeit, die sich immer auf neue und unerschöpfte Quellen stützt, die sichere Methode seiner Forschungen und die Richtigkeit der daraus erschlossenen Conclusionen allgemein anerkannt.

Wer auch immer sich mit den kulturhistorischen Bewegungen der Zeit vom Regierungsantritte des Königs Mathias Corvinus bis zur Schlacht von Mohács befassen will, wird auf diesem Gebiete Abels grundlegende Werke zu Rate zu ziehen genötigt sein.“

Berlin. L. G.

Zu N. F. I, 280. In der Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen, zugleich Zeitschrift des Historischen Vereins für den Netzdistrikt zu Bromberg. Herausgegeben von Dr. Rodgers Prümers' Posen 1889. V. Jahrg. 1. Heft S. 68—75 berichtet R. Jonas über zwei neue Handschriften des von ihm veröffentlichten Handwerker-Spieles. Sie stammen aus Fraustadt und enthalten nicht nur eine bessere, ältere Fassung, sondern eine neue Scenenreihe im Anschlufs an V. 896, Jonas läfst sie abdrucken. Am Schlusse der Handschrift folgen ‚Anmerkungen des Lobspruches‘, wobei für die Geschichte von ‚Eginhard und Emma‘ der Hoffmanns-Waldau in seinen ‚Heldenbriefen‘ zitiert wird, so dafs sich als terminus a quo für das Handwerksspiel das Jahr 1673 ergiebt, was mit der Ansicht, welche Jonas früher aussprach, völlig übereinstimmt.

Lemberg. Richard Maria Werner.

Eine interessante Schulkomödie des vielgewanderten und auf allen möglichen Gebieten erfolgreich tätigen Joh. Leonhard Frisch, Subrector am grauen Kloster zu Berlin hat H. L. Fischer als 26. Heft der „Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins“ (E. Mittler & Sohn, Hofbuchhandlung 1890) herausgegeben. Wie Weises Komplimentierkomödie u. ä. ist auch das „Schulspiel von der Unsauberkeit der falschen Dicht- und Reimkunst“ (1700) nicht vom dramatischen Standpunkte aus zu beurteilen; es ist ein Versuch, die Lehren der geltenden Poetik Schülern und Zuschauern eindringlich vorzuführen. Das Volkslied, dem der Zittauer Rektor nicht unfreundlich gegenübersteht, erfährt in dieser dramatischen Poetik die schärfste Zurückweisung.

Die zuerst in der Zeitschrift II, 317 veröffentlichte Untersuchung unseres verehrten Mitarbeiters Alfred Biese „Das Metaphorische in der dichterischen Phantasie. Ein Beitrag zur vergleichenden Poetik“ ist, durch eine Reihe von Anmerkungen und Exkursen ergänzt, nun auch selbständig im A. Haack'schen Verlage, Berlin 1890, erschienen. Eine weitere Studie auf gleichem Gebiete hat Biese neuerdings in seinem trefflichen Programme „Das Associationsprinzip und der Anthropomorphismus in der Ästhetik. Ein Beitrag zur Ästhetik des Naturschönen“ (Leipzig 1890, Kommissionsverlag von G. Fock) geliefert. Eine eigene Empfehlung ist gerade für die Leser dieser Hefte bei Bieses Arbeiten nicht mehr nötig. Vielfach anregende, aber auch sehr anfechtbare „Prolegomenen der litterar-evolutionistischen Poetik“ hat soeben Eugen Wolff (Kiel und Leipzig, Verlag von Lipsius & Fischer) veröffentlicht. Er tritt vor allem für die epische Grundlage aller Poesie ein, gegen Scherers Poetik polemisierend, und stellt weitere Untersuchungen über sein Thema in Aussicht.

Gustav Legerlotz hat in seiner Auswahl von „Robert Burns' Gedichte deutsch“ (Leipzig 1889, Verlag und Druck von O. Spamer) den bemerkenswerten Versuch gemacht, das Alemannische an Stelle von Burns Schottisch zu setzen, da eine hochdeutsche Übertragung nie ein getreues Bild von Burns Eigenart geben könne. Schon Freiligrath hatte Legerlotz' Arbeit geprüft und gebilligt, und als eine bedeutende Übersetzerleistung wird man die Übertragung der 139 Dichtungen gewifs rühmen müssen. Das naturwüchsige Alemannische Hebels wird man dabei freilich vermissen; der Übersetzer hat künstlich sich in den ihm fremden Dialekt hineingearbeitet, der uns in manchem Liede fremdartig berührt. Legerlotz' Arbeit im Ganzen beurteilt, verdient aber volle Anerkennung und Verbreitung.

Nach Aufzeichnungen von Fr. S. Kraufs hat der k. k. Hauptmann Karl Gröber ein Volksepos der südslavischen Mohammedaner „Mehmeds Brautfahrt“ (Smoilogić Meho) in ausgezeichneter Weise verdeutscht (Wien, A. Hölder 1890). Die sowohl wegen ihres dichterischen Wertes als wegen ihres reichen ethnographischen Inhalts anziehende Dichtung reiht sich in erwünschter Weise den von Kraufs selbst übertragenen südslavischen Märchen und Sagen (vgl. Ztschr. N. F. II, 216) an. Dem sprach- und formgewandten Übersetzer des Epos gebührt ebenso wie dem eifrigen Sammler warmer Dank für ihre Bemühungen.

Breslau. M. K.



Beziehungen zwischen französischer und keltischer Litteratur im Mittelalter.

Von

Wolfgang Golther.

In der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte (N. F. Bd. III, 211 ff., vgl. nun besonders noch Förster im Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie 1890 No. 7; Zimmer in den Gött. Gel. Anzeigen 1890 No. 20 [1. October]) haben wir bereits eine Frage berührt, zu deren weiterer Erläuterung einige Bemerkungen über zwei bedeutsame und umfangreiche Schriften dienen sollen. Für die altfranzösische Litteratur kann in erster Linie diejenige des britischen Zweiges des keltischen Volkes (d. h. wälsch oder kymrisch in Wales, bretonisch oder aremorisch in der Bretagne), erst in zweiter Instanz und äufserst selten auch diejenige der Gaelen in Schottland und Irland beigezogen werden. Vom Standpunkt der französischen Litteraturgeschichte aus betrachten wir die beiden wichtigen Werke: das erste ermöglicht auch dem, welcher nicht dem engeren Kreis der keltischen Philologen angehört, eine feste Stellungnahme gegenüber von weitberühmten und viel mifsbrauchten Denkmälern, denen endlich ein fester Platz in der französischen und vergleichenden Litteraturgeschichte des Mittelalters angewiesen werden mufs; das zweite Buch giebt Veranlassung, ebenfalls vom Standpunkt des französischen aus einen neuen Versuch, die Sage von Perceval und vom Gral mit der keltischen Mythenwelt in Beziehung zu setzen, einer näheren Prüfung zu unterwerfen, eine Aufgabe, die wesentlich erleichtert wird, nachdem von berufendster Seite aus durch Zimmer (Göttingische Gelehrte-Anzeigen 1890, No. 12, p. 488—528) das keltische Material auf seine Nutzbarkeit hin untersucht wurde.

I. Die Mabinogion.

In der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, Neue Folge III, 213 habe ich bereits kurz darauf hingewiesen, dafs die sogenannten *Mabinogion* und die übrigen mit den französischen in Zusammenhang stehenden kymrischen Denkmäler aus den altfranzösischen Werken abgeleitet seien und nimmer mehr als deren Quellen betrachtet werden könnten. Eine unlängst erschienene französische Übersetzung der sogenannten *Mabinogion* von Loth*) giebt mir willkommene Veranlassung, die Leser dieser Zeitschrift hierauf hinzuweisen und zugleich die damit verbundene litterarhistorische Frage, namentlich insoweit ich die Ansicht des Herausgebers nicht zu teilen vermag, etwas näher zu beleuchten. Die kymrische Litteratur spielt ja in der vergleichenden Litteraturgeschichte des Mittelalters eine bedeutende Rolle, welche ihr unbenommen bleiben soll; nur handelt es sich darum, ihr die gehörige Stellung anzuweisen, und hierin wurde und wird noch oft und viel gefehlt. Die berühmten sogenannten *Mabinogion* des roten Buches von Hergest, einer aus dem Ende des 14. Jahrhunderts stammenden Handschrift, wurden bereits 1838—49 von der Lady Charlotte Guest im Urtext, von einer englischen Übersetzung begleitet und mit wertvollen Anmerkungen und Exkursen litterar- und sagengeschichtlichen Inhalts versehen, in 3 Bänden herausgegeben. Das vielbenutzte und höchst wichtige Werk, dessen Erscheinen für die Geschichte des sogenannten bretonischen oder Artusepos von nachhaltigster Bedeutung war, freilich auch viele recht wunderliche Ansichten unter den Litterarhistorikern zu tage förderte und wenn nicht weit überschätzt, so doch sicherlich oft arg mifsbraucht und mifsdeutet wurde, ist schon seit Jahren im Buchhandel vergriffen und nur noch antiquarisch zu äufserst hohen Preisen mit Mühe und Not aufzutreiben gewesen. Es hatte aber bei aller Verdienstlichkeit manche grofse Fehler an sich, welche darum doppelt ins Gewicht fallen, weil die Benutzer meistens allein auf die beigegebene englische Übersetzung angewiesen waren: Lady Guest gab den wälschen Text nach einer teilweise fehlerhaften Kopie der Handschrift, welche sie nicht selber

---

*) Les Mabinogion suivis en appendice d'une traduction et d'un commentaire des *triades* historiques et légendaires des Gallois et de divers autres documents par J. Loth; Paris, E. Thorin éditeur 1889; tome I, 360 ss., tome II, 387 ss. à 8 frcs. Die beiden Bände bilden den 3. und 4. Teil des *„cours de littérature celtique par Arbois de Jubainville"*.

einsah, heraus. Diese Fehler der Kopie wurden in der Übersetzung durch Mifsverständnisse seitens der Verfasserin vermehrt und endlich hat sie sich mehrfache Auslassungen und Änderungen erlaubt, da sie ein Märchenbuch für Kinder beabsichtigte und von diesem Gesichtspunkt aus allerdings zu freierer Behandlung berechtigt war. 1887 erschien eine neue Ausgabe des wälschen Textes von John Rhys und J. Gwenogfryn Evans, welche die Handschrift aufs genaueste, mit peinlichster Sorgfalt wiedergiebt. Auf diesen berichtigten Text gründet sich Loths französische Übertragung, welche der wissenschaftlichen Benützung der *Mabinogion* dienen will. Der Zugang zu den merkwürdigen Denkmälern ist also nicht allein jedem wieder ermöglicht, sondern auch sehr wesentlich geebnet. Alle Forschungen, soweit sie nicht unmittelbar auf die Originale sich stützen können, müssen von jetzt ab an Loth anknüpfen. Die Neuausgabe hat vieles von den seiner Zeit dankenswerten Anhängen der Lady Guest fallen lassen, dafür aber alles, was mit der Mabinogionfrage zusammenhängt, in praktischer Übersichtlichkeit am Schlusse der Übertragung mitgeteilt. Eine kurze Einleitung unterrichtet den Leser von der litterarischen Bedeutung der *Mabinogion*. Die Übersetzungen enthalten wertvolle sachliche Erklärungen und Anmerkungen, am Schlusse sind sprachliche, philologisch-kritische Bemerkungen zur Übertragung aus dem Wälschen angefügt, ein Index der Eigennamen leistet willkommene Dienste. Eines Urteils über die Treue und Richtigkeit der Wiedergabe des wälschen Textes mufs ich mich infolge ungenügender Kenntnis enthalten. Übrigens bürgt Loths Name für deren vollkommene Verläfslichkeit (vgl. auch Lit. Centralblatt 1890, No. 26, p. 903/4, die Anzeige von Windisch). Ich will hier nur die Seite des Buches hervorheben, welche für die vergleichende Litteraturgeschichte des Mittelalters von Interesse ist. Der Sammlung der Lady Guest gegenüber ist die Übersetzung Loths um eine Geschichte, die von Taliesin (*hanes Taliessin*) im Rückstand, weil dieselbe nicht im Hergestmanuskript steht. Die in Zukunft noch zu erhoffende Aufgabe wäre ein kritischer Text der *Mabinogion* unter Heranziehung des weiteren Materiales und dessen genaue Übersetzung; manche Frage würde sich bei Einsicht des Wortlautes des Originals noch leichter und sicherer erledigen, als es aus den *Mabinogion* des Hergestmanuskriptes, d. h. aus der Redaktion des 14. Jahrhunderts möglich ist.

Man giebt das Wort *Mabinogi* (pluralis *Mabinogion*) fälschlicherweise mit „Kindermärchen" (von *mab* = der Sohn, das Kind, der

Jüngling) wieder, wodurch man zu der Ansicht verleitet wird, als ob jene Geschichten im naiven Volkston unserer Märchen gehalten seien, während sie im Gegenteil künstliche, rein litterarische Werke, für litterarisch geschulte Leute geschrieben, repräsentieren. Unter einem *Mabinog* verstand man einen Lehrling in der Dichtkunst, den Schüler eines Barden. Seine Aufgabe war die Kenntnis der wälschen Sprache und Metrik; aufserdem mufste er mit einer Anzahl von Stoffen, von Geschichten vertraut sein. Von *Mabinog* abgeleitet ist *Mabinogi*, d. h. die für den Schüler erforderliche Geschichte. Eine Anzahl solcher ist im roten Buch von Hergest erhalten. Zu dieser Deutung vergleiche Rhys-Evans, red book of Hergest I S. VIII; Loth Mabinogion I S. 8; Zimmer, Gött. Gel. Anz. 1890 No. 12, S. 511—515. Nur 4 dem kymrisch-keltischen Cyklus angehörige Sagen führen in der Handschrift die Bezeichnung *Mabinogion*, die bei Loth in Band I veröffentlicht sind. Die den französischen Romanen gegenüberstehenden Stücke werden nie so genannt und sollte man sich auch für dieselben streng genommen nicht mehr dieses Ausdrucks bedienen, was Loth leider nicht durchgeführt hat. Der Kürze und langer Gewohnheit halber mag man indessen immerhin noch den Namen *Mabinogion* weiterhin gebrauchen, wie man auch noch von Eddaliedern spricht, wenn man sich nur über den wahren Sachverhalt klar ist und mit dem ungehörigen Wort keinen Mifsbrauch treibt. Die Handschrift und die Form der erhaltenen Stücke stammt aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, die Entstehung der einzelnen Erzählungen mufs jedoch ins 12. Jahrhundert oder in den Beginn des 13. Jahrhunderts zurückverlegt werden. Aufser einigen litterarischen und geschichtlichen Anspielungen weisen auf das Ende des 12. Jahrhunderts mehrere stehen gebliebene altertümliche Sprachformen und Bruchstücke anderweitiger Handschriften derselben Texte aus dem 13. Jahrhundert. Verfafst sind die *Mabinogion* u. a. in der Sprache von Süd-Wales (im kymrischen oder wälschen, einem britischen Dialekt des keltischen Sprachstammes), die Verfasser sind unbekannt; die Vermutung über Bledhericus, den kymrischen Fabulator des 12. Jahrhunderts (Band I, S. 21) hat keinerlei Gewähr. Dem Inhalt nach gehört ein grofser Teil dem altbritischen Sagenkreise an. Mit diesen rein wälschen Stoffen, denen allein von rechtswegen die Bezeichnung *Mabinogion* zukommt, so interessant sie an und für sich sind, befassen wir uns hier nicht*).

*) Eines der wichtigsten *Mabinogion* dieser Gattung ist *Branwen*, worüber A. Nutt im 5. Band des Folk-Lore Record, London 1882 eine interessante Abhandlung veröffentlicht hat.

Andere Geschichten, wie die von Amis et Amiles, von den sieben weisen Meistern und von Karl dem Grofsen, erweisen sich als reine Übertragungen französischer Romane. Aus dem Hergest-Manuskript wurden von Lady Guest und von Loth keine Proben hiervon mitgeteilt, weil sie als aus bekannten altfranzösischen Vorlagen abgeleitet wertlos erschienen.

Von hervorragendem Interesse sind drei Erzählungen, welche den Gedichten des berühmten französischen Dichters Chrestien von Troyes (ca. 1160—1170) entsprechen: *Owen* (Yvain, Hartmanns von Aue Iwein), *Geraint* (Erec, Hartmanns Erek) und *Peredur* (Perceval, Wolframs Parzival). Eine beim ersten Blick auffällig genug hervortretende Tatsache ist, dafs die drei wälschen Erzählungen nicht nur inhaltlich, sondern oft wörtlich mit Chrestien übereinstimmen, und zwar in ihrem vollen Umfang. Ein Unterschied besteht nur insofern, als in denselben fast durchweg neue wälsche Eigennamen vorkommen, an Stelle der bei Chrestien stehenden, die teils ebenfalls wälsch, jedoch lautlich dem Französischen angepafst, teils rein französisch sind. So wird der rein französische Name Perceval in der Übersetzung durch den rein britischen Peredur vertreten; so ist in einem andern Text und in den Triaden der fränkisch-französische Name Iselt (Isolt) in Essylt verwälscht, keineswegs ist dieser im kymrischen gar nicht gebräuchliche Name das Vorbild des französischen Iselt, wie Loth I S. 224 Anm. 4 noch angiebt; ferner zeigt sich, dafs die Bearbeitungen besonders der Peredur eine Reihe von Episoden enthalten, welche bei Chrestien fehlen. Zwei Ansichten sind auf Grund dieser Verhältnisse aufgestellt worden, die sich beide sowohl mit der Auffassung der französischen Litteraturgeschichte im allgemeinen, als auch mit Chrestiens Dichterruhm nicht recht vertragen wollen. Früher hat man geradezu behauptet, Chrestien habe die wälschen Texte bearbeitet; darnach wäre ein beträchtlicher Teil der altfranzösischen Litteratur ein blofser geistloser Abklatsch der wälschen. Über die Entstehung des bretonischen Epos habe ich mich bereits in dieser Zeitschrift (Neue Folge Bd. III, 211 bis 219) geäufsert. Die Unmöglichkeit dieser Annahme ist heute fast unbestritten anerkannt. Dagegen hat der vortreffliche Romanist G. Paris zu einer andern Ansicht seine Zuflucht genommen, die sich ziemlicher Verbreitung erfreut, und welcher auch Loth zustimmt. G. Paris hat sich der Erkenntnis nicht verschlossen, dafs die Geschichten von Owen, Geraint und Peredur aus dem Französischen ins wälsche übersetzt sind. Das erweisen einige noch im wälschen Text erhaltene

altfranzösische Namen, mifsverstandene altfranzösische Wendungen und endlich im Geraint die Anspielung auf eine französische Quelle (vgl. Holtzmann, Germania 12, 263). Aber er meint, Chrestien und die wälschen Texte, zum teil auch noch andere Gedichte, z. B. eine altenglische Percevaldichtung*) stammen alle aus einer gemeinsamen Quelle, einem anglonormännischen Gedichte, und daher rühre ihre weitgehende Gemeinschaftlichkeit im Inhalt, oft auch im Ausdruck. (Vgl. Romania 10, 468; 12, 459 ff.; 19, 157; histoire littéraire XXX, 13, 25, 27, 29, 260; Loth I 15). Diese Behauptung, die hier nicht im einzelnen widerlegt werden kann, leidet an allerhand Schwächen; sie ist einmal höchst unnötig, indem das Abhängigkeitsverhältnis zwischen Chrestien und den wälschen Texten sich ebenso gut, ja viel leichter anders erklären läfst.

Sie stellt weiterhin Werke in die anglonormännische Litteraturgeschichte, von denen trotz den sehr zahlreichen erhaltenen anglonormännischen Denkmälern keine Spur vorhanden ist, Werke, für welche diese Litteratur schlechterdings keinen Platz hat; sie macht endlich aus Chrestien einen ganz unbedeutenden Abschreiber, der dem Stoffe gegenüber völlig unfrei war, während der französische Kunstdichter im allgemeinen und gewifs auch der berühmteste und genialste, Chrestien, den Inhalt der Werke sonst ziemlich selbständig zu gestalten pflegte. Mit Recht haben sich W. Förster**) in seiner Yvain-

*) W. Hertz, die Sage von Parzival und dem Gral (in Nord und Süd, Bd. XVIII, 1881, Heft 52, S. 103/4) und ihm folgend G. Paris (la littérature française au moyenâge § 59) und A. Nutt (studies on the legend of the holy grail) haben in dem englischen Gedichte mit Unrecht eine ursprüngliche Form der Percevalsage oder doch Spuren davon gemutmafst, während es in Wahrheit nur eine geschickt gemachte und vom logischen Standpunkt aus sogar verbesserte Bearbeitung des unvollendeten Conte del graal Chrestiens ist. Der Beweis ist leicht aus der Textvergleichung zu führen. Zur näheren Begründung vgl. meine Abhandlung über das Verhältnis von Chrestiens Perceval zu der wälschen und englischen Geschichte in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie vom 7. Juni 1890).

**) In der Einleitung zum Erek wird Förster der Hypothese G. Paris über ein anglonormännisches Medium, das zwischen Chrestien und seinen Stoffen, besonders Yvain und Erek liegen soll, mit gewichtigen Gründen entgegentreten. (Vgl. auch Förster im Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie 1890 No. 7). Wir wollen hier durchaus nicht die Möglichkeit in Abrede stellen, dafs Chrestiens Stoffe zum Teil auch vor ihm behandelt wurden; sicherlich ist das bei seinem Tristan der Fall und wohl auch beim Lancelot. Nur gegen das von G. Paris vorausgesetzte Original, das bereits hinsichtlich des Inhaltes auf der höchsten Stufe der Vollendung gestanden haben müfste und für Chrestien fast gar nichts mehr übrig lassen würde, soll Einsprache erhoben werden.



ausgabe S. XXV—XXVII und Othmer, das Verhältnis von Christians von Troyes Erek zu Geraint, Köln 1889 (vgl. meine Anzeige in der Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur XII[2] 1890 Heft 4) gegen eine solche Auffassung erklärt. Ihnen zufolge, wie es auch schon früher verschiedene Forscher behauptet haben, sind die drei wälschen Geschichten unmittelbar als verkürzende Bearbeitungen aus Chrestien hervorgegangen; der wälsche Übersetzer verfuhr aber mit Freiheit, er hat der französischen Fabel durch ausgiebige Verwendung wälscher Namen, zuweilen auch wälscher Sagenzüge ein ihrem neuen Leserkreise angemessenes Gewand umgeworfen; seine Zutaten sind bei schärferem Zusehen unschwer kenntlich, da sie nur in losem Zusammenhange, mitunter im Widerspruch zum Kern der Chrestienschen Handlung stehen. Die drei Texte bleiben demnach für die eigentliche französische Litteraturgeschichte aufser Ansatz; sie gehören zu den vielen ausländischen Nachahmungen, welche die französischen Werke im Mittelalter erfuhren. Eine andere Auffassung der sogenannten *Mabinogion* bringt unlösliche Verwirrung in die französische und in die vergleichende Litteraturgeschichte des Mittelalters. Sie gehören offenbar zur Kategorie der bereits oben erwähnten wälschen Übersetzungen nach bekannten französischen Mustern, wie solche auch aufser denjenigen des roten Buches von Hergest auf wälschem Gebiete vorkommen, z. B. die wälsche Übertragung der *‚queste del saint graal'* und des *‚Perceval li Gallois'*, *‚Campeu Charlymaen'* (gests of Charlemagne) und *‚Bevis of Hampton'* (herausgegeben von R. Williams in den selections from Hengwrt mss. part 1—3 London 1876, part 4 London 1878). Nach dem Herausgeber sind diese Prosaromane im reinsten und schönsten wälschen Stil verfafst und mit den Mabinogion des roten Buches von Hergest etwa gleichaltrig, ursprünglich in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts geschrieben. Die letzteren unterscheiden sich von diesen Übersetzungen allein durch die freiere Behandlung des Inhaltes und durch gelegentliche Zutaten und Einschaltungen.

Ähnliche Bearbeitungen französischer Dichtungen finden sich bei den Iren (vgl. Zimmer, Göttinger Gelehrte-Anzeigen 1890 No. 12 S. 502 f.). Owen, Geraint und Peredur haben nur für die wälsche Litteraturgeschichte Wert, und können nur mittelbar wie z. B. mittelhochdeutsche Gedichte fürs Altfranzösische nutzbar gemacht werden. Ihre Quelle, Chrestien, ist ja zur Genüge bekannt. In diesem Punkte also, der gerade von allgemeinstem Interesse ist, mufs die Behauptung

Loths, der sich engstens an G. Paris anschliefst, mit Vorsicht aufgenommen werden. Der Wert des Buches und der Übersetzung wird begreiflicherweise hiedurch nicht im mindesten beeinträchtigt.

Loth bringt in der Einleitung, S. 16, schätzenswerte Nachweise für die Verbindungen und Wechselheiraten zwischen Normannen und Wälschen in England, woraus das Interesse von Seiten der Franzosen für die geistigen Erzeugnisse von Wales, für die Laisstoffe und ähnliches sich erklärt, aber auch umgekehrt die Vorliebe der Wälschen für französische Litteratur. Als Anhang ist eine Übersetzung der wälschen Triaden gegeben. Diese Triaden sind wahrscheinlich im Zusammenhang mit den *Mabinogion* und anderen am Schlusse des 12. Jahrhunderts entstanden und dienten wie diese dem Unterricht der Bardenschüler, welchen sie die dichterischen Stoffe in gedrängter Kürze und nach einem bestimmten Grundsatz, nach der Dreizahl geordnet, übersichtlich beibringen sollen. Es sind immer drei sagengeschichtlich merkwürdige Persönlichkeiten oder Ereignisse neben einander gestellt. Bis ins 17. Jahrhundert herab hat man diese nur mnemotechnische, annalenmäfsige Litteraturgattung gepflegt. Poetisch sind natürlich die Triaden ohne den geringsten Wert, aber für die Kultur- und Litteraturgeschichte leisten sie gute Dienste, da man sich aus ihnen ein Bild vom Stande der Litteratur in Wales machen kann. Wir finden in den Triaden die nationale wälsche Sage, wie im Hergest-Manuskript, aber daneben auch das Artusepos, Tristan und andere französische Stoffe. Während man früher die Triaden für den Nachweis der kymrischen Ursprünglichkeit jener Romane anzuziehen pflegte, ist man heute doch meistens darüber einig, dafs sich diese Erwähnungen in der wälschen Litteratur auf die französischen Gedichte, nicht auf deren angebliche wälsche Quellen beziehen. Die Triaden sind schon ihrer Anlage nach schulmäfsig gelehrt und so können die Anspielungen auf antike Stoffe neben den einheimischen und französischen nicht Wunder nehmen. Aufser den hier genannten Texten und den Triaden*) enthält die wälsche Litteratur keinerlei für die Geschichte der altfranzösischen Romane wichtige Denkmäler mehr. Das Hauptergebnis einer vorurteilsfreien Prüfung der kymrischen mit dem sogenannten Artusepos in Verbindung

*) Über diese beiden vgl. auch den vortrefflichen Artikel von E. Windisch, keltische Sprachen in Ersch-Grubers Encyklopädie 2. Sektion 35. Teil 1884 S. 167 bis 171.

stehenden Quellen ist, dafs die letzteren samt und sonders aus dem Französischen abgeleitet sind, und zwar aus hinlänglich bekannten Werken. Nicht einmal als die mittelbaren Vertreter einer verlorenen französischen Dichtung können die drei Chrestien entsprechenden Stücke gelten, höchstens kommen sie, soweit wörtliche Übereinstimmungen vorliegen, für eine verlorene Handschrift eines bekannten altfranzösischen Gedichtes in Betracht. Sie stehen demnach für die vergleichende Litteraturgeschichte des Mittelalters auf derselben Stufe, wie die mittelenglischen, denen die wälschen meistens um 100 bis 200 Jahre vorausliegen, altnorwegischen und mittelhoch- und niederdeutschen Nachahmungen der altfranzösischen Litteratur. Für die Frage nach der Entstehung des sogenannten bretonischen oder Artusepos sind sie ohne jegliche Bedeutung. Die Erklärung dieser Stoffe mufs einzig und allein zunächst von den vorhandenen französischen Gedichten ausgehen.

Das Buch Loths ermöglicht Jedem den denkbar bequemsten eigenen Einblick in einen interessanten Abschnitt der wälschen Litteratur, womit schon viel Mifsbrauch getrieben wurde. Die Bekanntschaft mit den fraglichen Stücken wird am sichersten zu einer klaren Einsicht verhelfen. Allen Forschern auf dem Gebiet der mittelalterlichen Litteraturgeschichte, insbesondere den Romanisten und Germanisten und denen, die vergleichende Studien treiben, sei das Werk Loths aufs beste und angelegentlichste empfohlen.

Anhangsweise mag hier noch beigefügt werden, dafs auch einige bretonische Texte vorhanden sind, welche in Beziehung zu Perceval und der französischen Gralssage stehen. Diese wurden früher ebenfalls teilweise für alt und echt betrachtet und für die Entstehungsgeschichte des Artusepos verwertet. Aber heute denkt niemand mehr an deren Ursprünglichkeit, vielmehr herrscht nur eine Meinung über ihre völlige Abhängigkeit von den französischen Texten. Es handelt sich um das ganz junge bretonische Märchen ‚*Peronnik l'idiot,* herausgegeben von Souvestre im Foyer breton Bd. II (Nouvelle édition Paris 1858 S. 137 bis 179), und um das Lied vom Held Morwan bei Villemarqué, Barzaz Breiz 4. éd. Bd. I 1846 S. 127 ff.

II. Perceval und der Gral.

Aufser zahlreichen kleineren Abhandlungen besitzen wir nunmehr zwei zusammenfassende Monographien über dieses Thema: dem bekannten Buch von Birch-Hirschfeld, die Sage vom Gral, Leipzig 1877

hat A. Nutt, studies on the legend of the holy grail with especial reference to the hypothesis of its celtic origin, London 1888, 8° 281 SS., folgen lassen. Wie bereits der Titel besagt, liegt ein neuer Versuch vor, die Gralssage an keltische Mythen anzuknüpfen, nachdem von Zarncke und Birch-Hirschfeld der Gral unseres Erachtens mit Glück aus christlich-legendarischen Vorstellungen des Mittelalters erklärt worden war. Die Schrift Nutts giebt in ihrem ersten Teil eine klare und übersichtliche Darstellung der vorhandenen Arbeiten über dieses Thema.*) Ehe wir überhaupt daran denken können, eine Erklärung der Perceval-Gralsage zu geben, müssen die erhaltenen zahlreichen und leider bislang nur sehr mangelhaft herausgegebenen Dichtungen gehörig geordnet werden. Dies geschieht denn auch bei Nutt im ersten Teile (vgl. das Ergebnis auf S. 95 f.) und seine Anordnung enthält eine von verschiedenen andern Forschern ebenfalls für unumgänglich erachtete Verbesserung der von Birch-Hirschfeld (S. 241 f. bei Nutt S. 120 f.) vorgeschlagenen chronologischen Reihenfolge. Auch G. Paris (la littérature française au moyen âge § 59) stimmt im grofsen Ganzen zu Nutt. Soweit es bei den nur ungenügend vorliegenden Texten mit annähernder Sicherheit sich fest stellen lässt, stehen dieselben etwa in diesem Abhängigkeitsverhältnis untereinander: obenan steht des Chrestien von Troyes unvollendetes Gedicht *le conte du graal*, geschrieben um 1175. Dieses erfuhr mehrere Übertragungen in fremde Sprachen, zum Teil *mit*, zum Teil *ohne* die später daran angehängten Fortsetzungen: so Wolframs Parzival, wahrscheinlich nach einem provenzalischen Texte eines Guiot, der eine selbständige Vollendung des Chrestiengedichtes mit stellenweise vollständiger Beibehaltung des Wortlautes, aber dennoch mit sehr hochtrabender Polemik gegen den französischen Dichter repräsentiert, eine norwegische Prosaübersetzung die Parcevalsaga, ein englisches Gedicht Sir Percyvelle und den kymrischen Peredur. Doch auch zu

*) Wir beschäftigen uns hier allein mit der keltischen Hypothese, die wir zurückweisen müssen. Abgesehen davon ist hervorzuheben, dafs das Buch Nutts in sehr einsichtsvoller und gründlicher Weise über das Verhältnis der verschiedenen französischen Texte handelt und sich in diesem Teile würdig Birch-Hirschfelds Schrift zur Seite stellt. Eine knappe, treffliche Übersicht über den Stand der Wolfram-Guiot-Chrestienfrage findet sich S. 261—263. Wenn eine Hypothese des Buches unhaltbar ist, so werden die anderweitigen Vorzüge dadurch nicht in Schatten gestellt; eine Kenntnisnahme des Buches ist sehr empfehlenswert, zumal nach der Lektüre dieses Artikels, welcher über der Bekämpfung der keltischen Theorie nicht dazu kommt, die wertvollen Seiten ins gehörige Licht zu rücken.

umfangreichen Fortsetzungen in Frankreich selber gab Chrestiens Werk, zumal wegen seiner unvollendeten Gestalt Veranlassung. Eine Eigenheit des Chrestien war für die spätere Entwickelung der Graldichtung von bestimmendem Einfluſs. Chrestien pflegt, um die Spannung zu erhöhen, absichtlich über viele Personen und einzelne Ereignisse den Leser anfangs im Dunkel zu lassen; im weiteren Verlauf der Handlung klären sich natürlich diese Dunkelheiten von selber auf. In dem erhaltenen Teile wird geschildert, wie Perceval auf eine Burg kam, woselbst er allerlei wunderbares sah und erfuhr; er bekam ein Schwert, das nur in einem Falle zerbrechen sollte, er sah den Gral, ein glänzendes Gefäſs vorübertragen und eine Lanze, von deren Spitze Blut herabfloſs. Aber er unterlieſs es nach der Bedeutung dieser Dinge zu fragen. Aus dem Verlaufe der Handlung vermögen wir mit Gewiſsheit jedenfalls soviel zu entnehmen, daſs der Dichter beabsichtigte, Perceval zum zweiten Male auf die Burg gelangen zu lassen, um das Versäumte nachzuholen. Auf seine Frage wäre naturgemäſs die Erklärung aller dieser Dinge erfolgt. Doch Chrestien kam nicht soweit und so bleibt diese ganze Scene samt den wunderbaren Gegenständen in mystisches Halbdunkel gehüllt. Es ist bislang keinem Versuche geglückt, den Schleier des Geheimnisses zu lüften, weil eben von einer Quelle Chrestiens keine Spur auf uns gekommen ist. Wohl aber ward die Phantasie der mittelalterlichen Dichter mächtig angeregt und sie suchten auszuführen, was Chrestien im Dunkel gelassen hatte. Ihre Aufgabe war ihnen ziemlich deutlich vorgezeichnet: es war zu erklären, was der Gral sei, und zu erzählen, wie Perceval ihn wiederfand. Als erster machte sich ein Dichter Namens Gaucher ans Werk. Seine Fortsetzung ist gänzlich nach der Schablone der gewöhnlichsten Artusromane gearbeitet: Perceval zieht in der Welt herum, besiegt Ritter und schickt sie an des Artus Hof. Endlich erreicht er wieder die Burg und tut die Fragen. Aber der Zufall hat es gefügt, daſs auch Gaucher die Antwort schuldig blieb. Denn auch sein Gedicht bricht im entscheidenden Augenblick ab. Doch findet sich in einer vor Gaucher eingeschobenen Fortsetzung eines Anonymus, welcher den Gauvain auf die gesuchte Burg führt, eine kurze Auskunft über den Gral, die freilich dem Verdacht einer Interpolation unterliegt. Danach war der Gral eine Schale, in der Joseph von Arimathia das Blut des Erlösers sammelt. Nach mancherlei Nöten kam der Gral nach Britannien und ward in die Hut des Königs gegeben, dem Perceval im Amte folgen soll. Die blutige Lanze ist

diejenige, mit der des Gekreuzigten Seite durchstochen ward. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts griff Robert de Boron diesen Gedanken lebhaft auf, ja möglicherweise geht er überhaupt von ihm aus, wenn die eben erwähnte Stelle erst später eingeschaltet ist, wofür u. a. auch die handschriftliche Überlieferung zu sprechen scheint, und schuf in einem besonderen Gedichte ‚Joseph d'Arimathie' eine Vorgeschichte des Grales, der Abendmahlschüssel Christi, die sein heiliges Blut barg. Unter Benützung von Roberts Gralsgeschichte und Chrestien und Gaucher entstand ein stark zur Legende hinneigender Percevalroman, wo neben den Helden, der den Namen *Perlesvax* = durch die Täler, eine Deutung des ursprünglichen Perceval [aus *percer* = durchdringen, *val* = Tal, vgl. den ähnlichen Namen *Passelande* und später *Perceforest*] führt, als Sucher nach dem Grale auch Lancelot tritt. Diesen Gedanken aufgreifend und erweiternd entstanden auf Grund des ebengenannten Romanes sowie des Robert und Chrestien die sogenannte ‚Queste' die Suche nach dem Gral und die ‚histoire du saint gral', zwei gewaltige Prosaromane, in denen der Stoff ebensosehr an Umfang zunahm, wie er an Gehalt Einbufse erlitt. Perceval ward darin von Galahad, Lancelots Sohn gänzlich aus seinen Rechten verdrängt. Es war ganz folgerichtig, dafs man diese neue Queste mit Galahad als Hauptheldenn geradewegs als eine Fortsetzung des Lancelotromanes betrachtete, wie sie sich in den Handschriften auch meist in unmittelbarem Anschlufs an den letzteren vorfindet. Um 1220 treten nochmals zwei Fortsetzer Chrestiens auf Mennessier und Gerbert, welche sich offenbar was die Geschichte des Grales anlangt, auf die Prosaromane stützen. Mennessier, wie es vor ihm namentlich der Roman von Perlesvax getan hatte, deutet auch die blutende Lanze, welche nach Chrestiens Werk dunkel blieb, als eine Reliquie, es ist der Speer, mit welchem Longinus des Gekreuzigten Seite durchbohrte. Das Schwert, dessen Chrestien Erwähnung tut, giebt ihm Gelegenheit, die Abenteuer Percevals fortzuspinnen, indem er an Gaucher anknüpfend, des Perceval zweiten Besuch auf der Gralsburg erzählt, den Helden abermals in weitere Fahrten verwickelt, wobei er eine Rachetat zu verrichten hat, nach deren Vollziehung er endlich zum dritten Male auf die Burg gelangt.

Alle diese Bearbeitungen stehen in deutlich erkenntlichem Abhängigkeitsverhältnis; die späteren kennen die früheren, welche sie ausführen und erweitern. Sie enthalten nichts, was man nicht getrost der Erfindungskraft ihrer Verfasser zuschreiben dürfte und sind als

freie Erfindungen im Hinblick auf zahlreiche verwandte Geisteserzeugnisse jener Zeiten durchaus verständlich. Roberts de Boron Gralgeschichte setzt sich aus einer freien Benützung legendarischer Elemente zusammen, wie Birch-Hirschfeld Kapitel VI überzeugend nachwies; auch diese Schöpfung ist aus der mittelalterlichen Dichtweise vollkommen erklärlich. Man mutet Robert, der sich mit recht etwas darauf einbildet, dafs kein Sterblicher vor ihm *la grant estoire dou graal'* geschrieben habe (Joseph 2489 ff.), durchaus nichts Unmögliches zu. Ob er freilich mit seiner eigenmächtig geschaffenen Gralsgeschichte die ursprüngliche Absicht Chrestiens traf, vermögen wir vorerst nicht zu entscheiden; jedenfalls wies er aber der Graldichtung die Bahn, auf der sie dann beharlich weiter schritt, wie der mit der Zeit stetig wachsende Hang zur Legende, die Deutung der blutenden Lanze bei Mennessier dartut. Die Minne ist seit Robert verschwunden und macht einem ernsten asketischen Ideal Platz, dessen Vervollkommnung die erkorenen Gralsritter zustreben. Nicht mehr wie bei Chrestien verschönt sie das Leben der Helden, nur zu ihrem Verderben als Fallstrick des Versuchers dient sie in der späteren Gralsdichtung.

Wenn wir in Kürze auf die Frage *,was ist der Gral'* antworten sollen, so können wir nur, indem wir uns genau an die Quellen halten, darauf erwidern: der Gral bei Chrestien ist ein reines Rätsel; er ist aus Gold, mit edlen Steinen besetzt, ein heiliges Ding. Mehr sagt Chrestien nicht. Bereits die Interpretation des Wortes, Gral = Schüssel ist erst in den späteren Romanen aufgetaucht. Wohl aber dürfen wir mit Bestimmtheit behaupten: dieser unverständliche, uns vorerst völlig dunkle Gral Chrestiens ist von Boron und allen späteren als die Abendmahlschüssel Christi gedeutet worden. Aus legendarischen Elementen hat schöpferische Phantasie diese neue Sage geschaffen, wobei Robert jedenfalls von früheren Werken, etwa Chrestiens angeblichen Vorlagen, ja überhaupt nur von der ursprünglichen Absicht Chrestiens keine Kenntnis hatte.

Aus den erhaltenen Denkmälern kann kein älterer Stand der Überlieferung erschlossen werden, als Chrestiens conte del graal. Alles Vorhandene geht von ihm aus und ist als die unter den französischen Dichtern erfolgte Fortführung und Ausdeutung seines durch seine Unfertigkeit dazu aufmunternden Werkes aufzufassen. Wohl behauptet Chrestien mit aller Bestimmtheit eine Quelle benützt zu haben:

481 cou est li contes del graal,
dont li quens li bailla *le livre*.

Wir haben keinen Grund, diese Angabe anzuzweifeln, obschon man andererseits auch nicht vergessen darf, dafs nie mehr gefabelt ward als im Mittelalter und oft die Erdichtung gerade da, wo mit Ernst auf eine wahrhaftige Quelle hingewiesen wird, augenfällig genug ist. Aber soviel scheint sicher, von den zahlreichen Nachfolgern Chrestiens hat keiner seine Quelle henützt, vielleicht weil es eben keine solche im eigentlichen Sinne des Wortes gab. Die Vorgeschichte des Grales ist eher nach Chrestien entstanden, um eine Lücke auszufüllen, die auf andere Weise nicht wiederherzustellen war. Gegen die Benützung des Peredur und Sir Percyvelle für die Hypothese eines gemeinsam vor diesen beiden und Chrestien belegenen anglonormännischen Gedichtes habe ich mich bereits ausgesprochen.*) Es mag hier auch noch erwähnt werden, dafs, falls den Werken des französischen Kunstdichters eine frühere poetische Behandlung desselben Stoffes etwa unter den niederen Spielleuten voranging, diese schon infolge der frühzeitig beginnenden Übersetzungslitteratur sich noch deutlich nachweisen lässt wie z. B. beim Tristan und Lancelot**). Gerade in unserem Falle ist es doppelt auffällig, dafs niemand auf den Gedanken kam, Chrestiens Gedicht mit Hilfe des Quellenmateriales zu einem seiner Anlage angemessenen Abschlufs zu bringen. Wir müssen uns bei der vor Augen liegenden Tatsache bescheiden, dafs es nicht geschah, sondern dafs die reiche Entwickelung der Perceval-Graldichtung von Chrestiens unfertigem Werke ihren Ausgang nahm.

Es mufste die Geschichte der altfranzösischen Gralsage in kurzen Zügen dargestellt werden um von hier aus einen festen Standpunkt für die Beurteilung von Nutts Studies zu gewinnen. Wer es unternehmen will, Beziehungen zwischen der französischen Percevalsage und kymrischen oder bretonischen Mythen oder Märchen nachzuweisen, hat sich allein an das zu halten, was bei Chrestien steht. Das bei

*) Vgl. Sitzungsberichte der Münchener Akademie vom 7. Juni 1890.

**) Man darf überhaupt die sehr berechtigte Frage aufwerfen, weshalb von Erek, Ivain und Perceval trotz Chrestiens Berufung auf eine Vorlage nichts als sein Werk und daraus geflossene Darstellungen vorliegen; ebenso beim Cliges, wo Chrestiens eigene schöpferische Tätigkeit doch aufser Frage steht. Der wohlfeile Einwand, Chrestien habe seine Vorgänger in Schatten gestellt und verdrängt, verfängt nicht; denn beim Tristan und Lancelot ist genug von anderweitigen Bearbeitungen bekannt, obwohl Darstellungen von Chrestien vorhanden waren. Man sollte fast glauben, die vier zuerst genannten Stoffe seien überhaupt von ihm erst ins Leben gerufen worden. Ihr litterarisches Leben zum mindesten verdanken sie ihm ganz und gar, während das bei nebenher laufender anderweitiger älterer Überlieferung nicht der Fall ist.

ihm Erzählte kann zum Teil allenfalls in Zusammenhang mit ursprünglich bretonischen Zügen stehen, worüber wir Aufklärung von kundiger Seite dringend bedürfen. Freilich gerade der Grundgedanke der Percevalgeschichte, das Dümmlingsmärchen, braucht keineswegs auf bretonischen Ursprung zurückzugehen. Aber, dafs es eine keltische Sage gab, die schon im Wesentlichen sich zu der Stufe entwickelt hatte, wie wir sie bei Chrestien vorfinden, so dafs schliefslich die Aufgabe des französischen Dichters solchen keltischen Urquellen gegenüber nicht viel anders war als die des mittelhochdeutschen gegenüber dem Franzosen, dafs dieselbe auch noch auf die spätesten Bearbeiter der Gralsage Einflufs zu üben vermocht hätte, ist im höchsten Grad unwahrscheinlich, ja unmöglich. Nutt aber benützt für seine Theorie vom keltischen Ursprung des Grales gerade vornehmlich solche Quellen, die nachweisbar aus Chrestien stammen. Diesen Sachverhalt vermag auch Nutt nicht abzuleugnen; doch meint er, eine seltsame Mischung annehmen zu dürfen, die entstand aus der Benützung einer älteren keltischen Sagenschicht und aus der bei Chrestien vorliegenden Umbildung derselben: d. h. sowohl Chrestien wie seine Quellen sind verwertet. Solches glaubt Nutt bei dem ‚mabinogi‘ z. B., das aus Chrestien und aus einem ‚protomabinogi‘ sich zusammensetzt; auch der englische Sir Percyvelle wird in ähnlichem Sinne gedeutet. Dieses Verfahren ist gerade so, wie wenn Jemand, dem ein Original und eine mit allerlei Zusätzen und Einschaltungen versehene Kopie zu Gebot stünde, sich an diese späten und unechten Anwüchse halten wollte, um daraus das Original zu erklären! die übrigen Zusammenstellungen einzelner Züge aus meistens späteren französischen Dichtungen mit denen keltischer Sage sind in der Regel sehr wenig beweiskräftig und erheben sich nicht über reine Zufälligkeiten. Nutt ist ein vortrefflicher Kenner der Volkssagen (Folklore); aber trotzdem vermag ich seiner Kritik folkloristischer Elemente nicht zuzustimmen. Weil z. B. der englische Sir Percyvelle und ein Gralsbesuch, wie ihn Heinrich von Türlîn von Gauvain berichtet, wobei schon die Übertragung auf Gauvain an Stelle des Perceval dessen späten Ursprung erweist, mehrfach an Volkssagen anklingen, wird beiden Fällen sofort aufserordentliche Bedeutung zugemessen. Er entnimmt daraus die Berechtigung, bei der Wiederherstellung der Urform der Sage solche Berichte trotz ihres Auftauchens in späten trüben und abgeleiteten Quellen vor allen älteren zu bevorzugen. Übrigens hat Nutt gerade hier Vorgänger. Selbst G. Paris deutet das englische Gedicht auf

dieselbe Art. Und doch ist es ein häufig zu beobachtender Vorgang, welcher dem Folkloristen besonders bekannt sein sollte, dafs solche volksmäfsigen Sagenzüge auch später an rein litterarische Denkmäler sich sekundär auzusetzen pflegen, zumal wenn die Dichtung aus den Händen des Kunstdichters in den Bereich roherer und weniger gebildeter Verfasser übergeht. Die Vorstellung, welche sich Nutt von der Überführung des keltischen Elements in die französische Sage macht, ist etwas unklar (vgl. S. 225 f.). Da soll sich aus mancherlei Abenteuern und Episoden eine kymrische Peredursage gebildet haben. Peredur als echt kymrischer Sagenheld, als Vorbild des Perceval ist aber das Phantom eines Trugschlusses, das endlich einmal gründlich abgetan werden sollte. Peredur ist ein nicht ungewöhnlicher kymrischer Name; diesen verwendet der wälsche Übersetzer des conte del graal an Stelle des romanischen Perceval, jedenfalls des Gleichklanges halber; man könnte mit demselben Recht von einer ursprünglichen Geraintsage neben der davon abgeleiteten französischen Ereksage reden, weil der wälsche Bearbeiter aus Laune den Namen Erek seiner Vorlage mit Geraint vertauscht hat. Diese kymrische Sagenstufe wird u. a. durch das ‚Protomabinogi‘ vertreten. Im französischen entwickelten sich auf Grund dieses Sagenstoffes zahlreiche *Lais*, ein ‚proto-conte du graal‘ und aus diesem unerschöpflichen Quell haben dann die einzelnen Graldichter geschöpft!

Vom Standpunkt der französischen Litteraturgeschichte aus, kann Nutts Versuch nicht als geglückt betrachtet werden. Er entnimmt sein Beweismaterial, trotzdem das Abhängigkeitsverhältnis der einzelnen französischen Texte richtig erkannt ist, in unerlaubter Weise aus jungen Denkmälern, die vor unseren Augen gleichsam entstehen und unmöglich mehr Beziehungen zu Chrestiens fraglichen Quellen hatten. Wir müssen uns vorläufig damit begnügen, in Chrestiens Perceval die älteste erreichbare Sagenform anzuerkennen; eine unerläfsliche Forderung für alle weiteren Folgerungen ist der Nachweis, oder vielleicht besser das strenge Festhalten an dem bereits erbrachten und fast allgemein anerkannten Nachweis, den man nicht immer wieder in der Praxis aufgeben darf, dafs wir wirklich nicht über ihn hinausgelangen und weder anglonormännische noch kymrische oder bretonische Vorstufen mit Hilfe der späteren Texte und gar vermittelst ihrer Interpolationen und offenbaren jungen Zutaten und neuen Erfindungen herzustellen vermögen.

Endlich mufs noch darauf hingewiesen werden, dass auch vom

Standpunkt der keltischen Philologie aus betrachtet die Hypothese Nutts hinfällig ist. Zimmer (Göttinger Gelehrte Anzeigen 1890 No. 12 S. 488 ff.) wies nach, dafs Nutt sich vornehmlich auf ein Material stützt, welches schlechterdings für die daraus gezogenen Schlüsse unbrauchbar ist, indem es 1. irisch-gaelisch ist, während die Erklärung der Artusepen, falls ihr etwaiger keltischer Ursprung erörtert wird, sich ans bretonisch-armorische halten mufs. 2. Aber, weil nur ganz junge Volkssagen und Märchen beigezogen sind, welche zum Teil halblitterarischen Entstehung und fremden Ursprunges für die Zeit der Artusgedichte überhaupt garnicht in Betracht kommen können.

Was der Gral bei Chrestien war, wissen wir nicht. Aber bei den übrigen französichen Dichtern ist er die Abendmahlschüssel, welche das Blut des Erlösers in sich birgt, und hat mit der keltischen Sagenwelt nichts zu schaffen. Einem höchst gezwungenen Versuche gegenüber, auch in dieser offenbar christlichen Vorstellungsreihe noch keltische Einwirkung zu verspüren, verhält sich Nutt selbst skeptisch (S. 224). Die Triade, welche von Bran (Hebron) als Bekehrer Britanniens spricht (bei Loth, Mab. II S. 284, Nutt S. 219), dürfte füglich wie so vieles andere eher aus den französischen Romanen stammen, als zu ihrer Erklärung dienen.

Soweit bislang Beziehungen zwischen der französischen und keltischen Litteratur überzeugend nachgewiesen und benützt worden sind, stellt sich das Verhältnis in der Weise heraus, dass die bekannten französischen Texte die Vorlagen von mehr oder weniger freien Bearbeitungen abgegeben haben. Aus ihnen ist sowenig der Rückschlufs erlaubt auf eine eigene unabhängige Sagenentwickelung der fraglichen Stoffe unter den keltischen Stämmen, als etwa des Pfaffen Konrad Übersetzung der chanson de Roland eine besondere deutsche Karlssage erweist.

Mit diesen Bemerkungen soll keineswegs über den Ursprung der Artusepen etwas gesagt sein, sondern nur gegen eine ungehörige Verwendung sowohl der französischen als der kymrischen Quellen bei Untersuchungen in dieser Sache Verwahrung eingelegt werden.

München.

Dante
in der englischen Litteratur des 16. Jahrhunderts.

Von

Emil Koeppel.

Chaucer las und würdigte Dante, aus dem farbenreichen Gewebe des englischen Dichters blitzt uns mancher Goldfaden des grofsen Italieners entgegen. Mit Chaucer starb für mehr als ein Jahrhundert jeder Einflufs Dantes auf die englische Litteratur. Schon bei dem Mönche von Bury, John Lydgate, dem berühmtesten Vertreter der Chaucer-Schule, sind die Beziehungen zu der Litteratur der *lingua volgare*, zu der nationalen Litteratur Italiens erstarrt. Er preist Boccaccio und Petrarca als lateinische Schriftsteller und Dichter, ohne ihrer italienischen Werke auch nur mit einem Worte zu gedenken; er erwähnt in seiner grofsen, oder besser gesagt, umfangreichen Dichtung ‚The Falls of Princes' Dantes Divina Commedia in dürrsten Worten, ohne dafs sich die leiseste Spur einer Wirkung dieses Gedichtes auf ihn erkennen läfst*). Im weiteren Verlauf des 15. Jahrhunderts verhüllt sich Dantes Gestalt für die Engländer gänzlich. Osbern Bokenam, richtiger Bokenham, der Legendendichter, der von wiederholten Reisen nach Italien spricht**), steht in keinem Zusammenhang mit der Litteratur dieses Landes.

Auch bei den Männern, deren Werke zu Anfang des 16. Jahrhunderts Zeugnis geben von dem Wiedererwachen der englischen

*) Vergl. meine Abhandlung ‚Laurents de Premierfait und John Lydgates Bearbeitungen von Boccaccios De Casibus Virorum Illustrium' (München 1885) p. 76 ff. — ‚The Commedia and Canzoniere of Dante Alighieri' a new translation etc. by E. H. Plumptre (London 1887, 2 vols.) vol. II p. 409 sqq. Estimates, Contemporary and Later p. 427. Die von Plumptre an erster Stelle angeführte Erwähnung Dantes fand Lydgate in seiner Quelle, Boccaccio selbst nennt Dante (De CVI. IX 23).

**) Vgl. ‚Osbern Bokenams Legenden' ed. C. Horstmann (Kölbings Altenglische Bibliothek Bd. 1, Heilbronn 1883); Prol. v. 108. Zur Richtigstellung des Namens vgl. Horstmann, Engl. Stud. X 1.

Litteratur nach den Rosen-Kriegen, bei den ersten Dichtern der Tudor-Periode, kann uns wenig an Dante erinnern. Stephen Hawes, der dichtende *groom of the privy chamber* Heinrichs VII., hält seinen Blick fest auf sein Dichter-Ideal, den Mönch von Bury, gerichtet, den er in vielen Versen rühmt und dessen Manier er in seinem Hauptwerke ‚The Pastyme of Pleasure' (1506) ängstlich nachbildet. Dafs sich zwischen diesem verwässerten Lydgate, diesem Nachahmer eines Nachahmers, und Dante keinerlei Gemeinschaft ergiebt, ist begreiflich. Warton*) sagt allerdings von Hawes, dafs er die französische und italienische Poesie vollkommen beherrscht habe; aber wir wissen, dafs der verdiente Litterarhistoriker mit solchen Angaben etwas zu freigebig war: nennt er doch unter den von Lydgate besonders studierten Autoren Dante**), wofür jeder Beweis fehlt. Vermutlich ist auch seine Bemerkung über Hawes Kenntnis der italienischen Litteratur zu liberal gefafst — gewifs ist, dafs in den mir bekannten Werken Hawes***) nichts auf eine Vertrautheit mit Dantes Dichtungen schliefsen läfst.

Auch Alexander Barclay, der, ohne eigene Leuchtkraft, doch als Übersetzer des Brandschen Narrenschiffes†), als einer der ersten Vermittler zwischen den Litteraturen Deutschlands und Englands unsere Aufmerksamkeit mehr fesselt als Hawes — auch Barclay steht Dante fern. Einmal stofsen wir bei ihm auf den grofsen Namen, aber nicht in seinen eigenen Worten, sondern in seiner Übersetzung des Prologs, mit welchem Jakob Locher seine lateinische Version des Narrenschiffes einleitet††).

*) History of English Poetry (ed. Hazlitt, London 1871) vol. III p. 170: *After an academical education at Oxford, he travelled much in France, and became a complete master of the French and Italian poetry.*

**) l. c. III 53 f.: *He chiefly studied the Italian and French poets, particularly Dante, Boccaccio, and Alain Chartier.*

***) The Pastime of Pleasure: An Allegorical Poem, by Stephen Hawes. Reprinted from the Edition of 1555; London 1846 (Publications of the Percy Society vol. 18). — The Conversyon of Swerers: A joyfull Medytacion to all Englonde of the Coronacyon of Kyng Henry the Eyght. Edinburgh 1865 (reprinted for the Abbotsford Club).

†) Barclays Übersetzung erschien 1509, cf. ‚The Ship of Fools' translated by Alexander Barclay; ed. by T. H. Jamieson, Edinburgh/London 1874; 2 vols — The Cytezen and Uplondyshman: an Eclogue, by Alexander Barclay. Printed from the original edition by Wynkyn de Worde. Ed. by F. W. Fairholt; London 1847 (Publ. of the Percy Society vol. XXII 1).

††) vol. I p 8 sq. *This fourme and lybertye of writinge, and charge hathe taken vpon him the Right excellent and worthy Mayster Sebastian Brant . . . Poete to the comon welthe of al people in playne and comon speche of Doche in the contrey of*

Hoffnungsvoller treten wir an den dritten im Bunde der ersten Tudor-Dichter heran, an John Skelton. Bei diesem kraftvollen, kühn seine eigenen Wege wandelnden Dichter, der eine gediegene gelehrte Bildung und bedeutende linguistische Kenntnisse besafs, erwartet man ein Studium, ein Verständnis Dantes, oder doch wenigstens an entsprechender Stelle, in einer Liste berühmter Dichter den Namen Dantes. Und in der Tat werden wir bei Skelton einmal an Dante erinnert. Wie Dante im Limbo von den Schatten der grofsen Dichter des klassischen Altertums freundlich aufgenommen wird, so tritt auch dem Skelton aus dem Gefolge der Dame Pallas das berühmte Dichtertrio Englands, Gower, Chaucer und Lydgate freundlich grüfsend entgegen — mit dem sehr bezeichnenden Unterschied, dafs, während Dante das ihm von den grofsen Schatten gespendete Lob in die stolz-bescheidenen Worte fafst: *Parlando cose che il tacere è bello* (Inf. IV 104)*), Skelton sich von seinen illustren Vorgängern als hochverdienter Kollege zwanglos loben läfst. Aber gerade in diesem Gedichte, in welchem unsere Gedanken auf diese Weise zu Dante geführt werden, in ‚The Garlande of Laurell', erhalten wir den sicheren Beweis, dafs Skelton nicht an Dante dachte, nichts von ihm wufste. Er giebt eine ausführliche, 9 Strophen füllende Liste der Schriftsteller und Dichter, die sich im Palaste der Fama versammeln, er nennt die Italiener Boccaccio, Petrarca, Poggio**) — Dante nennt er nicht.

Bevor wir uns den englischen Dichtern zuwenden, welche in den Anfängen der zweiten Periode des italienischen Einflusses stehen, wollen wir noch einen Blick nach dem Norden der britischen Insel werfen, nach Schottland. Dort finden wir unter dem vierten Jakob in den Werken Dunbars und Douglas eine herrliche Nachblüte des mit Chaucer beginnenden und mit ihm schwindenden Frühlings der

Almagne: to the ymytacioun of Dant Florentyne: and Francis Petrarche Poetes heroycal which in their maternal langage haue composed maruelous Poemes and ficcions = Imitatus Dantem Florentinum atque Franciscum Petrarcham heroicos vates, qui hetrusca sua lingua mirifica contexuere poemata.

*) La Divina Commedia di Dante Alighieri. Riveduta nel testo e commentata da G. A. Scartazzini; 3 vol. Leipzig 1874/75/82.

**) The Poetical Works of John Skelton; ed. Alex. Dyce (London 1843, 2 vols.) vol. I p. 361 sqq. The Garlande of Laurell:

v. 365 *There came Johnn Bochas with his volumys grete . . .*
„ 372 *Poggeus also, that famous Florentine,*
Mustred ther amonge them with many a mad tale.
„ 379 *Plutarke and Petrarke, two famous clarkis.*

englischen Dichtung. In dieser Blütezeit der schottischen Dichtung kommt der Einflufs einer romanischen Litteratur deutlich zur Geltung, der Einflufs der Litteratur Frankreichs, mit dem Schottland in regem Verkehr stand — italienischer Einflufs läfst sich nicht erkennen. William Dunbar hatte überhaupt nicht das Bedürfnis sich fremden Mustern anzuschliefsen, er fand die Inspiration zu seinen durchaus eigenartigen Liedern in sich selbst. Gavin Douglas, der liebenswürdige Bischof von Dunkeld, folgt gern den Spuren berühmter Meister — sichere Beziehungen zu Dante fehlen jedoch auch bei ihm. Zufällige Übereinstimmungen finden sich in Gavins und Dantes Verherrlichung des Virgil:

Mast reuerend Virgill, of Latyne poetis prince,
Gemme of Ingine and fluide of eloquence . . . .
Master of masteris, sweit sours and springand well
(Prolong of the first Buik of Eneados v. 3 sqq.)*);
Inf. I 79. Or se' tu quel Virgilio, e quella fonte
Che spande di parlar si largo fiume?
Purg. VII. 16. O gloria de' Latin . . . .;

und die beiden Dichter begegnen sich aufserdem in einem Citat aus Boethius:

The maist onsilly kynd of fortoun is
To haue bene happy; Boetius techis so
(Proloug of the levynt Buke)**);
Inf. V 121. . . . . . . Nessun maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria; e ciò sa il tuo dottore —

wenn Dantes *dottore* Boethius ist, was von manchen Dante-Interpreten bezweifelt wird. Im Übrigen liefert uns Douglas selbst einen ebenso schlagenden Beweis, wie Skelton, dafs er von Dantes Bedeutung keine Ahnung hatte. In seinem ‚Palice of Honour' giebt er mit Entfaltung seiner ganzen Belesenheit eine Liste der berühmten Autoren, die im Gefolge der Musen sind; von den Italienern nennt er Boccaccio, Petrarca, Poggio, Lorenzo della Valle***) — Dante nennt er nicht.

*) The Poetical Works of Gavin Douglas, Bishop of Dunkeld; ed. John Small (Edinburgh/London 1874; 4 vols) vol. II p. 3.

**) Cf. vol. IV p. 6 v. 11 f.

***) Cf. vol. I p. 35 f: *Thair was Plautus, Poggius, and Persius . . .*
Francis Petrarche, Flaccus Valeriane . . .
Thair was Faustus, and Laurence of the Vale . . ,
Thair was Brunell, Claudius, and Bocchas . . .
vgl. noch vol. II p. 7, 13: *The worthy clerk hecht Laurence of the Vail,*
Amang Latynis a greit patroun sans fail.

Er steht zu den Italienern in einem ähnlichen Verhältnis wie Lydgate: er kennt die lateinischen Schriften Boccaccios, dessen vielbenütztes Kompendium ‚De Genealogiis Deorum Gentilium' er oft citiert*), er ist unterrichtet von den Humanisten-Zänkereien des 15. Jahrhunderts**) — die Dichtung der *lingua volgare* ist ihm verschlossen. Aus einem sehr einfachen Grunde vermutlich — er wird ebenso wenig wie Lydgate der italienischen Sprache mächtig gewesen sein.

Auch der Dichter, der nach Dunbar und Douglas in den Vordergrund der schottischen Litteratur tritt, der scharfkantige Sir David Lyndsay, citiert Boccaccios Götter-Genealogien***) und schliefst sich im Plan eines seiner Gedichte ‚The Tragedie of the Cardinall'†), dem Plan einer anderen lateinischen Schrift des Certaldesen ‚De Casibus Virorum Illustrium' an. Auch bei ihm findet sich Dantes Name an keiner Stelle. Aber einer vergleichenden Durchsicht ergeben sich doch beachtenswerte Berührungspunkte zwischen den beiden Dichtern: vor allem in dem um das Jahr 1528 entstandenen ‚The Dreme' betitelten Gedicht Lyndsays, in welchem er sich von der Erinnerung, *Dame Remembrance*, durch Hölle, Fegefeuer und Himmel führen läfst. Man vergleiche

v. 164. In to that cairfull cove quhen we did enter,
Yowtyng and yowlyng we hard, with mony yell
In flame of fyre, rycht furious and fell,
Was cryand mony cairfull creature,
Blasphemand God, and waryand Nature††);

Inf. III 22. Quivi sospiri, pianti ed alti guai
Risonavan per l'aer senza stelle . . .
103 Bestemmiavano Iddio e lor parenti;

*) Cf. vol. II 9, 26; IV 226, 12 und in dem Fragment seines Virgil-Kommentars vol. II p. 283, 285, 288, 291. In diesem Fragment citiert Douglas auch den italienischen Humanisten Cristoforo Landino wiederholt (p. 286, 287, 289) *that writis moraly apon Virgill*. Landino hat bekanntlich einen Dante-Kommentar verfafst und knüpft auch in dem Werk, welchem Douglas die symbolische Deutung der Aeneis entlehnte (p. 286), in den Camaldulensischen Disputationen, öfters an Dante an (vgl. Gasparys Geschichte der ital. Lit. II 169 ff.). Um so auffälliger ist Gavins Schweigen.

**) Palice of Honour vol. I 47, 13:

And Poggius stude with mony girne and grone,
On Laurence Valla spittand and cryand fy.

***) The Poetical Works of Sir David Lindsay; ed. David Laing (Edinburgh 1871, 2 vols.) vol. I p. 227 ff. Ane Dialog betuix Experience and ane Courteour v. 2247 ff.

†) Vol. I p. 141 ff.

††) Vol I p. 9 ff.

Die messingnen Mäntel des Symone Magus und des Cayphas erinnern uns an die vergoldeten Bleikutten der Heuchler:

v. 216. Rewland that rowte, I sawe, in capis of bras,
Symone Magus, and byschope Cayphas;
Inf. XXIII 61. Egli avean cappe con cappucci bassi . . .
64. Di fuor dorate son si ch'egli abbaglia;
Ma dentro tutte piombo . . . .

Die Seelen der Kleriker verwünschen, wie Dante, die Schenkung Konstantins als die Quelle der Laster, für welche sie büfsen müssen*):

v. 232. Full sore wepyng, with vocis lamentabyll
They cryit lowde: O Empriour Constantyne!
We may wyit thy possessioun poysonabyll
Of all our gret punytioun and pyne . . .
Inf. XIX 115. Ahi Constantin, di quanto mal fu matre,
Non la tua conversion, ma quella dote
Che da te prese il primo ricco patre!

Lyndsay erwähnt wie Dante den Limbo der ungetauft gestorbenen Kinder (v. 351 ff. Inf. IV 30 ff., Purg. VII 28 ff.); er zählt die neun Himmel und die neun Engelshierarchien auf, wie Dante im ‚Convivio' und im Paradies (v. 386 ff. Conv. tratt. II cap. 4 und 6, Par. XXVIII 98 ff.); der Schotte tritt in einem anderen Gedicht, wie der Italiener, für die Verwendung der Muttersprache ein (Dialog betuix Experience etc.: *An Exclamatioun to the Redar twycheyng the wrytting of Vulgare and Maternall Language* vol. I p. 248 ff.; Conv. tratt. I cap. 5 ff.).

Dürfen wir auf Grund dieser Übereinstimmungen annehmen, dafs Lindsay die Werke Dantes, insbesondere die Divina Commedia, aus eigenem Studium kannte? Ich würde diesen Schlufs nicht wagen. Die Gleichheit des Stoffes bedingt im ‚Dreme' gewisse, von der Überlieferung geheiligte Ähnlichkeiten im Detail der Schilderung; die Klage über die konstantinische Schenkung ist ein Gemeinplatz der zahllosen Autoren, welche gegen die Verweltlichung und gegen die Habsucht des Klerus schrieben: Lyndsay selbst, der schneidige Vorkämpfer der schottischen Reformation, spielt noch dreimal auf die unheilvollen Folgen dieser Schenkung an**). Es ist sehr wahrscheinlich, dafs Lindsay von Dantes gewaltiger Vision gehört hatte; es ist

*) Auf diese Übereinstimmung macht auch Laing aufmerksam vol. I Notes p. 355.

**) Cf. Testament and Complaynt of the Papyngo v. 801 ff. (I 92); Ane Dialog betuix Experience etc. v. 4406 ff. (II 36); Ane Satyre of the Thrie Estates II 176 v. 13 ff. Vgl. auch Scartazzinis Anmerkung zu Purg. XXXII 126.

möglich, dafs er bei seiner Höllenfahrt an Dantes Reise gedacht hat, obschon solchen Wanderungen alte Traditionen zu Grunde liegen, welche in England schon mancher Dichter vor Lyndsay als Stoff gewählt hatte*). Eine bestimmtere Fassung möchte ich Lindsays Verhältnis zu Dante nicht geben. —

Mitten im Kampfe des Tages steht Lindsays Muse, der Sturm der Reformation braust uns aus ihren Versen entgegen. In eine ganz verschiedene Atmosphäre treten wir, wenn wir uns zur englischen Dichtung zurückwenden: wir atmen eine weiche, mit süfslichen Elementen gemengte Luft. Im schroffesten Gegensatz zu ihrem unmittelbaren Vorgänger Skelton und zu den Ereignissen ihrer Zeit, sind die englischen Dichter unter Heinrich VIII. zu Minnesängern geworden, in deren Liedern der Kultus der Geliebten herrscht. Petrarca ist ihr Vorbild, ihn erkennen Sir Thomas Wyatt, Henry Howard, Earl of Surrey und die Schar der ihnen folgenden namenlosen Sänger als ihren Herrn und Meister an — die zweite grofse Periode des italienischen Einflusses auf die englische Litteratur hat begonnen**). Und Dante? Dafs die der italienischen Sprache kundigen Petrarca-Übersetzer Wyatt und Surrey die Commedia kannten, läfst sich vermuten — vollkommen sichere Beweise einer Wirkung dieser Dichtung auf sie fehlen***). Es ist wahr, dafs beide Engländer die *terza rima* verwenden†), aber Wyatt fand dieses Metrum aufser in den ‚Trionfi' Petrarcas auch bei dem ihm nahe stehenden Luigi Alamanni,

*) Cf. Kölbing „Zwei me. Bearbeitungen der Sage von St. Patriks Purgatorium" ESt. I 57 ff. Wie der Ritter Owain in beiden Versionen bittet, im Paradies bleiben zu dürfen und den Bescheid erhält, dafs er zuerst sterben müsse, bittet Lindsay im Himmel bleiben zu dürfen und erhält die gleiche Antwort (ESt. I p. 111 Str. 187/9; p. 120 v. 617 ff.; Lyndsay I p. 25 v. 603 ff.). — Horstmann ‚Die Vision des heiligen Paulus' ESt. I 293 ff.; H. Brandes ‚Über die Quellen der me. Versionen der Paulus-Vision' ESt. VII 34 ff.

**) Von den italienischen Quellen Wyatts und Surreys handelt Geo. Fred. Nott ‚The Works of Henry Howard Earl of Surrey and of Sir Thomas Wyatt the Elder'. London 1815/16, 2 vols. Vgl. aufserdem meine ‚Studien zur Geschichte des englischen Petrarchismus im 16. Jahrhundert' Romanische Forschungen V p. 65 ff.

***) Ich habe mich in den eben citierten ‚Studien' bei der Konstatierung einiger Dante-Anklänge (p. 78, 86) stets eines ‚vielleicht' bedienen müssen. Die auffälligste, aber auch nicht unbedingt beweiskräftige Übereinstimmung zwischen Wyatt und Dante beruht auf einer Stelle der Dante zugeschriebenen Version der Bufspsalmen, deren Echtheit stark bezweifelt wird.

†) Wyatt in seinen Satiren und Bufspsalmen, Surrey nur in einem, oben citierten Gedicht

und Surrey hat sich eingehend mit Petrarcas ‚Trionfo d'Amore' beschäftigt*), mit welchem sich eben sein in der terza rima abgefafstes Gedicht ‚Descripcion of the restlesse state of a louer'**) inhaltlich vielfach berührt. So werden wir auch die berühmte Sammlung, welche die Gedichte der ersten englischen Petrarchisten bietet, ‚Tottels Miscellany' (1557) aus der Hand legen, ohne sichere Spuren Dantes in ihr erkannt zu haben.

Doch fehlt es in jener Zeit aufserhalb der Dichtung nicht an Zeichen, dafs sich in England die Dante verhüllenden Wolken zu lichten begannen. Im Jahre 1549 erschien ein merkwürdiges Büchlein, das sich eingehend mit Land und Leuten von Italien beschäftigte: *The historie of Italie, a boke excedyng profitable to be redde: Because it intreateth of the astate of many and diuers common weales, how thei haue ben, and now be gouerned,* gewidmet dem *John Erle of Warrewike, Visconte Lisle: At London the XX daie of September 1549* von William Thomas. Thomas hat Italien mit offenen Augen bereist, er erzählt nicht nach Hörensagen, sondern aus eigener Anschauung. Wir sehen ihn, wie er bewundernd aufblickt zu den im Bau befindlichen gewaltigsten Kirchen Italiens, zu der Peterskirche in Rom und zu dem Mailänder Dom, deren Ausbau ihm zweifelhaft dünkt; wie er am Weihnachtstage des Jahres 1547 mit stillem Ingrimm die bei dem Kirchengang des Papstes Pauls III entfaltete Pracht beobachtet. Sein Buch bietet eine Fülle kultur-historisch hoch interessanter Bemerkungen. Auch von der italienischen Litteratur weifs er manches zu sagen: er spricht von der Bedeutung Petrarcas und Boccaccios für die italienische Poesie und Prosa***), er kennt Boccaccios italienische Werke, das ‚Decameron', die ‚Fiammetta' und den ‚Filocolo'†). Bei ihm finden wir denn endlich auch eine allerdings sehr karge Notiz betreffs Dante, welche die Kenntnis einer Stelle der Divina Commedia voraussetzt. Über den Ursprung des Namens der Stadt Mantua sagt er: *The*

*) Vgl. ‚Studien' p. 85.

**) Vgl. Edward Arbers Reprint von ‚Tottels Miscellany' (London 1870) p. 3.

***) p. 127b. *In [kynge Roberts] tyme lived Petrarcha and Bochcacio, the one for verse, and the other for prose, famouse in theyr Italian tongue.*

†) Nach einem Bericht über den Tod der Königin Johanna von Neapel fährt Thomas fort: *Hir sister Marie . . . was beheaded. This Marie was she, of whom Boccace was enamoured, and for whose sake he wrote the two bokes, Fiammetta and Filocolo* (p. 129a). Er erwähnt ferner *that notable plague, that John Boccaccio so pitifully mencioneth in the beginnyng of his Decamerone.*

capitaine of [the Tuscanes] at that time was named Ogno, a verie expert man in Astronomie, or in the science of diuinacion. For his vertue in whiche science, folowyng, the Greeke worde Mantia, he named the citee Mantua. How be it, Dante (speakyng therof) referreth the beginnyng of Mantua to Manto, daughter of Tiresia, kynge of Thebes — vergleiche Virgils Worte

Inf. XX 52 E quella che ricopre le mammelle . . . .
55 Manto fu che cercò per terre molte,
Poscia si pose là dove nacqu' io . . .
87 E visse, e vi lasciò suo corpo vano.
Gli uomini poi che intorno erano sparti . . . .
91 Fèr la città sovra quell' ossa morte;
E per colei che il loco prima elesse
Mantova l'appellàr senz' altra sorte.

William Thomas hat sich aufserdem noch um die Verbreitung der Kenntnis der italienischen Sprache Verdienste erworben durch seine *Principal Rvles of the Italian Grammer, with a Dictionarie for the better vnderstandyng of Boccace, Petrarcha and Dante: gathered into this tongue by William Thomas. Imprinted at London 1550.* Thomas hat das Buch in Italien selbst kompiliert, die Widmung ist datiert *from Padoa the thirde of Februarie 1548.* In den ‚Rules' wird Petrarke viermal, Boccace zweimal, Dante einmal erwähnt; in dem *Dictionarie, taken out of the two bookes in Italian, called Acharisius and Ricchezze della lingua volgare*)* ist bei vier Wörtern auf Dante verwiesen**). Bemerkenswert ist, dafs Thomas, während er die anderen Dichter-Namen in das Wörterbuch nicht aufgenommen hat, Dantes Namen anführt und mit einer erklärenden Bemerkung versieht: *Dante Aldighieri, the name of a famouse Poete in the Italian tongue.* Er setzte offenbar voraus, dafs dieser Dichter vielen seiner Landsleute fremd wäre.

Auch aus der englischen Gelehrtenwelt ist mir in jener Zeit ein Zeugnis für Dantes Ruhm bekannt. Der 1552 verstorbene John Leland stellt Chaucer, um ihm die höchste Ehre zu erweisen, auf eine Stufe mit dem Florentiner Dante und Petrarca:

*) John Florio sagt in der Widmung seines italienischen Wörterbuches ‚A Worlde of Wordes' (1598) von Thomas' Arbeit: *our William Thomas hath done prettilie.*

**) *Sale, salt, and used of Dante for the Sea. — Salso, salted, and used also of Dante, for a wounde. — Sapia, a certein womans name that Dante useth. — Squadernare, to marre a booke, but Dante hath used it for to manifest.* Vgl. Par. II 13, Inf. XVIII 51, Purg. XIII 109, Par. XXXIII 87.

Praedicat Aligerum merito Florentia Dantem,
Italia et numeros tota, Petrarche, tuos:
Anglia Chaucerum veneratur nostra poetam,
Cui veneres debet patria lingua suas*).

In einem Lobgedicht auf seinen Zeitgenossen, Sir Thomas Wyatt, soll Leland Dante in ganz ähnlicher Weise erwähnt haben**). —

Die nächste bedeutende Äufserung der englischen Dichtung stand nicht unter dem Zeichen Petrarcas. In den fünfziger Jahren war den Engländern während der Regierung der blutigen Maria die Lehre von der Vergänglichkeit aller irdischen Macht auf das Eindringlichste gepredigt worden; sie hatten — mit den Dichtern der Zeit zu reden — Fortuna viele Grofsen dieser Welt für eine kurze Weile auf ihr Rad heben und jäh zu Boden schleudern sehen. Die Ereignisse des Tages waren geeignet, in poetisch veranlagten Gemütern den Gedanken zu erwecken, die Unbeständigkeit des Fürstenloses, die Unsicherheit menschlicher Gröfse zum Gegenstand einer Dichtung zu machen. Für eine solche Dichtung fanden sie ein oft nachgeahmtes Vorbild in der lateinischen Litteratur Italiens, in Boccaccios Schrift ‚De Casibus Virorum Illustrium' — ein Werk, dessen Gedächtnis in England durch Lydgates ‚Falls of Princes' frisch erhalten worden war. Schon 1555 konnte William Baldwin, von anderen Dichtern unterstützt, einen Cyklus von Lebensbildern berühmter und berüchtigter Männer der englisch-schottischen Geschichte, deren Schicksal einen tragischen Abschlufs gefunden hatte, unter die Presse geben. Allein der Druck wurde bald unterbrochen auf Befehl der Regierung, der die Tendenz dieser Dichtungen mifsfallen mochte. Erst nach der Thronbesteigung der Elisabeth erschien 1559 dieser Cyklus, betitelt ‚A Myrroure for

*) Cf. Commentarii de Scriptoribus Britannicis, Auctore Joanne Lelando Londinate. Ex Autographo Lelandino nunc primus ed. Antonius Hall. Oxonii, E Theatro Sheldoniano. 1709; 2 vols.; vol. I p. 419/26 *De Gallofrido Chaucero* p. 422: *in libris meorum Epigrammatôn his versibus ejus gloriae assurgo:* (wie oben)

**) Cf. Woods ‚Athenae Oxonienses' ed. Ph. Bliss vol. I (London 1813) col. 125 sq. *For his translation of David's ‚Psalms' into English metre, and other of his poetry, Leland the antiquarian poet [In ‚Naeniis in mort. Tho. Viati', ed. Lond. 1542, p. 4. Vide etiam in Encomiis suis illustr. virorum etc. p. 47] forbears not to compare him to Dant and Petrarch thus, ‚Bellum suo merito' etc. translated by another hand as followeth,*

Let Florence fair her Dantes justly boast,
And royal Rome her Petrarch's numbred feet;
In English Wyatt both of them doth coast,
In whom all grateful eloquence doth meet.

Magistrates'; 1563 folgte eine Neuauflage und ein zweiter Teil. Dieser zweite Teil bringt die Dichtung, welche nach dem ursprünglichen Plane das ganze Werk eröffnen und dessen Rahmen bestimmen sollte: Thomas Sackvilles ,Induction', gefolgt von desfelben Verfassers ,Complaynt of Henrye duke of Buckingham'. Die ,Induction' ist die Perle des ganzen Cyklus, in ihr hat Sackville, durch das 6. Buch der ,Aeneis' angeregt, Boccaccios Plan genial umgestaltet. Dieser läfst die Geister der unglücklichen Fürsten in seiner Studierstube an sich vorbei ziehen — der englische Dichter steigt zur Hölle hinab, aus deren Schatten ihm die Helden leidvoll entgegentreten.*) Der Einflufs Virgils ist unverkennbar: wie Aeneas von der Sibylle, wird Sackville von der Göttin *Sorrow* geleitet; er sieht an den Pforten der Hölle die den Menschen quälenden Übel; Charon verscheucht andere Seelen, um den Dichter über zu setzen; von der ungewohnten Last des menschlichen Körpers kracht Charons Nachen, als ob er sinken wollte — alles nach Virgil, dessen Worte wir an mancher Stelle Sackvilles wiederfinden.**) Trotzdem hat man, seit Warton seiner Besprechung der Sackvilleschen Dichtung eine Analyse der Div. Com. folgen liefs (HEP. IV 170 ff.), in der Induction mit grofser Beharrlichkeit auch Spuren einer Wirkung Dantes erkennen wollen. Skeat verweist wiederholt auf Dante; Plumptre bemerkt: ***In Sackville's ,Induction' we have a vision of Hell which shows distinct traces of his influence*** (l. c. p. 428). Es verlohnt sich der Mühe die betreffenden Verse zwischen Virgil und Dante zu stellen:

*) Übrigens hat eben diese hochpoetische Änderung des Planes die ,Induction' um ihren Ehrenplatz zu Anfang des Cyklus gebracht. Man fand es bedenklich, die Geister der Fürsten in der Hölle erscheinen zu lassen, und diese Hölle als eine Art von Fegefeuer aufzufassen, widerstrebte der protestantischen Empfindung des Dichterkreises. Diesen Skrupeln ist in der folgenden Prosa klar Ausdruck gegeben: ***The tragedy excelleth: the inuencion also of the induction, and the discriptions are notable. But where as he faineth to talke with the princes in hel, that I am sure will be mislyked, because it is moste certayne, that some of their soules be in heauen. And although he herein do follow allowed Poetes, in theyr discription of Hel, yet it sauoreth so much of Purgatory, whiche the papistes haue digged thereout, that the ignorant maye thereby be deceyued*** (1563; p. 139, verdruckt 138).

**) Vgl. Skeats Ausgabe der ,Induction' in den ,Specimens of English Literature' A. D. 1394—1579; p. 283 sqq. Skeat verweist in den Notes bei den Strophen 30, 31, 32, 41, 43, 67, 72 auf Virgil; vgl. aufserdem besonders noch Str. 28 (Aen. VI 255/7), 58 (ib. 280 f.) 69 (ib. 295/9), 70/1 (ib. 411/4), 73/4 (ib. 426 ff.)



Aen. VI 237. Spelunca alta fuit vastoque inmanis hiatu,
scrupea, tuta lacu nigro nemorumque tenebris,
quam super haud ullae poterant inpune volantes
tendere iter pennis: talis sese halitus atris
faucibus effundens supera ad convexa ferebat:
unde locum Grai dixerunt nomine Aornon.

Ind. st. 30. An hydeous hole al vaste, withouten shape,
Of endles depth, o'rewhelmde with ragged stone,
With ougly mouth, and grisly Jawes doth gape,
And to our sight confounds it-selfe in one.
Here entred we, and yeding forth, anone
An horrible lothly lake we might discerne,
As blacke as pitche, that cleped is Auerne.

31. A deadly gulfe where nought but rubbishe growes,
With fowle blacke swelth in thickned lumpes that lyes,
Which vp in the ayer such stinking vapors throwes,
That ouer there may flye no fowle but dyes,
Choakt with the pestilent sauours that aryse.

Inf. IV 7. Vero è che in su la proda mi trovai
Della valle d'abisso dolorosa,
Che tuono accoglie d'infiniti guai.
Oscura, profonda era e nebulosa
Tanto, che, per ficcar lo viso al fondo
Io non vi discerneva alcuna cosa;

Aen. VI 417. Cerberus haec ingens latratu regna trifauci
personat, adverso recubans inmanis in antro.

Ind st. 72. We had not long furth past, but that we sawe
Blacke Cerberus, the hydeous hound of hell,
With bristles reard, and with a thre-mouthed Jawe,
Foredinning the ayer with his horrible yel,
Out of the diepe darke cave where he did dwell.

Inf. VI 13. Cerbero, fiera crudele e diversa,
Con tre gole caninamente latra
Sovra la gente che quivi è sommersa.
Gli occhi ha vermigli, e la barba unta ed atra,
E il ventre largo, e unghiate le mani
Graffia gli spirti, gli scuola, ed isquatra.

An Dante kann uns nur der Vers *And to our sight confounds it-selfe in one* erinnern, dem Sinne, nicht den Worten nach; Virgils Text läfst sich fast in jeder Zeile erkennen. Dafs Sackvilles Verse ganz unter dem Einflufs Virgils stehen, davon können wir uns aber noch auf eine andere Weise überzeugen: durch einen Blick auf die entsprechenden Stellen der Virgil-Übersetzung des Gavin Douglas:

vol. III, p. 24 v. 7. Thar stud a **dirk** and profound cave fast by,
Ane **hiddouis hole, deip gapand and grisly,**
All full of craggis and of thir scherp flint **stanis,**
Quhilk wes weill dekkit and closit for the nanis
With a **foull laik, als black as ony craw,**
And skuggis dym of a full dern wod schaw,
Abufe the quhilk **na foull may fle but skaith.**
Exalationis or **vapouris blak and laith**
Furth of that **deidly golf thrawis in the air,**
Sic wise na bird may tbiddir mak repair;
Quhairfor Grekis **Avernus clepis** the steid.

ib. p. 36 v. 17. Cerberus, **the hidduus hund,** that regioun
Fordynnis, barkand with **thre mouthis** soun,
Vnmesurable in his **cave** quhar he lay.*)

Die von Virgils Text unabhängigen wörtlichen Übereinstimmungen Gavins und Sackvilles *(Ane hiddouis hole, deidly golf, the hidduus hund)* bekunden auf das deutlichste, dafs Sackville neben dem lateinischen Text auch die Übersetzung des Schotten vor sich liegen hatte.

---

*) Aufserdem ergeben sich noch folgende wörtliche Übereinstimmungen zwischen Sackville und Douglas:

st. 28. *But loe! while thus, amid the desert darke,*
We passed on with steppes and pace vnmete:
A rumbling roar, confusde with ***howle and barke***
Of Dogs, shoke all ***the ground vnder our feete***

vol III p. 25 v. 19. *But lo! a litle befor the son rising,*
The ground *begouth to rummys, croyn, and ring,*
Vndir thair feit. *. . . .*

24. *The hell houndis hard thai* ***youll and bark*** = Aen. VI v. 255/7.

st. 32. *And first within the portche* ***and iawes of Hell*** =

ib. p. 26 v. 25. *Befoir the port and first* ***jawis of hell*** = Aen. VI 273; st. 41 ***slepe, the cosin of death*** = ib. p. 27 v. 3 ***Sleip, Deidis cusing*** *of kynd* = Aen. ib. 278; st. 49 *pale Maladie* = ib. p. 26 v. 28 *Pail Maladeis* = Aen ib. 275;

st. 69. *We passed on so far furth tyl we sawe*
Rude Acheron, a lothsome lake to tell,
That boyles and bubs vp ***swelth*** *as blacke as hell,*
Where ***grisly*** *Charon, at tkeyr fixed tide,*
Still ***ferreies*** *ghostes vnto the farder side.*

Ib. p. 28 v. 5. *Fra thine strekis the way profound anon*
Deip onto hellis flude of Ackeron;
With holl bisme, and hiduus ***swelth*** *wnrude,*
Drumlie of mud, and scaldand as it wer wod. . .

11. *Thir riueris and thir watteris kepit war*
By ane Charon, a ***grislie ferriar*** = Aen. ib. 295 ff.

st 71. *We hoyse vp mast and sayle* = ib. p 36 v. 6 *He strekit sone his airis, and graithis his sail;* bei Virgil hat der Nachen Charons natürlich keine Segel Aen. ib. 409 ff

Skeat wird aufserdem durch st. 27 *Eare I was ware, into a desert wood We nowe were cum* an Dantes *selva oscura* (Inf. I 2) erinnert, und vergleicht st. 28 *And stroke the din within our eares so deepe, As halfe distraught vnto the ground I fell, Besought retourne, and not to visite hell* mit Inf. III 136 *E caddi come l'uom cui sonno piglia.* Von Wäldern ist aber auch in der Schilderung Virgils oft die Rede (Aen. VI 238 *nemorumque tenebris,* 256 *iuga coepta moveri silvarum,* 386 *per tacitum nemus ire),* und in der zweiten Stelle ist die Ähnlichkeit eine äufserst geringe, sie liegt nur in den Worten *I fell:* Dante sinkt bewufstlos nieder, Sackville fällt und bittet umkehren zu dürfen.

Die Tradition, welche das Wiedererwachen der Wirkung Dantes auf die englische Litteratur an Sackvilles ‚Induction' knüpft, steht somit auf sehr schwachen Füfsen. Keine einzige Stelle der englischen Dichtung zwingt uns zu der Annahme, dafs Sackville aufser dem lateinischen und schottischen Virgil auch noch die Divina Commedia vor Augen hatte. —

Dagegen tritt uns in demselben Jahre, in welchem die ‚Induction' gedruckt wurde, im Jahre 1563, auf einem anderen Gebiete Dante auch in England bedeutend entgegen: in der Polemik der Katholiken und Protestanten. Die Anhänger der neuen Lehre sahen in Dante einen Vorläufer, einen der erleuchteten Propheten der Reformation; die gewaltigen gegen den sittlichen Verfall der römischen Kurie und die Laster einzelner Päpste gerichteten Verse der göttlichen Komödie gehörten zu dem Rüstzeug der Gegner der Papstkirche. In England erschien 1563 ein der Verherrlichung der Vorkämpfer und Blutzeugen der Reformation geweihtes Buch, welches bald hohes Ansehen gewinnen und die öffentliche Meinung mächtig beeinflussen sollte: John Foxes ‚Actes and Monuments'. In dieser protestantischen Martyrologie finden wir die erste eingehendere Erwähnung Dantes und seiner Werke: *Dantes an Italian wryter a Florentine, lyued in the time of Ludovicus themperour, about the yere of our lord 1300, and tooke his parte with Marsilius Pataninus against three sortes of men, which he sayd were enemyes to the truth: That is, the pope: Secondly, the order of religious men, which count themselues the children of the church, when they are ye children of the deuil their father: Thirdly, the Doctors of decrees and decretals. Certain of his wrytings be extant abroad, wherein he prooveth the Pope not to be aboue the*

*Emperour, nor to haue any ryght or iurisdiction in the Empire.**) *He confuteth the Donation of Constantine to be a forged and a fained thing, as which neither did stande with any lawe or right.***) *For the which, he was taken of many for an hereticke. He complaineth moreouer very much, the preaching of Gods worde to be omitted: and in stede thereof, the vaine fables of monkes and friers to be preached and beleued of the people: and so the flock of Christ to be fed not with the foode of the Gospell, but wyth winde.****) *The Pope sayeth he, of a pastor is made a wolfe, to wast the church of Christ, and to procure with his Clergie not the word of God to be preached, but his owne decrees.*†) *In his canticle of purgatory, he declareth the Pope to be the whore of Babylon. And to her ministers, to some hee applieth 2 hornes, to some 4. As to the Patriarches, whom he noteth to be the tower of the sayd whore Babilonicall.*††) *Ex libris Dantes Italice.*†††) Ob übrigens Foxe unmittelbar aus Dantes Werken selbst

*) Cf. Dantis Alligherii Monarchia ed. Car. Witte (Halis 1863/67/71) Lib. III cap. XV: *probatum est auctoritatem Imperii ab Ecclesia minime dependere;* Opere Latine di Dante Allighieri, ed. Giambattista Giuliani (Firenze, 1878/82, 2 vol.) vol. I, p. 305.

**) Ib. Lib. III cap. X; Giuliani vol. I p. 294 sqq.

***) Par XXIX 94. *Per apparer ciascun s'ingegna, e face*
Sue invenzioni, e quelle son trascorse
Da' predicanti; e il Vangelio si tace . . .
106. *Sì che le pecorelle, che non sanno,*
Tornan dal pasco pasciute di vento,
E non le scusa non veder lor danno.

In englischen Reimen finden wir diese oft erhobene Klage in dem merkwürdigen, 1528 in Strafsburg gedruckten Gedicht *Rede me and be nott wrothe, | For I saye no thinge but trothe* von William Roy und Jerome Barlowe (Arbers Reprint, London 1871, p. 73).

†) Par IX 132. *Però che fatto ha lupo del pastore.*
Per questo l'Evangelio e i Dottor magni
Son derelitti, e solo ai Decretali
Si studia si, che pare ai lor vivagni.

††) Purg. XXXII 142. *Trasformato così il dificio santo*
Mise fuor teste per le parti sue,
Tre sovra il têmo, ed una in ciascun canto.
Le prime eran cornute come bue;
Ma le quattro un sol corno avean per fronte . .
148. *Sicura, quasi rocca in alto monte,*
Seder sovr' esso una puttana sciolta
M'apparve, con le ciglia intorno pronte.

†††) Cf. John Foxe's ‚Actes and Monuments'. Fourth Edition. London 1583; by John Daye; fol. 390 a.

schöpfte, ist nicht sicher. Er scheint mit den Worten *Certain of his wrytings be extant abroad* selbst anzudeuten, dafs ihm diese Schriften nicht vorlagen, und seine Wiedergabe der Stelle des Purgatorio enthält manches, was Dante nicht gesagt hat. Wahrscheinlich hat er sich der Darstellung einer der zahllosen gegen das Papsttum gerichteten Streitschriften jener Zeit angeschlossen.

Auch in der 1569 gedruckten englischen Übersetzung einer Schrift des Brabanters John van der Noodt, betitelt ‚A Theatre wherein be represented as wel the miseries and calamities that follow the voluptuous Worldlings etc.'*), wird Dante unter den Vorkämpfern der Reformation genannt: *Dantes Aligerius, Franciscus Petrarcha, Hieronymus Sauonarola* (p. 55). —

In der schönen Litteratur bringen uns die sechziger und siebenziger Jahre weder bei den Dichtern, noch bei den Prosaikern Beweise einer Kenntnis Dantes. Der italienische Einflufs herrschte, aber er hatte die englischen Litteraten in ein Gebiet geführt, auf welchem ihnen Dante nicht entgegentrat, in das Gebiet der erzählenden Prosa. William Paynter (1566/67) und Geffraie Fenton (1567) veröffentlichten nach dem Vorbild der ‚Histoires Tragiques' Sammlungen italienischer Novellen in englischer Übersetzung; Boccaccio und Bandello wurden eifrig gelesen und nachgeahmt; es fehlte auch nicht an Versuchen, die Prosa-Novelle in Verse zu fassen. Die beachtenswerteste metrische Leistung dieser Art lieferte George Turbervile in seinen ‚Tragical Tales' (verfafst um 1576, erhalten in einem Druck von 1587), in welchen er zehn Geschichten in ziemlich nüchternen, aber gewandten Reimen erzählt. Turbervile war einer der bekanntesten Übersetzer und Reimer seiner Zeit — eine Spur Dantes läfst sich auch bei ihm nicht finden.**)

Neben der italienischen Novelle, die ihre volle Bedeutung für die englische Litteratur erst beim Erwachen des Dramas gewinnen sollte, kommt in diesen Jahrzehnten die Wirkung des Studiums Ariosts zur Geltung. Diese neue Strömung bekundet sich in den Werken George

---

*) Vgl. über dieses Buch Colliers Spenser-Ausgabe (London 1873, 5 vols.) vol. V p. 19 ff, und meinen Aufsatz ‚Über die Echtheit der Spenser zugeschriebenen ‚Visions of Petrarch' und ‚Visions of Bellay'. Engl. St. XV.

**) Von Turberviles Verhältnis zu der italienischen Litteratur habe ich eingehender gehandelt in dem Aufsatz ‚George T.'s Verhältnis zur it. Litteratur etc.' Anglia XIII p. 42 ff.

Gascoignes, der eine der Komödien Ariosts, ‚I Suppositi'*) übersetzt und seine Verse mit den Gestalten des Orlando Furioso bevölkert**). Gascoigne ist der typische Vertreter jener an ächten Talenten armen, aber rastlos nach neuen Schönheitsidealen suchenden Übergangszeit. Bei mäfsiger dichterischer Begabung ist er ein äufserst regsamer Geist, der nach vielen Seiten schaut und an vielen Thüren klopft — Beziehungen zu Dante hat er nicht.

Per correr migliori acque alza le vele Omai la navicella können auch wir sagen, indem wir in die neunte Dekade des Jahrhunderts treten. Schon in den ersten Jahren derselben reifte eine berühmte Prosaschrift, in welcher nicht nur Dante wiederholt genannt ist, sondern auch die von ihm verklärte Frau, Beatrice, erscheint — meines Wissens zum ersten mal in der englischen Litteratur —: Sir Philip Sidneys ‚Defence of Poesie.' Sidney preist die Dichter als erste Erleuchter der Unwissenheit: *So among the Romans, were Liuius, Andronicus, and Ennius, so in the Italian language, the first that made it aspire to be a treasure-house of Science, were the Poets Dante, Bocace, and Petrarch;****) er erhebt sie über die Historiographen; *So then the best of the Historian, is subiect to the Poet, for whatsoeuer action or faction, whatsoeuer counsaile, pollicie, or warre stratageme, the Historian is bounde to recite, that may the Poet if hee list with his imitation make his owne; bewtifying it both for further teaching, and more delighting, as it please him: hauing all from Dante his heuen to his hell, vnder the authority of his pen.*†) Den wohlgesinnten Menschen, die den Dichter ehren, verspricht er als köstlichsten Lohn: *Thus doing, your soule shall be placed with Dantes Beatrix or Virgils Anchises.*††)

Wie in vielen der in seiner ‚Defence' ausgesprochenen Gedanken, ist Sidney auch in der Kenntnis und Würdigung des gröfsten Dichters

---

*) Cf. The complete Poems of George Gascoigne. Now first collected and edited from the early printed copies and from Mss. with a Memoir and Notes by W. C. Hazlitt. In 2 vols., printed for the Roxburghe-Library, 1869/70; vol. I p. 199 ff.

**) Er erwähnt Fausto, Astolfe, Angelica, Medoro, Orlando, Bradamant, cf. Gascoignes Poems in A. Chalmers' ‚English Poets' vol. II p. 479b, 486a, 547a, 572b.

***) Cf. ‚Sir Philip Sidney's Astrophel and Stella' und ‚Defence of Poesie' nach den ältesten Ausgaben herausgegeben von Ewald Flügel; Halle 1889; p. 68 z. 29 ff. Gedruckt wurde die Defence erst 1595.

†) Ib. p. 82 z. 2 ff.

††) Ib. p. 110 z. 9 ff.

Italiens seiner Zeit vorausgeeilt. Wenn wir, durch seine Worte hoffnungsvoller gestimmt, zu den anderen Werken greifen, die sich in den nächsten Jahren mit der Theorie und Technik der Dichtkunst und den Dichtern selbst beschäftigen, ergiebt sich uns für Dante eine sehr geringe Ausbeute. Weder bei dem dichtenden Schottenkönig, Jacob VI., in seiner ‚Schort Treatise, conteining some Revlis and cautelis to be obseruit and eschewit in Scottis Poesie‘,*) noch bei William Webbe, dem ganz der klassischen Dichtung huldigenden Verfasser des ‚Discourse of English Poetrie‘ (1586),**), finden wir Dante erwähnt. Einmal erscheint Dantes Name in George Puttenhams ‚Arte of English Poesie‘ (1589), und zwar an einer bekannten, oft citierten Stelle, die geeignet ist, falsche Vorstellungen von der Wirkung Dantes auf die englische Litteratur des 16. Jahrhunderts zu erwecken. Puttenham bezeichnet Sir Thomas Wyatt und den Earl of Surrey als *nouices newly crept out of the schooles of Dante Arioste and Petrarch;****) wir haben jedoch gesehen, dafs sich für ein Schüler-Verhältnis der englischen Dichter zu Dante keine sicheren Beweise beibringen lassen. In der durch die Erwähnung Shakespeares bekannten ‚Polimanteia‘ W(illiam) C(larke)'s aus dem Jahre 1595 lesen wir: *renowned Florence . . . had neuer been reputed as the flower of Italie, if laureat Petrarch, Dantes, Accursius, Aretin, and lastly, the famous Duke* [Randnotiz: *Cosmus Medices*] *had not made her indeard to the most renowned in all Grece*†). Francis Meres wagt in seiner Palladis Tamia (1598) folgende Parallele: *As Italy had Dante, Boccace, Petrarch, Tasso, Celiano and Ariosto: so England hath Mathew Roydon, Thomas Atchelow, Thomas Watson, Thomas Kid, Robert Greene and George Peele.*††) Dante und Mathew Roydon — ein wunderliches Paar! Merkwürdig ist, dafs der hochgebildete Samuel Daniel in seiner vernünftigen ‚Defence of Rhyme‘ (1603), in der er

*) Enthalten in Jacobs VI ‚The Essayes of a Prentise in the Diuine Art of Poesie‘ Edinburgh 1585 (cf. Arbers Reprint, London 1869, p. 53 ff.).

**) Cf. Arbers Reprint, London 1870.

***) Cf. Arbers Reprint, London 1869, p. 74.

†) Die Stelle findet sich in dem zweiten Teil der ‚Polimanteia‘, in dem *Letter from England to her three daughters Cambridge, Oxford, Innes of Court*, abgedruckt in The British Bibliographer. By Sir Egerton Brydges vol. I (London 1810) p. 274 sqq.; p. 279.

††) Cf. Shakspere Allusion-Books. Part I. Ed. by C. M. Ingleby. Publ. for the New Shakspere Soc. (London 1874) p. 151 sqq.; p. 160 z. 17 sqq.

auch Italiens berühmte Dichter erwähnt*), unterläfst, Dantes Autorität zu Gunsten des von ihm verteidigten Reimes zu verwerten.**)

Sir Philip Sidneys Gedichte, die Arcadia-Lieder und der Sonettenkranz ‚Astrophel and Stella‘, geben uns keine weiteren Anhaltungspunkte für sein Verhältnis zu Dante. Seine Lyra ist auf weiche, erotische Töne gestimmt, es ist begreiflich, dafs die wuchtigen Akkorde der göttlichen Komödie in ihr keinen Nachhall wecken. Auch in den anderen Sonetten-Cyklen der Zeit in ‚Ἑκατομπαθια, or Passionate Centurie of Love‘) (1582)***) des in der italienischen Dichtung gut belesenen Thomas Watson, in Samuel Daniels ‚Delia‘ (1592)†), Michael Draytons ‚Ideas‘,††) Spensers ‚Amoretti‘ (1595), und in den Sammlungen lyrischer Gedichte, wie ‚The Paradise of Dainty Devices‘, (1576) ‚A Gorgious Gallery of Gallant Inventions‘ (1578), ‚A Handfull of Pleasant Delites‘ (1584), ‚The Phoenix Nest‘ (1593), ‚England's Helicon‘ (1600), ‚England's Parnassus‘ (1600), ‚Belvedere, or The Garden of the Muses‘ (1600)†††) — in allen diesen von der Liebe beherrschten Cyklen und Sammlungen werden unsere Gedanken nie zu Dante geführt. Dies berechtigt uns meines Erachtens zu dem für die Geschichte Dantes in England wichtigen Schlufs, dass das wunderbare Büchlein, in welchem Dante seine Jugendliebe erzählt, ‚La Vita Nuova‘ den englischen Sonettisten unbekannt war. Bei der Wahl der italienischen Muster haben die

*) Cf. The Poems of Samuel Daniel in Chalmers' ‚English Poets‘ vol. III. (London 1810) p. 551 b sqq.; p. 555.

**) In der ohne Jahreszahl gedruckten, von Collier (Bibliographical and Critical Account vol. I p. 554) ungefähr in das Jahr 1630 gesetzten Schrift ‚Mythomystes, wherein a short Survay is taken of the Nature and Value of true Poesy‘ von H(enry) R(eynolds) (?) ist Dante genannt, aber auch nur genannt cf. British Bibliographer vol. IV. (London 1814) p. 373 sqq.; p. 376.

***) Cf. Arbers Reprint, London 1870.

†) Cf. Daniels Poems l. c. p. 541 b ff.

††) Draytons Poems in Chalmers' ‚English Poets‘ (London 1810) vol. IV p. 400a ff.

†††) Cf. Heliconia. Comprising a selection of English Poetry of the Elizabethan age: written or published between 1575—1604. In 3 vols. Ed. by T. Park (London 1815). — Seven English Poetical Miscellanies, printed between 1557 and 1602. Reproduced under the care of John Payne Collier (London 1867). — The British Bibliographer vol. III (London 1812) enthält: The Paradise of Dainty Devices. England's Helicon. — Three Collections of English Poetry of the latter part of the 16th. century (printed for the Roxburghe Club, London 1844), worunter A Gorgious Gallery etc. — A Handfull of Pleasant Delites. Reprinted from the original edition of 1584. Printed for the Spenser Society 1871. — Belvedére, or The Garden of the Muses. Reprinted from the original edition of 1600. Printed for the Spenser Society 1875.

englischen Dichter durchgehends eine Vorliebe für die *concetti* der Italiener an den Tag gelegt, ihre Aufmerksamkeit wurde in erster Linie durch Spitzfindigkeiten, durch überraschende Wendungen, durch starke, nicht immer geschmackvolle, Effekte gefesselt. Welch ein Fund wäre für sie das erste, schon durch seine Stellung augenfällige Sonett der Vita Nuova gewesen: die Vision von Amore, der Madonna mit dem glühenden Herzen des liebenden Dichters speist! Dieses Sonett würde in England Schule gemacht haben, das von Dante angeschlagene Motiv würde in vielen englischen Gedichten wiederholt worden sein. Ich habe nirgends eine Variation dieses Themas entdecken können — der Schatz der Vita Nuova war für die englischen Erotiker noch nicht gehoben. —

Bei der Fortsetzung unseres Ganges durch die achtziger Jahre werden wir hingegen bald an eine andere italienische Prosa-Schrift Dantes erinnert. George Whetstone handelt in seinem ‚Mirour for Magestrates of Cyties' (1584)*) von der Unbeständigkeit der Menge: *I omyt Themistocles, Photion, and many mo, whome Histories record, to shewe the light Judgementes of Commons, Danté, the Italian Poet, saith ful truely of them: it is seldome seene, that the people crye not: Viua la mia morte, innoia [!] la mia vita: Let liue my death: let die my lyfe: Yea, those great estates, that seek to please the people, for the most parte, haue had the endes of enemies to their Countrey.* (p. 21). Diesen Gedanken wiederholt Whetstone in seiner Schrift ‚The English Myrror' (1586)**): *when the multitude, wearie of their welfare, (as Dant, the Italian poet saith) began to crie out, Viua la mia morte, muoia la mia vita, let liue my death, let die my life, when they made the good Magistrates obay their willes . . . . they harboured destruction within their cities* (p. 20). Das Citat stammt aus Dantes ‚Convivio' tratt. I. cap. XI: . . . *impossibile è a loro discrezione avere. Per che incontra che molte volte gridano: Viva la lor morte, e Muoja la lor vita, purchè alcuno cominci. E questo è pericolosissimo difetto nella loro cechità.****)

Des öfteren finden wir Dante in den Schriften Robert Greenes erwähnt. „The Debate betweene Follie and Loue" (1587) enthält

*) Cf. W. C. Hazlitts ‚Handbook to E. E. Lit.' (London 1867) p. 651 (8a).

**) Cf. ib. pag. 652 (11).

***) Cf. Opere Minori di Dante Alighieri vol. I: Convito di D. A ridotto a lezione migliore. Padova 1827; p. 43.

eine Anspielung auf die berühmteste Episode des Inferno, auf die Geschichte der Liebe der Francesca da Rimini: *Loue springeth of sodaine and sundrie causes, by receyuing an apple, as Cidippe: by looking out at a Windowe, as Scilla: by reading in a Booke, as the Ladie Francis Rimhi.**) In „Greenes Farewell to Folly" (1591) wendet sich Greene gegen *gluttony* und *dronkennesse: And by the way I remember certaine verses written by our countriman Dante***) *to this effect: Il vitio chi conduce: Englished thus:*

A monster seated in the midst of men,
Which, daily fed, is never satiate;
A hollow gulf of vile ingratitude,
Which for his food vouchsafes not pay of thanks,
But still doth claim a debt of due expense:
From hence doth Venus draw the shape of lust;
From hence Mars raiseth blood and stratagems:
The wreck of wealth, the secret foe to life;
The sword that hasteneth on the date of death;
The surest friend to physic by disease;
The pumice that defaceth memory;
The misty vapour that obscures the light,
And brightest beams of science' glittering sun,
And doth eclipse the mind with sluggish thoughts:
The monster that affords this cursèd brood,
And makes commixture of these dire mishaps,
Is but a stomach overcharg'd with meats,
That takes delight in endless gluttony.

*Well did Dante note in these verses the sundrie mischiefes that proceede from this folly.****) Dante kann dieses Lob nicht für sich

*) Cf. The Life and Complete Works in Prose and Verse of Robert Greene. In 15 vols. Ed. by A. B. Grosart (The Huth Library). Printed for Private Circulation only, London 1881/86; vol. IV p. 219. Diese Schrift soll aus dem Französischen übersetzt sein; möglicherweise war Francesca schon in Greenes Vorlage genannt. Vergleiche Inf. V 127 ff.

Noi leggevamo un giorno per diletto
Di Lancilotto, come amor lo strinse . . .
Quando leggemmo il disiato riso
Esser baciato da cotanto amante,
Questi, che mai da me non fia diviso,
La bocca mi baciò tutto tremante,

**) Die Stelle findet sich in *The Tale of Cosimo;* ein Italiener erzählt.

***) Cf. Works vol. IX p. 335 sq. Die Verse sind citiert nach ‚The Dramatic and Poetical Works of Robert Greene and Robert Peele'; ed. by Alex. Dyce (London 1861) p. 310a.

beanspruchen, wir suchen bei ihm vergeblich nach dem Vorbild dieser berechtigten, doch der Natur der Sache nach nicht sonderlich poetischen Diatribe gegen die Herrschaft des Magens. Ich mufs mich auf diese Negation beschränken, zur Bestimmung der italienischen Quelle reicht meine Belesenheit nicht aus. Ebenso ratlos stehe ich einer anderen angeblich Danteschen Äufserung gegenüber, auf die sich Greene in ‚Mamillia: the second part of the triumph of Pallas' (1593, geschrieben vor 1583) bezieht. Er läfst Mamillia in *The Anatomie of Louers Flatteries* sagen: *I remember the saying of Dant, that loue cannot roughly be thrust out but it must easilie creepe, and a woman must seeke by litle and litle to recouer her former libertie, wading in loue like the Crab.**) Ich kenne keine entsprechende Stelle Dantes.

In dem letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts mehren sich die Anzeichen einer gründlicheren Kenntnis, eines Studiums Dantes. Sir John Harington, dem England die erste Übersetzung des ‚Orlando Furioso' verdankt, hat sich offenbar eingehender mit der Divina Commedia beschäftigt. In der ‚Apologie of Poetrie', welche er an die Spitze seiner 1591 veröffentlichten Übersetzung gestellt hat,**) beleuchtet er Dantes Verhältnis zu Virgil: *that excellent Italian Poet Dant professeth plainly, that when he wandred out of the right way, meaning thereby when he liued fondly and looslie, Virgill was the first that made him looke into himselfe and reclaime himselfe from that same daungerous and lewd course;* in der Allegorie des vierten Gesanges citiert er die erste Terzine des Inferno und übersetzt sie:

> While yet my life was in her middle race,
> I found, I wandred in a darksome wood,
> The right way lost with mine unstedie pace;

in der Allegorie des 26. Buches stellt er Ariosts Verkörperung der Habsucht über Dantes Wölfin: *This description of the monster of couetousnes, is (in my fancy) very well handled by mine Author, far beyond the like in Dant who maketh her only like a wolfe, pined with famine. But Ariosto goeth farder, and more significantly . . .*

---

*) Ib. vol. II p. 264.

**) Aufser in den Ausgaben der Ariost-Übersetzung findet sich Haringtons Apologie in ‚Ancient Critical Essays upon English Poets and Poesy'. Ed. by Joseph Haslewood, 2 vols. (London 1811/15); vol. II p. 118 sqq.

ein Urteil, das unser Geschmack nicht bestätigen kann.*) Auch eine der Anekdoten, die sich um Dantes Gestalt gesammelt haben, war Harington bekannt. Man erzählte, Dante habe einen ihm lästigen, aufdringlichen Menschen gefragt, wie die gröfste Bestie heifse? ‚Elephant‘. ‚So lasse mich allein, lieber Elephant.‘**) Harington hat dieser Geschichte eine religiöse Wendung gegeben, indem er die Spitze derselben gegen die Atheisten richtet:

A good answer of the Poet Dant to an Atheist.
The pleasant learn'd Italian Poet Dant,
Hearing an Atheist at the Scripture jest,
Askt him in jest, which was the greatest beast?
He simply said, he thought an Elephant;
Then Elephant (quoth Dant) it were commodious
That thou wouldst hold thy peace, or get thee hence,
Breeding our Conscience scandall and offence
With thy prophaned speech, most vile and odious.
Oh Italy, thou breedst but few such Dants,
I would our England bred no Elephants.

(Epigrams IV 17).***)

Eine Anspielung auf Dantes *selva oscura* finden wir 1592 bei einem der verschrobensten Litteraten der Zeit, bei Abraham Fraunce. In dem dritten Teil seiner *Yvychurch*-Trilogie, ‚The Third part of the Countesse of Pembrokes Yvychurch: Entituled, Amintas Dale‘†) erzählt er, wie die Mitglieder der Akademie *The Garden* den Weg in den Himmel suchten: *All the Academike Gardiners deuised and mused much, how it might be brought to passe. Some remembring Lucians*

*) Vgl. Inf. I 49. *Ed una lupa, che di tutte brame*
Sembiava carca nella sua magrezza,
E molte genti fé' già viver grame; Purg. XX 10 ff.
OF. XXXVI st. 31. *Quivi una bestia uscir della foresta*
Parea, di crudel vista, odiosa e brutta,
Ch'avea l'orecchie d'asino, e la testa
Di lupo e i denti, e per gran fame asciutta:
Branche avea di leon; l'altro che resta,
Tutto era volpe . . . .

**) Cf. ‚Dante secondo la Tradizione e i Novellatori‘. Ricerche di Giovann Papanti (Livorno 1873). *L'elefante* p. 91, 129, 148, 177 sq. Die oben mitgeteilte englische Version dieser Anekdote kennt Papanti nicht.

***) Cf. The most elegant and wittie Epigrams of Sir John Harington, Knight, Digested into Foure Bookes. Printed by George Miller (London 1633).

†) Vgl. meinen Aufsatz ‚Abraham Fraunce's Amyntas Pastorall etc.‘ Anglia XI p. 11 sqq.; p. 25 sqq.

ship, thought it best to goe by water: Others, rather by land, through some great forest, as Dante did (p. 55b). 1593 vergleicht Gabriel Harvey den von ihm hochgepriesenen Franzosen Du Bartas mit Dante, welchem manche Italiener den Vorzug vor Homer und Virgil geben: *Phy upon fooleries: there be honourable workes to doe; and notable workes to read. The afore-named Bartas (whom elsewhere I haue stiled the Treasurer of Humanity, and the Jeweller of Diuinity) for the highnesse of his subiect, and the maiesty of his verse, nothing inferiour unto Dante, (whom some Italians preferre before Virgil, or Homer) a right inspired and enrauished Poet*).* In demselben Jahre spricht Thomas Churchyard, der Nestor der Elisabethaner, die entgegengesetzte Ansicht aus, Dante durfte nicht wagen sich neben Virgil zu stellen:

> Ouid himselfe durst not haue vaunted so,
> Nor Petrarke graue with Homer would compare:
> Dawnt durst not think his sence so hye did flow,
> As Virgils works that yet much honord are**).

Doch erkennt er Dante in seiner ,Praise of Poetrie' (1595) als einen der auserlesenen Geister Italiens an:

> In Italy of yore did dwell
> Three men of speciall spreete
> Whose gallant stiles did sure excell
> Their verses were so sweete.
> } Dant, Bocace and Petrarke***).

Churchyard wird sehr wenig von Dante gewufst haben. Soweit ich die Werke dieses höchst fruchtbaren Dichters — der in engen Beziehungen zu vielen berühmten Namen seiner Zeit steht und einer Monographie würdig wäre — überblicken kann, zeigen sie sehr geringe Spuren des herrschenden italienischen Einflusses. Die Litteratur Frankreichs ist ihm viel vertrauter. —

Das wichtigste litterarische Ereignis des Jahres 1596 ist die Veröffentlichung des 4., 5. und 6. Buches der ,Faerie Queene', deren drei

*) In ,Pierces Supererogation' cf. Works of Gabriel Harvey. In 3 vols. Ed. by A. B. Grosart (The Huth Library). Printed for Private Circulation only. London 1884/85; vol. II p. 103.

**) In ,Churchyards Challenge' (cf. Hazlitts Handbook p. 109) in dem diese Sammlung eröffnenden Gedicht ,A new kinde of a Sonnet'.

***) Cf. ,A Praise of Poetrie, some notes therof drawen out of the Apologie, the noble minded Knight, Sir Phillip Sidney wrate'; neugedruckt in ,Frondes Caducae'. Reprinted at the Auchinleck Press, by Alexander Boswell, 1816; vol. IV.

erste Bücher 1590 gedruckt worden waren. Spenser hat für Plan und Schmuck seiner Dichtung manche Anleihe gemacht bei Ariost und Tasso*), die er in seinem die Faerie Queene einleitenden Brief an Sir Walter Raleigh neben Homer und Virgil als seine Vorbilder nennt. Dante nennt er nicht, und diesem beredten Schweigen entspricht es, dafs wir in der Faerie Queene selten an Dante erinnert werden. Am häufigsten noch bei Guyons Wanderung durch das unterirdische Reich des Gottes Mammon: wie an vielen Stellen der Divina Commedia die Schatten erstaunen beim Anblick des Lebenden, wundern sich Spensers goldschmelzende Teufel über das Erscheinen des Ritters**); in stinkenden Fluten sieht Guyon arme Seelen, wie Dante die Schmeichler***); nach seiner Höllenfahrt sinkt Guyon leblos zusammen, wie Dante nach Francescas Erzählung, und mit dieser Ohnmacht schliefst bei Spenser, wie bei Dante, ein Gesang†). Spensers Verse

III 2, 23. But as it falleth, in the gentlest harts
Imperious Love hath highest set his throne . . .
2, 51. But love, that is in gentle brest begonne,
No ydle charmes so lightly may remove . . .

klingen wie Variationen der berühmten Worte Francescas

Inf. V 100. Amor, che al cor gentil ratto s'apprende.

Aber alle diese Anklänge und Ähnlichkeiten können zufälliger Art

---

*) Cf. Thomas Wartons ‚Observations on the Fairy Queen‘ (London 1807, 2 vols.) vol. I p. 272 ff. Sect. VI: Of Spenser's Imitations of Ariosto; meinen Aufsatz ‚Edmund Spensers Verhältnis zu Tasso‘ Anglia XI p. 341 ff.

**) Cf. Colliers Spenser vol. II:

II 7, 37. *But, when an earthly wight they present saw*
Glistring in armes and battailous aray,
From their whot work they did themselves withdraw
To wonder at the sight; for till that day
They never creature saw that cam that way;

vgl. z. B. Purg. II 67 ff.; III 88 ff.; V 4 ff.; 25 ff. VIII 61 ff.

***) F. Q. II 7. 57; Inf. XVIII 112 ff.

†) F. Q. II 7, 66. *The life did flit away out of her nest,*
And all his sences were with deadly fit opprest.
Inf. V 141. *Io venni men cosi com' io morisse;*
E caddi come corpo morto cade.

F. Q. III 4, 34 findet sich ein ähnliches Bild wie Inf. II 127 ff., vgl. Colliers Spenser vol. III p. 304 Anm.

sein, ein festes Band zwischen Dante und Spenser läfst sich mit so schwachen Fäden nicht herstellen. Plumptre, der im übrigen Spensers Beziehungen zu Dante ebenfalls skeptisch gegenüber steht, vermutet einen Zusammenhang zwischen Spensers Brief an Sir Walter Raleigh und Dantes Brief an Can Grande della Scala mit der Widmung des Paradieses*). In diesen Briefen äufsern sich beide Dichter über den in ihren Allegorien verborgenen Sinn, und daraus ergiebt sich eine gewisse allgemeine Ähnlichkeit, die jedoch einer Prüfung des Details nicht Stand hält. Spenser weifs nichts von Dantes echt scholastischer Bestimmung des vierfachen Sinnes seiner Dichtung**); er sagt uns schlecht und recht, was und wen wir hinter den Hauptgestalten seines Epos zu suchen haben***). Ich glaube, dafs wir in diesem Fall nicht über Spensers eigene Worte hinausgehen dürfen; er nennt Dante nicht und hat bei der Abfassung des Briefes auch nicht an ihn gedacht.

Im Jahre 1597 schimmert uns ein Vers Dantes von dem Titelblatt einer längst vergessenen Gedicht-Sammlung entgegen: ‚Laura. The Toyes of a Traveller. Or the Feast of Fancie.‘ Divided into three Parts. By R. T. Gentleman. *Poco [!] favilla gran fiamma seconda.* London 1597.†) Robert Tofte, ein sehr mittelmäfsiger Dichter, hatte in Italien gereist, und sich eine so gute Kenntnis der italienischen Sprache erworben, dafs er 1615 eine Übersetzung aus dem Italienischen veröffentlichen konnte: ‚The Blazon of Jealousie‘ . . . *First written in Italian, by that learned Gentleman Benedetto Varchi* . . .††). Tofte begleitet den Text dieser Übersetzung mit zahlreichen Randglossen, in welchen er seine Kenntnis Italiens und seiner Litteratur verwertet. Dante widmet er eine ausführliche Notiz, in der die Engländer endlich auch etwas von den Schicksalen des Menschen Dante zu hören bekamen: *This learned Poet was borne in Florence, his Wife being of the house of the Donati, there, and called Bianca, but he being*

*) L. c. p. 358 und 428 f. Plumptres zweifelnd vorgetragene Meinung Spenser könnte bei dem *sad Florentine* an Dante gedacht haben, hat bereits F. T. Palgrave (Academy 28./1. 1888) widerlegt. Die von A. S. Cook (Academy 10./3. 1888) gegen Palgraves Berichtigung citierte Anmerkung Marty-Laveaux' beweist nur, dafs sich auch dieser auf falscher Fährte befand. Du Bellay hat ohne jeden Zweifel Petrarca gemeint, der, um Laura trauernd, in einer Vision ein Schiff von Ebenholz und Elfenbein mit seidenem Tauwerk und goldenen Segeln sah.

**) Cf. Opere Latine di Dante Allighieri, ed. Giambattista Giuliani; vol. II p. 34 sqq.

***) Cf. Colliers Spenser vol. I p. 147 sqq.

†) Cf. Colliers Bibliogr. and Crit. Account vol. II p. 435 sqq.; Par. I 34.

††) Cf. Hazlitts Handbook p. 625 s. v. Varchi.

banished from thence, liued in the ancient Citie Rauenna, in Romagna, where he lieth enterred, hauing a fayre Tombe ouer him, which Bernardo Bembo, (Father to Cardinall Bembo) reedified and made new . . . This Dant is by some learned Italians compared and equalled with Homer and Virgill, and was not alone a Poet, but a Philosopher, a Deuine, a Phisitian, and an Astronomer with all: yet doth Cardinall Bembo preferre Petrarcq before him. When Dant was young, hee was Scholler to Brunetto Latini, Vincentio Borghini, Prior of the Hospitall of the Innocenti in Florence, hauing made an excellent Comment upon all his workes. Die moderne Kritik des Lebens des grofsen Dichters hätte an diesem Bericht freilich einige Änderungen vorzunehmen.

1598 wurde den italienischen Studien der Engländer Vorschub geleistet durch eine für ihre Zeit sehr anerkennenswerte lexicographische Leistung: John Florios „World of Wordes." In der Vorrede giebt Florio den drei berühmten Trecentisten nach ihrer Schwierigkeit folgende Rangordnung: *Boccace is prettie hard, yet understood: Petrarca harder, but explaned, Dante hardest, but commented. Some doubt, if all aright* — eine Klausel, die auch heute noch für manche Stelle Dantes Geltung hat. In der Liste der für sein Wörterbuch benützten Autoren führt Florio Dante nicht an, doch ist im Vokabularium selbst wiederholt auf ihn Rücksicht genommen. Die zweite, verbesserte und bereicherte Auflage des Wörterbuches, ‚Queen Anna's New World of Words' vom Jahre 1611, weist Dantes Namen auch in dem Verzeichnis der Autoren auf. —

Dante und Shakespeare — der Wunsch, diese erhabensten Geister wenn irgend möglich in engere Verbindung zu bringen, ist ein begreiflicher. Es hat auch nicht an Versuchen dieser Art gefehlt. In Deutschland hat sich Wilhelm König eingehend mit der Frage beschäftigt und in seinem Aufsatz ‚Shakespeare und Dante'*) manchen Berührungspunkt der beiden Dichter beleuchtet; für England verweist Plumptre auf zwei Artikel in Blackwood's Magazine (June 1884, June 1885), betitelt ‚New Views of Shakespeare's Sonnets', deren Verfasser in der Vita Nuova den Schlüssel zu dem Geheimnis der Sonette Shakespeares findet.**) Diese beiden Artikel, welche Plumptre unüberzeugt liefsen, sind mir leider nicht zugänglich; Königs Aufsatz habe ich mit Interesse und nicht ohne Belehrung gelesen — ohne

*) Cf. Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft vol. VII (1872) p. 170 ff.

**) L. c. p. 429.

jedoch in ihm einen irgend zwingenden Beweis dafür zu finden, dafs Shakespeare Dante gelesen habe. Dafs sich die beiden grofsen Dichter hin und wieder in einem Gedanken, in einem Bilde begegnen, ist natürlich; aber ich finde keine Stelle Shakespeares, in welcher sich die befruchtende Wirkung Dantes mit Sicherheit erkennen läfst. Wir dürfen nie vergessen, dafs Florios Superlativ *hardest*, der Dante auch heute noch, in unserer mit allen philologischen Hilfsmitteln ausgerüsteten Zeit, von Rechtswegen zukommt, in jenen Tagen aus der Seele aller Leser Dantes gesprochen war. Die vielen dunkelen Stellen der D. C., ihre grofsen, von den Italienern selbst empfundenen, sprachlichen Schwierigkeiten, wurden den Ausländern zu unübersteiglichen Hindernissen. Ben Jonson, gewifs einer der gelehrtesten Männer seiner Epoche, giebt dieser Meinung seiner Zeitgenossen von Dante den bündigsten Ausdruck, indem er Lady Politick Would-Be sagen läfst:

Dante is hard, and few can understand him
(Volpone III 2).

Der Wunderbau der Danteschen Dichtung hatte im Laufe des 16. Jahrhunderts für die Engländer bestimmte Umrisse gewonnen — das Heiligtum selbst zu betreten, war nur den Wenigsten vergönnt. Aber auch die Menge der Elisabethaner steht in Ehrfurcht an der Schwelle, und in dieser ehrfürchtigen Unwissenheit erkennen wir einen grofsen geistigen Fortschritt gegenüber der anmafsenden Unwissenheit des gefeiertsten französischen Dichters jener Zeit, Pierre de Ronsards, der noch gegen das Ende des Jahrhunderts von der ‚Nacht Dantes'*) zu sprechen wagte.

*) Cf. Oeuvres Complètes ed. Prosper Blanchemain, Paris 1857 (Bibliothèque Elzévirienne) vol. IV p. 357: Elégie XXXIII Au Sieur Barthelemi Del-Bene, Gentilhomme florentin, Poete italien excellent, pour reponse et revanche à deux de ses Odes italiennes (aus dem Jahre 1587):

V. 22. *Depuis que ton Petrarque eut surmonté la Nuit*
De Dante, et Cavalcant, et de sa renommée,
Claire comme un Soleil, eut la terre semée etc.

München.

NEUE MITTEILUNGEN.

Zu den Romanen des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig.

Von

Johannes Bolte.

Eine unlängst erschienene interessante Arbeit von P. Zimmermann „Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans an die Herzöge Anton Ulrich und August Wilhelm zu Braunschweig und Lüneburg“ (Historische Zeitschrift 63, 79–86), giebt mir Anlafs, mit ein paar vor längerer Zeit gemachten Notizen über den fürstlichen Romanschriftsteller hervorzutreten.

Für die rege Teilnahme, mit welcher die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans Anton Ulrichs Roman „Die römische Octavia“ *) verfolgte und dessen Umarbeitung und neue Ausgabe veranlafste, bin ich im Stande, einen weiteren, für die Briefstellerin recht charakteristischen Beleg aus einem ungedruckten Schreiben**) derselben mitzuteilen. Sie äufsert sich am 12. Mai 1704, also im selben Jahre, als der Herzog seine neue Bearbeitung der Octavia abschlofs, ihrer Tante, der Herzogin Sophie von Hannover, gegenüber, wie folgt:

„Wen ich die romans lange und an einem stück lesen müste, würden sie mir beschwerlich fallen, ich lese aber nur ein bladt, 3 oder 4, wen ich mei verlofft auff den kackstuhl morgends und abends sitze, so amusirts mich und ist weder mühsam noch

*) Die erste Ausgabe erschien nach Goedekes Grundrifs [2] 3, 249 zu Nürnberg 1677 in 6 Oktavbänden. Vgl. Cholevius, Die bedeutendsten deutschen Romane des 17. Jahrhunderts (1866) S. 176–310. Bobertag, Geschichte des Romans in Deutschland 2, 1, 126–135. Spehr, Allgemeine deutsche Biographie, 1, 487.

**) Nach einer Abschrift der Briefe der Herzogin von Orleans an Sophie von Hannover auf dem Königlichen Staatsarchive zu Berlin, die L. von Ranke für seine Auswahl (Sämtliche Werke 13. 1870) benutzte. Hier findet sich auch ein Urteil über Scarrons Nouvelles oeuvres tragicomiques unter dem 27. Februar 1706: ‚Man find hier, das ich gros unrecht habe, Scaron so grob und nicht gar artig zu finden; was er in meinem sinne am artigsten geschrieben, seind die spanische histörgen, so er übersetzt hat‘.

langweillig, hertzog Anton Ulrichs roman ist recht schön teutsch und wolgeschrieben. Wenn der verstorbenen hertzog prophezeyung sollte war werden, würde der arme herr nicht lange mehr zu leben haben, ich wollte doch, [dass] die Octavia vorher aus waere, es ist auch noch ein zeichen von verhängnus, das die römische königin den hals nicht auf der pagen pferde gebrochen".

Die hier angeredete Herzogin Sophie urteilt in ihren Briefen an ihren Bruder, den Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz,*) 1676 und 1678 über die im Erscheinen begriffene Octavia und den älteren Roman Anton Ulrichs: ‚Die Durchlauchtige Syrerin Aramena'**) in ähnlicher geistreich spöttelnder Weise:

‚*Je n'ay jamais sceu cette histoire, mais tout cela peut servir de matière pour enbellir les romans, que le Duc Antoine de Wolfenbudel fait; son Aramène est finie et il en fait encore un autre à ce qu'il m'a dit, où je m'inmagine, qu'il mestra l'histoire de ce temps*'. Und im Jahre 1678: ‚*Les romans sont le plus grand talent du Duc a[ntoine] U[lric], dont il en a fait un nouveau depuis peu. Je pense que vous avez veu son Eramena, comme je l'ay veu aussi sans avoir peu prandre la paine de le lire, car il est bien plus grand que la Bible; tous les personnages de la Bible en font les heros et les heroïnes, ce qui me fit dire, qu'il avoit mis la Bible en burlesque, dont il estoit fort scandalisé*'.

Über den auf der Wolfenbütteler Bibliothek vorhandenen litterarischen Nachlafs des Herzogs ist meines Wissens noch nicht öffentlich berichtet worden. Auch ich vermag nur Auszüge aus dem Handschriften-Kataloge mitzuteilen, da bei meinem Besuche der Bibliothek mehrere Nummern nicht sogleich aufgefunden werden konnten. Von Anton Ulrich rühren her oder betreffen ihn folgende Manuskripte:

1. Die Römische Octavia. Extravag. 168—173. 174—182. 183—193 195. 196. 135, 4—5. — Eine holländische Übersetzung bietet das Mscr. Extravag. 116; eine auch von Zimmermann erwähnte französische eines besonderen Abschnittes: ‚*Histoire de Flavia Domitilla et du Cecilius*' steht in Extravag. 196. 1.
2. Die Durchläuchtige Syrerin Aramena. Extravag. 140—146. 258. 259. — Eine holländische Übersetzung in Extravag. 121—125.
3. Die vortreffliche Neronia oder der wüthende Nero, erstes Buch eines Romans. Extravag. 198.
4. Alrininda et Axiamira. Extravag. 274.
5. Fragmente von zwei teutschen ungenannten Komödien. Extravag. 194. (Vielleicht eine Zugabe zum 2. Teile der Octavia).
6. Gedanken über das Gespräch der Liebe und Freundschaft. Extravag. 261.

Auch Anton Ulrichs ältere Schwester, Prinzessin Sibylla Ursula von Braunschweig (1629—1671), hat sich schriftstellerisch versucht. Handschriftlich sind Nachbildungen französischer Romane, eine Komödie in Prosa und geistliche Lieder von ihr vorhanden:

1. Calprenède, Casandra deutsch. Extravag. 30.
2. Calprenède, Cleopatra, Teil 4—12, deutsch (1658—1659). Extravag. 263. 263, 2.

*) Publikationen aus den preufsischen Staatsarchiven 26, 273 und 339 (1885).
**) 5 Bände. Nürnberg 1669—1673.

3. Comedia von des Glückes Unbeständigkeit. Extravag. 262. 61 Quartblätter. Die Handschrift trägt keinen Titel, auf dem Vorsatzblatt die Bemerkung: ‚Anno 1650 im Mertz und April eingeschrieben, Anno 1649 im Augusto und September gemachet'. Fünf Akte in Prosa, der letzte unvollständig. Anfang: ‚Actus Primus, Scena Prima. — Bagistanes. Astiages. — Bag.: Wie kanstu doch O grosse Göttinn des Glückes also über verwunderlich mit unss deinen anhangenden Creaturen spielen und schimpffen; den einen erhebestu . . .' — Ein Schauspiel ‚das veränderliche Glück' führte der Komödiant Carl Paulsen 1674 und Johannes Velten 1690 auf (Fürstenau, Geschichte des Theaters zu Dresden 1, 244. 307).
4. Das geistliche Kleeblatt (1655). Extravag. 240.
5. Precationes germanicae 1—2 (1647—1668). Extravag. 248. 249.

Über zwei wahrscheinlich von Anton Ulrich gedichtete Singspiele: Der Hofmann Daniel (1663) und Davids und Jonathans treuer Liebe Beständigkeit (1685) vgl. Chrysander, Jahrbücher für musikalische Wissenschaft 1, 179 und 198 (1863).

Auch auf ein Schauspiel will ich bei dieser Gelegenheit hinweisen, dessen Stoff der pseudonyme Verfasser aus des Herzogs Aramena entlehnt hat. Es behandelt die im 5. Bande S. 551—577 der Nürnberger Ausgabe von 1680 erzählte ‚Geschichte des Tharsis und Eldane' und ist betitelt:

Die | plagende | Eifersucht | und | Triumphirende | Tugend, | in einem | Schauspiel | fürgestellet | von | MIRMINDO. || Gedruckt im Jahre 1698. | 215 Seiten 12° und ein Titelkupfer. Fünf Abhandlungen in Prosa. Exemplare in Berlin, Weimar und auf der Leipziger Stadtbibliothek. Citiert in Gottscheds Nötigem Vorrat 1, 265 (1757).

Noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts bearbeitete der Komödiant Wallerotti*) die Aramena für seine Truppe. Vgl. E. Mentzel, über den Einfluſs der Moderomane des 17. Jahrhunderts auf die Haupt- und Staatsaktionen, Hanswurstiaden und Maschinenkomödien (Berliner Monatshefte für Litteratur, Kritik und Theater 1, 481—488. 572—583. 1885).

*) Vgl. über sein Leben Bolte, Forschungen zur brandenburgischen und preuſsischen Geschichte 2, 522 (1889).

Berlin.

BESPRECHUNGEN.

OTTO GILDEMEISTER: Dantes Göttliche Comödie übersetzt von O. G. Berlin Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) 1888. XII, 551 S. 8⁰.

Eine neue Übersetzung des ganzen Danteschen Gedichtes von einem Übersetzungskünstler wie Otto Gildemeister (vgl. S. 24 dieses Bandes) ist unter allen Umständen ein erfreuliches Ereignis: sie ist es um so mehr als sie mit Erfolg dem Ziele nachstrebt, das Gedicht auch solchen geniefsbar zu machen, welche ihm kein sprachliches und geschichtliches Studium widmen können, welche aber von den Ergebnissen dieser Studien doch hinreichend viel kennen müssen, um den praktischen Genufs der Dichtung zu erreichen. Diesen zu fördern, ist der Hauptgesichtspunkt dieser Übersetzung, und ihm entsprechend ist die Ausgabe gestaltet. Nach einer kurzen, nur die Hauptpunkte herausgreifenden Inhaltsübersicht der einzelnen Gesänge giebt der Übersetzer „Zur Einleitung“ eine knapp gefafste treffliche Übersicht dessen, was als Voraussetzung für das sachliche Verständnis nicht umgangen werden kann. Sehr richtig beginnt er mit der Darlegung der kosmischen Anschauung, von welcher Dantes Annahmen ausgehen, wirft einen Blick auf die naturwissenschaftlichen Kenntnisse der Zeit, die Bedeutung Roms und die politische Lage der Welt im 13. Jahrhundert und schildert kurz die geistige und kulturelle Beschaffenheit des Lebens in Florenz zur Zeit der Geburt Dantes und in seiner ersten Kindheit. An der Hand der wenigen sicheren Daten von Dantes Leben verfolgt er sodann die Ereignisse des bürgerlichen und politischen Lebens in Florenz und in Italien, ein Bild, das er ebenso übersichtlich wie treffend gestaltet. Er schliefst diese vorzugsweise auf Wegeles Forschungen beruhende Darlegung mit einer Charakteristik des Gedichtes und des Dichters. Für das Verständnis hält er hier und später den Gesichtspunkt fest, dafs er die Allegorien nicht ausschliefslich als solche betrachtet. „Die Personen wie die Vorgänge haben immer neben ihrer sinnbildlichen Bedeutung ihre volle Existenz als wirkliche Individuen, als wirklich Geschehendes. Der Virgil der

Hölle ist nicht blofs eine allegorische Figur, sondern zugleich der historische Dichter der Aeneis; Beatrix ist nicht allein die vermenschlichte Theologie oder die Gratia perficiens, sondern zugleich die schöne Florentinerin, die in dem Herzen des neunjährigen Dante die unverlöschliche Liebesflamme entzündet hatte. Dies Verfliefsen des eigentlichen und des symbolischen oder des allegorischen Sinnes geht durch das ganze Gedicht und auf ihm beruht zu nicht geringem Teile der poetische Eindruck."

Der Übersetzer schickt ferner jedem Gesange eine besondere Einleitung voraus, in welcher er den tatsächlichen Fortgang kurz berichtet, die wichtigsten allgemeinen Erklärungen und gelegentlich auch die von einzelnen Stellen und Ausdrücken giebt. Aber er geht nicht darauf aus Alles erklären zu wollen; er verzichtet daher auf Anmerkungen, die unter dem Texte herlaufen oder auf Notenzahlen, welche auf die Erklärung verweisen: so erhält der Leser ungestört den dichterischen Eindruck, wie ihn jeder Gesang zunächst für sich und dann wieder im Zusammenhange mit den andern hervorbringen soll.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist nun auch die Übersetzung selbst gemacht, und wir dürfen hervorheben, dafs sie, besonders bei lautem Lesen, sprachlich einen guten Eindruck macht, so dafs sie wohl geeignet ist den Leser poetisch zu stimmen. Aus diesem Grunde hat der Übersetzer auch nicht auf den Reim verzichtet, den er sehr richtig, wie es auch sonst schon geschehen, abwechselnd stumpf und klingend anwendet, in wohlberechtigter Freiheit dem Original gegenüber, welches nur den klingenden Reim hat. Aber freilich, mit der Anwendung des Reimes erhebt sich auch die wohl nie ganz zu überwindende Schwierigkeit zwischen der Treue der Übersetzung und dem gebieterisch geforderten Lautklang einen Ausgleich zu finden. Vielfach ist Gildemeisters Übersetzung überraschend treu: sie ist es überall da, wo es ihr gelingt die einfache, so selbstverständlich und ungemacht klingende Ausdrucksweise des Dichters nachzubilden. Aber vielfach ist der Übersetzer auch ziemlich frei verfahren. Allzuweit darf er dabei in der Freiheit nicht gehen. Bedenklich ist es schon, wenn gelegentlich ein ganzer Vers eingeschaltet wird, wie im 7. Gesange der Hölle der 6. Vers heifst: „Und diesen Trost vernehmend ging ich dreister." Davon steht bei Dante nichts. Da gehört Vers 6 noch zur Rede Virgils, die dafür beim Übersetzer um den Gedanken: „was er [Plutus] auch für eine Macht haben mag" ärmer geworden ist. Doch ist immerhin der Zusatz der Lage entsprechend, so dafs dem Dichter beim Leser kein allzugrofses Unrecht zugefügt wird. Dies geschieht aber, wenn dem Reim zu Liebe falsch übersetzt wird, wie im 2. Gesange des Fegefeuers Vers 16. Dante sieht das von dem Engel ausgehende Licht strahlen, der auf einem Schiffe Seelen zum Lande der Reinigung heranführt. Er sagt: „Cotal m'apparve, s'io ancor lo veggia, un lume" etc. Beim Übersetzer heifst es: „So sah ich — und wohl euch wenn ihr es seht — ein Licht" u. s. w. Bei Dante geht der Wunsch das Licht noch einmal zu sehen auf sich

selbst: es entspricht der eigentümlichen Situation, dafs Dante in der Vision das erlebt, was er bei seinem leiblichen Tode wieder erleben mufs, wenn er statt in der Hölle weilen zu müssen, damit begnadet wird, in das Land der Reinigung zu kommen, womit ein früherer oder späterer Eintritt in den Himmel notwendig verbunden ist. Beim Übersetzer geht diese schöne Hinweisung auf den jetzigen und den künftigen Zustand des Dichters selbst verloren, und wird ersetzt durch eine moralisierende Anrede an irgend welche Nichtgenannte, wofür im Zusammenhang keinerlei Veranlassung ist. Damit geschieht dem Dichter Unrecht, und zwar dem Reime zu liebe, der hier die erste Person „sehe“ oder „sähe“ nicht zuläfst. Andrerseits führt auch wohl ein zu genauer Anschlufs an das Original zur Unverständlichkeit. Wenn im 33. Gesang des Fegefeuers Vers 71 f. es heifst: „La giustizia di Dio nello interdetto | Conosceresti all' arbor moralmente“ und wir finden dafür: „(Nach so viel Zeichen hätte Dein Verstand) Gottes Gerechtigkeit im Interdikte | An diesem Baum moralisch längst erkannt“, so macht der Ausdruck „Interdikt“ trotz seinem engen sprachlichen Anschlufs an interdetto den deutschen Leser irre: dieser denkt dabei nicht allgemein an ein Verbot, sondern für ihn ist Interdikt der spezifisch kirchlich-technische Ausdruck, dessen Sinn hier nicht herpafst. So sicher jede gereimte Übersetzung Dantes solche Fälle aufweisen wird und so schwierig sie zu vermeiden sein werden, um so mehr mufs gerade an sie die bessernde Hand gelegt werden. Dieser möchten wir auch manche andere Eigentümlichkeiten des Versbaues empfehlen. Wenn es im 24. Gesang des Paradieses Vers 16 f. heifst: „So schien der in verschiednen Schwung versetzte | Tanz jener Sphären . . .“, so erscheinen hier zwei metrische Härten. Die geringere ist der Gebrauch des hochbetonten Wortes „Tanz“ an unbetonter Stelle, die gröfsere ist die Verteilung von Eigenschaftswort und Hauptwort auf zwei Verse, so dafs das Eigenschaftswort das Reimwort wird. Ein durch den Reim charakterisierter Vers erfordert noch mehr als der reimlose Vers eine Pause am Schlufs; diese wird durch den engen Zusammenhang des Sinnes aufgehoben. Zulässig ist eine solche Verteilung, wenn vor das Hauptwort ein zweites Eigenschaftswort tritt: zwischen den beiden Eigenschaftswörtern entsteht naturgemäfs eine Pause, welche sodann mit der vom Versschlufs verlangten zusammenfällt. So sagt Platen in seinem Sonett an Jean Paul: „Nun weilt dein ewig sonniger, gesunder | Verjüngter Geist, wohin er stets geschwebet“ u. s. w. Noch härter ist es, wenn es Fegefeuer 32, 95 f. heifst: „des Wagens hütend, den ich von dem Zwitter- | Geschöpf an jenen Baum befestigt sah“, so dafs das eine Wort auf zwei Verse verteilt und die erste Hälfts obendrein zum Reimworte gemacht ist, nach dem bekannten Muster: „ein Schuh- | Macher und Poet dazu.“

Fast sollte man meinen, es sei dem Übersetzer zum Schlusse in andrer Weise, aber doch ähnlich wie dem Dichter selbst gegangen: „Hier schwand die Kraft der hohen Phantasie“: die wichtigen Schlufsverse des ganzen Gedichtes sind teils falsch, teils ungeschickt über-

setzt. Sie heifsen: „Wie sanft ein Rad umschwingt, so wandte gerne | Mein Will' und Wunsch sich, denn es lenkte sie | Die Liebe, die umschwinget Sonn' und Sterne.“ Abgesehen von der sprachlichen Härte „umschwinget“ fehlt der für das Bild entscheidende Begriff: igualmente. So wie beim Rade alle Teile gleichmäfsig bewegt werden, so bewegen sich bei Dante in diesem höchsten Augenblick des Anschauens Gottes die Liebe, welche alles bewegt, und sein eigenes Begehren und Wollen als Teile eines und desselben einheitlichen Ganzen gleichmäfsig, und zwar so, dafs die Liebe Gottes das leitende und sein individuelles Wollen das sich fügende, in diesem göttlichen Wollen aufgehende Element ist. Statt des „gleichmäfsig“ ist dem Reime zu liebe das „gerne“ hinzugefügt, auf das es gar nicht ankommt, und der Vergleich beim Übersetzer, welcher igualemente mit „sanft“ ausdrückt, was es nicht heifst, lautet nun so, dafs das sanfte Umschwingen des Rades, mit dem gerne geschehenden Sichwenden des Willens und Wollens verglichen wird. Beides aber ist falsch. Es kommt ebenso wenig darauf an, dafs das Umschwingen des Rades „sanft“ vor sich geht, als dafs der Wille Dantes „sich gerne wendet“: er wird vielmehr gewendet oder richtiger gedreht und zwar dreht und bewegt ihn die Liebe Gottes selbst. Dieser Gedanke erscheint erst in einem Zusatz: „denn es lenkte sie die Liebe“. Also erst wendet sich Dantes Wille selbst, dann wird er gelenkt, statt dafs einfach den Willen Dantes Gottes Liebe dreht und wendet. Auch das „Lenken“ fällt aus dem Bilde des Umschwingens eines Rades heraus.

Solche einzelne Aussetzungen können weder dem Verdienste der Übersetzung noch unsrer Freude über ihren Charakter und ihr Ziel entgegentreten: sie sollen auf manches hinweisen, was eine zweite Auflage zu verbessern hat. Vielleicht wird dann auch die äufsere Erscheinung des Buches eine anmutigere und seine Gröfse eine handlichere: die jetzige erschwert ein bequemes und behagliches Lesen mehr als zuträglich ist um die gewünschte schöne Stimmung zu erhalten.

Frankfurt a. M. Veit Valentin.

Die neueste Dante-Übersetzung regt zu einem Ausblicke auf die Geschichte Dantes in Deutschland an. „Über deutsche Dantestudien des letzten Jahrzehnts“ hat F. X. v. Wegele N. F. II, 298 berichtet. Den früheren Arbeiten von R. Köhler, Theodor Paur, Scartazzini tritt jetzt zur Seite die Studie von

G. LOCELLA: Zur deutschen Dante-Litteratur mit besonderer Berücksichtigung der Übersetzungen von Dantes göttlicher Komödie. Mit mehreren bibliographischen und statistischen Beiträgen. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1889. V, 108 S. 8°.

Baron Locella hat die an Drucken und Bildwerken reiche Dante-Ausstellung (358 Nummern) für den Neuphilologentag zu Dresden 1888



durch seinen hingebenden Eifer und seine umfassenden Kenntnisse der deutschen wie italienischen Dantelitteratur ins Leben gerufen. Aus seinen Arbeiten für diese Ausstellung ist vorliegendes Schriftchen hervorgegangen, das in seiner Anlage nicht ganz glücklich an Wiederholungen leidet, seinem Inhalte nach durchaus zu loben ist. R. Köhler hatte 1865 gelegentlich der grofsen Dantefeier 22 deutsche Übersetzungen zusammengestellt, Baron Locella giebt von 48 die genauen bibliographischen Angaben und kurze, Verdienst wie Schwäche bezeichnende Schilderungen. Eine abschliefsende deutsche Übersetzung, wie Schlegels Shakespeare sie bietet, ist nach Locellas Urteil für Dante bisher noch nicht gelungen; das meiste Lob erteilt er der Übertragung von Julius Francke, Leipzig 1883—85 und dem Kommentar von Philaletes, dessen Erläuterungen zum 27. Gesange des Inferno er in italienischer Übersetzung mitteilt. Der einleitende Überblick der deutschen Dante-Litteratur streift nur einzelnes aus der Geschichte von Dantes Eindringen in die deutsche Litteratur; so ist z. B. der von Bolte (Ztschr. I, 164) mitgeteilte Reisebericht des Fürsten Ludwig von Anhalt-Köthen nicht mitangeführt, dagegen sind Bodmer irrtümlich „mehrere Schriften über Dante" zugeschrieben. Regis hat nicht Bruchstücke aus Bojardo, sondern den verliebten Roland vollständig aus den Texten der Urschrift verdeutscht. Die Seite 27 mitgeteilten Terzinen Schellings sind irrtümlich als Sonett bezeichnet. Dantes Name soll, nachdem von seinen Schriften schon viel früher Spuren in der deutschen Litteratur sich zeigten, zuerst 1493 in Deutschland gedruckt worden sein. Die gesammte deutsche Dante-Litteratur umfafste 1889 nach Locella 405 Bände und 384 kleinere Arbeiten. Die Bibliografia Dantesca dell' anno 1889 verzeichnete Michele Barbi in dem in diesem Frühjahre ausgegebenen:

Bulletino della Società Dantesca italiana. Nr. 1. Firenze, Tipografia di S. Landi. 1890. 67. S. 8°.

Für die englisch-amerikanische Dante-Litteratur bietet eine reiche bibliographische Übersicht der Katalog der Harvard University:

The Dante Collections in the Harvard College and Boston public libraries by W. Collidge Lane. Cambridge, Mass., J. Winsor Librarian 1890. 116 S. 4°.

Breslau. Max Koch.

ENGELBERT GÜNTHNER: Calderon und seine Werke. 2 Bde. Freiburg i. B. Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1888. XL, 363; VIII, 438 S. 8°.

Die Schrift Günthners ist die Erweiterung einer früher in dieser Zeitschrift (I, 178 ff.) besprochenen Programmabhandlung über „Calderons Dramen aus der spanischen Geschichte"; der Verfasser hat seine Studie

nun auch auf alle übrigen Dramen ausgedehnt und sie nach ähnlichen Gesichtspunkten behandelt. Wir finden die früher hervorgehobenen Vorzüge und Schwächen wieder: Fleifs und Sorgfalt, eingehende Berücksichtigung der Litteratur und wohltuende Wärme für den Dichter sind Günthner nachzurühmen, dagegen fehlt es ihm an Selbständigkeit und an Fähigkeit zum Erfassen litterarhistorischer und ästhetischer Probleme.

Günthner ordnet die weltlichen Bühnenstücke in 8 Gruppen ein, welche ziemlich genau den 10 Gruppen V. Schmidts entsprechen, und schickt den einzelnen Gruppen kurze, sich an der Oberfläche haltende Einleitungen voraus; alsdann folgt die Analyse der einzelnen Dramen. Hier werden fast immer ein oder mehrere Werke als charakteristische Vertreter der einzelnen Gruppen ausführlicher erörtert, über die andern wird nur kurz referiert — ein Verfahren, das bei dem ungleichen poetischen Werte der Calderonschen Dramen und der grofsen stofflichen Ähnlichkeit vieler nur Billigung verdient. Ebenso wird es später mit den Sakramentsspielen gehalten. Im Übrigen vermögen wir in den den weltlichen Bühnenstücken gewidmeten Abschnitten einen Fortschritt über die Leistungen Schmidts und Anderer nicht zu erkennen, sodafs nur die den Autos gewidmeten 130 Seiten (von im Ganzen 770) einen selbständigen Wert besitzen. Wem mit einem blofsen Gerippe dramatischer Handlungen gedient ist, der findet hier zur Not seine Rechnung — wer etwas mehr verlangt, der sieht sich enttäuscht. Wie es bei weitaus den meisten Schriften und Abhandlungen der Fall, welche uns das letzte Jahrzehnt über Calderon gebracht hat, liegt die Schwäche der Günthnerschen Arbeit darin, dafs sie der litterarhistorischen und ästhetischen Seite der Aufgabe nicht gerecht wird. Ganz und gar fehlt eine Untersuchung der Stelle, welche Calderon innerhalb der Geschichte des spanischen Dramas einnimmt, und eine Darlegung seiner Eigenschaften als Dichter überhaupt und als Dramatiker insbesondere. Bei einem Blick auf die grofsen Vorgänger Calderons würde sich wohl das Verdienst des zuletzt Gekommenen erheblich geringer dargestellt haben, als es seine Panegyriker uns erscheinen lassen wollen. Ja, es erscheint uns selbst fraglich, ob er nicht in vielen und wesentlichen Punkten einen Rückschritt gegen jene bedeute. Der ästhetischen Beurteilung des Dichters sind die kurzen Bemerkungen gewidmet, mit denen Günthner seine Inhaltsangaben begleitet. Leider können dieselben jedoch keinen Anspruch auf wissenschaftlichen Wert erheben. Denn sie bestehen blofs in einem Referate über die lobenden und einer Ablehnung der tadelnden Urteile über das betreffende Stück — eine befriedigende Begründung der von dem Verfasser zu beiden eingenommenen Stellung vermissen wir aber. Wenn irgendwo die Meinungen über die dichterische Bedeutung eines Mannes und den künstlerischen Wert seiner Schöpfungen auseinandergehen, so ist es bei Calderon der Fall: soll man daher endlich einmal aus dieser Zerfahrenheit herauskommen, so wird es dem Litterarhistoriker nicht erspart bleiben können, dafs

er zunächst einmal untersucht, nach welchen Prinzipien der streitige Punkt entschieden werden mufs, und dann erst seine Entscheidung trifft; geschieht das nicht, so haben wir im günstigsten Falle zu den schon vorhandenen eine beachtenswerte Ansicht mehr. Zu sehr huldigt auch unser Verfasser der kritiklosen Überschätzung Calderons, welche, durch Schlegel aufgebracht und von Tendenzen, welche mit der Kunst nichts zu thun haben, mit grofsem Eifer ergriffen, in Deutschland und Spanien eine unbefangene Würdigung auch jetzt noch nicht zur Herrschaft kommen lassen will. Es mochte hingehen, dafs A. W. Schlegel in der Freude darüber, in einem vergessenen und verachteten Litteraturzweige dichterische Schönheiten ersten Ranges zu entdecken, keine Grenzen für seinen Enthusiasmus zu finden wufste. Nach der glänzenden und eindringenden Charakteristik Calderons durch Schack, welche neben den grofsen Vorzügen auch die zahlreichen Mängel seiner Kunst, letztere vielleicht nur zu schwach, hat hervortreten lassen, wäre es wohl keine unbillige Zumutung an die Calderonverehrer, dafs sie jetzt auch die Schranken des Calderonschen Genius aufrichtig eingeständen. Statt dessen wiederholt Günthner ohne Einschränkungen alles, was zum Lobe Calderons von den Schlegeln an in Deutschland oder sonstwo gesagt wurde; was man an dem Dichter auszusetzen hatte, wird meist, als von Protestanten herrührend, gar keiner Widerlegung wert gehalten, und wo auch Günthner einen Tadel für begründet hält, wird er in die allermildeste Form gekleidet. Es ist doch sicher ein auch nicht einmal dem Biographen verzeihlicher Überschwang der Begeisterung, wenn der Verfasser (I. 35) durch stillschweigende Billigung zu seinem Eigentum macht, was Lorinser von den Vorzügen Calderons vor Shakespeares zu sagen weifs: hier wird unter Anderem dem Spanier nachgerühmt „die Abwesenheit alles dessen, was die Sittlichkeit verletzte und, wie bei Shakespeare nur zu oft, zum Steine des Anstofses werden könnte.“ Dies wird von einer Klasse Dramen behauptet, zu welcher die „Andacht zum Kreuze“ gehört! Später lesen wir (II, 299): „Mit Recht bemerkt Baumgartner, dafs für Dichter und Übersetzer, für ästhetische und historische Kritiker, für Buchhändler und Verleger noch ein grofses Stück Arbeit zu leisten bleibe, bis der ganze Calderon in Deutschland so eingebürgert sei, wie Shakespeare und Dante.“ Als ob es an diesen äufseren und nicht vielmehr an inneren Ursachen gelegen hätte, wenn Calderon in Deutschland nicht populär geworden ist! An Calderon-Übersetzungen ist bei uns wahrlich kein Mangel: 59 weltliche Stücke liegen gedruckt vor, 6 weitere, welche, wie wir von Günthner erfahren, im Manuskript vollendet sind, werden wohl bald nachfolgen, wogegen — um nur die wichtigsten Länder zu nennen — England nur 23, Frankreich nur 22, Italien nur 16 Nummern anführen kann. Die sämtlichen Autos liegen gar in zwei Bearbeitungen Lorinsers vollzählig vor — von mehreren Übersetzern, welche einzelne Autos übertrugen, ganz zu schweigen — während nur noch England einige derselben in Übersetzung besitzt. Obendrein sind einige dieser Übersetzungen sehr billig und

bequem zu verschaffen. Wenn trotzdem Calderon sich in Deutschland nicht so hat einbürgern können, wie Shakespeare tatsächlich eingebürgert ist — die Zusammenstellung Shakespeares mit Dante überrascht hier; denn wenn auch alle Dante loben, von wie wenigen aber nur wird er wirklich gelesen! — so hätte dies für den Verfasser die Aufforderung sein müssen, sich nach andern Ursachen für jene Erscheinung umzusehen. Denn auch in anderer Hinsicht ist Calderon nicht zu kurz gekommen. Ja, was Begeisterung, Eifer, Energie und — Unverstand der Bewunderer anbetrifft, so kann es Calderon ja wohl mit Shakespeare aufnehmen. Und er hat noch das vor ihm voraus, dafs nicht nur ästhetische Dogmen zu seiner Verehrung verpflichteten. Vielleicht wäre es sogar angebracht, wenn man unsere Übersetzer, statt auf den ewigen Calderon, nachdrücklichst auf die andern grofsen spanischen Dramatiker hinwiese, deren Werke in Deutschland so gut wie unbekannt sind. Calderons dichterischer Charakter läfst sich aus dem in deutscher Sprache Vorliegenden wahrlich zur Genüge erkennen: was verschlägt es da, ob eine Nummer mehr oder weniger? Bei den andern Dramatikern könnten dagegen Übersetzungen gut gewählter Stücke wirklich neue Seiten der spanischen Litteratur zur Kenntnis der deutschen Leserwelt bringen.

Wir würden die einer Rezension gesteckten Grenzen überschreiten müssen, wollten wir unsere abweichende Ansicht über Calderons litterarische Bedeutung und dichterischen Charakter entwickeln. Auch müfsten wir uns gefafst machen, dafs der Verfasser uns entgegenhielte, wir seien, infolge des verschiedenen religiösen Standpunktes, selbst beim besten Willen nicht im Stande, unbefangen über Calderon zu urteilen. Wir begnügen uns daher, darauf hinzuweisen, dafs die unbedingte Calderonverehrung, wie wir sie bei Günthner und einer ihm nahestehenden Gruppe katholischer deutscher Autoren finden, von keinem der namhaften neueren Calderonforscher romanischer Abstammung geteilt wird. Morel-Fatio in einer kritischen Übersicht über die spanische Calderonlitteratur des Jahres 1881 (Calderon: Revue critique des travaux d'érudition etc. 1881) findet es beispielsweise höchst ungerecht, wenn man Calderon zum spanischen Nationaldichter par excellence und zum Hauptvertreter des spanischen Dramas machen will. Er glaubt, dafs Calderon, wie andere grofse spanische Schriftsteller, seinen Ruhm nur dem Auslande zu danken habe. „Dank den Engländern wird Cervantes seit hundert Jahren von seinen Landsleuten als príncipe de los escritores castellanos gefeiert; Calderon hat es seinen deutschen Lobrednern zu danken, dafs er jetzt, selbst in seiner Heimat, für einen grofsen Dichter gehalten wird."

Am bedenklichsten zeigt sich der Mangel jeglichen Prinzipes bei unserem Verfasser, wenn er von den Werken zu handeln hat, welche auf Calderons religiösen Anschauungen und den eigentümlichen spanischen Ideen über Ehre und Untertanentreue beruhen. So manches Schwerwiegende ist von Goethe an bis zu Klein in

Deutschland gegen Calderons Behandlung hier vorgebracht worden, was durch blofse kühle Ablehnung oder Anführung von Lorinserschen Gründen nicht für erledigt gelten kann. Dafs man kein Protestant und Deutscher zu sein braucht, dafs man ein guter Katholik und Spanier sein und doch den Calderonschen Standpunkt verwerfen kann, das beweist allein schon Cervantes, der überhaupt eine viel höhere religiöse und sittliche Auffassung als Calderon hatte. Wie er über die dem „Fegefeuer des heiligen Patricius“ und der „Andacht zum Kreuze“ zu Grunde liegende Idee dachte, verrät er in seiner Novelle „Rinconete y Cortadillo“. Man vergleiche die Stelle am Schlufs, wo Rinconete sich über die Religionsübungen der Gaunergesellschaft ausspricht, in die er geraten ist.

Bei den religiösen Schauspielen wird dem Dichter Calderon häufig ein Lob gespendet, für das sich dieser bei dem guten Katholiken Calderon zu bedanken hätte, daher wäre es nur billig, dafs auch bei den anderen Werken der Kritiker sich der Vorschriften der christlichen Religion erinnert und ihre Anwendung auf Calderon gemacht hätte, besonders da, wo der entartete spanische Ehrbegriff zu den abscheulichsten Handlungen führt. Es begegnet uns hier die eigentümliche Erscheinung, dafs Günthner — er hat hierin schon viele Vorgänger unter den deutschen Calderonschwärmern und auch an Nachfolgern wird es ihm nicht fehlen — spanischer ist als die Spanier selber. Wo spanische, durch die Calderonfeier hervorgerufene Schriften, welche mit Rücksicht auf diesen besonderen Anlafs doch sicherlich eher im Loben, als im Tadeln zu viel taten, nicht umhin können, gewichtige Vorbehalte über die Behandlung des Dichters zu äufsern, findet man bei unserem Kritiker meist rückhaltlose Bewunderung. (Man vergleiche nur mit Günthners Bemerkungen über „Freund, Liebhaber und Untertan“, was Rubió y Lluch [El sentimiento del honor en el teatro de Calderon 1882. p. 269] und selbst ein so wenig strenger Kritiker wie Lasso de la Vega [Calderon de la Barca. Estudio de las obras de este insigne poeta. 1881. p. 20 f.] über die Unnatur der Empfindungen in diesem Drama ausführen.)

Auch über den „Arzt seiner Ehre“ urteilt unser Kritiker viel zu milde. „Mit Recht“ soll nach ihm (II, 188) V. Schmidt über dies „furchtbare Trauerspiel“ bemerken: „Je öfter wir es lesen, desto mehr wird die Bewunderung für den Dichter in uns erhöht werden.“ Wohl wird dann eingestanden, dafs, wie Hartzenbusch ausgeführt, die Handlungsweise des Gutierre barbarisch und niederträchtig sei. „Wenn wir uns indes,“ so schränkt der Autor sofort wieder seinen Tadel ein, „bei diesem Drama in diese altspanischen, bis zum Fanatismus gesteigerten Grundsätze über die Ehre hineinversetzen und danach den Mord der Mencía beurteilen, so müssen wir dieses Trauerspiel den herrlichsten Schöpfungen der Poesie beizählen.“ Weit schärfer noch als Hartzenbusch urteilen zwei andere Spanier über den „Arzt seiner Ehre“, die Verfasser der zwei wissenschaftlich be-

deutendsten ästhetisch-kritischen Arbeiten über Calderon, welche bei Gelegenheit seines Festes erschienen sind, der oben angeführte Rubió und Menendez y Pelayo, dieser besonders in der Vorrede zu der Schrift Rubiós. Sie behaupten, dafs etwas, was so unsittlich sei wie jenes Drama, nicht poetisch sein könne und dafs die Verwendung des Ehrbegriffs in dem Theater Calderons nur ein einziges mal wirklich ästhetisch befriedigend wirke, nämlich in dem „Schultheifsen von Zalamea.“ Sie stimmen hierin mit den besten deutschen Kritikern überein, sowie auch darin, dafs ihnen Calderon neben Shakespeare nicht der Vertreter einer anders gearteten, aber gleich berechtigten Kunst, sondern dafs ihnen Shakespeare der Vertreter der wahren, Calderon aber der Vertreter einer falschen Kunst ist.

Es verdient Beachtung, dafs Cervantes diesem starren spanischen Ehrbegriff nicht huldigte und nicht die Ansicht teilte, dafs es dem Manne freistünde, den Ehebrecher und die untreue, oder gar unschuldig verdächtigte Gattin zu töten. Adolfo de Castro (Discurso acerca de las costumbres públicas y privadas de los españoles en el siglo XVII) und Rubió führen die betreffenden Stellen aus „Persiles und Sigismunda an. Man könnte aufserdem noch auf die in den „Don Quijote“ eingelegte Novelle von dem „Curioso impertinente“ verweisen: wie ganz anders als die Calderonschen Ehemänner, welche obendrein oft gar keinen Grund zur Eifersucht haben, handelt hier der Held, als er erfährt, dafs seine Gattin und sein teuerster Freund, allerdings infolge seiner eigenen Schuld, ihn betrogen haben!

Es ist lebhaft zu bedauern, dafs Günthner von tadelnden Urteilen über Calderon fast nur die von Klein, Rapp, Julian Schmidt und Ulrici anführt, welche bei den Lesern, auf welche zumeist seine Schrift rechnet, nicht für unparteiisch gelten können, wodurch der Schein erweckt wird, dafs Voreingenommenheit dazu gehöre, wenn man bei Calderon nicht alles zu loben und zu bewundern finde. Weit nützlicher würde es zweifellos gewesen sein, wenn gerade solche Männer wie Rubió und Menendez ins Auge gefafst worden wären, was auch deshalb sich empfohlen hätte, weil solche Stimmen, welche nicht in den üblichen Ton der Calderonverhimmelung einfallen, in Deutschland in der Regel nur einem erheblich kleineren Kreise bekannt werden als die gegenteiligen. Allerdings hätte sich Günthner dann die Mühe nehmen müssen, einmal ernst zu prüfen, auf Grund welcher Eigenschaften man eigentlich Calderon bewundere und ob man dies mit Recht tue. Wenn auch zu nichts weiter, dazu wenigstens hätte er die Ausführungen von Rubió und Menendez nützen sollen, um sich zu überzeugen, dafs es nicht religiöse oder nationale Voreingenommenheit sein müsse, welche in den Dichtungen Calderons viele und grofse Flecken entdecken wolle. Denn beide Männer sind überzeugte Katholiken und national gesinnte Männer, welche mit Stolz auf die grofse politische und litterarische Vergangenheit ihres Landes zurückblicken und von jedem Verdachte nörgelnder Herabsetzung von Calderons wirklichen Verdiensten frei sind.

Unter den wissenschaftlichen Kritikern, welche sich in neuerer Zeit in Deutschland näher mit Calderon eingelassen haben, ist keiner strenger mit ihm ins Gericht gegangen als Klein in seiner „Geschichte des Dramas". Günthner mufste daher im Laufe seiner Darstellung sehr oft auf widersprechende Ansichten Kleins treffen. Er pflegt alsdann in einem kalten, überlegenen Tone milder Herablassung über ihn zu sprechen, während doch, wie jetzt hoffentlich allgemein zugestanden wird, in Sachen dramatischer Kunst Kleins Ansichten zu gewichtig sind, als dafs man sich so leicht mit ihnen abfinden könnte. Es ist nun eine glänzende Rechtfertigung unseres geistvollen Dramaturgen, dafs unabhängig von ihm jene beiden Spanier dahin gekommen sind, in allen wesentlichen Punkten mit seinem Urteil über Calderon übereinzustimmen.

Aber auch nach einer andern Seite hin hätte Günthner die genannten beiden spanischen Autoren mehr beachten sollen. Besonders Rubió bringt eine grofse Zahl geistvoller Bemerkungen bei, die mit wissenschaftlicher Schärfe bestimmte Eigentümlichkeiten der Calderonschen Kunst bezeichnen, während Günthner uns hier völlig im Stiche läfst. Er bietet hierüber entweder gar nichts oder er hält uns in der unfruchtbaren Region der lobenden Citate oder Superlative fest.

Es wäre nur zu wünschen — ob es zu erwarten, ist eine andere Frage — dafs bei unsern deutschen Calderonverehrern die gedankenlose Lobesphrase einmal einer unbefangenen kritischen Betrachtungsweise des Dichters Platz machte. Unsere Landsleute spielen hier überhaupt — von wenigen glänzenden Ausnahmen, Schack an der Spitze, abgesehen — keine sehr vorteilhafte Rolle. Während die Spanier, welche doch in Sitten und Anschauungen ihrem grofsen Dramatiker weit näher stehen als wir, es offen aussprechen, dafs dieser nur eine zeitlich und örtlich begrenzte Geltung haben könne, da er ganz in den überspannten und krankhaften Anschauungen der Spanier des 17. Jahrhunderts wurzele und nur aus diesen heraus zu verstehen sei, ja schon den jetzigen Spaniern mehr und mehr unverständlich werde, will bei uns, die wir solche Anschauungen nicht hatten und auch hoffentlich nie haben werden, eine rührige litterarische Gruppe es unserm Volke zur Ehrenpflicht machen, den grofsen Spanier in demselben Mafse wie den grofsen Britten bei sich einzubürgern, und nicht nur einzelne hervorragende Werke, sondern den ganzen Calderon! Hat der Dichter dies alles seiner guten katholischen Gesinnung zu danken, welche ihm Absolution für alle seine Sünden gegen den Geschmack erwirkte? Und dabei ist es doch noch sehr zweifelhaft, ob Calderon mit seiner Verherrlichung der katholischen Lehre dieser wirklich einen so grofsen Dienst erwiesen habe. Denn keiner hat vielleicht den Gegner der katholischen Kirche und der Sittlichkeit, auf welche diese dringt, mehr und schärfere Waffen in die Hand geliefert als der mit Vorliebe als der „katholische Dichter" bezeichnete Spanier.

Mit Bedauern erblickt man im Gefolge dieser geräuschvollen und selbstgewissen Schar, welche Calderon auf den Schild gehoben und ihn zu einer seiner Bedeutung nicht mehr entsprechenden Höhe hinauf-loben möchte, auch unsern Verfasser, den im Allgemeinen Streben nach Sachlichkeit, Mäfsigung und Bescheidenheit auszeichnen.

Wenden wir uns nun zu Einzelnem, so ist es bei der Weitschichtigkeit des zu bewältigenden Materiales nicht zu verwundern, dafs die uns vorliegende Schrift zu Berichtigungen und Ergänzungen Gelegenheit bietet. Dem Verfasser scheint die vorhin eingeführte Schrift von Morel-Fatio unbekannt geblieben sein. Hätte er sie vor Augen gehabt oder in den „Grands écrivains de la France" die Einleitung zu dem Corneilleschen „Héraclius" nachgesehen, so würde er sich wohl bedacht haben, ehe er die an Unwahrscheinlichkeiten überreiche Theorie von der Abhängigkeit des genannten Trauerspiels von Calderons „En esta vida todo es verdad y todo mentira" als von Hartzenbusch bewiesen bezeichnet hätte (I, 207).

Wenn (II, 198) bei „Las tres justicias en una" die Vergleichungspunkte mit andern Dichtungen hervorgehoben werden sollten, so mufste auch an die Cidromanzen und Castros Ciddramen gedacht werden. Die Ohrfeige des Don Lope hat ihr Vorbild in der Ohrfeige des Don Diego, und auch sein nach der Beleidigung gehaltener Monolog erinnert an dem letzteren in den Mund gelegte Gedanken und Wendungen.

Noch müssen wir bemerken, dafs wir aufser diesen Dramenanalysen auch eine Biographie des Dichters und eine sorgfältig gearbeitete „bibliographische Übersicht über die neuere Calderon-Litteratur" finden. Es wäre angebracht gewesen, unter den französischen Autoren auch Viel-Castel anzuführen, dessen ursprünglich in der „Revue des deux mondes" enthaltenen Studien, auf die noch immer mehrfach Bezug genommen wird, vor mehreren Jahren in Buchform veröffentlicht worden sind. Diese beiden Abschnitte, sowie der über die Autos sind die dankenswertesten der Günthnerschen Schrift. Der Wert der andern dürfte sich wohl darauf beschränken, dafs sie das Werk von V. Schmidt für gewisse Kreise zu ersetzen im Stande sind. Innerhalb bestimmter Grenzen vermag daher immer diese Schrift von Nutzen zu sein und in dem Sinne zu wirken, wie es der Verfasser am Schlusse seiner Vorrede hofft: „Mögen die nachfolgenden Studien, deren Vollendung dem Verfasser nur durch Verzicht auf eine Reihe von Ferien und durch die Begeisterung für den grofsen Dichter ermöglicht wurde, nachsichtige Aufnahme finden und wenigstens etwas dazu beitragen, um das Interesse für die unsterblichen Werke Calderons in immer weiteren Kreisen zu wecken und zu beleben."

Strafsburg i. E. W. Wetz.



Zur Litteratur der Renaissance in Deutschland, Frankreich und Italien.
II. Deutschland (Schlufs).

Mit der im vorigen Doppelhefte (S. 388—404) gegebenen Übersicht hoffte ich die Betrachtung Deutschlands abgeschlossen zu haben. Wider meine Erwartung mufs ich auf die unserm Vaterlande angehörige Litteratur zurückkommen, weil ich unmittelbar nach der Drucklegung jenes Artikels in den Besitz zweier eben erschienener Arbeiten gelangt bin, von denen ich gern möglichst bald Bericht abstatten möchte. Da ich nun aufs Neue vom deutschen Humanismus zu reden habe, so will ich zugleich die Gelegenheit ergreifen, auf einiges Handschriftliche hinzuweisen, das für die Pfleger humanistischer Studien nicht ohne Interesse sein dürfte und dabei auch ein Wort über ein allgemeines Werk zu sagen, von welchem zu sprechen ich bisher versäumt habe.

Die zwei Spezialarbeiten mögen diesmal vorangehen. Die eine führt uns, wenn auch nicht direkt, so indirekt zu Pirckheimer, die andere hat es mit einem gleichfalls sehr bedeutenden Humanisten, Zasius zu tun.

Sehr merkwürdige Mitteilungen über die sittlichen Zustände Nürnbergs im 15. Jahrhundert — aus Eybschen und anderen Procefsakten giebt Max Herrmann*). Sie erweisen, dafs in höheren und niederen Ständen lockeres Leben, Ehebruch und Bigamie vorkamen (ebenso Kinderverlobungen und das heimliche, oft unwürdige Treiben der Heiratsvermittler und Gelegenheitsmacher), und dafs unrechte Taten nicht immer ihre Bestrafung fanden. Besonders wenig Erbauliches wird von Barbara Löffelholz erzählt, die 1470 die Mutter Wilibald Pirckheimers wurde. Denn es geht mit ziemlicher Evidenz aus den von Herrmann benutzten und analysierten Aktenstücken hervor, dafs die Genannte im Sommer 1465 und zwar im Holzhuserschen Hause, mit dem sie verwandt war, sehr intime Beziehungen mit Sigismund Stromer unterhielt, dem sie in Gegenwart von Zeugen ein Eheversprechen gab. Da sie dies nicht hielt, wurde sie verklagt, aber nicht verurteilt. Da sie nun frühestens Mitte September den damals eben erst aus Italien zurückkehrenden Dr. Joh. Pirckheimer heiratete und bereits am 21. März 1466 einer Tochter, der später berühmt gewordenen Charitas das Leben schenkte, so kann diese ihr eheliches Kind nicht sein. Herrmann macht wahrscheinlich, dafs die Unannehmlichkeiten, welche dem jungen Paar aus dieser stadtbekannten Geschichte in Nürnberg erwuchsen, die eigentliche Veranlassung für ihren 1469 nach Eichstädt erfolgten Umzug bildeten. Dort wurde Wilibald geboren. Barbaras juristischer Gegner, Stromers Verteidiger, war Joh. Pirckheimers alter Feind Konrad Schutz, der schon in Padua, wie Bolte bei Veröffentlichung einer unedierten Komödie**) gezeigt hatte, mit

*) M. Herrmann: Zur fränkischen Sittengeschichte im fünfzehnten Jahrhundert. Germania, Bd. 35 S. 45—54.

**) Vgl. Zeitschrift, N. F. I, S. 77 ff.

ihm in Fehde geraten war. Freilich derjenige, der heute als Ritter für Pirckheimers Mutter auftreten wollte, könnte gerade angesichts dieser Feindschaft fragen: Wäre es nicht denkbar, dafs Pirckheimers Neider seinen Gegner Schutz gewannen, um Jenem das reiche Mädchen abspenstig zu machen? Könnte nicht Stromer, der selbst auf jenes Mädchen ein Auge geworfen hatte, die Zeugen erkauft und so einen Skandalprozefs schlimmster Art erregt haben? Ist es denkbar, dafs ein Ehegericht irgend einer Zeit und irgend eines Ortes ein so belastetes Mädchen, wie Barbara Löffelholz hier erscheint, nicht vielmehr zum Eingehen der Ehe mit ihrem Verführer zwingt, der freilich nicht viel Schwierigkeiten zu überwinden hatte? Kann man endlich annehmen, dafs Joh. Pirckheimer ein Mädchen heiratete, das nicht viel besser als eine öffentliche Dirne war? Vielleicht war er schon vor seiner Fahrt nach Italien mit der Genannten verlobt und heiratete sie alsbald nach seiner Rückkehr, um den von den Gegnern ausgesprengten und durch falsche Zeugnisse scheinbar bestätigten, nachteiligen Gerüchten durch die Tat entgegenzutreten. Freilich die sehr frühe Geburt der Charitas — zwischen Eheschliefsung und Geburt liegen höchstens 6½ Monate — bereitet dem eventuellen Verteidiger der Jungfräulichkeit der Barbara Löffelholz einen schweren Stand.

Ulrich Zasius' Biographie ist schon mehrfach geschrieben worden; aber wie Jos. Neff*), der dem grofsen Juristen aufs Neue seine Aufmerksamkeit zuwendet, mit Recht bemerkt, ist bei diesen biographischen Studien des Humanisten nicht genügend gedacht worden. Andrerseits ist seit Stintzings Biographie manches neue Material gefunden, das von Neff verwertet wird. Von wirklich ungedrucktem Material, das der Verfasser der vorliegenden Monographie neu fand, ist nur ein Brief des Erasmus 1514 zu nennen; denn alle übrigen von ihm genannten Briefe finden sich in alten oder seltenen Drucken und dürften nicht so unbekannt sein, wie der Verfasser meint. Von seiner Arbeit liegen drei Abschnitte vor 1. Jugend, Ausrüstung, Eintritt ins öffentliche Leben, Zasius „der Reformator". 2. Zasius und die oberrheinischen Humanisten. 3. Reformation und Bauernkrieg In dem zweiten Abschnitt, der für uns der wichtigste ist, werden als Haupteigenschaften dieser Humanisten — denn es handelt sich in diesem Paragraphen mehr um die Zeitgenossen des Zasius, als um diesen selbst — Patriotismus und religiöse Reformbestrebungen hervorgehoben. Das erstere wird gut aus den Quellen dargetan — bei Gelegenheit Wimpfelings hätte auf meine Veröffentlichung im Archiv für Litteraturgesch. VII, 164—175 hingewiesen werden können — das letztere nur angedeutet. Die Bemerkung jedoch, dafs diese Humanisten „als Vorläufer der Reformation" anzusehen sind (S. 18), kann ich

*) Udalricus Zasius. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus am Oberrhein von Joseph Neff, Professor am Grofsh. Gymnasium Freiburg i/Br. 1. Teil. Als Beilage zum Programm für das Schuljahr 1889/90 Freiburg i/Br. Univ.-Buchdr. von Chr. Lehmann 1890, 35 S. 4°.



nicht gelten lassen, man müfste denn, wie dies S. 26 geschieht, „Reformation“ im Sinne allgemeiner kirchlicher Reform, nicht speziell der Lutherischen Kirchenverbesserung auffassen. Der Hinweis (S. 27 A. 78) für die Echtheit des von Riegger bestrittenen Briefes des Zasius an Luther wäre sehr willkommen, wenn nicht Horawitz schon vor 11 Jahren denselben erbracht hätte.

Über diese Veröffentlichung mögen nun einige Worte gestattet sein: Ad. Horawitz hat in seinem Schriftchen: Briefe des Claudius Cantiuncula und Ulrich Zasius von 1521—1533, Wien, C. Gerold 1879, drei Briefe des grofsen deutschen Rechtsgelehrten an den Bischof von Wien Joh. Faber mitgeteilt. Diese Briefe vom Oktober 1520, Januar 1521 und Oktober 1521 sind für Schreiber und Empfänger nicht uninteressant, obwohl sie weder völlig unbekannte Tatsachen enthüllen, noch die bereits bekannten in wesentlich neuem Lichte erscheinen lassen. Sie sind nicht so reich an religiösen Anspielungen, Mitteilungen, Bemerkungen, wie man bei der bekannten kirchlichen Stellung und Gesinnung des Adressaten erwarten sollte; nur in dem ersten Briefe findet sich eine Stelle, die auf die religiösen Kämpfe jener Tage Bezug nimmt: Ceterum quid super epistola mea ad Lutherum scripta sentias pande. Descivi ab homine, ubi venena mala miscet, antehac admiratus, ubi bona venena temperavit. Deum immortalem, quam fragilis, quam nihili res est homo sine gratia adjuvante! Quid non potuit Lutherus cum gratia; nunc abeunte, ut vereor, gratia, quid non confundit?

An diese Stelle, durch welche, wie der Herausgeber richtig bemerkt, das Abmahnungsschreiben des Zasius an Luther, an dessen Echtheit man manchmal gezweifelt hatte, über alle Zweifel erhoben wird, mögen einige Bemerkungen und Mitteilungen angeknüpft werden. Zasius war, wie viele, besonders ältere, Humanisten von Bewunderung Luthers zu Bedenken, von Bedenken zu Ablehnung seiner Ansichten geschritten und hielt es, in Folge dieser seiner Überzeugung für seine Pflicht, auch die jüngeren Freunde, die in wissenschaftlichen Dingen dem erfahrenen Meister gerne folgten, auf seine Autorität und sein Alter gestützt, in religiösen Fragen zu leiten. Mit diesem Versuche hatte er nun freilich wenig Glück, am wenigsten bei den selbständigeren, bedeutenderen, geistig begabten Jünglingen, die sich unter seinen Schülern befanden. Von ihnen war ihm Thomas Blarer (oder Blaurer) aus Constanz am liebsten.

Über dieses Verhältnis hat Stintzing in seinem vortrefflichen Buche über Zasius gehandelt; ich habe im Archiv für Litteraturgeschichte Bd. V, S. 559 einen Nachtrag gegeben*). Nun habe ich in der Vadianischen Bibliothek zu St. Gallen sowohl das Original des ganzen Schreibens des Zasius gefunden, eine bestimmte Lossagung von der lutherischen Partei, das Stintzing aus einer Basler Handschrift ab-

*) Nachträglich bemerke ich, dafs der von mir S. 560 mitgeteilte Brief bereits bei Stintzing S. 369 zu finden ist.

gedruckt und übersetzt hat, als auch einige andere Briefe des Zasius an die beiden Brüder Ambrosius und Thomas Blaurer, aus denen hervorgeht, dafs auch nach der klar zu Tage getretenen religiösen Differenz der Briefwechsel eine Zeit lang fortgedauert hat.

Diese Briefe des Zasius an die Brüder Blaurer hatte ich vor 16 Jahren (Sommer 1874) abgeschrieben und dachte an ihre Veröffentlichung, zu welcher die eben mitgeteilten drei Absätze als Einführung dienen sollten. Ich stand bisher von der Publikation ab, weil die Briefe, wenn auch von einem Humanisten herrührend, nicht eigentlich den Humanismus betreffen und weil ich mich nicht allzugern in das wenn auch benachbarte, aber mir nicht so völlig vertraute Gebiet der Reformationsgeschichte begebe. Aufserdem sind die Briefe sehr flüchtig geschrieben: meine Abschrift, die in der Eile gemacht werden mufste, ist nicht völlig genau. Vor dem Drucke mufste daher noch eine genaue Kollation gemacht werden, zu der ich bisher noch keine Gelegenheit hatte. Vielleicht ist jetzt, bei der in Aussicht stehenden Publikation des Vadianischen Briefwechsels (vgl. oben S. 398 ff.) auch eine Veröffentlichung dieser Schriftstücke beabsichtigt, die sich in der Vadianischen Bibliothek befinden, wenn sie auch weder von ihm geschrieben noch an ihn gerichtet sind. Jedenfalls dürfen sie dem Verfasser der obenangezeigten Studie nicht unbekannt bleiben, ja sie hätten bereits in dem vorliegenden Teile benutzt werden müssen. Es sind aufser dem schon erwähnten bereits gedruckten Briefe folgende: Ein undatierter, anfangend: Nolit abire, vir doctissime, Joannes Zuiccius noster. (Vadianische Briefsammlung Bd. I, 127). Dieser Zwick ist ein sehr fleifsiger Korrespondent Vadians, auch in den gedruckten Briefen des Zasius kommt er ziemlich häufig vor. (Vgl. S. 51, 52, 53, 66, 360. Vgl. auch die Stelle in dem unten mitgeteilten Briefe.) 2. Brief an Thomas Blaurer 4. nonas Junii 1519 (Vadianische Briefsammlung Bd. I nro. 150). 3. An denselben 20. September 1522 (a. a. O. vol. II, nro. 104; der Brief folgt unten seinem Wortlaute nach). 4. An Ambrosius von demselben Datum und sehr verwandten Inhalts (a. a. O. vol. II, nro. 103). 5. An Thomas 25. September 1530 oder 1535, der Brief ist in diejenigen des Jahres 1520 eingereiht, bei der letzten X befindet sich aber ein Zeichen, das ich für eine römische 5 halten möchte (a. a. O. vol. III nro. 374, dieser Brief ist im Gegensatz zu den übrigen durchaus eigenhändig geschriebenen dictiert, nur Unterschrift und Adresse sind von Zasius Hand). Auch dieser Brief verdiente durchaus eine Veröffentlichung: er ist voll von Vorwürfen, heftig, fast hochmütig zu nennen und bezieht sich auf dieselben religiösen Differenzen, von denen auch die früher erwähnten Briefe handeln. Es sei erlaubt, von diesen Briefen hier einen zum Abdruck zu bringen (den sub nro. 3 angeführten); weil er am kürzesten den religiösen Standpunkt des Zasius darlegt. Der Brief lautet:

Spectato et integerrimo Thomae Blarerio, viro docto amico dulcissino S. d. Pauca ad te, Thoma doctissime ideo scribo, quia quoque multa ad te scribenda occurrerent. Magnum in modum dis

sentinus. Te mei miserit, me tui; utrique evangelium Chrysti apostolorum doctrinam amplectimur, sed modo dispari. Tu Lutherum sacrarum literarum interpretem sine delectu sequeris, securus quiqui sint qui contra senserint. Tu decreta Lutheri e coelo sumpta putas, securus, si a mille annis totus chrystianus orbis diversum tenuerit. Tu omnibus consiliis in ordinem redactis, omnibus prope ecclesiae institutis nimium quam elevatis Lutheri novata praefers, quasi jam mille annis spiritus sanctus ecclesiam universam reliquerit et nunc soli insideat Luthero. E regione ego Lutherum, si cum veteribus ecclesiae doctis graecis et latinis consonat, admiror, sin dissidet, ablego nunquam permovendus ut ab hiis desistam quae jam a Petro apostolo per manus tot insignium conciliorum, tot sanctissimorum et idem doctissimorum virorum tradita uno et concordi consensu totius ecclesiae chrystianae sunt servata. Ego Lutherum doctum quidem virum, sed hominem esse judico conclusum in ea universalitate qua dicitur: omnis homo mendax. Quod sacrificium a missa separatis, sub utraque specie comunicandum docetis, vota religionis infirmatis, sacramenta perputatis, imagines sanctorum, laicorum documenta tollitis meritissimas virginis laudes (hoc enim Lutherani apud nos faciunt) oppugnatis, sanctorum interventiones attenuatis, canonem ex missa expungitis, suffragia pro defunctis fidelibus animis vel luditis, vel enervatis et quae sunt similia — hiis omnibus adeo non consentio, ut abominer. Et o utinam Thoma charissime, aliquando oculos ad meliora aperires! Sed mea consulta forte ideo perdespuis quia ignarum hujusmodi rerum putas. Quod certe etiamsi ultro confiteor sicuti confiteor, vide tamen, ne vel ab ignaro ad veritatem adhorteris! Vale, et has literas*) non aegreferas. Nam optimo ad te animo scripsi quem amo ut filium. De meis rebus dicet tibi Betzius vir doctus, utinam melius ominatus quamquam isthuc proficiscatur. Duos filios mihi altera uxor peperit. Laus Deo. Vale ex Fryb. 12 cal. octobr. anno 22.

Tuus Zasius.

Einer weiteren Erklärung bedarf der Brief nicht. Von dem am Schlusse genannten Betzius befinden sich in der Vadianischen Sammlung viele Briefe.

Da ich in dieser Anzeige angefangen habe, auf Ungedrucktes und Unbeachtetes aufmerksam zu machen, so mag man auch einen andern Hinweis annehmen. Bei Gelegenheit einer vor vier Jahren nach Paris unternommenen Studienreise, bei welcher ich zumeist reiches, der Geschichte des französischen Humanismus angehöriges, teilweise noch nicht verwertetes Material erlangte, fand ich auch eine Handschrift, in welcher mir der Name Niclas von Wyl entgegentrat.**) Leider ist es, wie ich gleich bemerken will, nicht der berühmte Humanist, (vgl. zuletzt noch die Mitteilung über ihn oben S. 405 ff.), von dem hier die Rede ist, sondern ein späterer Träger desselben Namens.

*) Hierauf folgen drei ausgestrichene Worte.

**) Paris, Biblioth. nationale Fonds allem. 238 (Acq. nouv.) in 4°.

Da ich mich aber nicht erinnere, die Handschrift sonst angeführt oder benutzt gefunden zu haben, so will ich einige Mitteilungen über dieselbe machen. Den Anfang macht von dem Genannten ein tractatus de variis modis scribendi (16. März 1526) mit mancherlei sprachlichen und orthographischen Bemerkungen. Dann folgen einige unbedeutende Stücke; den Hauptteil der Handschrift machen Aufzeichnungen aus unter dem Titel: Hic inveniuntur quedam acta pretenta de me (?) et aliis rebus tempore meo acta et facta. Diese Aufzeichnungen, gelegentlich unterbrochen durch ungehörige Dinge, enthalten Mitteilungen aus der Zeit von 1530—1550, mit manchen Auslassungen und mehrfachen Übergriffen in eine frühere Periode. Der Schreiber beginnt mit seiner Hochzeit mit Anna aus Zürich 1518, (sein Freund Habermacher brachte sie ihm nach Sursee), er verweilt bei Krankheitsgeschichten, Familienereignissen und persönlichen Erlebnissen der verschiedensten Art. Er geht aber auch auf Geschehnisse der politischen Geschichte ein und behandelt namentlich vielfache spezifisch schweizerische Ereignisse. Für meine Zwecke bot die Handschrift nicht viel: Gelegentlich längere lateinische Anmerkungen; einmal „ein Epistel Erasmi von redlichkeit der lernung zu etlichem sinem freund", ein anderes Mal (datiert 1529, 8. März): „Ob ein wirt gest ladende dank sagen soll seinen gästen, dafs sie zu im kommen sind, oder die gäst dem wirt billiger danken sollen um die genommene speis und zeigt pogius florentinus durch Nic. v. Wyle getützt". Die Übersetzung beginnt mit den Worten: „Zu zeiten, als papst Nicolaus der fünft in seinem ersten jahre von Rom gen Fabia floch" und schliefst: „und als wir des all gelachet, schieden wir ab." Vielleicht haben diese Hinweise doch für Manche Interesse, welchen die Schweizerischen Sprach- und Litteraturdenkmäler am Herzen liegen.

Das grosse allgemeine Werk, welches hier angedeutet werden soll, ist F. von Bezolds schöne „Geschichte der deutschen Reformation".*) Im Einzelnen auf das Werk einzugehen, kann nicht Aufgabe dieser Übersicht sein. Namentlich der bei weitem gröfsere Teil desselben, der politisch-geschichtliche mufs hier unberührt bleiben. Dagegen soll die Einleitung, die ein grofs ausgeführtes Gemälde des Kulturzustandes Deutschlands am Ausgange des 15. und am Anfange des 16. Jahrhunderts giebt, mit allem Nachdruck hervorgehoben und nach Verdienst gelobt werden. Nur ein Kapitel scheint mir in dieser Einleitung zu fehlen, nämlich eine ausführliche Übersicht des Zustandes der deutschen Sprache und der eigentlichen Volkslitteratur im 15. Jahrhundert. Wer Luther nicht als Reformator, sondern als deutschen Klassiker, als Wiederhersteller oder geradezu Schöpfer

*) Das Werk ist soeben (September 1890) mit der 6. Abteilung zum Abschlufs gelangt. 883 SS. mit vielen Illustrationen. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. Das Werk bildet den 1. Teil der 3. Hauptabteilung der „allgemeinen Geschichts- wie Einzeldarstellungen". Die zwei ersten Lieferungen, um die es sich hier hauptsächlich handelt, erschienen bereits 1886 und 1887.



deutscher Spracheinheit und Sprachreinheit würdigen will, der müfste gerade den Zustand der Sprache und Litteratur kennen lernen, wie ihn Luther vorfand. Entbehrlicher dünkt mich dagegen der grofse Abschnitt: „Renaissance und Humanismus“, der sich bei Bezold Seite 199—243 findet. Ich glaube nicht, dafs man mir vorwerfen wird, pro domo zu sprechen, wenn ich Folgendes vorführe: Das v. Bezoldsche Werk bildet einen Teil des grofsen Sammelwerks: „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen“, in welchem auch mein Buch: „Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland“ erschienen ist. Nun müfsten die Teile eines solchen Gesamtwerkes ein organisches Ganze bilden. Jeder folgende Teil müfste da beginnen, wo der frühere aufgehört, Verweisungen dürften, ja müfsten vorkommen; Wiederholungen dagegen sollten so selten wie möglich sein. So sehr ich daher überzeugt bin, dafs derjenige, welcher eine Geschichte der Reformation in Deutschland zu schreiben hat, dem Humanismus ein ausführliches Kapitel widmen mufs, so meine ich doch, dafs derjenige, der in einem Gesamtwerk die Abteilung: „Reformation“ schreibt, auf die bereits existierende Abteilung: „Humanismus“ verweisen sollte, ohne ihr nochmals eine besondere Darstellung zu widmen. Doch ist dies mehr ein Fehler der Redaktion, oder, sprechen wir offener: der Mangel an jeder Redaktion in diesem Gesamtwerke, als ein Fehler des einzelnen Bearbeiters. Eine Neubearbeitung desselben Gegenstandes wäre nur dann statthaft oder sogar notwendig, wenn die Auffassung des späteren Bearbeiters sich von der des früheren sehr unterschiede. Doch dies ist nicht der Fall. Soweit ich sehen kann, widerspricht Bezold der von mir vorgetragenen Auffassung nur an einer Stelle dadurch, dafs er Nicolaus von Cusa nicht als Vorläufer des Humanismus gelten lassen will. Doch scheint mir dieser Widerspruch gegenstandslos, weil das, was Bezold über Cusa bemerkt, noch weit deutlicher als die wenigen Bemerkungen, welche ich dem seltenen Manne gewidmet habe, beweist, wie sehr jener sich von den mittelalterlichen Philosophen unterscheidet und als Mitbegründer einer neuen Weltanschauung betrachtet werden mufs. Abgesehen nun von diesem grundsätzlichen Bedenken mufs ich der Bezoldschen Darstellung unbedingte Anerkennung zollen. Sie ist vortrefflich geschrieben und bekundet in jeder Zeile den geistvollen und kenntnisreichen Gelehrten. Bezold stellt dar, wie der aus italienischem Ursprung hervorgehende Humanismus bald am Anfang Popularisierungslust zeigt, verweilt bei Universitäts- und Studentenwesen, beim Studium des Lateinischen, dessen Spitze Philosophie oder Theologie gewesen sei. Er gedenkt der Buchdruckerkunst, des Kampfes des Humanismus mit der Theologie, des Eindringens der Poeten in Schulen und Universitäten, Reuchlins, der Dunkelmännerbriefe, der künstlerischen Renaissance, der popularisierenden Tendenzen des Humanismus, besonders ausführlich des Erasmus. Bezolds Darstellung zeigt geistreiche neue Auffassung, eindringende Kenntnis,

selbständiges Studium des Gegenstandes und ist als vortrefflich orientierende Skizze zu rühmen.

Zum Schlusse des Deutschland gewidmeten Abschnittes sei ein Nachtrag zu oben S. 394 fg. gestattet, eine Mitteilung, die, wie ich hoffe, manchem Leser erwünscht sein wird. Durch die Güte der Herausgeber M. Herrmann und S. Szamatólski bin ich in den Stand gesetzt, über den Prospekt der von den beiden Genannten geplanten „Lateinischen Litteraturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts“ zu sprechen. Als Mitarbeiter an dieser Sammlung werden aufser den gleich zu nennenden Herausgebern einzelner bestimmt in Aussicht genommener Werke viele bekannte, zum Teil berühmte Namen genannt. Sollten die Träger einiger derselben auch vielleicht mehr Gönner des Unternehmens als mittätige Beförderer desselben sein, so beweist der Umstand, dafs so viele und so angesehene Gelehrte sich um die jugendlichen Unternehmer scharen, mit welch freudiger Teilnahme in der Gelehrtenwelt der glückliche Gedanke begrüfst worden ist, welcher der ganzen Sammlung zu Grunde liegt. Der bisher festgesetzte Inhalt mag nach den Worten des Prospekts hier mitgeteilt werden:

Zuerst sollen erscheinen:

1. *Gulielmus Gnapheus, Acolastus.* Herausgegeben von Johannes Bolte. 2. *Eccius dedolatus.* Herausgegeben von Siegfried Szamatólski. 3. *Thomas Naogeorgus, Pammachius.* Eingeleitet von Erich Schmidt, herausgegeben von Johannes Bolte. 4. *Philippus Melanchthon, Declamationes.* Ausgewählt und herausgegeben von Karl Hartfelder. 5. *Euricius Cordus, Epigrammata.* Herausgegeben von Carl Krause. 6. *Ugolinus Parmensis, Philogenia.* Herausgegeben von Max Herrmann.

Ferner sind u. a. in Aussicht genommen:

Henricus Bebelius, Facetiae. Herausgegeben von Gustav Roethe. *Xystus Betulius (Sixt Birk), Judith.* Herausgegeben von Franz Spengler. *Thomas Campanella, De civitate solis.* Herausgegeben von Paul Hensel. *Conradus Celtes, Odae.* Herausgegeben von Karl Hartfelder. *Cornelius Crocus, Josephus.* Herausgegeben von Johannes Bolte. *Epistolae obscurorum virorum.* Herausgegeben von Siegfried Szamatólski. *Desiderius Erasmus, Carmina.* Herausgegeben von Karl Hartfelder. *Desiderius Erasmus, Pädagogische Schriften.* Herausgegeben von Karl Hartfelder. *F. H. Flauder, Ludovicus bigamus.* Herausgegeben von Alexander v. Weilen. *Nicodemus Frischlinus, Julius redivivus.* Herausgegeben von Gustav Roethe. *Eobanus Hessus, Satirische Dialoge.* Herausgegeben von Carl Krause. *Johannes Kerckmeister, Codrus.* Herausgegeben von Edward Schröder. *Lyriker des 16. Jahrhunderts (Auswahl).* Herausgegeben von Georg Ellinger. *Georgius Macropedius, Hecastus.* Herausgegeben von Johannes Bolte. *Thomas Murner, Honestorum poematum condigna laudatio.* Herausgegeben von Theodor v. Liebenau. *Franciscus Poggius, Facetiae.* Herausgegeben von Max Herrmann. *Jacobus Schoepper, Joannes decollatus.* Herausgegeben von



Karl Drescher. *Ludovicus Vives, De pauperum subventione.* Herausgegeben von P. Franz Ehrle.

Nur wenige Bemerkungen sollen dieser Mitteilung folgen. Man sieht aus der Zusammenstellung die Reichhaltigkeit des Programms, das ja gewifs im Laufe der Zeit manche Erweiterung und, wie dies bei derartigen Unternehmungen stets der Fall ist, auch manche Beschränkung erfahren wird. Beschränkungen wünschte ich in einer Beziehung, nämlich darin, dafs sehr bekannte, leicht zugängliche und gut edierte Schriften nicht herausgegeben werden. Dies gilt z. B. von den pädagogischen Schriften des Erasmus, wenigstens von einzelnen, die Jahrhunderte lang als Schullektüre benutzt wurden und besonders von den Epistolae obscurorum virorum. Was für letzteres Werk nach der so überaus peinlichen Ausgabe Böckings kritisch geleistet werden soll, ist mir unklar. Zudem ist die Ausgabe Böckings billig, gewifs noch nicht vergriffen. Sollte, was dem Scharfsinn des in Aussicht genommenen Herausgebers wohl zuzutrauen ist, eine erfolgreiche Untersuchung über Sprache und Verfasser der betreffenden Briefe der Edition vorangestellt werden, so wäre eine solche gewifs freudig zu begrüfsen, aber sie würde als Abhandlung einer Zeitschrift gewifs ebensosehr oder noch besser angebracht sein, denn als Einleitung zu einem Neudruck, dessen Notwendigkeit nicht in die Augen springt. Eine Erweiterung scheint mir dagegen geboten in Hinsicht der nicht deutschen Latinisten. Wenn man Erasmus, was man wohl darf, als deutschen Humanisten in Anspruch nimmt, bleiben von den 24 Bändchen, deren Inhalt angegeben ist, recht wenige für die ausländische Litteratur übrig. Nun ist aber gerade die italienische Renaissance-Litteratur reich genug an lateinischen Litteraturdenkmalen, die nicht nur an sich interessant, sondern deswegen wichtig sind, weil sie einen bedeutenden Einflufs auf die gesamte Litteratur jener Zeit geübt haben. Vielleicht könnten einzelne philosophische Dialoge, Invectiven, letztere wenigstens zur Probe einer zeitweise sehr modegewesenen Litteratur aufgenommen werden. Auch den französischen Humanismus hätte ich gern berücksichtigt gesehn. Vielleicht geben die unten folgenden bibliographisch-kritischen Berichte über diesen wenig beachteten Raum unseres Gebietes einige Hinweise, welche die Herausgeber befolgen können. Schade, dafs das Epos des Val. Varannus über die Jungfrau von Orleans jüngst in Frankreich gedruckt worden ist (vgl. oben S. 261 fg.). Oder sollte dieser Neudruck, der auf Frankreich und auch dort auf einen kleinen Kreis beschränkt geblieben ist, kein Hindernis für eine Erneuerung in Deutschland sein? Jedenfalls müfste das Epos überhaupt in der neuen Sammlung Berücksichtigung finden, schon um dem Drama ein Gegengewicht zu bieten. Unter den 24 Nummern sind 9 Dramen; das scheint mir eher zu viel als zu wenig. Eine derartige Sammlung mufs möglichst bestrebt sein, ein Gesamtbild der Produktion zu geben und daher, soweit es angeht, den Stoff gleichmäfsig verteilen; durch die hier beliebte Bevorzugung einer Richtung wird die Anschauung verschoben. Was heute von den Gelehrten mit besonderer Vorliebe be-

trachtet und behandelt wird, braucht deswegen nicht den Höhepunkt der Litteratur jener Zeit zu bezeichnen. Bei dem Drama ist dies, man kann sagen: glücklicherweise nicht der Fall. Was nun das Epos betrifft, so giebt es in jener Periode eine Unzahl Städtegedichte: geschichtliche Erzählungen und Beschreibungen, aus denen das eine oder andere ausgewählt werden könnte; es giebt z. B. von Eoban Hesse und Jak. Micyllus, um nur zwei Poeten zu nennen, die in diesem Genre am glücklichsten waren, manche Gedichte auf Lokalereignisse, historische Begebenheiten, von denen wohl eines oder das andere eine Erneuerung verdiente. Sollte eines derselben nicht ausführlich genug sein, um ein Bändchen zu füllen, so könnten mehrere zusammengenommen werden. Ich halte es wenigstens bei einer derartigen Sammlung durchaus nicht für ungeeignet, dafs die einzelnen Bändchen Verschiedenartiges enthalten: Auswahlen, Proben oder wie man solche Zusammenstellungen bezeichnen will. Die Herren Herausgeber waren, als sie zuerst von ihrem Plane mit mir sprachen, einer Einreihung solcher Bände abgeneigt, vielleicht weil sie den Vergleich mit dem Unwesen der „Blüten und Perlen“ und ähnlicher Goldschnittbände fürchteten, müssen aber jetzt wohl ihre Abneigung aufgegeben haben, wie die Aufnahme der von G. Ellinger zu besorgenden Auswahl „Lyriker des 16. Jahrhunderts“ beweist. Ellingers Sammlung bilde den Anfang. Seine Studien beziehen sich, soweit ich über dieselben unterrichtet bin, auf die lateinischen Dichtungen deutscher Dichter; vielleicht schliefsen sich die ähnlichen Poesien der Franzosen und Italiener an. Die am Anfange des 17. Jahrhunderts erschienenen Sammlungen Delitiae poetarum Gallorum, Italorum, Germanorum sind selten und völlig veraltet; sie bedürften einer Erneuerung, wobei freilich nur der Gedanke jener Sammlungen, nicht aber die Ausführung beibehalten werden dürfte. Finden solche Zusammenstellungen aber überhaupt einen Platz, so möge auch der Briefe gedacht werden. Es früge sich, ob nicht eine der von Joach. Camerarius herausgegebenen Briefsammlungen einfach wiederholt werden könnte. Aufserordentlich empfehlenswert würde aber eine Auswahl von Briefen des Erasmus sein. Da wir auf eine kritische Ausgabe der gesamten Erasmischen Korrespondenz wohl noch für sehr lange verzichten müssen — denn sie ist ein bändereiches und sehr schwieriges Werk — so wäre eine solche Auswahl freudigst zu begrüfsen.

Doch nun sei es genug der Wünsche und Betrachtungen. Sie sollen keineswegs Kritik üben an dem schönen Plane und der verständigen Art der Ausführung, sondern meine grofse Sympathie für das Unternehmen bekunden. Der guten Ausführung seitens der Unternehmer und der einzelnen Herausgeber bin ich sicher; nur wünsche ich den Ersteren treue Erfüllung der von den Mitarbeitern gegebenen Versprechungen und stetiges Ausharren des lesenden und — kaufenden Publikums.

III. Frankreich.

In der Geschichte der wissenschaftlichen Beschäftigung bemerkt man etwas ähnliches wie in der Tagesgeschichte. Wie hier nämlich ähnliche Vorfälle an verschiedenen Orten fast gleichzeitig sich ereignen, oft unabhängig von einander, nicht der eine bewufste Nachahmung des andern, so begegnet es auch in der wissenschaftlichen Arbeit, dafs ein bisher wenig gepflegtes Gebiet fast gleichzeitig an verschiedenen Orten Bearbeiter findet. Eine solche Erscheinung, erklärlich in den technisch-naturwissenschaftlichen Fächern, weil bei ihnen ein praktisches Bedürfnis zu Neuem treibt und gleiche Anregungen an den verschiedensten Stellen wirksam werden, bleibt in geschichtlichen Arbeiten seltsam. Trotzdem ist sie häufig genug. In der später folgenden Übersicht über italienische Renaissance-Litteratur wird darauf hingewiesen werden, dafs eine bis dahin ungedruckte Schrift eines italienischen Humanisten fast gleichzeitig dreimal gedruckt worden ist, ohne dafs etwa ein Gedenktag, die Auffinduug einer unbekannten Handschrift, oder eine neuerlich laut gewordene Anregung zu dieser Publikation Veranlassung gab. So wird auch das sehr wenig gepflegte Gebiet des französischen Humanismus ziemlich gleichzeitig von verschiedenen Seiten her in Angrift genommen. Dafs dabei ein Jahrhunderte lang vergessenes Gedicht auf die Jungfrau von Orleans, auf das ich vor einigen Jahren wieder aufmerksam gemacht, jetzt in Frankreich neu gedruckt worden ist, ohne dafs dem Herausgeber mein Aufsatz bekannt gewesen zu sein scheint, ist oben Seite 261 fg. gezeigt.

Auch sonst bekundet sich in Frankreich das Interesse für jene Zeit, besonders auch für die litterarischen Produkte derselben. Drei Veröffentlichungen sind hier anzuführen: eine kürzere Mitteilung, eine Studie und eine gröfsere Publikation mit manchen begleitenden Beilagen. Die Mitteilung des Herrn Ch. von Beaurepaire, des Vorsitzenden der Gesellschaft der Bibliophilen der Normandie*) betrifft eine in der Blütezeit des Humanismus erschienene Arbeit, nämlich die von dem Erzbischof Richard, Primas von Irland geschrieben, von Jean Le Seur, einem Pfarrer in Rouen herausgegebene *Summa domini Armacani in questionibus armenorum noviter impressa et correcta magistro nostro Johanne Sudoris, cum aliquibus sermonibus ejusdem de Christi dominio.* Die Schrift ist dem Dekan einer Rouener Kirche Le Gras und dem Abbé Jacques Hommet gewidmet und in Paris bei dem bekannten Drucker J. Petit gedruckt. Über die drei Rouener Geistlichen aus der Renaissancezeit werden ausführliche gelehrte Notizen gegeben, dabei auch Nachrichten über das Collège de Navarre, dessen Schüler Le Gras war. Le Gras gestorben 1536,

*) Die Mitteilung soll nach einer Notiz in Le Bibliophile als besondere Brochüre, Rouen, imp. Cagniard, 28 Seiten in 4° erschienen sein; doch ist dies wohl eine Verwechselung mit dem denselben Umfang einnehmenden Compte rendu der 51. Generalversammlung der société des bibliophiles normands, welcher mir durch die Gefälligkeit des Herrn von Beaurepaire zugegangen ist.

Hommet gestorben 1523, werden von Le Sueur (Sudoris), gestorben 1541, übermäfsig gefeiert; Le Sueur mufs auch an der Pariser Universität sich eines guten Rufes erfreut haben, da er an derselben (1531—1540) eine geachtete Stellung einnahm. Le Sueur veröffentlichte das theologische Werk des irländischen Erzbischofs aus dem Jahre 1346, das er wohl im Manuskript in der Bibliothek des Navarra-Collegs fand, weniger aus wissenschaftlichen, als aus praktisch-theologischen Gründen: zur Verteidigung der sefshaften Geistlichen gegen die Bettelmönche, welche er, nach der Sitte jener Zeit, nicht eben mit sehr höflichen und liebenswürdigen Ausdrücken benennt.*)

Die Untersuchung Abel Lefrancs über die Anfänge des Pariser Collège de France**) ist von sehr grofsem allgemeinem Interesse. Aus diesem Grunde sei hier eine gröfsere Analyse derselben gegeben. Schon 1517 wollte Franz I. ein collegium trilingue, eben eine wissenschaftliche Anstalt im Sinne des Humanismus begründen. Man dachte dabei an Erasmus als Leiter oder als eigentlich bestimmende Persönlichkeit, der aber lau auf den Gedanken einging; aber auch dem Anreger war es nicht sonderlich ernst mit dem ganzen Plan. 1531 dachte der König aufs Neue an eine derartige gelehrte Anstalt, diesmal an ein Institut speziell für griechische Sprache; der Gedanke aber wurde fast so schnell aufgegeben wie er gefafst wurde. Unterdessen waren mehrsprachliche Lehranstalten an verschiedenen Orten gegründet worden. Im Hinblick auf diese, fühlte Franz I., dafs er hinter den Anderen nicht zurückstehen dürfe. Trotzdem ist nicht er, sondern Budé der eigentliche Gründer der Anstalt. Dessen Vorrede zu den „Commentarien über die griechische Sprache" ist mehr der Ausdruck der allgemeinen Unzufriedenheit über die Verzögerung der lange in Aussicht gestellten Gründung, als Wiederholung einer oft vorgetragenen Bitte. Sie hatte den unmittelbaren Erfolg, dafs Lehrer berufen und eingesetzt wurden. Gleichwohl existiert ein eigentliches Edikt über die Einrichtung einer Lehranstalt für die alten Sprachen nicht; die Behauptung, dafs ein solches vorhanden sei, und zwar vom 24. März 1529 [richtiger 1530] stammt aus dem 1612 erschienenen Werke des du Breul, Théâtre des antiquités de Paris, ist aber dahin zu berichtigen, dafs vom Frühjahr 1530 an einige Professoren zu lesen anfingen und vom

*) Wenigstens in einer Anmerkung soll eine in diesen Zusammenhang gehörige kleine Arbeit angeführt werden: die Notes von Abel Lefranc über la Nation d'Allemagne à l'Universitè de Paris au XV siècle, in dem Bulletin de la société d'histoire et de géographie de l'Univeristé de Liège 1890. Ich kenne die kleine Arbeit nur aus einem Citat, ebenso (durch einen kleinen Artikel des ‚Bibliophile') die Schrift des verstorbenen Auguste du Boys in Limoges — herausgegeben von seinem Sohne Emile du Boys über ihren Ahnen: Un magistrat érudit du XVI siécle. Siméon Du Boys (1536—1581). Lettres inédites publiées et annotées Chartres, Impr. Durand 1890, 40 Seiten. Der in dieser Schrift Behandelte war Beamter und Gelehrter, z. B. Herausgeber der Briefe Ciceros an Attikus (1550).

**) Les orgines du Collège de France par Abel Lefranc. (Der Name des Verfs. ist schon in der vorigen Anm. genannt). Extrait de la Revue internationale de l'Enseignement 15. Mai 1890. Paris, A. Colin et Cie, éditeurs, Sep. Dr. 27 SS.

Könige für ihre Tätigkeit bestimmte Gehälter angewiesen erhielten. Einen bestimmten Namen hatte die ganze Einrichtung in der ersten Zeit nicht; weder die Bezeichnung: Collège royal, noch die andere: Collège des trois langues stammt aus dem 16. Jahrhundert; höchstens kommt für die Lehrer die Benennung: Eloquiorum sacrorum regii interpretes vor. Erst 1610 als der Grundstein eines Gebäudes für die Anstalt gelegt wurde, erscheint zum ersten Male die Bezeichnung: collège royal. Bis 1610 hatte die Anstalt auch keine bestimmte ihr gehörige Unterkunft; die Vorlesungen fanden vielmehr in den Räumen verschiedener älterer Collèges statt. Von Anfang an existierten zwei Lehrstühle für das Griechische, zwei für das Hebräische, einer für Mathematik; erst 1534 wurde durch die Ernennung des Bartholomäus Latomus einer fürs Lateinische hinzugefügt. Daneben gab es einige häufiger wechselnde freie Kurse.

So eifrig die Humanisten, sowohl die an der Anstalt tätigen, als die fernstehenden, im Lobe der neuen Einrichtung waren, so sehr sie von Schülern, teilweise hochangesehenen und hochgestellten Männern, aufgesucht und geschätzt wurden, so begegneten sie in ihrer Stellung manchen Schwierigkeiten. Einerseits wurden sie von den Mitgliedern der Sorbonne scheel angesehen, die sich als Altbesitzer durch die Neuankömmlinge geschädigt glaubten, andererseits hatten sie grofse Schwierigkeiten, ihre Besoldungen regelmäfsig und in dem ausgemachten Betrage zu erhalten: ein von Vatable und Toussaint, zwei der Erstberufenen an den Kardinal du Bellay 1534 geschriebener Brief illustriert diese Schwierigkeiten aufs Deutlichste. Von diesen Lehrern werden durch Lefranc aufser den beiden Ebengenannten, Danès, Oronce Finé, Guidacerius, Paradis, eigentlich Canossa, ein getaufter Jude, kurz charakterisiert.

Der Hauptkampf zwischen der Sorbonne und dem Collège de France — es sei gestattet, diesen gebräuchlichen, wenn auch für jene erste Zeit nicht zutreffenden Namen hier anzuwenden — begann 1533. Die Sorbonne nahm den Anlafs zu ihrem feindlichen Auftreten aus den übrigens noch erhaltenen Anschlägen, durch welche die Professoren an den Mauern ihre Vorlesungen ankündigten. Sie machte den Versuch, durch Parlamentsbeschlufs den kühnen Interpreten der heiligen Schrift das Abhalten ihrer Vorlesungen zu verbieten oder es ihnen nur in dem Falle zu gestatten, dafs sie sich seitens der Sorbonne einer Prüfung unterzögen. Die Prozefsakten (Anklage und Verteidigungsschrift) sind noch erhalten; man sieht, es ist der alte Kampf des Humanismus mit der Theologie; die Theologen halten für die Erklärung der Bibel eine theologische Vorbildung für notwendig, die Humanisten erheben den Anspruch, die Bibel ebensogut wie jeden andern alten Schriftsteller philologisch zu erklären. Eine Entscheidung in dem merkwürdigen Prozesse scheint nicht erfolgt zu sein; tatsächlich wurden die Philologen in Ausübung ihrer Tätigkeit nicht gehindert.

Wenn sie aber auch die Tatsache, dafs die Sorbonne praktisch auf die Befriedigung ihrer Ansprüche verzichten mufste, als einen Gewinn bezeichnen konnten, vermochten sie ihre Lage nicht zu verbessern. Ihre Stellung blieb eine prekäre. Die pomphafte Ankündigung einer Kommission zum Bau eines Gebäudes für das neue Institut blieb auf dem Papiere; freilich erhielten die Professoren 1546 einen besonderen Gerichtsstand, ihre Korporation wurde damals als juristische Person anerkannt. Dieses Jahr kann man daher als eigentliches Gründungsjahr des Instituts ansehen, erst später durch Heinrich II. und Carl IX. erlangten diese Anfänge eine gewisse Fortsetzung. Aber erst 1610 wurde, wie bereits bemerkt, der Grundstein zum Gebäude für das neue Institut gelegt; erst dann fingen die Zustände an, sich zu consolidieren.

Im Vorstehenden habe ich, ohne eigenes Hinzutun, den Gang der Darlegung Lefrancs dargestellt. Den vielen widersprechenden Behauptungen, der üblichen Verherrlichung Franz I. als glorreichen Begründers des Collège de France gegenüber war es nötig, dieser kritisch-nüchternen, aus unbekannten Archivalien, besonders den Rechnungsbüchern geschöpften Darstellung Schritt für Schritt zu folgen. Einwendungen gegen die Resultate des Verfassers habe ich nicht einzulegen; nur ein paar Kleinigkeiten möchte ich hervorheben. Die Stelle Seite 7 hätte etwas conciser gefafst werden können: von den Universitäten Heidelberg, Wien, Wittenberg, Erfurt kann man nicht sagen, dafs sie für die Zeit vor und bis 1530 un enseignement en quelque sorte intermittent für das Studium der alten Sprachen hatten. Bestimmtere Nachweise sind leicht in der oben erwähnten Zusammenstellung von Bezold (oben Seite 474 fg.) und in Hartfelders Abhandlung (oben Seite 404) zu finden. Seite 20 heifst es: 1533 sei die Zeit „der berühmten von dem Rektor Copus vorgelesenen Rede Calvins". Das scheint mir ein bischen viel vorausgesetzt; nicht jeder wird sogleich wissen, dafs es sich um die Rede „über die christliche Philosophie" (Kampschulte, Calvin I., 244) handelt; ich dachte z. B., bevor ich mich aus Kampschulte eines Besseren überzeugte, an die Rede des Joh. Copus: De restitutis a Christianissimo Francorum rege Francisco literis, Paris 1535, die in diesem Zusammenhang umsomehr eine Erwähnung verdient, weil sie grade die Übertreibung zeigt, mit welcher humanistische Redner den humanistenfreundlichen König priesen. Auch wird nicht Jeder ohne irgend welche Bemerkung wissen, dafs diese Calvin-Copsche Rede an der Sorbonne gehalten ist, an der Stätte also, von wo die Verfolgungen gegen die königlichen Professoren ausgingen. Daselbst Seite 20 wird in dem Anschlag des Guidacerius die hebräische Grammatik des Moses Rinicius erwähnt. Sollte hier nicht ein Schreib- oder Druckfehler vorliegen?

Im Anschlufs an diese eine Pariser Anstalt betreffende Untersuchung soll eine kleine Schrift kurz genannt werden, die, wenn auch nicht eben auf den französischen Humanismus bezüglich, doch hier eine Nennung verdient, weil sie sich auf das damalige Paris bezieht: Luca

Beltrami. Description de la Ville de Paris à l'époque de François I. (1517) d'aprés un manuscrit inédit de la bibliothèque nationale de Milan. 1889. Es scheint ein Separatdruck, der in einer Mailänder Druckerei in 200 Exemplaren hergestellt ist, doch ist die Zeitschrift nicht genannt, welcher der Aufsatz ursprünglich einverleibt war. Der Verfasser der hier im italienischen Originaltext und in französischer Übersetzung abgedruckten Schilderung von Paris ist Alberto de Vignato, Generalkommissar der von französischen Truppen okkupierten italienischen Festungen. Er hat Paris 1517 besucht, war Zeuge des am 2. Februar 1517 in der Kirche Notre-Dame gefeierten Bündnisses zwischen Franz I. und Karl V. Die Beschreibung hat Wert, weil sie von einem verständigen Beobachter herrührt; einzelne selbst erlebte Vorfälle werden z. B. mitgeteilt, die als Bereicherungen der zeitgenössischen Chronik gelten können. Dagegen ist Anderes recht überflüssig, z. B. ein Verzeichnis sämtlicher französischer Könige mit Angabe der Regierungsjahre, nach den Statuen aus der Sainte Chapelle. Wichtig ist namentlich ein Moment, das den stärksten Gegensatz gegen die humanistischen Beschreibungen jener Epoche bildet, die Abwesenheit nämlich jedes rhetorischen Bombastes, jeder überflüssigen Deklamation. Wenn der Verfasser Bilder oder Kunstdenkmäler sieht, so gerät er nicht in Entzücken, das ihn wortreich oder wortlos macht, sondern er beschreibt schlicht und einfach; er bleibt nie bei allgemeinen Redensarten stehen, sondern läfst es sich nicht verdriefsen, zum Beispiel Entfernungen auszumessen, die Gröfse von Paris und Mailand bis ins Einzelne gegenüberzustellen und dergleichen mehr. Nicht Alles ist wörtlich zu nehmen, zum Beispiel die gleich am Anfang erwähnten 30000 Schüler beziehungsweise Studenten. Der Herausgeber hat seine im Ganzen wörtliche Übersetzung mit zahlreichen Anmerkungen begleitet, welche manche Behauptungen des Textes richtig stellen, einige notwendige Erläuterungen geben und so die Veröffentlichung auch dem Nichtfachmanne verständlich machen.

Die grofse Publikation endlich ist einem höchst interessanten Werke gewidmet, das mindestens der Zeit des französichen Humanismus angehört, wenn es auch eigentlich nicht die Tendenzen desselben zum Ausdruck bringt.*) Es handelt sich um das Mysterium der

*) Le mystère des trois Doms joué à Romans en MDIX publié d'après le manuscrit original avec le compte de sa composition, mise en scéne et représentation et des documents relatifs aux réprésentations théatrales en Dauphiné du XIV au XVI siècle par feu Paul-Emile Giraud, ancien député, ancien correspondent du ministère de l'instruction publique et Ulysse Chevalier, chanoine honoraire, membre non resident du comité des travaux historiques. Lyon, librairie ancienne d'Auguste Brun, Rue du Plat 13, à l'enseigne de la Providence 1887. 592 SS. in 4°. Die Veröffentlichung entspricht nicht ganz ihrem Titel, denn sie enthält nur den Text des Mysteriums, nicht aber die sonst erwähnten Beigaben. Letztere sind nachgeliefert in einer kleineren Oktavpublikation, 40 und 68 Seiten, irre ich nicht, einen Separatabdruck aus der von Herrn Chevalier in Romans herausgegebenen Zeitschrift Bulletin d'histoire ecclésiastique et d'archéologie religieuse des diocèses de Valence, Gap, Grenoble et Viviers, die bereits

drei Heiligen, Severin, Exuperus und Felician. Ihnen wird eine gewaltige Dichtung von 11289 Versen gewidmet (also nur ein paar Hundert Verse weniger, als die beiden Teile von Goethes Faust zusammengenommen enthalten). Es wurde zum ersten Male Pfingsten 1509 aufgeführt, im 16. Jahrhundert häufig wiederholt, am Ende des 18. Jahrhunderts aufs Neue erwähnt, nicht eben in sehr wohlwollender Gesinnung, im 19. Jahrhundert, da man jenem Litteraturzweige, den Mysterien überhaupt gröfsere Beachtung zu schenken anfing, fleifsig beachtet. Das Original des Mysteriums wurde 1881 auf einem Kornspeicher aufgefunden und bildet die Grundlage der neuen Ausgabe; das Manuskript gehört jetzt den Schätzen der Pariser Nationalbibliothek an, wohin es als Schenkung gelangte. Der Verfasser des Mysteriums ist der Kanonikus Siboud Pra (Siboudus de Prato) zu den angesehenen Personen der Stadt Grenoble gehörig, der dort zwischen 1495—1518 vielfach als Dichter, Veranstalter der offiziellen Festlichkeiten zu Ehren Franz I., der Königin Claudia und Anderer genannt, auch als Kalligraph besonders geschätzt war, von dessen Leben und litterarischer Wirksamkeit man sonst nicht viel weifs. Man kennt sein Honorar: 150 Gulden, aufserdem Entschädigung für seine und seines Sekretärs Beköstigung während 8 Monaten; denn diese kurze Zeit brauchte der fleifsige Mann zur Ausarbeitung und Einführung des gewaltigen Werkes. Die dichterische Arbeit nahm aber nicht etwa die ganze Zeit in Anspruch; vielmehr war diese Seite der Tätigkeit schon Anfang März abgeschlossen und die folgenden Wochen und Monate wurden nur dazu verwendet, das Werk zur Aufführung vorzubereiten und alle die Wünsche der designierten Darsteller einigermafsen zu befriedigen. Kaum hatte man den Vertrag geschlossen, so bereute man ihn; denn man sah in Romans den eigentlichen Mysterium-Spezialisten jener Zeit (souverainmaistre en telle compositure) Chevalet, der aber, da er merkte, dafs ein Konkurrent an der Arbeit war, verschwand und erst wiederkam, kurz vor der Aufführung, um im Auftrage der Unternehmer und auf Bitten eines Schauspielers verschiedene Rollen zu ändern. Natürlich bekam er dafür wie für seine erste Reise Vergütungen, die verhältnismäfsig viel höher waren, als die dem eigentlichen Dichter gewährten Honorare. Auch den guten Pra mufste die zur Begutachtung des Stückes eingesetzte Kommission zu so vielen Änderungen nötigen, dafs sie sich veranlafst sah, ihm für die besondere Mühe eine Extraentschädigung von 9 Gulden zu gewähren. Ein gewinnbringendes Geschäft war für die Stadt Romans die erste Aufführung ihres Mysteriums nicht; vielmehr stand der Gesamteinnahme von 738 Gulden (einschliefslich einer Summe für den Verkauf von Materialien, De-

im 10. Jahrgang steht und mancherlei Interessantes zur französischen Provinzialgeschichte, einzelnes Wenige auch zur Litteraturgeschichte enthält. Diese besondere Publikation führt den Titel: Mystère des trois Doms joué a Romans en 1509. Documents rélatifs aux répresentations théatrales en Dauphiné de 1400 à 1535. Romans, ohne Jahreszahl und ohne Angabe des Druckers.

korationen u. s. w.) eine Gesamtausgabe von 1737 Gulden gegenüber. Das grofse Mysterium war bis zu seiner jetzigen Veröffentlichung vollständig unbekannt; Petit de Juleville in seinem Werke über die Mystères (2 Bände, Paris 1880) war auf eine Arbeit Guirauds angewiesen (1848), welche nur das Äufserliche, Aufführung, Kosten und dergleichen behandelte. Der Entschlufs der Stadt, das Mysterium abfassen zu lassen und zur Aufführung zu bringen, war hervorgerufen durch religiöse Erwägungen: man wollte den Heiligen, den drei Patronen der Kirche und der Stadt für das Aufhören der Pest danken, die in den vorhergehenden Jahren stark gewütet hatte. Eine Kommission wurde gewählt, aus 9 Mitgliedern bestehend, von denen 5 durch das Kapitel und eine Kirche, 4 durch die Stadt bestellt wurden. Die einzelnen Veranstaltungen, die von diesen für die Bühne, für alle möglichen Äufserlichkeiten getroffen wurden, können hier nicht berührt werden; die Mitteilungen über Kostüme, Dekorationen, Bau des Theaters würden uns zu sehr in Untersuchungen über Geschichte des mittelalterlichen Theaters in Frankreich verwickeln. Der Dichter folgt inhaltlich ganz genau, oft auch geradezu wörtlich dem Breviarium ar usum insignis ecclesie collegiate Beati Barnardi de Romanis (gedruckt z. B. 1518). Die drei von ihm behandelten Heiligen sind Bewohner der Stadt Vienne, welche während der Verfolgungen Marc Aurels das Martyrium erleiden. Lange bleiben ihre Körper in Brennier liegen. Zur Zeit des heiligen Paschasius, Bischofs in Vienne, erscheinen die Märtyrer dem Diakon Tertius. In Folge dieser Offenbarung werden ihre Reliquien mit grofser Pracht in eine benachbarte dem heiligen Romanus gewidmete Kirche gebracht und später von Barnard, dem Erzbischof von Vienne, nach dem von ihm in Romans gegründeten Kloster überführt. Diese Geschichte wird in ein recht langatmiges Drama verwandelt, in welchem nicht weniger als 98 Personen agieren. Leider giebt es im Original Zutaten, die uns selbstverständlich erscheinen, nicht, z. B. ein Personenverzeichnis. Auch der neue Herausgeber hat es nicht für nötig gehalten, ein solches zusammenzustellen, wie denn überhaupt litterar-historische, ästhetisch-kritische Bemerkungen über den Wert des Stückes, sein Verhältnis zu ähnlichen Stücken, über Komposition, szenischen Aufbau, vor allem Sprache und Metrum vollständig fehlen. So dankbar auch die archivalischen Notizen begrüfst werden müssen, welche von dem Herausgeber geboten werden — für die äufsere Theatergeschichte sind sie aufserordentlich wichtig — so wären gewifs solche litterarisch-kritische Ausführungen von gröfserm Wert gewesen. Um einen Begriff von der Ausführung zu geben, sei erwähnt, dafs Dame Silence das Stück beginnt durch ein Gespräch mit Asien, Afrika, Europa den Prolog ausfüllend, dafs schon in den ersten 1000 Versen der Kaiser Severus, Julia seine Frau, Argentina seine Tochter, die Senatoren Panpinianus, Damassianus, Aurelianus, Corintida, ein römischer Herold, ein Diener des Kaisers, Armand, Gotta und Bassian, Söhne des Kaisers, der erstere mit seinen Dienern, Tartaron und

Aranus, der letztere mit seinen Rittern, Gauvain und Baudouin, ferner die 4 Tyrannen: Brisebarre, Ferragus, Machebourre, Agrippart, ein Türhüter des kaiserlichen Konsistoriums auftreten. — In den folgenden christlichen Partieen des Stückes erscheinen nicht blofs die genannten Märtyrer, sondern ihre Verwandten: Vater, Mutter, Schwester, Stadtbehörden verschiedenen Ranges, Richter, Henker, Geistliche u. s. w.

Ich vermeide es, ausführlich in die Einzelheiten einzugehn. Nur ein paar gelegentlich bemerkte Kleinigkeiten greife ich heraus. Der Kaiser Severus begrüfst seine Gattin mit den Worten: Bon jour ma dame, Argentina redet ihre Mutter gleichfalls mit Dame an. Der Kaiser legt sich coram publico in sein Bett, nachdem er sich bei seiner Frau wegen seiner Schlaflust entschuldigt und ein Diener, wie es in der Bühnenanweisung heifst, recloue les pandans du lit. In einer spätern Szene wacht der Kaiser, in Folge eines heftigen Gesprächs Gotas mit den Senatoren — Gota hat den, welcher seine Entfernung vom Thron geraten, erschlagen — auf. An ähnlichen Naivetäten, die man nicht obscön nennen darf, ist kein Mangel. Die Kaiserin sagt z. B.; von ihrem Sohne redend: quand te fis. Der Herold sagt zu Bassian: sein Vater habe grand faim de le voir. — Als Severus sehr wütend ist, bittet ihn seine Tochter, nicht „in Melancholie zu geraten". — Der getödtete Senator wird auf der Bühne in's Grab gelegt. — Scenenbezeichnungen giebt es nicht. Das Stück ist aber auch nicht in Akte geteilt sondern in „Tage", eine Abteilung wird einmal bezeichnet „L'apré disgnée". — Unabsichtlicher Humor findet sich wohl häufiger als absichtlicher. Vielleicht gehört es zur letzteren Gattung, dafs Simonet auf die Bemerkung seines Unterredners „Ich sterbe vor Hunger" entgegnet: „La fricassée estoit bonne hier au disner". Oder die Art und Weise wie die Henker sprechen, deren Name: Torchemuseau Poudrefine gewifs schon komisch wirken sollen. Die Executionen werden eine nach der andern bis in alle Einzelnheiten vorgeführt mit allerlei rohen Scherzen der Henker. Von irgend welcher szenischer Verknüpfung ist nicht die Rede. Die Bühne bleibt häufig leer. Die Personen, die in der einen Szene zu tun hatten, verschwinden, dann treten andre auf, die bisher noch nicht da waren. Über Eintreten und Abgehn der genannten Personen werden nicht immer genaue Anweisungen gegeben. Das Drama, in französischer Sprache, ist durchaus kein humanistisches Erzeugnis, der Verfasser ist kein Gelehrter. Trotzdem kann er gewisse gelehrte Allüren nicht unterdrücken. So bringt er gewifs nicht ohne Absichtlichkeit in den römischen Partieen, den Szenen, welche die kaiserliche Familie schildern, häufige Erwähnungen der römischen Götter: Venus, Jupiter, Merkur, Mars; als einer der Tyrannen dem Königssohn Bassian seine Dienste anbietet, motiviert er dies mit den Worten: er werde seine Herrschaft besser schützen als „Hector von Troja". — Von irgend welcher Nachahmung des Altertums oder Einwirkung der klassischen Schriftsteller ist nicht

die Rede; das Ganze ist ein durchaus mittelalterliches Produkt, in welchem das Wehen einer neuen Zeit noch gar nicht zu spüren ist.

So wenig wir Deutschen aber den Italienern ihre Litteraturgeschichte zur alleinigen Bearbeitung überlassen, so wenig lassen wir auch die Franzosen im Bereiche der Geschichte des französischen Humanismus und der Litteratur des 16. Jahrhunderts walten. Mit grofser Freude begrüfsen wir daher zwei Werke, das eine allgemeinen, das andere speziellen Inhalts. Leider tritt aber bei dem ersten, der grofsangelegten französischen Litteraturgeschichte Birch-Hirschfelds*) wiederum der Fall ein, auf den bei diesen Renaissance-Berichten schon mehrfach hingewiesen werden mufste, dafs ich nämlich über dasselbe bereits anderweitig gesprochen habe und daher hier nicht nochmals sprechen kann. Ich möchte daher die Leser dieser Zeitschrift nur auf meinen längst gedruckten Artikel**) hinweisen, der Analyse und Kritik zu vereinigen sucht und könnte an dieser Stelle nur das Gute wiederholen, — wenn ich auch nicht Alles gleichmäfsig zu loben fand, — was ich an jener andern über das gelehrte und unterrichtende Werk gesagt habe, welchem der beste Fortgang zu wünschen ist.

Während Birch-Hirschfeld bei seiner grundlegenden Arbeit über französische Litteraturgeschichte des 16. Jahrhunderts der Renaissance-Bestrebungen nicht in dem Umfange gedenkt, wie es wünschenswert gewesen wäre, beschränkt sich Knod auf eine Würdigung dieser Bestrebungen. Freilich gehört die Veröffentlichung***) von der ich hier sprechen will, auch noch in einen andern Zusammenhang; sie würde in einem den Lesern dieser Zeitschrift mehrfach versprochenen Artikel, zu dem bereits mannigfache Materialien vorliegen, über Buchhandel und Bibliotheken im Zeitalter der Renaissance, gleichfalls Verwendung finden müssen. Denn sie giebt zunächst die Geschichte einer Renaissance-Bibliothek. Was das Letztere betrifft, so war es bekannt, dafs es auch in Deutschland viele Bibliotheken giebt, die eine reiche Anzahl Renaissancedrucke enthalten und gar manche, die noch geradezu auf Humanisten zurückgehn, die von diesen gesammelte Schätze verwahrend. So befinden sich, um nur etwas Bekanntes hervorzuheben, in Nürnberg und Augsburg viele aus alten Humanistenbibliotheken herrührende Büchersammlungen und einzelne Bücher; eine der merkwürdigsten Sammlungen aber ist die des Beatus Rhenanus in Schlettstadt. Von ihrem Reichtum hatten schon mannigfache Veröffentlichungen G. Knods, einzelne vorläufige Angaben und Mitteilungen Horawitz', vor allem Hart-

*) Geschichte der französischen Litteratur seit Anfang des 16. Jahrhunderts von Adolf Birch-Hirschfeld. Erster Band. Das Zeitalter der Renaissance. Stuttgart. J. G. Cotta Nachf. 1889. 302 und 50 SS. Anm.

**) Allgemeine Zeitung, 10. Nov. 1889 Beil.

***) Die Bibliothek zu Schlettstadt 1452—1889. Festschrift zur Einweihung des neuen Bibliotheksgebäudes am 6. Juni 1889 von Joseph Gény, Priester des Bistums Strafsburg, Stadtbibliothekar und Dr. Gustav Knod, Oberlehrer am Gymnasium. Strafsburg, Buchdruckerei von M. Du Mont-Schauberg 1889. (Leipzig in Kommission bei Otto Harassowitz) X, 75, XIII, 109 SS.

felders und Horawitz' prächtige Ausgabe des Rhenanusschen Briefwechsels Kunde gegeben; jetzt liegen neue authentische Berichte über dieselbe vor. Ich deute diese nur an, da ein näheres Eingehen auf diesen Abschnitt der wertvollen Abhandlung nicht in unsern Zusammenhang gehört. Schon Gény in seiner Abhandlung, Geschichte der Stadtbibliothek zu Schlettstadt — während die Knodsche den Titel führt „Aus der Bibliothek des Beatus Rhenanus. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus" — giebt einzelne Namen und Daten, die für Geschichte des Humanismus wichtig sind. Unter seinen Mitteilungen ist z. B. die Veröffentlichung des in einer handschriftlichen Chronik Gebwylers überlieferten Gedichtes Ludwig Dringenbergs hervorzuheben. Knod selbst geht näher auf die Entstehung der Bibliothek des Beatus Rhenanus ein, auf ihre Bestandteile: Ankäufe und Geschenke, giebt eine bibliographische Beschreibung der Bücher, soweit sie noch jetzt der Schlettstädter Stadtbibliothek angehören, unter Mitteilung der von dem ersten Besitzer herrührenden Inschriften, im Ganzen 275 einzelnen Schriften.

Wichtiger als dies ist für unsere Aufgabe — eben speziell für die Geschichte des französischen Humanismus, um die es sich augenblicklich handelt — der 1. Abschnitt der Knodschen Arbeit „Die Lehrjahre des Beatus Rhenanus in Schlettstadt und Paris 1485—1507" und der Anhang „Merkwürdigkeiten zur Geschichte des französischen Humanismus. Publius Faustus Andrelinus. Hieronymus Balbus. Gulielmus Tardivus". Die Liebhaber dieses Spezialteils unserer Litteraturgeschichte werden sich vielleicht bei Lesung dieser Namen meiner Studien zur Geschichte des französischen Humanismus erinnern (Vierteljahresschrift für Kultur und Litteratur der Renaissance Bd. I und Bd. II), in denen die hier genannten sonst wenig bekannten Humanisten wohl zum ersten Male wissenschaftlich behandelt worden sind. Die von Knod gebotenen Nachträge und Berichtigungen nehme ich dankbar an, namentlich die Notiz, dafs Rhenanus wirklich Schüler des Fausto Andrelini war — über eine mir unbekannt gebliebene Schrift s. unten. Dafs solche in ziemlicher Zahl nötig waren, erklärt sich besonders daraus, dafs ich meine Abhandlung nach Excerpten machen mufste, die ich bei einer 10—12 Jahre früher gemachten Studienreise gesammelt hatte und bei Abschlufs der Abhandlung nicht in der Lage war, die Excerpte mit den Originalen zu vergleichen und noch weniger, die kostspielige Reise noch einmal zu unternehmen und das zeitraubende Studium der Originale zu wiederholen. Dies hätte von Knod doch wohl erwähnt werden dürfen, der das gesamte von Rhenanus zusammengebrachte Material in bequemster Weise zur Hand hatte und keine sonderliche Mühe zu verwenden hatte, um Nachträge zu dem von mir erst mühsam Gesammelten zu geben. Auf alle von ihm vorgebrachten, sehr dankenswerten Einzelheiten einzugehen, ist unmöglich; es würde dadurch ein grofser Aufsatz entstehen über Dinge, die abgetan sind. Nur eine, bisher unbekannte Schrift, ist hervorzuheben: Invectiva in Faustum Balbi calumniatorem, die von einem Schüler des Letzteren,

wie Knod vermutet, J. Marianus herrührt. Es ist sehr anzuerkennen, dafs Knod von dieser Schrift, wahrscheinlich Unicum, einen sorgfältigen Abdruck (S. 97—102) und von den Schriften des Andrelini eine Bibliographie mit genauer Inhaltsangabe einer bisher unbenutzten Gedichtsammlung mitteilt.

Nur auf einen Punkt möchte ich etwas näher eingehen, weil er allgemeineres Interesse in Anspruch nimmt: die Frage nach der Autorschaft des 1513 erschienenen Dialogs de obitu Julii. Ich hatte (Vierteljahrsschrift I, S. 29 fg.) Andrelinis Anteil an der Abfassung jener Schrift aus sehr verschiedenen Gründen geleugnet; unter anderem hatte ich auch angeführt: von einer besonderen Aufmerksamkeit, die F. A. den Taten Julius II. widmete, wissen wir durchaus nichts. Nun veröffentlicht Knod, wie eben bemerkt, das Inhaltsverzeichnis einer mir unzugänglich gewesenen Gedichtsammlung Andrelinis. In derselben befinden sich Bittgedichte Andrelinis an Ludwig XII. und Kardinal Amboise, des Inhalts, seinen Bruder Andreas an Papst Julius II. zu empfehlen und ein direktes Bittgesuch des Dichters an den Papst selbst. Dazu bemerkt Knod, „von solchen Beziehungen Andrelinis zu Papst Julius II. war bisher nichts bekannt. Was wir im Epithalamium (eben der angedeuteten Gedichtsammlung) erfahren, ist um so wertvoller, als hierdurch auf die viel besprochene Frage nach der Autorschaft des noch jüngst von Geiger dem Erasmus zugeschriebenen anonymen satyrischen Dialogs de obitu Julii II. in unerwarteter Weise neues Licht fällt. Ohne mich auf eine nähere Untersuchung dieser Frage hier einzulassen, da sie aufserhalb des Rahmens meiner Aufgabe liegt, mufs ich doch hervorheben, dafs durch die hier aufgedeckten Beziehungen zwischen Faustus und Papst Julius II. die Urheberschaft des Faustus bedeutend an Wahrscheinlichkeit gewonnen hat.“

Ich bekenne offen, dafs ich diese Auseinandersetzung nicht verstehe. Man kann doch den Umstand, dafs ein Bettelpoet ein Bittgesuch an einen Papst richtet, und dies durch vornehme Gönner unterstützen läfst, keine Beziehungen nennen. Und dafs durch diese „Beziehungen“ die Autorschaft des Dichters wahrscheinlicher gemacht wird, während keiner der gegen dieselbe ins Feld geführten Gründe erschüttert wird, will mir auch nicht glaublich dünken. Jedenfalls bedarf es ganz anderer Zeugnisse, um Andrelini zum Autor jenes Dialogs zu stempeln. Dafs übrigens bei Zeitgenossen Erasmus als Verfasser der Schrift galt, geht aus dem, Vierteljahrsschrift II, 131 erwähnten Zeugnisse hervor.

Als Anhang zu dem Abschnitte über Frankreich möge der Hinweis auf zwei Veröffentlichungen gestattet sein, die wenigstens in mittelbarem Zusammenhange mit dem Gegenstande stehen, welcher uns hier beschäftigt. Der eine ist den Erzeugnissen der Buchdruckerkunst in Frankreich gewidmet. Der prächtig ausgestattete Band*) welcher durch das Ministerium des öffentlichen Unterrichts veranlasst

*) Thierry-Poux: Premiers monuments de l'imprimerie en France au XV. siècle. 1 vol. in fol. Paris, Hachette et Cie. 1890.

worden ist, enthält eine Reihe vortrefflicher durch Dujardin ausgeführter Heliogravüren der ersten Erzeugnisse der Buchdruckerkunst. Vielleicht ist es möglich auf Text und Inhalt später zurückzukommen.

Der Kunstgeschichte, welcher die ebenerwähnte Publikation in erster Linie zuzurechnen ist, gehört auch die Vorlesung an, mit welcher Courajod seinen Kursus von Vorträgen über Geschichte der Bildhauerkunst im Mittelalter und in der Renaissance eröffnet hat.*) Der hauptsächliche neue Gedanke, den er verträgt, ist der, dafs die Renaissance, soweit es die Bildhauerkunst angeht, von Norden, aus Flandern und Nordfrankreich kommt, nicht aber, wie bisher allgemein angenommen wurde, aus Italien. Wohlgemerkt: es handelt sich um die Kunst der Renaissance, speziell um einen besonderen Zweig derselben. Aus diesem Grunde kommt es uns nicht zu, die absonderlich klingende Behauptung im Einzelnen zu erörtern. Da aber Kunst- und Litteraturentwicklung niemals ganz getrennt von einander zu laufen pflegen, sondern Berührungen mit einander haben, die freilich nicht immer leicht erkennbar sind, so mufs auf diese originelle Ansicht hingewiesen werden, zu deren Unterstützung wohl gelegentlich Gründe aufgeführt werden können.

*) Courajod, Les origines de la Renaissance en France au XIV. et XV. siècle. Paris 1888.

Berlin. L. Geiger.

Nachrichten.

Die Deutschen Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von B. Seuffert sind aus dem Verlage der Gebr. Henninger in Heilbronn in den Verlag der Göschen'schen Buchhandlung zu Stuttgart übergegangen. Dem schon vor zwei Jahren ausgegebenen ersten Hefte von Gerstenbergs „Briefen über Merkwürdigkeiten der Litteratur" (Schleswigische Litteraturbriefe) ist nun das abschliefsende zweite mit A. v. Weilens umfangreicher Einleitung gefolgt. Von Karl Philipp Moritz Schrift „über die bildende Nachahmung des Schönen" besorgte S. Auerbach einen Neudruck, dem M. Dessoirs treffliche Studie „K. Ph. Moritz als Aesthetiker" (Berlin, C. Dunckers Verlag 1889) ergänzend zur Seite tritt. R. M. Werner lieferte eine ausgezeichnete kritische Ausgabe des Julius von Tarent und der dramatischen Fragmente von Leisewitz, und mit Heft 33, dem ersten vom Göschen'schen Verlage selbst ausgegebenen, beginnt A. Sauers kritische Ausgabe der „sämtlichen Werke von J. P. Uz".

De Faustsage in de Nederlandsche Letteren door P. Alberdingk Thijm (Gent, A. Siffer 1890) enthält neben einer Skizze von Fausts Leben und Angaben aus dem Volksbuche fast nur schon bei Engel angeführtes. Die Angabe, dafs in No. 280 und 282 von Engel dasselbe Werk angeführt wird, scheint nicht auf eigener Vergleichung der Ausgaben zu beruhen. Nicht in Engels Zusammenstellung finde ich folgende von Thijm angeführte dramatische Bearbeitungen: Rijndorp en J. van Hoven „De hellevaart van Dr. Joan Faustus, toonelspel. Amsterdam 1731 und W. Hempel „Faust en Mephistopheles of het verbond met den booge, volkwertelsel in 5 tafereelen, met een voorspel. Utrecht 1838. Vlaemische und holländische Übersetzungen werden von Thijm nicht wie von

Engel auseinandergehalten. — Von der N. F. I, 298 erwähnten Dissertation Gg. Josef Pfeiffers hat nach des Verfassers Tode B. Seuffert eine wesentlich erweiterte Umarbeitung (Würzburg, Verlag von Gg. Hertz 1890. 167 S. 8°.) herausgegeben: „Klingers Faust. Eine litterar-historische Untersuchung".

Albert Benda hat in dem lebendig und anmutig geschriebenen Aufsatze „Perseus und St. Jürgen" (Lübeck 1890. 40 S. 8°.), der ursprünglich als Vortrag in der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit in Lübeck gehalten wurde, einen interessanten Beitrag zur vergleichenden Mythen- und Legendendichtung geliefert. Nach einer frischen Schilderung der Bedeutung des heiligen Georg für die christliche Kunst in Deutschland, Rufsland, Frankreich und England wird der Zusammenhang der Legende von dem Drachentöter Georg, der eine Prinzessin vom Tode errettet, mit der alten Perseus- und Andromeda-Sage sachgemäfs dargelegt. Schon Goethe fügt der Beschreibung eines nach Tizian'schem Muster gefertigten Kupferstiches, welcher den geharnischten Ritter in seiner Befreiungstat darstellt, hinzu: „Zum Schlusse jedoch, ganz genau besehen, nach befragten Legendenbüchern, ist es eine christliche Parodie der Fabel von Perseus und Andromeda". — Dichter und Bildhauer des Altertums wurden nicht müde, sei es in feierlicher Erhabenheit, sei es mit pikantem und burleskem Witz, die Perseus-Sage zu schildern; und im Mittelalter berichtet das alte Lübecker Passional von 1492, eine niederdeutsche Bearbeitung der legenda aurea, einen besonders liebevoll mit Einzelzügen ausgestatteten Abschnitt von „Sunte Jürgen", dessen genauer Abdruck der kleinen Skizze von Benda zu besonderer Zierde gereicht. Die Hauptzüge des Mythos und der Legende: ein zur Strafe von der Gottheit aus dem Meere gesandtes Untier, eine demselben zur Sühne preisgegebene unschuldige Königstochter, und der himmlische Ritter, der im Augenblick höchster Lebensgefahr das Opfer befreit und dem weinenden Vater zurückgiebt, sind dieselben. Wie in der biblischen Sage die Schlange, so galt in der germanischen der Drache als Sinnbild des Bösen; das Gleiche begegnet uns auch bei anderen Völkern, z. B. den Japanern. In der christlichen Sage wird der Drachenkampf schiiefslich zu einem Kampfe der Mächte des Lichts über den Fürsten der Finsternis. Neben Sankt Jürgen steht in der mittelalterlichen Kunst Sankt Michael als Sinnbild desselben Erlösungsgedankens.

Kiel. Alfred Biese.

N. F. I, 260 hat A. Biese für das Wort „romantic" die älteste Belegstelle aus Addisons Reisebericht 1701—1703 erbracht. John Evelyn gebraucht es in seinem Diary 27. Juni 1654: „There is also on the side of this horrid Alp — der Felsen von St. Vincent bei Bristol — a very romantic seat", und 3. August berichtet er von Sir Guy's. Grotte: „'Tis a squalid den made in the rock, crown'd yet with venerable oakes and looking on a goodly streame, so as, were it improv'd as it might be, 'twere capable of being made a most romantiq and pleasant place".

Das N. F. I, 447 angeführte Gedicht „the affectionate 'Prentice" ist bis auf einige unbedeutende Abweichungen im Texte gleichlautend mit der N. F. I, 128 erwähnten Ballade Henry Carey's „Sally in our Alley", die aber nicht 1715 sondern wahrscheinlich schon 1713 veröffentlicht wurde. Der letzte Vers, S. 448 Anm. ist zu lesen: „But not in our alley!"

Boston. Thomas Sergeant Perry.

Erklärung.

Nach Ausgabe des letzterschienenen fünften Heftes dieser Zeitschrift erfuhr ich, dafs zwischen Herrn Professor Dr. Krek und Herrn Dr. Kraufs persönliche Feindschaft bestehe. Ich erklärte mich Herrn Professor Krek zur Aufnahme einer sofortigen „Entgegnung" bereit und nahm auch die von ihm eingesandte „Abfertigung", trotz ihrer das Strafgesetz herausfordernden Schimpferei an, da Dr. Kraufs' Objektivität durch sein persönliches Verhältnis zu Professor Krek anfechtbar erschien. Professor Krek's Erklärung war bereits gesetzt und korrigirt, als der von der Reise zurückgekehrte Herr Verleger entschiedenen Einspruch erhob, dafs diese nichts weniger als sachliche Erwiderung in einem Werke seines Verlages erscheine. Ich teilte Herrn Professor Krek dies Hindernis mit und machte ihm folgenden Vorschlag: Die Redaktion erklärt öffentlich, da die Unparteilichkeit des Herrn Dr. Kraufs angefochten sei, eine zweite Rezension, deren Verfasser Herr Professor Krek selbst vorschlagen möge, im nächsten Hefte bringen zu wollen. Herr Professor Krek wies diese offene Erklärung als unmoralisch und unehrenhaft zurück, hält es aber für ehrenhaft, mich persönlich zu verdächtigen durch die Behauptung, der Einspruch des Verlegers sei von mir erfunden, um Dr. Kraufs zu schonen. Er droht meine Briefe drucken zu lassen. Ich habe keine Veranlassung ihre Veröffentlichung zu scheuen, wenn ich auch eine unautorisierte Drucklegung von Briefen moralisch und rechtlich unerlaubt finde. Jeder von persönlichen Beschimpfungen freien Entgegnung Herrn Professor Krek's steht diese Zeitschrift offen; in eine weitere Polemik werde ich, nachdem Herr Professor Krek Drohungen und Verdächtigungen beliebte, mich nicht einlassen.

Breslau, 15. September 1890.

Max Koch.

Der unterzeichnete Verleger dieser Zeitschrift bestätigt hierdurch seinerseits im Anschlufs an die vorstehende Erklärung des Herrn Professor Max Koch aus eigenster Entschliefsung den wahrheitsgemäfsen Inhalt derselben und betont ausdrücklich, dafs sein Entschlufs,

> die Aufnahme der injuriösen Abfertigung des Herrn Professor Krek in die Spalten dieser Zeitschrift unter allen Umständen zu verhindern,

ohne irgend welche vorherige Rücksprache mit Herrn Professor Koch, unmittelbar nach Kenntnis des Wortlautes der Abfertigung gefafst wurde. Die volle Berechtigung dieses Entschlusses war durch den das Strafgesetz streifenden Inhalt der Abfertigung geboten.

Berlin, 16. September 1890.
Dorotheenstrasse 55.

Rud. Krüger
in Firma: **A. Haack.**

